

ARCHÄOLOGIE UND NATION: KONTEXTE DER ERFORSCHUNG „VATERLÄNDISCHEN ALTERTHUMS“

ZUR GESCHICHTE DER ARCHÄOLOGIE
IN DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH
UND DER SCHWEIZ, 1800 BIS 1860



ARCHÄOLOGIE UND NATION: KONTEXTE DER ERFORSCHUNG „VATERLÄNDISCHEN ALTERTHUMS“

ZUR GESCHICHTE DER ARCHÄOLOGIE
IN DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH
UND DER SCHWEIZ, 1800 BIS 1860

Beiträge zur internationalen Tagung 7. bis 9. März 2012
im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg

Herausgegeben von Ingo Wiwjorra und Dietrich Hakelberg

IMPRESSUM

Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger
des Germanischen Nationalmuseums
Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg
Generaldirektor Daniel Hess

BAND 44

Ingo Wiwjorra, Dietrich Hakelberg (Hrsg.):
Archäologie und Nation: Kontexte der Er-
forschung „vaterländischen Alterthums“. Zur
Geschichte der Archäologie in Deutschland,
Österreich und der Schweiz, 1800 bis 1860.
Beiträge zur internationalen Tagung
7. bis 9. März 2012 im Germanischen National-
museum, Nürnberg

EDITORISCHE BETREUUNG

Christine Dippold

REDAKTION

Susanne Wagner-Arenz

ÜBERSETZUNGEN

Büro LS Anderson, Berlin

TITELABBILDUNG

Lithografierter Umschlagtitel zu Wilhelm Linden-
schmit: Die Räthsel der Vorwelt, oder: Sind die
Deutschen eingewandert? Mainz 1846. Privat-
besitz

BILDNACHWEISE

Die Urheberrechte liegen bei den besitzenden
Institutionen und/oder wie in den Bildunter-
schriften angegeben

SCHRIFT

Corporate S

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen National-
bibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© Verlag des Germanischen Nationalmuseums,
Nürnberg 2021
www.gnm.de



Publiziert bei arthistoricum.net,
Universitätsbibliothek Heidelberg 2021.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf
<https://www.arthistoricum.net> dauerhaft frei
verfügbar (Open Access).

URN: [urn:nbn:de:16-ahn-artbook-801-7](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:16-ahn-artbook-801-7)

DOI: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.801>

Text © 2021 Das Copyright liegt bei der
jeweiligen Verfasserin bzw. beim jeweiligen
Verfasser.

e-ISBN: 978-3-948466-84-8



Dieses Werk ist unter der
Creative Commons-Lizenz 4.0
(CC BY-NC-ND 4.0) veröffentlicht.

Diese Open-Access-Publikation wurde vom
Publikationsfonds für Monografien der
Leibniz-Gemeinschaft gefördert, wofür wir herz-
lich danken.



INHALT

- 5 Vorwort
- „Vaterländische Alterthumskunde“. Historische Rahmenbedingungen und Programmatik**
- 8 Wolfgang Burgdorf
1806 – Geschichtsverlust und Flucht in die Geschichte
- 14 Dietrich Hakelberg
Vaterländische Alterthumskunde. Sammeln und Bewahren in einer Umbruchzeit
- 32 Jens Schulze-Forster
Karl Benjamin Preusker als Akteur und Biograf der „vaterländischen“ Alterthumskunde zwischen 1810 und 1844
- 43 Wolfgang Adler
Gustav Friedrich Klemms *Handbuch der germanischen Alterthumskunde* und das Dreiperiodensystem
- Organisations- und Institutionalierungsansätze**
- 64 Gabriele B. Clemens
Grabungsfieber und Sammeleifer. Die archäologischen Aktivitäten der deutschen Altertumsvereine
- 79 Marianne Pollak
Frühe archäologische Denkmalpflege in der Habsburgermonarchie
- 106 Brigitta Mader
Hofreise mit Folgen. Die denkmalschützerischen Bestrebungen des österreichischen Kaisers Franz I. am Beispiel der antiken Reste von Pola/Pula (1816)
- 117 Stephan Karl
Der Fund der Negauer Helme aus der Perspektive „Central – Provincial“. Die Vorgeschichte zum k. k. Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 zur Einlieferung aller Altertümer anhand der zeitgenössischen Schriftquellen
- 142 Vladimír Salač
Tschechische Nationalbewegung, Revolution 1848 und die Wissenschaft. Jan Erazim Wocel und die erste mitteleuropäische Professur für prähistorische Archäologie in Prag
- 159 Jasper von Richthofen
Von der Aufklärung zur vaterländischen Alterthumskunde. Das Wirken der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz und der Beginn der archäologischen Forschung in der Oberlausitz

Erkenntnisinteressen im Wettstreit: Völker und Vorfahren

- 174 Stephan Lehmann
Zu den Anfängen der Klassischen und „vaterländischen“ Altertumskunde
- 188 Dietrich Hakelberg
Römische Kultur, helvetische Tugenden. Vaterländische Altertumskunde in der Schweiz vor der Entdeckung der Pfahlbauten
- 202 Hubert Fehr
Die Germanisierung der Frühgeschichte. Frühmittelalterliche Grabfunde in den Arbeiten von Wilhelm und Ludwig Lindenschmit
- 215 Sebastian Brather
„Sind die Urnen-Begräbnisse [...] slavischen oder deutschen Ursprungs?“ Vaterländische Altertumskunde im Bereich der „Germania Slavica“
- 238 Timo Saalman
Der Historische Verein zu Bamberg und die ethnische Deutung der oberfränkischen Grabhügel
- 253 Andreas Hüther
Keltische Forschungen im 19. Jahrhundert zum Zweck regionaler Identitätskonstruktionen. Eine Forschungsskizze

Profis und Dilettanten

- 262 Urs B. Leu
Eiszeit, Eolithen, Pfahlbauten und Darwin. Die Beiträge des Zürcher Paläobotanikers Oswald Heer zur Ur- und Frühgeschichte
- 273 Fred Mahler
Georg Otto Carl von Estorff – die „heidnischen Alterthümer“ und die Frühgeschichte der Bodendenkmalpflege in der Region Uelzen
- 283 Achim Leube
Die Insel Rügen und die Erforschung ihrer vorgeschichtlichen Denkmäler, 1800 bis 1860
- 299 Ingo Wiwjorra
Archäologische Reisen und Spaziergänge in der Heimat. Zwischen vaterländischer Erbauung, touristischem Freizeitvergnügen und wissenschaftlichem Interesse
- 313 Zusammenfassungen deutsch/englisch
- 326 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 327 Personenregister

VORWORT

Ingo Wiwjorra, Dietrich Hakelberg

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm das wissenschaftliche Interesse an einheimischen archäologischen Funden auffallend zu. Die neue Prosperität archäologischer Forschung spiegelte sich in einer wahren Publikationsflut. Neu entdeckte „heidnische“ Gräber und römische Mauerreste wurden beschrieben, gezeichnet und datiert, diskutiert und interpretiert. Die häufig reich illustrierten Monografien und Zeitschriftenbeiträge zum Thema gehen in die Tausende und sind durch das am Germanischen Nationalmuseum bearbeitete DFG-Projekt „Archäologische Forschungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz von der Auflösung des Alten Reichs bis 1852“ systematisch bibliografisch erfasst und digitalisiert worden. Über eine Online-Bibliografie kann ein großer Teil der forschungsrelevanten Monografien und Aufsätze aufgerufen und gelesen werden.¹

Die Rede von Unkenntnis und Ignoranz, Vernachlässigung, Verfall und Vergessen als Bedrohungen vaterländischer Schrift- und Sachaltertümer kehrt in den Texten der Epoche beständig wieder. Der Zahn der Zeit nagte an mittelalterlichen Ruinen und vorgeschichtlichen Geländedenkmalen, die in dieser Zeit erstmals unter staatlichen Schutz gestellt wurden. Neu gegründete Geschichts- und Altertumsvereine boten den organisatorischen und gesellschaftlichen Rahmen, um das „vaterländische Alterthum“ in seiner ganzen Vielfalt zu erkunden, zu erörtern und publik zu machen, mit dem nationalbewussten Ziel, Altertümer der Vergessenheit zu entreißen und in den Sammlungen der Altertumsvereine zu bewahren. Ausgrabung, Sammlung und Publikation archäologischer Funde waren jedoch eigentlich nichts Neues, sondern standen in frühneuzeitlicher Gelehrtentradition.

Wie lässt sich aber der regelrechte „Altertümer-Boom“ zu Anfang des 19. Jahrhunderts erklären? Schon die Zeitgenossen haben die „vaterländische Altertumskunde“ mit einem nach den Befreiungskriegen neu erwachten Nationalbewusstsein begründet. Diesen bis in die jüngste Zeit verwendeten Topos gilt es kritisch zu hinterfragen: Wie hängen die seinerzeit aufkommenden verschiedenen Nationsvorstellungen mit dem rapide anwachsenden Interesse am einheimischen Altertum zusammen? Unter welchen historischen, politischen und sozialen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen entwickelte sich jene „vaterländische“ Archäologie tatsächlich? In welcher Weise war der Nationsgedanke für diese Forschungen prägend?

Mit diesen leitenden Fragen beschäftigten sich die Referentinnen und Referenten der Tagung „Archäologie und Nation: Kontexte der Erforschung ‚vaterländischen Alterthums‘“, die vom 7. bis 9. März 2012 im Aufseßsaal des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg stattfand. Unter der Leitung von Ingo Wiwjorra (Nürnberg) und Dietrich Hakelberg (Freiburg) versuchten 21 Archäologinnen und Archäologen sowie Historikerinnen und Historiker aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Tschechien, die Geschichte der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neu in den Blick zu nehmen.

Die Quellenlage für die wissenschaftsgeschichtliche Forschung ist heute so günstig wie nie. Die Digitalisierung macht es möglich: Früher eher schwer zugängliche Publikationen in den Altbeständen der Bibliotheken lassen sich heute online recherchieren und sofort auswerten. Wichtige Primärquellen sind heute nur wenige Mausklicks vom Forschenden entfernt. Die Tagung verfolgte daher auch

1 Archäologische Forschungen 1807-1852. Eine Bibliographie zur Geschichte der Archäologie. URL: <http://dbs.hab.de/archfunde/?gnm=1> [25.05.2021].

das Ziel, die verbesserte Zugänglichkeit von Primärquellen zu nutzen, zu dezidiert quellennahen Forschungsansätzen in der Geschichte der Archäologie anzuregen, neue Quellen zu entdecken und bekannte Quellen neu zu lesen und zu interpretieren. Damit schließt diese Tagung chronologisch und inhaltlich an das 2006 an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel durchgeführte Arbeitsgespräch „Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewusstseins in der Frühen Neuzeit“ an.²

Mit einiger Verspätung wird der Ertrag der Tagung nun als Online-Publikation im Open Access zugänglich gemacht. Die Herausgeber glauben, dass die Beiträge nicht an Aktualität verloren haben, vielmehr nach wie vor weitere kritische Forschungsfragen zu einer quellennahen Geschichte der Archäologie anregen mögen. Fast alle Beiträge gehen auf Vorträge der Tagung zurück, wenige wurden im Nachhinein ergänzt und runden das thematische Spektrum ab. Die Herausgeber danken den Autorinnen und Autoren für ihre Geduld und Christine Dippold und Susanne Wagner-Arenz vom Verlag des Germanischen Nationalmuseums für ihre Unterstützung.

2 Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit. Wiesbaden 2010.

„VATERLÄNDISCHE ALTERTHUMSKUNDE“

HISTORISCHE RAHMENBEDINGUNGEN
UND PROGRAMMATIK

1806 – Geschichtsverlust und Flucht in die Geschichte

Wolfgang Burgdorf

Die jüngere Geschichtsschreibung bietet eine gänzlich neue Interpretation eines irrtümlich als bekannt geglaubten Sachverhalts. Anders als bislang unisono behauptet, ist das Alte Reich, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, 1806 keineswegs „sang- und klanglos“ untergegangen, sondern mit einem vernehmlichen Getöse, begleitet von den Klagen der Zeitgenossen in allen Teilen Deutschlands.¹ Die Ereignisse um 1806 stellen den massivsten Bruch in der deutschen Geschichte vor 1945 dar. Es handelte sich nicht nur um die größte Gebietsveränderung und Besitzumschichtung zwischen 1648 und 1945, sondern auch um die radikalsten staatsrechtlichen Eingriffe, verbunden – wie bei allen Revolutionen – mit einem umfassenden Elitenaustausch.

Zwar lassen sich im Nachhinein Krisensymptome addieren, die in der Summierung den Untergang der Welt des Alten Reiches als zwangsläufig erscheinen lassen, dennoch trafen die Veränderungen Millionen von Menschen, die auf Kontingenzerfahrungen nicht vorbereitet waren. Viele Zeitgenossen haben das Ende des Reiches als dramatisches Ereignis wahrgenommen. Fürsten, Grafen und Reichsritter fanden sich von Mitständen und Nachbarn, die in manchen Fällen nicht mächtiger waren als sie, aber über bessere verwandtschaftliche oder andere Verbindungen verfügten, unterdrückt und ihrer Herrschaftsrechte beraubt. Mönche, Nonnen, Chorherren und Ordensritter sahen ihre Lebensplanung, die bis zum Ende ihres irdischen Daseins reichte, zerstört.

Dieser Umbruch betraf auch im besonderen Maße das „Reichspersonal“, die Funktionseelite, die Diplomaten und Juristen, die in den Institutionen des Alten Reiches tätig waren, die Mitglieder und Angestellten der Reichskreistage, der Reichsgerichte und des Reichstages, aber auch das Heer der Reichspublizisten und die Inhaber der damals höchstbezahlten Lehrstühle an den deutschen Universitäten, die Vertreter des Reichsstaatsrechts. Das Reich wurde im Sommer 1806 in der vorlesungsfreien Zeit aufgelöst. Als der Vorlesungsbetrieb im Herbst wieder aufgenommen wurde, hatten diese Herren ihre wissenschaftliche Disziplin verloren.² Ihnen war nämlich mit dem Reich auch der Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit, ihre Existenzgrundlage abhandengekommen. Den Schock der deutschen Staatsrechtler illustriert eine zeitgenössische Äußerung aus Wetzlar:

- 1 Wolfgang Burgdorf: Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reiches und die Generation 1806. 2. Aufl. München 2008. – Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Altes Reich und neue Staaten 1945 bis 1806. Bd. 2: Essays. Bearb. von Heinz Schilling, Werner Heun, Jutta Götzmann. Ausst. Kat. Deutsches Historisches Museum, Berlin. Berlin 2006.
- 2 Wolfgang Burgdorf: Die reichsrechtliche Peregrinatio academica im 18. Jahrhundert. In: Anette Baumann u.a. (Hrsg.): Reichspersonal. Funktionsträger für Kaiser und Reich. Köln 2003, S. 21–57. – Joachim Rees, Winfried Siebers: Erfahrungsraum Europa. Reisen politischer Funktionsträger des Alten Reichs 1750–1800. Ein kommentiertes Verzeichnis handschriftlicher Quellen. Berlin 2005. – Anette Baumann: Advokaten und Prokuratoren. Anwälte am Reichskammergericht. Köln 2006. – Sigrid Jahns: Das Reichskammergericht und seine Richter. Verfassung und Sozialstruktur eines höchsten Gerichts im Alten Reich 1740–1806. 2 Bde. Köln 2003/2011.

„Die hohe Wichtigkeit der Auflösung der bisherigen deutschen Reichsverfassung, der tiefe Eindruck, den sie auf uns Deutsche machte, verkündigt sich schon durch das tiefe Stillschweigen der deutschen Schriftsteller. Die Erscheinung einer minder wichtigen, doch was kann mit ihr verglichen werden, einer an sich unerheblichen Begebenheit, wollte ich sagen, war sonst das Signal zu Dutzenden von historischen und staatsrechtlichen Bearbeitungen; eine Schrift drängte die andere; die geringste Veränderung im Kameralproceße, eine kleine Veränderung im kurfürstlichen Collegium, ein unbedeutender Vorfall in der Verfassung einer kammergerichtlichen Präsentation ein Ceremonialstreit am Reichstage, eine Begebenheit des Reichshofraths, ja ein dunkler Buchstabe im Besatze des Kaisermantels, – alles dieses ergriff und beschäftigte die deutschen Publicisten; jetzt ist Deutschlands Reichsverfassung aufgehoben, es giebt kein Kammergericht, kein Kurfürstencollegium, kein Reichstag, kein Reichshofrath, kein deutscher Kaisermantel mehr, und Deutschlands Publicisten haben diese merkwürdige Erscheinung noch nicht zum Gegenstand ihrer Feder gemacht!“³

So beschrieb der Reichskammergerichtsprotonotar Joseph Anton von Vahlkampf Ende 1806 das atypische Verstummen der Reichspublizistik. Das Schweigen der deutschen Staatsrechtler war dröhnend. Vahlkampf hatte auch eine Erklärung für das plötzliche Verstummen:

„Dieser Widerspruch mit dem bisherigen Vorgange erklärt sich nur psychologisch: das Faktum ist so neu, so unerwartet, so hochwichtig, so durchgreifend, so alles was war, was seit ein Jahrtausend war, erschütternd, daß der Geist das Ganze noch nicht fassen kann. Der Geist kann die Frage: wie ist es jetzt? noch weniger fassen, als die Frage: was wird künftig seyn? was wird jetzt unsre Verfassung seyn?“⁴

Dieses Vahlkampf'sche Schweigen, dieses Verstummen angesichts des überwältigenden Ereignisses, des Verlustes von Orientierung angesichts einer fundamentalen Identitätskrise lastete nicht nur auf den deutschen Staatsrechtlern, die ihre Disziplin verloren hatten, sondern auf großen Teilen der Nation, wie die Berichte über Unruhe in der Bevölkerung belegen.⁵

Vielleicht nicht im gleichen Maße, aber doch auch, betraf es die Eliten der territorialen Administration von den nach 1803, nach der territorialen Flurbereinigung durch den Reichsdeputationshauptschluss, verbliebenen wenigen Reichsstädten bis hin zu den großen Flächenstaaten wie Brandenburg-Preußen, Hannover oder Bayern. Denn das Studium des Reichsstaatsrechts diente auch paradigmatisch als Vorbereitung auf eine Karriere in der territorialen Administration. Das territoriale Staatsrecht war allgemein noch keine universitäre Disziplin. Fast alle der preußischen Reformer um Karl vom und zum Stein hatten, wie er selbst, bei Johann Stephan Pütter in Göttingen das Reichsstaatsrecht studiert. Das gilt auch für die lange etwas hintangesetzten rheinbündischen Reformer.⁶ Wenn sie nicht direkt bei Pütter studiert hatten, so doch bei einem seiner Schüler oder an einer Universität, an der das deutsche Staatsrecht nach Pütter gelesen wurde. Auch der angehende Jurist Johann Wolfgang Goethe hörte in Straßburg Vorlesungen nach Pütter. In seinem 1773 erschienen Drama *Götz von Berlichingen* findet sich der Nachklang dieser Studien.⁷

Auch an den katholischen Univeritäten des Reiches wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Staatsrecht in der Regel nach Johann Jacob Moser und bald fast ausschließlich nach Johann Stephan Pütter gelehrt.⁸ Von daher kann man die diplomatische und administrative Elite in Deutschland um das Jahr 1806 mit einem gewissen Recht auch als „Generation Pütter“ ansprechen.⁹ Sowohl die Funktionseleiten der Territorien als auch die des Reiches waren geprägt

3 Joseph Anton von Vahlkampf (Hrsg.): Politische und historische Ansichten bey Veränderung der bisherigen deutschen Reichsverfassung. Wetzlar 1806, Vorwort S. 3–4. Ich verdanke den Hinweis auf diese Quelle Eric-Oliver Mader: Die letzten „Priester der Gerechtigkeit“. Die Auseinandersetzung der letzten Generation von Richtern des Reichskammergerichts mit der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (Colloquia Augustana 20). Berlin 2005, S. 25.

4 Vahlkampf 1806 (Anm. 3), S. 4.

5 Burgdorf 2008 (Anm. 1), S. 173–225.

6 Johann Stephan Pütter: Selbstbiographie zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorenstelle zu Göttingen. Bd. 1. Göttingen 1798.

7 Wolfgang Burgdorf: „Das Reich geht mich nichts an“. Goethes Götz von Berlichingen, das Reich und die Reichspublizistik. In: Matthias Schnettger (Hrsg.): Imperium Romanum – Irregulare Corpus – Teutscher Reichsstaat. Das Alte Reich im Verständnis der Zeitgenossen und der Historiographie. Mainz 2002, S. 27–52.

8 Johann Jacob Moser: Lebens-Geschichte Johann Jakob Mosers, von ihm selbst beschrieben, 1768, 3. Aufl. 1777 (3 Teile, 4. Teil 1783). Gekürzter Nachdruck: Johann Jakob Moser. Ein schwäbischer Patriot. Bearb. von Siegfried Röder (Schwäbische Lebensläufe8). Heidenheim a.d. Brenz 1971.

9 Burgdorf 2008 (Anm. 1), S. 9–19.

vom Reichsstaatsrecht, das über tausend Jahre angewachsen war und in dem man sich nur mit Beherrschung der historischen Hilfswissenschaften sicher bewegen konnte.

Stefan Zweig nannte 1942 die ersten beiden Kapitel seiner Autobiografie „Die Welt der Sicherheit“ und „die Schule im vorigen Jahrhundert“.¹⁰ Ähnlich könnte man auch die Biografien jener eröffnen, die 1806 in Deutschland die gehobenen öffentlichen Ämter bekleideten. Fast alle waren sie in der langen Phase des Friedens nach dem Siebenjährigen Krieg angewachsen und direkt oder indirekt durch die Schule Pütters geprägt worden. Die Reichsverfassung und auch die Verfassungen der Territorien waren über Jahrhunderte gewachsene historische Gebilde. Um sich in diesen alten Verfassungen politisch, diplomatisch und juristisch zu behaupten, musste man historisch arbeiten und argumentieren können. Die Historie war die Dienerin des Staatsrechts.¹¹

Diplomaten und Juristen waren nebenbei, ohne sich als solche bereits zu sehen und zu verstehen, doch auch bereits Historiker. Diese juristische Hilfstätigkeit aber verfügte über einen fundierten, handwerklich fast untadeligen wissenschaftlichen Apparat, der ihr, wie ihrem wissenschaftlichen Vorbild, der Jurisprudenz, den Anschein gesicherter Beweisführung gab und stringente Aussagen erlaubte.¹² „Jedes Glied des Reichs“, schreibt Voltaire im *Siècle de Louis XIV* von 1751, „hat sein Recht, seine Privilegien, seine Verpflichtungen und die schwierige Kenntnis so vieler oft bestrittener Gesetze schafft das, was man in Deutschland das Studium des Jus Publicum nennt, wodurch die deutsche Nation so berühmt ist“.¹³

Dies alles endete mit dem Untergang des Alten Reiches im August 1806. Der engere Kontext ist das Ultimatum Napoleons an den letzten römisch-deutschen Kaiser Franz II. vom 22. Juli 1806. Letztendlich brach das Reich infolge der Napoleonischen und der Revolutionskriege zusammen.¹⁴ Im weiteren Kontext waren diese Ereignisse auch eine Folge der Aufklärung und ihres Kampfes gegen alles historisch Gewordene. Besonders die radikalen Strömungen der Aufklärung bekämpften alle Privilegien und allein historisch erklärbare Rechtsbestände. Sie fanden eine Konkretisierung in den Revolutionsverfassungen, aber auch in einigen rheinbündischen Verfassungen, die prätendierten, allein auf Vernunftgründen zu beruhen. Das neue Verfassungsrecht bedurfte keiner historischen Hilfswissenschaften.

All dies erzwang Napoleon, der Anfang August 1806 um die 200.000 Soldaten im Westen des Reiches stationiert hatte. Restriktionen der Kommunikation, Angst vor Verletzung des Briefgeheimnisses, Furcht vor Zensur, die Unterbrechungen der Postlinien und die Schrecken eines neuen Krieges, des preußisch-französischen Krieges von 1806/07, sowie schnell folgende weitere Kriege haben die Klagen über den Untergang des Reiches erst erstickt und das Reichsende dann in weite Ferne gerückt.¹⁵

Die deutschen Freiwilligen, die sich massenhaft an den Befreiungskriegen beteiligten, taten dies in der Hoffnung auf die Neuerrichtung eines Deutschen Reiches. Nachdem der Wiener Kongress diese Hoffnungen nicht erfüllte, wurden die Ereignisse von 1806 wegen der Beteiligung der noch regierenden deutschen Fürsten zunehmend totgeschwiegen. Die deutschen Fürsten und Regierungen, welche die Epoche Napoleons überlebt hatten, wachten eifersüchtig über ihre Souveränität und zeigten wenig Interesse an größerer nationaler Einheit. Die Tabuisierung des Reichsendes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war jedoch verbunden mit gleichzeitigen Versuchen der Kompensation und Sublimierung des Reichsverlustes.

Wer in Deutschland nationale Sehnsüchte hatte, fand sich in der Regel beim angeblich mächtigen und zentral regierten Reich der Stauer im Mittelalter wieder. Auch in anderen gesellschaftlichen

10 Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt a.M. 1947.

11 Notker Hammerstein: Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und 18. Jahrhundert. Göttingen 1972. – Andreas Kraus: Vernunft und Geschichte. Die Bedeutung der deutschen Akademien für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft im späten 18. Jahrhundert. Freiburg, Basel, Wien 1963.

12 Hammerstein 1972 (Anm. 11), S. 377.

13 Hammerstein 1972 (Anm. 11), S. 380.

14 Burgdorf 2008 (Anm. 1), S. 98–124.

15 Burgdorf 2008 (Anm. 1), S. 155–167.

Sektoren führte die Suche nach der verlorenen Ordnung ins Mittelalter oder noch weiter zurück in die Antike, zum Beispiel zu den alten Germanen und den Anfängen moderner Archäologie.¹⁶

Aber die Wissensbestände, die einen großen Teil der Generation 1806 prägten, verschwanden mit dem Untergang des Alten Reiches nicht von heute auf morgen. Die historische Methode des Reichsstaatsrechts lebte in der Historischen Rechtsschule und in der aufblühenden Germanistik und Geschichtswissenschaft weiter.¹⁷ Die Historische Rechtsschule und die allgemeine Suche nach dem ursprünglichen deutschen Recht wirkten wie ein Deckmantel. Schon im Vormärz war vielen Juristen der Zusammenhang zwischen der neuen Schule des alten Rechts und dem Reichsstaatsrecht nicht mehr bewusst. Friedrich Carl von Savigny, der Begründer der Historischen Rechtsschule, war in Wetzlar im Haushalt seines Vormundes Constantin von Neurath, eines Reichskammergerichtsassessors, aufgewachsen und hatte ab 1795 zunächst in Marburg und später auch bei Pütter in Göttingen Jura studiert. Die Romantik, die Germanistik, die Historische Rechtsschule, die Beschäftigung mit dem mittelalterlichen Reich und die „vaterländische Altertumskunde“ insgesamt wurden zu Instanzen des Suchens nach nationaler Identität, während das so naheliegende, gerade erst untergegangene Alte Reich weithin tabuisiert war und bald zunehmend als negative Schablone diente.

Philologie, Sprachwissenschaft, Literatur, Rechtsgeschichte, Mythologie, Volkskunde, die Kunst der Romantik, das Mittelalter und die Erforschung des „vaterländischen Altertums“ wurden gleichermaßen zur stellvertretenden geistigen Heimat der Deutschen, die ihre politische Heimat und ihre Geschichte 1806 verloren hatten. Die Suche nach den historischen Ursprüngen des Rechts, der Sprache und der deutschen Kunst war, wie die allgemeine Hinwendung zum Mittelalter, eine Suche nach der verlorenen Ordnung der Nation. Um ein Beispiel zu nennen: Viele Vertreter der letzten Generation der Gesandten am Regensburger Reichstag engagierten sich nach dem Ende der Napoleonischen Kriege und der Aufbauphase des Deutschen Bundes in historischen Vereinen oder für diese, oder verfassten historische respektive rechtshistorische Darstellungen.

Nicht zufällig erfolgte die Gründung der *Monumenta Germaniae Historica* 1819 im Umfeld der Frankfurter Bundesversammlung, in der viele als Gesandte oder Legationssekretäre tätig waren, die ähnliche Funktionen bereits in den Institutionen des Alten Reiches versehen hatten.¹⁸ Gleichzeitig wurden in allen Teilen des ehemaligen Reiches historische Vereine gegründet.¹⁹ Nicht von ungefähr fand auch der erste Germanistentag 1846 im Umfeld des Frankfurter Bundestags statt. Nur am Rande sei erwähnt, dass auch Jacob und Wilhelm Grimm studierte Juristen waren.

Der zweite Germanistentag 1847 in Lübeck wurde von dem ehemaligen Lübecker Reichstags- und Bundestagsgesandten Friedrich Hach organisiert. Dieser – auch er hatte bei Pütter studiert – war Leiter des von ihm 1821 mitbegründeten Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Zudem war Hach ein profilierter Autor innerhalb der Historischen Rechtsschule und somit ein idealtypischer Vertreter der „Generation 1806“.²⁰ Ihre Vertreter beteiligten sich als Bildungselite in den ersten Jahrzehnten des Deutschen Bundes an einem gesamtgesellschaftlichen Trend, der Hinwendung zur älteren Geschichte. Gleichzeitig zeigt sich, dass bei ihnen eine Art „Kapitalübertragung“ im Sinne Bourdieus stattgefunden hatte.²¹ Bestimmte Teile ihres im Studium des Reichsstaatsrechts erworbenen Wissens, das 1806 eigentlich seine Bedeutung verloren

16 Dietrich Hakelberg: Adliges Herkommen und bürgerliche Nationalgeschichte. Hans von Aufseß und die Vorgeschichte des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. In: Heinrich Beck u.a. (Hrsg.): Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-Deutsch“. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen. Berlin 2004, S. 523–576.

17 Burgdorf 2008 (Anm. 1), S. 225–341.

18 Franz Schnabel: Der Ursprung der vaterländischen Studien. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 88, 1951, S. 4–27. – Karl Otmar Freiherr von Aretin: Die Beziehungen der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu Bayern in den Jahren 1819–24. In: Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters 13, 1957, S. 329–368. – Horst Fuhrmann: Sind eben alles Menschen gewesen. Gelehrtenleben im 19. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel der *Monumenta Germaniae Historica* und ihrer Mitarbeiter. München 1996.

19 Georg Kunz: Verortete Geschichte. Regionales Bewußtsein in deutschen Historischen Vereinen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000.

20 Burgdorf 2008 (Anm. 1), S. 331–334.

21 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1983.

hatte, wurden hier wieder nutzbar gemacht. Es überrascht dabei wenig, dass fast alle Träger der geschichtswissenschaftlichen Wende um 1820 ein ähnliches Ausbildungsprofil hatten, sie hatten in der Regel das alte Jus Publicum studiert.

Die in Göttingen sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts anbahnende und bewusst herbeigeführte Loslösung der hermeneutisch so eng verschlungenen historisch-juristischen Disziplinen, ihr „Voneinander-Abbrücken“,²² wurde durch die Vorgänge um 1806 katalysatorisch beschleunigt. Die entstehende Germanistik, die Historische Rechtsschule, die Gesellschaft der Monumenta Germaniae Historica bedienten sich der erprobten Methoden und mitunter auch der erfahrenen Dienste publizistisch ausgebildeter und in ehemaligen Reichs- oder Territorialdiensten stehender gelehrter Beamter.²³ Und diese im Reichsrecht ausgebildeten Gelehrten waren es auch, welche die erste Generation historischer Vereine gründeten und die ersten Germanistentage organisierten. Schon vor 1806 war der hilfswissenschaftliche Kanon der Reichspublizistik an die kommende Generation der „reinen“ Fachhistoriker, aber auch an Theologen und Philologen weitergegeben und so vor dem Vergessenwerden nach 1806 bewahrt worden. Die Mitglieder der administrativen Elite reaktivierten ihr durch das Studium des Reichsstaatsrechts erworbenes, mit dem Bruch von 1806 entwertetes, identitätsstiftendes Bildungswissen ab 1815. Es war eine Wiederbelebung und Aufwertung scheinbar entwerteter Bildungsbestände.

In zahlreichen einzelnen persönlichen Transferleistungen unterschiedlichster Form und Intensität entstand so die gesamtgesellschaftliche Hinwendung zur Geschichte. Dies betraf sowohl die alte Kunst und deren Sammlung als auch die Germanistik, die Historische Rechtsschule und das historische Vereinswesen, aber auch die Romantik insgesamt. Die persönlichen Transferleistungen überbrückten den biografischen und historisch-staatsrechtlichen Bruch von 1806.²⁴ Da die Zeitgeschichte tabuisiert war, konzentrierte man sich dabei auf das Mittelalter und suchte dort die verlorene Ordnung und das wahre Deutschtum, oder man wandte sich gleich der Antike und der Archäologie zu. Altertumskunde und Archäologie wurden durch die allgemeine Hinwendung zur Geschichte begünstigt. Geschichte wurde zur Leitwissenschaft des 19. Jahrhunderts.

Man träumte, dichtete, sammelte, baute und schrieb sich eine romantische Version eines großen mächtigen deutschen Reiches zurecht, glaubte irrationalerweise das, was man für Gegenwart und Zukunft wünschte, im hohen Mittelalter zu finden, während das tatsächliche Deutsche Reich der Zeit zwischen 1648 und 1806 infolge der Restriktionen, mit denen die historische Naherinnerung, insbesondere die nationale Zeitgeschichte, behaftet war, aus der nationalen Erinnerung allmählich verschwand. Gleichwohl war es nachvollziehbar, dass die Deutschen, nachdem sie mit dem Reich ihre Geschichte verloren hatten, sich aufmachten, um sich eine neue Geschichte zu suchen. Aber gerade durch die Tabuisierung der nahen Erinnerung an das konkrete, noch erlebte Reich und die kollektive Flucht in eine diffuse historische Fernerinnerung erhielt das Reich der Deutschen jene monströsen unermesslichen Proportionen, die sie selbst überforderten und ihren Nachbarn zum Alp wurden.

Diese verbreitete Haltung war der Rezeption der Errungenschaften der Französischen Revolution nicht förderlich. Da dieser Weg weitgehend versperrt war und die Zeitgeschichte beziehungsweise die Beteiligung der Deutschen an der Zerstörung des Reiches tabuisiert war, artikulierte sich das deutsche Nationalbewusstsein im 19. Jahrhundert, neben der Hinwendung zur Geschichte, fast ausschließlich als Frankophobie. Frankophobie wurde in Deutschland zum Surrogat eines positiven Patriotismus. Die wissenschaftlichen Kompensationen des Reichsverlustes – von der Archäologie über die Germanistik bis zum Aufbau von Sammlungen mittelalterlicher Kunst – vermochten diesen negativen Aspekt nicht aufzuwiegen.

22 Hammerstein 1972 (Anm. 11), S. 378.

23 Hammerstein 1972 (Anm. 11), S. 379.

24 Bourdieu 1983 (Anm. 21).

Umgekehrt verziehen es die Franzosen den Deutschen nie, dass sie 1814/15 auf die Grenzen von 1792 zurückgeworfen worden waren. Die entscheidende Phase in der gegenseitigen Abgrenzung Frankreichs und Deutschlands war jene zwischen Ausbruch der Revolution und Beginn der Restauration. Innerhalb dieser Zeitspanne war die durch Napoleon erzwungene Auflösung des Alten Reiches – anders als bislang angenommen – für die Deutschen das zentrale traumatisierende Ereignis. Erst von hier erklärt sich die Beziehungsgeschichte von Deutschen und Franzosen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Und erst von hier erklärt sich der Aufstieg der Geschichte in Deutschland zur Leitwissenschaft im 19. Jahrhundert. Diese verbreitete Hinwendung zur fernen Geschichte bot auch günstige Rahmenbedingungen für eine Archäologie, die sich mit der „heidnischen Vorzeit“ auf dem Territorium der neuen deutschen Staaten beschäftigte.

Vaterländische Altertumskunde

Sammeln und Bewahren in einer Umbruchszeit

Dietrich Hakelberg

Einleitung

Neuordnung und Reformen bedeuten Verlust für bestimmte Gesellschaftsschichten und Gewinn für andere. Elegisch in die Vergangenheit zurückzublicken, Verlorenes zu betrauern oder politische Ziele aus der Vergangenheit abzuleiten, um aus der Vergangenheit eine Zukunft zu entwickeln, sind nachvollziehbare Reaktionen auf Umbruchserfahrungen. Deutschland veränderte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter französischem Einfluss so tiefgreifend wie kein anderes Land in Europa. Mit dem Abschlussbericht der Regensburger Reichsdeputation von 1803 wurden wenige deutsche Reichsfürsten für ihre linksrheinischen Gebiete, die nach dem Frieden von Lunéville an Frankreich abzutreten waren, mit eigentlich reichsfreien Territorien rechts des Rheins unverhältnismäßig großzügig entschädigt. In einer beispiellosen territorialen Flurbereinigung wurden geistliche Herrschaften säkularisiert, weltliche mediatisiert, ihre Territorien und Einwohner hauptsächlich Baden, Württemberg, Bayern und Preußen zugeschlagen. Unter dem Protektorat Napoleons schlossen sich deutsche Fürsten im Rheinbund zusammen und verließen 1806 den Reichsverband. Kaiser Franz II. musste unter französischem Druck abdanken, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation löste sich auf.

Uralte Rechte erloschen oder wurden Rechtsnachfolgern übertragen. Der alte Adel verlor nicht nur seine politische Vorrangstellung, sondern drohte auch seine kulturelle zu verlieren. Kirchliche Mobilien und Immobilien wurden enteignet und Eigentum neuer weltlicher Herren. Klostergebäude und -bibliotheken, Kultgeräte und Kunstgegenstände besaßen nur noch den bloßen Materialwert von Stein und Holz, Papier, Pergament und Metall. Kulturgüter wurden verschleudert oder durch Recycling vernichtet. Gebildete Bürger und Adlige versuchten zu sammeln und zu bewahren, was sie in einer neuen Zeit vom Untergang bedroht sahen. Ein Buch- und Kunstmarkt entstand, aus dem sich neue private Sammlungen speisten.

Viele Literaten empfanden die jüngste Geschichte als Zeit des Niedergangs und verklärten das christliche Mittelalter zu einer nationalen Blütezeit. Die Ruinen von Burgen und Klöstern werden im *Schwäbischen Taschenbuch*, einem Almanach für vaterländische Geschichte und Sage auf das Jahr 1820, zum Zeichen des Verfalls bis in die Gegenwart stilisiert:

„Die alten Völker pflegten Steinhügel auf die Gräber ihrer Helden zu häufen. In Teutschland haben die drey letzten Jahrhunderte ungefähr dasselbe gethan. Ruinen blicken herab von den Berghöhen in die Gauen, die einst ihres Schirms genossen. In dem Dickigt der Waldthäler finden wir ähnliche, aus welchen die ersten Lichtstralen hervorgingen. Das sind unsere Denkmäler der Vorzeit, Burgen und Klöster.“¹

Der Zusammenbruch der jahrhundertalten Rechtsordnung erregte ein besonderes Interesse am mittelalterlichen Reich und seinen Rechtsaltertümern. Gelehrte wie die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm beschworen das „uralte Herkommen“ (um einen Begriff aus der Rechtsgeschichte zu gebrauchen) von Volk und Sprache und suchten über die volkssprachige Dichtung alter Zeit die Wurzeln „unverfälschten Volkstums“ zu ergründen, des einfachen, ursprünglichen, unverfälschten

1 Schwäbisches Taschenbuch auf das Jahr 1820. Mit Beiträgen von Pfister, Lebret, Th. Huber, Haug, Neuffer, G. Schwab u.a. Stuttgart 1819, S. II.

reinen Volksgeistes. Damit nahmen sie philologisch eine Spur auf, die manche Gelehrte zurück bis in die „heidnische Vorzeit“ verfolgten.²

Die Stadt- und Landbewohner Süddeutschlands waren nach 1806 von unsichtbaren Rechtsaltertümern umgeben. Über die Landschaft zogen sich alte Grenzen und breiteten sich abstrakte Rechtsrelikte, wie nicht abgelöste Gerichtsbarkeiten oder Nutzungsrechte. In den Städten begann man, die funktionslosen Stadttore und Stadtmauern abzubrechen. Auf dem Land erinnerten Grabhügel oder Ruinen aus heidnischer Vorzeit und christlichem Mittelalter an eine ferne Vergangenheit. Der gräflich Erbach-Erbachsche Regierungsrat Johann Friedrich Knapp appellierte 1813 in seinem Buch über die römischen Denkmale des Odenwaldes an „Landbeamte, Forstmänner, Geometer, Oeconomen, und wen sonst sein Beruf zu Local-Kenntnissen führt“, ihm die Entdeckung von Altertümern im Gelände mitzuteilen.³ Rund vierzig Jahre später beklagte Knapp den Verlust vieler archäologischer Denkmale durch die „fortschreitenden Feldculturen“.⁴ Aufmerksame Zeitgenossen hatten bis zur Jahrhundertmitte bemerkt, dass Geländedenkmale dem fortschreitenden Straßen- und später dem Eisenbahnbau zum Opfer fielen, die Funde auf diese Weise aber auch erst bekannt wurden. So heißt es 1844 zu neuen antiquarischen Funden in Deutschland und der Schweiz:

„Seit einiger Zeit scheint die Erde freigebiger mit den Schätzen, welche sie als Vermächtniß früherer Geschlechter in ihren Gräbern verborgen hielt. Die aufmerksame und glückliche Thätigkeit von Freunden des Alterthums ebenso wie die zum Behuf der Eisenbahnen unternommene Oeffnung langer Erdstriche haben zu jenen Erfolgen geführt.“⁵

Ausgraben und Sammeln in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war vorwiegend eine Archäologie prähistorischer und römischer Gräber, römischer Mauerreste und Architektur. Das rapide ansteigende Interesse an diesen Überresten lässt den Eindruck entstehen, der Aufschwung der vaterländischen Altertumskunde sei von den Kulturgut- und Traditionsverlusten im Zuge des Reichsuntergangs ausgelöst worden. Die Reflexion über die eigene Geschichte angesichts des in Trümmern liegenden Reichs könnte dann als kulturelle Kompensation des Reichsuntergangs verstanden werden.⁶ Bis zur Jahrhundertmitte wird von Zeitgenossen hingegen stereotyp das in den Befreiungskriegen neu erwachte Nationalbewusstsein als Begründung für das Aufblühen der vaterländischen Altertumskunde genannt, der Erforschung „einheimischer“ Altertümer in Abgrenzung vom griechischen und römischen Altertum.⁷

Um Hintergründe und Motivationen der vaterländischen Altertumskunde von der Umbruchszeit um 1800 bis zur Jahrhundertmitte besser zu verstehen, möchte ich die Programmatik, das heißt die Zielsetzungen und Leitvorstellungen für das Sammeln, Bewahren und Ordnen von Altertümern, näher betrachten. Was wurde alles gesammelt und wie wurde dies begründet? Auf eine gemeinsame Zielsetzung einigten sich auch Gründungsmitglieder von Altertumsvereinen. Sie beschlossen eine Satzung, umwarben Gleichgesinnte und versuchten, Skeptiker vom Sinn und Allgemeinnutzen der Altertumskunde zu überzeugen, in dem Bewusstsein, „dass durch den Zusammenritt einer Gesellschaft etwas erreicht werden könnte, was dem Einzelnen nicht wohl möglich ist“.⁸ Programme, Statuten,

2 Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt o. J., S. 30–41.

3 Johann Friedrich Knapp: Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg. Zugleich ein Wegweiser für Freunde der Alterthumskunde auf Reisen in jene Gegenden. Heidelberg 1813, S. V.

4 Johann Friedrich Knapp: Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg. Zugleich ein Wegweiser für Freunde der Alterthumskunde auf Reisen in jene Gegenden. 2. Aufl. Darmstadt 1854, S. IX.

5 Neuere antiquarische Funde in Deutschland und der Schweiz. In: Allgemeine Zeitung. Beilage zur Allgemeinen Zeitung [Stuttgart und Augsburg], Nr. 27, 27.1.1844.

6 Wolfgang Burgdorf: Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reiches und die Generation 1806. München 2006, S. 225–227. – Georg Kunz: Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 138). Göttingen 2000, S. 36–37.

7 U. a. Karl Wilhelmi: [Rezension von:] Die nationale Alterthumskunde in Deutschland. Reisebemerkungen von J. J. A. Worsaae. In: Heidelberger Jahrbücher der Literatur 39, 1846, Nr. 56, hier S. 887–888.

8 Karl August Klüpfel: Die historischen Vereine und Zeitschriften Deutschlands. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1, 1844, S. 518–559, hier S. 520.

Memoranden und andere programmatische Texte sind als Quellen aufschlussreich, weil sie zeigen, in welchem Kontext ausgegraben und gesammelt wurde. Abschließend werden anhand des Vaterlandsbegriffs vor dem Hintergrund der territorialen und gesellschaftlichen Umwälzungen um 1800 mögliche Beweggründe für das Sammeln und Bewahren von Sprach- und Sachaltertümern ermittelt.

Ausgangspunkt bilden die Überlegungen eines Gelehrten am Ende des 18. Jahrhunderts, dessen Publikationen weit verbreitet waren, obwohl er von der nachfolgenden, selbstbewussten und spezialisierteren Gelehrten-Generation als Dilettant angesehen wurde.

Sprachforschungsinteressen und Archäologie

Friedrich David Gräter gehörte zu der Generation, die den Untergang des Alten Reichs bewusst miterlebt hat. Er gilt als ein Vertreter der schwäbischen Vorromantik, war nach eigenem Bekunden ein intellektuell Frühberufener und ein im Grunde noch frühneuzeitlicher Universalgelehrter. Aus heutiger Sicht war er Literat, Germanist, Skandinavist und Archäologe in einem. Seine Brotberufe Pfarrer und Lehrer ließen Gräter offensichtlich genug Zeit für wissenschaftliche Nebenbeschäftigungen. Geboren 1768 in der freien Reichsstadt Schwäbisch Hall hat Friedrich David Gräter seinem Vater, dem Ratsadvokaten und Ratsbibliothekar Peter Gräter, den „ersten Hang zu dem Studium der vaterländischen Alterthümer“ zu verdanken. „Sagen und Geschichten der Vorzeit“ hätten sich ihm schon in der Jugend eingeprägt. Nach einem Studium der protestantischen Theologie in Erlangen 1789 erhielt Gräter eine ordentliche Lehrstelle am Schwäbisch Haller Gymnasium und wurde Pfarrvikar in Sulzdorf. Damit war sein Auskommen gesichert. Sein besonderes Interesse galt der Erforschung der Reichsstadt Schwäbisch Hall und ihrem Territorium. Gräter verfügte über eine große Sammlung von „Seltenheiten“ aller Art, also ein Kunst- und Naturalienkabinett, und eine mehrere Tausend Bände umfassende Bibliothek.⁹ Der Untergang des Alten Reiches scheint ihn nicht weiter berührt zu haben: als der König von Württemberg Gräters Heimatstadt Schwäbisch Hall 1806 mediatisierte, begrüßte dieser den neuen Stadtherrn mit Huldigungsgedichten, worüber sich der Dichter Christoph Martin Wieland aus Biberach mokierte.¹⁰ Im Jahr 1811 holte Gräter die Gegenwart ein: das ehemals reichsstädtische Gymnasium wurde vom König zu einer Lateinschule degradiert, Gräter behielt jedoch seine Bezüge. 1818 ging er als Rektor und Visitor eines größeren Sprengels nach Ulm und pflegte dort weiterhin skandinavistische Forschungen.

Von 1791 bis 1802 gab Gräter eine Altertums-Zeitschrift heraus: *Bragur. Ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit*, die er später in *Braga und Hermode* und zuletzt in *Odina und Teutona* umbenannte. Im Vorwort zum ersten Band rechtfertigt sich der Herausgeber:

„Die Liebe zum einheimischen Alterthum, und die Begierde, dem ursprünglichen Nationalgeiste unserer Väter immer weiter in ihren litterarischen Denkmalen nachzuforschen und die dadurch erlangte Kenntniß mit unsern Zeitgenossen zu theilen, hat uns zur Anlegung dieses Magazins bewogen.“¹¹

Da die meisten vaterländischen Überreste in Gedichtform erhalten seien,¹² wählte Gräter als Zeitschriftentitel das neuisländische *Bragur* (m., gesprochen: *Bragür*), nach dem altisländischen *bragr* für „Dichtkunst“. Deutsche und nordische Vorzeit sind für Gräter untrennbar verbunden, denn die nordische Vorzeit sei der Ursprung der deutschen Altertümer. Gräter setzte sich zum Ziel, diese Literatur dem Lesepublikum bekannt zu machen: neben nordischen Sagas und mittelhochdeutschen Epen waren dies auch deutsche Sagen und Volkslieder. Die Zeitschrift *Bragur* solle auf diese Weise „nach und nach eine Bibliothek des Schönsten und Wissenswürdigsten unserer vaterländischen Vorzeit werden.“¹³

9 Dieter Narr (Hrsg.): Friedrich David Gräter 1768–1830 (Württembergisch Franken 52). Schwäbisch Hall 1968.

10 Irmgard Schwarz: Friedrich David Gräter. Ein Beitrag zur Geschichte der germanischen Philologie und zur Geschichte der deutsch-nordischen Beziehungen. Greifswald 1935, S. 25.

11 Friedrich David Gräter: Vorbericht. In: *Bragur. Ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit* 1, 1791, [Bl.] *2.

12 Gräter (Anm. 11), [Bl.] *2.

13 Gräter (Anm. 11), [Bl.] *5.



Abb. 1 Allegorie der vaterländischen Altertumskunde. Lieferungsumschlag für Bragur 4, Leipzig 1796. Kupferstich auf grün gestrichenem Papier, Privatbesitz (digitale Montage aus zwei Exemplaren)

1796 ließ Gräter die beiden ersten Hefte der nun in *Braga und Hermode* umbenannten Zeitschrift mit einem ungewöhnlichen gestochenen Lieferungsumschlag versehen. Dieser Lieferungsumschlag ist heute nur sehr selten erhalten, da er meist beim Binden der Zeitschriftenhefte entfernt wurde (Abb. 1).

Der Umschlag zeigte eine Allegorie der vaterländischen Altertumskunde und ist Werbung für den Inhalt der Zeitschrift. Zauber und Poesie der Altertumskunde werden berufen, aus alten Dingen ein umfassendes Bild der Vergangenheit entstehen zu lassen. Es gilt, die Geister der Ahnen zu beschwören. Gräter scheut sich nicht im Vorwort zuzugeben, dass die grafische Umsetzung des ambitionierten Bildprogramms gescheitert sei: der Kupferstecher Penninghs¹⁴ hatte offensichtlich keine Ahnung von dem, was er bewerben sollte und Gräter bleibt nichts anderes übrig, als dies festzustellen und zu erklären, was auf dem Umschlag zu sehen sein soll (Abb. 1):¹⁵ Der Betrachter befindet sich in einem alten Eichenhain, am Fuße einer alten Eiche, dem Weltenbaum Yggdrasil. In diesem hängt die Harfe Bragas, des nordischen Gottes des Gesanges und der Dichtkunst. Unter der Eiche entspringt die Quelle der Weisheit, deren Hüter Mimir ist. Ein Zauberer am Brunnen Mimirs zeichnet einen magischen Kreis in den Sand und zaubert so eine Erscheinung vaterländischer Altertümer vor Augen. „Aus diesem Zauberer“, so Gräter, „ist (vermuthlich aus Mißverstand) ein neumodischer Vagabonde von Geisterbeschwörer geworden.“ Die Altertümer sind folgende: rechts eine antiquarische Bibliothek mit dem *Codex argenteus*, dem ältesten Denkmal der deutschen Sprache. Darunter zeigt sich ein heidnisches Grabmal mit Runeninschrift. Im Hintergrund vertreibt sich ein Jäger die Zeit mit dem Abblasen alter Jägerlieder auf seinem Horn. Links neben

14 Vermutlich Heinrich Jan Penningh.

15 Friedrich David Gräter: Erklärung des Umschlag-Kupfers von Herrn Pennings. In: *Braga und Hermode oder Neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten* 1, 2. Abt. (= *Bragur* 4, 2. Abt.), 1796, [Bl.] *1-2.

der Eiche öffnet sich ein altes Zeughaus mit Waffen, und das Monument eines Ritters mit seiner Gemahlin samt Grabstein aus dem 15. Jahrhundert ist aus einer Kirche hervorgezaubert. Darunter erscheinen eine heidnische Urne und andere ausgegrabene Altertümer: ein Kamm, ein Dolch, ein Messer und ein Kopf, „welchen letztern wir aber“, so Gräter, „in dieser Façon, unter den deutschen Reliquien nirgends woher erinnern können.“ Im Hintergrund „werden Ruinen von alten Wasserleitungen und Bergschlössern, ein Alterthümer-grabender Tagelöhner und unten eine Schottische Gruppe sichtbar, die einen ländlichen Schottischen Tanz vorstellt [...]“

Bei einem so umfassenden Begriff von vaterländischen Altertümern muss Gräter Aufnahme- und Ordnungskriterien festlegen. Was ist unter einem „Altertum“ und unter dem „Vaterland“ zu verstehen? Gräter schafft Klarheit über Ort, Zeit und Sache in seinem programmatischen Aufsatz „Über den Umfang der vaterländischen Alterthümer, und unsere Aussichten und Hoffnungen“.¹⁶

1. Begriff des Vaterlands
2. Alterthümer
 - a) Was sind Alterthümer der Zeit nach?
 - b) Was sind Alterthümer dem Gegenstande nach?
3. Vaterländische Alterthümer
4. Zustand der vaterländischen Alterthümer, Aussichten, Hoffnungen, Vorsätze
 - a) Aussichten im Auslande
 - b) Aussichten in Teutschland

Gräter unterscheidet den Altertumsbegriff nach Zeit und Gegenstand. Der Zeit nach sei das „Alterthum die Zeit der Alten, ein Alterthum aber etwas, das aus der Zeit der Alten auf uns gekommen ist; jenes ein bloßer Zeitbegriff, dieses ein Sachbegriff ohne Rücksicht auf die Zeit.“ Da sich Zeit- und Sachbegriff verwirren, hätten einige Forscher sich für den Zeit-Begriff „Vorzeit“ statt „Alterthum“ entschieden. „Kurz alles, was außer Gebrauch gekommen, ist jetzt ein Alterthum, dessen Aufzeichnung zur vollständigen Kenntnis unserer Nationalgeschichte vonnöten ist.“ Altertümer als Gegenstände seien aber nicht bloß konkrete materielle Kultur, nicht

„[...] bloß alte Denkmäler, Inschriften, Münzen, Bildsäulen, Waffen, Urnen und andere Gefäße und Geräthschaften, woran man gewöhnlich [...] denkt; sondern der ganze ehemalige physische und politische, intellectuelle und moralische Zustand eines Landes und seiner Einwohner von den ältesten bis auf unsere Zeiten macht den Inhalt von den Alterthümern eines Landes oder Volkes aus.“¹⁷

Diese abstrakten Altertümer gliedert Gräter allgemein, wie ein Antiquar den antiken „mores et instituta“¹⁸ folgend, in Altertümer der Sprache, der Kunst, der Sitten, der Religion, der Regierung und des Krieges.

Vaterländische Altertümer definierte er nach Zeit und Ort: „Der Localität nach gehen sie in jedem Zeitraume so weit als unsere Nation und unsere vaterländische Sprache ausgebreitet war. Den Gegenständen nach haben sie im Allgemeinen Ausdehnung und Grenzen mit den Alterthümern jeder Nation gemein.“¹⁹ Vaterländische Altertümer erzählten nicht wie die Geschichte das Schicksal der Nation, sondern den tatsächlichen Zustand derselben in allen Perioden ihrer Geschichte. Auch Altertümer von Franken, Goten und Sachsen im Ausland rechnet Gräter zu den vaterländischen Altertümern.

1816 publizierte Gräter in *Idunna und Hermode* einen Aufsatz mit dem Titel „Soll man graben oder nicht? Einige vorläufige Bemerkungen zur Geschichte des deutschen Heidenthums“. Es ist der Sprachforscher Gräter, der sich diese Frage stellt und begründet, warum das Ausgraben notwendig sei. Er rechtfertigt die Archäologie wie ein Antiquar des 16. Jahrhunderts: die ausgegrabene Sachkultur ergänze die schriftliche Überlieferung um wichtige Mehrinformationen. Dies sei

16 Friedrich David Gräter: Ueber den Umfang der vaterländischen Alterthümer, und unsere Aussichten und Hoffnungen. In: Braga und Hermode oder Neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten 1, 2. Abt. (= Bragur 4, 2. Abt.), 1796, S. 3–35.

17 Gräter (Anm. 16), S. 13–14.

18 Cicero: Tusc. 1,2.

19 Gräter (Anm. 16), S. 22.

notwendig für „ein vollständiges Gemälde teutscher Sitten, Kunst und Sprache“. Archäologische Überreste erlaubten es, die vaterländische Geschichte nicht länger durch die „fremden Brillen“ der klassischen Autoren betrachten zu müssen. Wenn eine Geschichte des „teutschen Christentums“ schon eine große Aufgabe sei, so sei eine Geschichte des „teutschen Heidentums“ vor der Missionierung durch Bonifatius eine noch weit größere. Die drängendste Aufgabe sah Gräter darin, literarische Denkmäler aus der Zeit deutschen Heidentums aufzufinden, wie etwa die Lieder der Barden, die Karl der Große sammeln ließ, wie Einhard in der *Vita Caroli Magni* berichte. Leider sei nichts Literarisches aus der Zeit deutschen Heidentums bei Ausgrabungen zu erwarten. Wenn aber Römerstädte in Deutschland ausgegraben würden, so Gräter,

„[...] sollte man anderswo wo einst teutsche Städte standen [...] mit weniger Erfolg für das teutsche Alterthum der Heidenzeit die Spate ergreifen? oder nur die Römische Alterthumskunde, nicht auch die Teutsche, eine solche Erweiterung verdienen? [...] Will man wissen, was ursprünglich t e u t s c h e r Character, t e u t s c h e r Sinnesart, t e u t s c h e r Sitte war – r e i n kann uns dieß nicht das Mittelalter, r e i n nur die Sprache, die Lieder, die Schriften, die Denkmale, die Geschichte vor Karl dem Großen geben [...].“²⁰

Die Anwesenheit der Römer in seinem Vaterland und ihre „fremden“ Altertümer haben Gräter besonders beschäftigt. Eine Herausforderung war die Unterscheidung römischer und deutscher Brandbestattungen, wobei das römische Volk die Asche von den Knochen getrennt habe, das deutsche aber nicht. Eine bronzene Haarnadel schien Gräter zu plump und schwer, als dass er sie einer römischen Dame hätte zuschreiben können; er erklärte sie funktional „lieber für die Haarnadel einer unserer, noch mit üppigem blondem, und schwer zu bändigendem Haupthaar versehenen, ältesten teutschen Frauen [...]“.²¹ Gräter versuchte, römische und deutsche Altertümer zu trennen und kam bei der Betrachtung eines spätbronzezeitlichen Beilklinge auch zu chronologischen Überlegungen:

„Die bis jetzt bekannten altteutschen Streithämmer sind alle von Stein [...] Es würde sodann hieraus folgen, daß die Teutschen, nachdem sie durch die Römer mit den Metallen bekannt, und vielleicht auch durch Tausch reicher daran geworden, in späterer Zeit ihre steinernen Streithämmer auch mit eisernen oder bronzenen vertauscht haben.“²²

Nur mit der umfassenden Erforschung der Heidenzeit meinte Gräter dem ursprünglichen deutschen Volkscharakter nahe zu kommen. Da die Religion den Hauptcharakter eines Volkes präge, habe das Christentum den ursprünglich heidnischen Volkscharakter des deutschen Volkes verwischt.²³ Gräter's Ideen wirkten über die weite Verbreitung seiner Zeitschriften nach. *Bragur* und *Idunna und Hermode* standen in den Bibliotheken jüngerer Altertumsforscher, wie der Brüder Grimm oder Hans' von und zu Aufseß,²⁴ aber auch in den Sammlungen der Altertumsvereine. Die Inhalte dieser beiden vor der Gründungswelle von Altertumsvereinen erschienenen Zeitschriften dürften intensiv rezipiert und für die Entwicklung neuer Programme und Systematiken genutzt worden sein. Das Urteil von Jacob Grimm in seiner *Deutschen Mythologie* von 1835 war dennoch vernichtend: die „erinnerung an das heidenthum“ wach zu halten sei Gräter, „einem unmässigen eiteln schriftsteller von viel geschrei und wenig wolle“, nicht gelungen.²⁵

20 Friedrich David Gräter: Soll man graben oder nicht? Einige vorläufige Bemerkungen über die Geschichte des teutschen Heidenthums. In: *Idunna und Hermode*. Eine Alterthums-Zeitung auf das Jahr 1816, Nr. 17, S. 65–67.

21 Friedrich David Gräter: Der Grabhügel von Hohbach. In: *Idunna und Hermode*. Eine Alterthums-Zeitung auf das Jahr 1816, Nr. 27, S. 107.

22 Friedrich David Gräter: Anmerkung zu Johann Philipp Heinrich Prescher: Nachricht von zwey in der Erde gefundenen Kriegswerkzeugen von Bronze, welche Pfarrer Prescher zu Geschwend besitzt. In: *Idunna und Hermode*. Eine Alterthums-Zeitung auf das Jahr 1814, Nr. 26, S. 104.

23 Gräter (Anm. 20), S. 66–67.

24 Provenienz Hans von Aufseß: GNM, Bibliothek, Sig. 8 L 6 (*Bragur*) und 4 K 1281 (*Idunna und Hermode*); Provenienz Jacob und Wilhelm Grimm: Die Bibliothek der Brüder Grimm. Annotiertes Verzeichnis des festgestellten Bestandes. Bearb. von Ludwig Denecke, Irmgard Teitge. Stuttgart 1989, S. 151, Nr. 1487 (*Bragur*) und Nr. 1494 (*Idunna und Hermode*).

25 Jacob Grimm: *Deutsche Mythologie*. Göttingen 1835, S. XXIX.

Sammeln und Bewahren

Das Sammeln von mündlicher Überlieferung, von Texten und Sachen verlangte nach unterschiedlichen Methoden der Ordnung und Dokumentation: *Sachaltertümer* als dingliche materielle Kultur (Gegenstände aller Art), *Sprachaltertümer* als gedruckte Bücher und Handschriften, aber auch als schriftliche und mündliche Überlieferung in neu publizierten Textsammlungen und Editionen.²⁶

Auf die Anforderungen der Praxis gerichtete Sammelprogramme waren spezialisierter und quellenpezifischer als Gräters allumfassendes Programm von 1796. Ein nicht verwirklichtes Zeitschriftenprojekt von Jacob Grimm und Clemens Brentano aus dem Jahr 1811 trug den Titel *Altdeutscher Sammler*. Dazu sollte „alle mündliche Sage des gesamten deutschen Vaterlandes“ vor Ort beim „gemeinen Mann“ feldforschend gesammelt und dann in dieser Zeitschrift publiziert werden.²⁷ 1815 versandte Jacob Grimm das berühmte gedruckte Rundschreiben *Circular wegen Aufsammlung der Volkspoesie*, in dem er rund 50 Adressaten zu Beiträgen aufrief.²⁸ Jacob Grimm hielt sich zu dieser Zeit als kurhessischer Legationssekretär auf dem Wiener Kongress auf. Viel zu tun hatte er nicht in der großen Politik, die Wiederherstellung der Rechte der Mediatisierten scheiterte bekanntlich. So hatte Grimm Zeit für seine Steckenpferde. Neben Recherchen in der Hofbibliothek gründete er am Rande des Wiener Kongresses die sogenannte „Wollzeilergesellschaft“, benannt nach dem Versammlungslokal in der Wiener Wollzeile, dem „Stroblkopf“.²⁹ Diese bürgerliche Vereinigung hatte sich zum Zweck gesetzt, Volksdichtung und Volksbrauchtum umfassend zu sammeln. Gründungsmitglied der „Wollzeilergesellschaft“ war auch der westfälische Adelige Werner von Haxthausen, bis 1826 preussischer Regierungsrat in Köln und ein großer Sammler von mittelalterlichen Kunstwerken aus säkularisierten Klöstern.³⁰ Die Geschwister Werner und August von Haxthausen gehörten zu denjenigen Gewährsleuten, die Wilhelm Grimm mit Märchen, Sagen und Volksliedern versorgten. Hinzuweisen ist an dieser Stelle auf die engen Verflechtungen zwischen diesen begeisterungsfähigen, geschichts- und kulturinteressierten Leuten, die sich in ihren in den letzten 150 Jahren edierten Briefwechseln widerspiegeln.³¹

Als preußischer Regierungsrat setzte sich Werner von Haxthausen seit 1818 für den Aufbau eines Provinzialmuseums in Köln ein, in dem alle beweglichen und bedrohten Kulturgüter der Provinz am Rhein zusammengetragen werden sollten. Nachdem schon die Franzosen im Rheinland und in Westfalen die Feudalrechte aufgehoben hatten, musste Preußen hier nach 1814 Gebiete integrieren, die lange unter französischer Herrschaft gestanden hatten. Einen Rekurs auf eine gemeinsame Geschichte dieser Gebiete war daher aus partikularstaatlicher Sicht wünschenswert.³² Da Köln im Kampf um den Standort einer rheinischen Universität Bonn unterlag, wurde die Stadt 1818 mit der Gründung eines Provinzialmuseums entschädigt.³³ In einem Memorandum an den Präsidenten der preussischen Provinz Jülich-Cleve-Berg, Friedrich Ludwig Christian Graf zu Solms-Laubach, formulierte Haxthausen das unbestreitbare „Recht des Staates“ auf bewegliche und un-

26 Dazu Ulrich Hunger: *Altdeutsche Studien als Sammeltätigkeit*. In: Jürgen Fohrmann, Wilhelm Vosskamp (Hrsg.): *Wissenschaft und Nation. Studien zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*. München 1991, S. 89–98.

27 Reinhold Steig: *Jacob Grimms Plan zu einem Altdeutschen Sammler*. In: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 12, 1903, S. 129–138, hier S. 133.

28 Jacob Grimm: *Circular wegen Aufsammlung der Volkspoesie*. Wien 1815. Facsimile mit einem Nachwort von Kurt Ranke. Hrsg. von Kurt Denecke. Kassel 1968.

29 Volker Schupp: „Wollzeilergesellschaft“ und „Kette“. *Impulse der frühen Volkskunde und Germanistik (Schriften der Brüder-Grimm-Gesellschaft 6)*. Marburg 1983.

30 Christoph Schaden: „Bei Haxthausen viel Bilderplunder...“ *Das Schicksal des städtischen Regierungsrats und Kunstsammlers Werner Moritz von Haxthausen in Köln 1816–26*. In: *Lust und Verlust. Kölner Sammler zwischen Trikolore und Preußenadler*. Bd. 1. Bearb. von Hiltrud Kier, Frank Günter Zehnder. Ausst.Kat. Josef-Haubrich-Kunsthalle Köln. Köln 1995, S. 205–213.

31 Vgl. u. a. Volker Schupp: *Vitae parallelae. Kettenbrüder: Joseph von Laßberg und Werner von Haxthausen*. In: *Badische Heimat* 3, 2004, S. 354–369.

32 Kunz (Anm. 6), S. 40–41.

33 August Klein: *Anfänge rheinischer Denkmalpflege*. In: Josef Engel, Hans Martin Klinkenberg (Hrsg.): *Aus Mittelalter und Neuzeit. Gerhard Kallen zum 70. Geburtstag*. Bonn 1957, S. 351–371, hier S. 354–355.

bewegliche Denkmale. Unter anderem monierte er den unkontrollierten Verkauf archäologischer Bodenfunde aus Köln, von „Urnen, Lampen, Thränenkrügen“ und anderer römischer Altertümer durch Altkrämer.³⁴

Haxthausen plante darüber hinaus einen Altertümer-Centralverein für die preussische Rheinprovinz und bat Jacob Grimm – allerdings erfolglos – um Mitarbeit. Ein „Concept“, das Haxthausen dazu an Grimm gesandt haben muss, ist verschollen. Grimm kommentierte es 1822 und entwarf für Haxthausen ein quellenübergreifendes altertumkundliches Programm für den geplanten Verein, das auf den Erfahrungen Grimms mit dem *Circular zur Aufsammlung der Volkspoesie von 1815* beruhte.³⁵ Grimm empfahl Haxthausen mit Nachdruck, der Verein solle sich auf Spezielles, auf bisher nicht Erforschtes konzentrieren:³⁶

1. Ausgraben, Bewahren und Beschreiben alter Gräber, Urnen, Waffen etc. Nun das ist ja schon Dorows Liebhaberei.³⁷
2. Sammeln und correctes Herausgeben alter und unedierter oder zerstreut edierter oder schlecht edierter Urkunden bis zum 15. Jahrh. unabgekürzt und ohne Commentar. Der Nutzen alter Diplome für alte Namen, Geographie und Rechtsverfassung ist unabsehlich.
3. Untersuchung alter Straßen, Wälder etc.
4. Auffassung der heutigen Volksdialekte nach Schmellers Muster.³⁸
5. Sammlung der noch wirklich geltenden oder noch traditionell lebenden Rechtsgewohnheiten; hierzu müste ein Germanist eine umständliche Anleitung entwerfen. Herausgabe aller ungedruckten Statuten und Willküren.
6. Sammlung alter Gebräuche bei Geburten, Hochzeiten und Leichen.
7. aller von der Mode gebildeter Leute unabhängigen Kleidertrachten des gemeinen Landvolks.
8. der innern Hauseinrichtung in Dörfern.
9. Besondere Beachtung verdient die Art und Weise, wie das Volk verschiedner Provinzen Wasser und Lasten trägt; ob auf Kopf, Rücken oder am Arm? Wie es sich beim Reden und Sitzen, beim Essen und Trinken nimmt, z. B. wie Arme und Beine verschränkt?
10. Eigenheiten bei Viehzucht und Ackerbau.
11. Sammlung von Volkssagen, Sprichwörtern und Liedern, Tänzen etc.

Mit dem unter (5.) erscheinenden Begriff „Germanist“ meinte Grimm 1822 noch ausschließlich einen Erforscher des deutschen Rechts, nicht der deutschen Sprache.³⁹ Obwohl sein Programmentwurf umfassend erscheint und archäologische, volkskundliche und rechtsgeschichtliche Ansätze vereint, verzichtete er absichtlich auf eine Sammlung altdeutscher Architektur und Malerei, altdeutscher Dichtkunst und Inkunabeln. Hier sei, so Grimm, bereits genügend Anregung vorhanden: „Ohne daß in andern Theilen des Alterthums Vorarbeiten gelingen, wird nichts geleistet werden.“⁴⁰ Selbst beim ersten Punkt, dem archäologischen Ansatz, verwies Grimm auf die archäologischen Aktivitäten Wilhelm Dorows im Rheinland und stellte damit Notwendigkeit archäologischer Forschung im Rahmen des geplanten „Centralvereins“ in Frage. Grimm riet Haxthausen zur Spezialisierung, um die Quellenmassen zu bewältigen, und zu politischer Zurückhaltung, was nationalistische Haltungen anging, um den „Centralverein“ in den Genuss partikularstaatlicher preussischer Unterstützung kommen zu lassen: „Hauptsache ist auch, dass alles provinziell bleibt. Dehnt euch ja nicht über eure Regier. Bezirke ins übrige Deutschland.“⁴¹

34 Klein (Anm. 33), S. 370.

35 Volker Schupp: Die adlige Wissenschaft des Reichsfreiherrn Josef von Laßberg. In: Beiträge zur Droste-Forschung 5, 1982, S. 150–151.

36 Jacob Grimm an Werner von Haxthausen. Kassel, 23. April 1822. Gedruckt in: Litterarische Mittheilungen. Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Litteraturarchivgesellschaft in Berlin. Berlin 1901, S. 82–86, hier S. 84–85.

37 Wilhelm Dorow (1790–1845), seit 4. Januar 1820 Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde im Rheinlande und in Westfalen. Zur Biografie zuletzt Markus Mode: Talisman in Carneol. Der Hallenser Wilhelm Dorow am Anfang der Orientalischen Archäologie. In: Markus Mode (Hrsg.): Morgenländische Altertümer – Studien aus dem Institut für Orientalische Archäologie und Kunst (Hallesche Beiträge zur Orientwissenschaft 37). Halle 2004, S. 7–38.

38 Vgl. Johann Andreas Schmeller: Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. München 1821.

39 Uwe Mewes: Zur Namensgebung „Germanist“. In: Jürgen Fohrmann, Wilhelm Vosskamp (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart, Weimar 1994, S. 25–47, hier S. 31.

40 Grimm an Haxthausen (Anm. 36), S. 83.

41 Grimm an Haxthausen (Anm. 36), S. 85.

Werner von Haxthausen war bereits 1815 an einer Adelsreformvereinigung, dem „Adelsverein durch ganz Teutschland, die Kette genannt“, beteiligt gewesen. Diese wurde wie Grimms bürgerliche „Wollzeilergesellschaft“ am Rande des Wiener Kongresses auf Initiative des aus Donaueschingen stammenden Freiherrn Joseph von Laßberg gegründet. Sowohl Laßberg als auch Haxthausen waren auch Mitglieder in Grimms „Wollzeilergesellschaft“. Das Ziel der Adelsvereinigung (mit der „Kette“ als Sinnbild für gleichwertige Glieder des alten deutschen Reichsadels) war jedoch politisch motiviert, sollte doch der Adelsstand durch vaterländische Altertumskunde kulturell, wenn nicht sogar politisch restauriert werden. Die Gründungsmitglieder vereinbarten in der Satzung,

„Daß diejenigen unter ihnen, welchen ihre Fähigkeit und persönliche Verhältniß es gestatten, Alles *sammeln* werden, was auf *teutsche Sprache, Sitten, Geschichte, Kunst und Alterthümer* Bezug hat, daß sie ein solches durch Briefwechsel oder mündlichen Vortrag, dem Verein und dessen Mitgliedern *mittheilen*, und auch wohl durch *schriftliche Aufsätze und Abhandlungen* solche Grundsätze und Gedanken verbreiten wollen, welche geeignet sind, den Adel zu seiner ursprünglichen Bestimmung, der *erste und gebildetste Stand* im Staat zu seyn, zu bilden.“⁴²

Der Interessenschwerpunkt des heute hauptsächlich für seine exzeptionelle Sammlung mittelalterlicher Handschriften bekannten Laßberg war die „alteutsche“ Literatur. Vielseitig und quellenübergreifend landesgeschichtlich interessiert wurde der adlige Privatgelehrte zu einem Dreh- und Angelpunkt im Netzwerk der südwestdeutsch-schweizerischen Altertumskunde. Zu Laßbergs Korrespondenten gehörte auch der junge fränkische Standesgenosse Hans von Aufseß.

Aufseß formulierte 1833 bei seinen ehrgeizigen Planungen für ein gesamtdeutsches Altertumsmuseum, die der bayerische König Ludwig I. 1830 persönlich angeregt hatte, ein Memorandum mit dem Titel *Ueber Anlage eines allgemeinen deutschen Museums für Denkmäler der vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst zu Nürnberg*, aus dem allerdings erst etwa zwanzig Jahre später das Germanische Nationalmuseum entstehen sollte.⁴³ Das Sammlungsprogramm kannte keine sachliche, zeitliche oder regionale Beschränkung, wie sie Jacob Grimm 1822 Haxthausen empfohlen hatte, sondern strebte nationale Vollständigkeit an. Es sollte der Ordnung der bereits von Aufseß privat angehäuften historischen Überreste und dem zielgerichteten weiteren Sammlungsausbau dienen. Als weit aufgefächertes Sammlungsprogramm umfasste es Sach-, Text- und Bildüberlieferung und sogar Fossilien als Landesreichtümer:⁴⁴

1. Sammlung alter Handschriften und Incunabeln
2. Sammlung neuer Werke der Literatur
3. Sammlung von Archivalien, Urkunden, Akten
4. Sammlung alter Musikalien
5. Sammlung von Rissen, Karten, Plänen
6. Sammlung von Handzeichnungen
7. Sammlung von Kupferstichen, Holzschnitten
8. Sammlung von Gemälden
9. Sammlung von Bildnereien
10. Sammlung von Bauabbildungen
11. Sammlung von Abbildungen alter Grabmonumente
12. Sammlung von Münzen und Siegeln
13. Sammlung von Heergeräthe, Hausrath und verschiedenen Instrumenten
14. Sammlung alter Porträte und Vorstellungen
15. Sammlung ausgegrabener Alterthümer
16. Sammlung der Ueberreste thierischer Wesen und Pflanzen aus der Vorwelt, Versteinerungen

42 Plan zu einem allgemeinen Adelsverein durch ganz Teutschland, die Kette genannt; datirt Wien den 10. Jan. 1815. Mit einer kurzen Nachschrift. In: Johann Ludwig Klüber (Hrsg.): Acten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815. Bd. 6. Erlangen 1816, S. 452-462, hier §8, S. 455 [Hervorhebungen original]. – Vgl. zur „Kette“ ausf. Schupp 1983 (Anm. 29) sowie Heinz Reif: Adelserneuerung und Adelsreform in Deutschland 1815-1874. In: Elisabeth Fehrenbach, Elisabeth Müller-Luckner (Hrsg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 31). München 1994, S. 207-208.

43 Dietrich Hakelberg: Adliges Herkommen und bürgerliche Nationalgeschichte. Hans von Aufseß und die Vorgeschichte des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. In: Heinrich Beck u.a. (Hrsg.): Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen (Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Ergänzungsbd. 34). Berlin, New York 2003, S. 523-576.

44 Memorandum 1833. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Archiv, Akten K. 1 Nr. 2, fol. 37r-38r.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass archäologische Funde zu Beginn des 19. Jahrhunderts meist im Kontext anderer Schrift- und Sachüberlieferung gesammelt wurden. Durch die Spezial-sammlungen der neugegründeten Altertumsvereine war allein die Anzahl der gesammelten archäologischen Objekte beinahe unüberschaubar gewachsen. Gräters Programm von 1796 war dagegen ideal, quellenübergreifend und prototypisch: zur Ordnung der Hinterlassenschaften des vaterländischen Altertums, zur Entwicklung von altertumskundlichen Programmen, und zur Rechtfertigung, warum es lohnend sein sollte, sich überhaupt mit vaterländischen Altertümern abzugeben: aus Vaterlandsliebe.

Territorien, Staaten, Vaterländer

Was war das „Vaterland“ für Altertumsforscher unterschiedlicher sozialer und regionaler Herkunft? Wie wurde das Vaterland umgrenzt, der Boden, auf dem Denkmale standen und entstanden und aus dem archäologische Funde zu Tage kamen? Der Stadtbürger Gräter nahm für sein altertumskundliches Programm von 1796 eine doppeldeutige Begriffsdefinition vor. Er unterschied das *engere* Vaterland des Einzelnen und das *weitere* Vaterland der Nation: der kleine Landstrich, der Geburtsort des Einzelnen als engeres, das von einer ganzen Nation bewohnte Land als weiteres Vaterland. Die deutsche Nation aber ginge als Sprachnation weit über die Grenzen des Alten Reiches hinaus:

„Wer die teutsche Sprache als seine Muttersprache spricht, der ist ein Teutscher, und jeder Teutsche ein Glied der Nation. Soweit unsere Sprache gesprochen wird, und so weit die Länder von gebornen Teutschen bewohnt sind, so weit geht das teutsche Vaterland.“⁴⁵

Zehn Jahre vor dem Reichsuntergang entwickelte Gräter eine gesamtnationale Perspektive für die Altertumskunde. 292 Staaten und Regierungen gebe es 1796 in Deutschland: acht Kurfürstentümer, 35 geistliche und 59 weltliche Fürstentümer, 41 Prälaturen, 98 Graf- und andere Herrschaften sowie 51 Reichsstädte. Es bleibe wohl ein Traum,

„daß alle diese zweyhundert und zwey und neunzig Staaten auf den ersten besten Aufruf, von einem patriotischen Fieber ergriffen, ihre antiquarischen Schätze aufsuchen, verzeichnen, beschreiben und ohne weiters als ein schuldiges Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederlegen werden.“⁴⁶

Erst nach Auflösung der meisten dieser Kleinstaaten 1806 griff das „patriotische Fieber“ um sich. Engeres und weiteres Vaterland, wie Gräter sie verstanden hatte, wurden nun für die vaterländische Altertumskunde politisch relevant. Der Reichsuntergang und die moderne Staatsbildung warf gerade für die Gebildeten und Eliten die Frage nach dem Vaterland auf, die Frage nach dem Zugehörigkeitsgefühl zu einer bestimmten politischen Raumeinheit. Generation, Herkunft und Karriere der Gelehrten bestimmten dieses Zugehörigkeitsgefühl. Entsprechend schillernd war der Nationsbegriff. Der „Intellektuellen- oder Elitenationalismus“,⁴⁷ und zwar sowohl neuer bürgerlicher Funktionselemente als auch des alten Adels, war dabei kein uniformes Massenphänomen. Man sprach im Gelehrtenmilieu je nach Herkunft und Sozialisation gespalten über die Geschichte der Nation.

Eine entschieden restaurativ-altständische Haltung hatte der Kölner Sammler altdeutscher Kunst Werner von Haxthausen, der bereits als Mitglied der Adelsreformvereinigung der „Kette“ erwähnt wurde. In seiner reaktionären Schrift *Über die Grundlagen unserer Verfassung* von 1833, die schon 1834 konfisziert wurde, sah er in Deutschland, d. h. im alten deutschen Reich mit seinen weltlichen und geistlichen Ständen und Ordnungen, das „Herz Europas“. Die „Idee der Nationalität, der

45 Gräter (Anm. 16), S. 4.

46 Gräter (Anm. 16), S. 29–31.

47 Hans-Ulrich Wehler: Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen. München 2001, S. 64–65.

tieffste und ursprüngliche Charakter des Stammes und Volkes“ habe im Adel „als dem Volke und seinem Grund und Boden ursprünglich angehörig [...] den natürlichen Träger und Repräsentanten“ gefunden.⁴⁸ Die gotische deutsche Baukunst stelle „den christlich-germanischen Charakter [Deutschlands] am reinsten und vollständigsten dar“.⁴⁹ Die alten Stände waren für Haxthausen nach historischem Recht seit germanischer Zeit legitim.⁵⁰

Zur gleichen Zeit warnte Karl Heinrich Ritter von Lang in Bayern vor einer gesamt-nationalen Geschichtsauffassung. Der 1808 neunobilitierte Beamte aus Ansbach vertrat eine partikularistische Haltung. Er hatte 1831 den „Historischen Verein im Rezat-Kreis“ mit begründet und konstatierte 1833 in einem Lexikonartikel, dass die regionalen Altertumsvereine aus einem „wohlerkannten Bedürfnisse unserer Zeit“ gegründet worden seien, nach dem Verlust regionaler Archive durch der Auflösung ihrer Träger, der Klöster und kleinen Herrschaften in Deutschland. Im schlimmsten Falle sei das Archivgut bereits in die Hauptstädte der neuen Staaten abtransportiert, die Provinz mithin ihrer Geschichte und Identität beraubt worden. Wenn die Zeit reif sei, könne aus regionalen Einzelgeschichten dann einmal eine Gesamtgeschichte des Reiches hervorgehen, in der sich dann auch jede einzelne Region wiederfinden könne. Bis dahin aber sollten die neuen zusammengesetzten Staaten „auf die voreilige Ernte einer allgemeinen Landesgeschichte verzichten.“⁵¹

Der aus altem fränkischen Reichsadel stammende Hans von Aufseß versuchte hingegen seit 1830, die Vision einer gesamt-nationalen Altertumskunde, wie sie schon Gräter gehabt hatte, in einem gesamtdeutschen Altertumsmuseum und einem Zentralverein zu verwirklichen. Er wollte damit aber die Souveränität der modernen Einzelstaaten, auf deren Unterstützung er angewiesen war, historisch keinesfalls in Frage stellen. „Föderativer Nationalismus“ hat Dieter Langewiesche solche Haltungen genannt,⁵² und föderativ-nationalistisch ist das Bildprogramm, das Aufseß dem zweiten Heft seiner Zeitschrift *Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters* voranstellte: wie im Alten Reich die Wappen der Reichsstände auf den Flügeln eines Quaternionenadlers angeordnet waren, so sind hier nun die Wappen der deutschen Bundesstaaten rings um den Doppeladler gruppiert, die Staaten des Deutschen Bundes mithin in die Tradition des Alten Reiches gestellt und an ihre geschichtliche Herkunft erinnert. Als kleines, aber wichtiges Detail arrangierte Aufseß sein Familienwappen in der Mitte unter diese Allegorie: ritterschaftliche Familiengeschichte gehörte für ihn zur Geschichte des Reichs (Abb. 2). Auf diese Weise warb Aufseß um die Unterstützung deutscher Einzelstaaten für die gesamt-nationale Ausrichtung der Altertumszeitschrift und des Museumsprojektes, ohne in den Verdacht zu geraten, ein Revisionist oder Nationalist zu sein. Dennoch blieb vermutlich genau aus diesen Gründen dem Plan eines Nationalmuseums die breite Unterstützung aller deutschen Staaten bis zur Jahrhundertmitte versagt.

Die vaterländische Altertumskunde des Hans von Aufseß ist untrennbar mit dessen Herkunft und Stand verbunden. Erst 1801 geboren hatte Aufseß den Reichsuntergang nicht wirklich miterlebt. Er war jedoch im Bewusstsein seiner altadeligen Herkunft erzogen worden. Als Spross einer uralten fränkischen Adelsfamilie sah Hans von Aufseß den Adel, gleich welcher Stellung, in der Pflicht, sich für das vaterländische Altertum zu engagieren. Existenz und Geschichte des Adelsstandes liege in deutscher Vorzeit, um so mehr müsse sich dieser für die Erhaltung und Bekanntmachung deutscher Geschichtsquellen und insbesondere für das nach den erfolglosen Versuchen der 1830er Jahre im Jahr 1852 gegründete Germanische Nationalmuseum einsetzen.⁵³

Das wachsende Interesse an der vaterländischen Altertumskunde zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand mit der Rückbesinnung auf das Herkommen alter, nun mediatisierter Territorien in Zusammenhang. Archäologische Denkmäler beispielsweise waren nicht nur rechtlich mit dem Grund

48 Werner von Haxthausen: Ueber die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript. O.O. 1833, S. 187-189.

49 Haxthausen 1833 (Anm. 48), S. 194.

50 Haxthausen 1833 (Anm. 48), S. 219.

51 [Karl Heinrich von Lang]: Historische Vereine. In: Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur in vier Bänden. Bd. 2. Leipzig 1833, S. 460.

52 Dieter Langewiesche: Kulturelle Nationsbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts. In: Dieter Langewiesche: Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München 2000, S. 82-102, hier 82-85.

53 Hakelberg 2003 (Anm. 43), S. 565-567.



Abb. 2 Der Deutsche Bund als Erbe der deutschen Reichsnation: Um den Doppeladler gruppieren sich die Wappen deutscher Bundesstaaten. Hans von Aufseß (Hrsg.): Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1, 1832, Frontispiz von Friedrich Hoffstadt

und Boden verbunden, auf dem sie entdeckt wurden. Der Adel war zu Beginn 19. Jahrhunderts „alltagsweltlich tief in seine Region und sein Territorium eingebunden“.⁵⁴ Angehörige des mediatisierten Hochadels förderten mäzenatisch Literatur, Wissenschaft und Denkmalpflege und erforschten die Geschichte ihrer Familien.⁵⁵ Einige ließen Ausgrabungen auf ihrem Grund und Boden durchführen und sorgten für Veröffentlichung und Erhaltung der gefundenen Denkmäler. Mit landesherrlicher Fürsorge interessierte sich der mediatisierte Adel für das Herkommen seines Landes. Dieses geschichtliche Landesbewusstsein umfasste die Förderung von Geschichtsforschung und Denkmalpflege aus der Privatschatulle, aus dem Gefühl ständischer Verpflichtung und zu allgemeinem Nutzen.

Die adlige Beschäftigung mit Überresten des Altertums war dabei keine plötzliche Erscheinung der Jahre nach 1806. Schon in der Frühen Neuzeit pflegten Adlige antiquarische Traditionen und sammelten Antiken aus dem Mittelmeerraum ebenso wie einheimische Altertümer ihrer Herrschaft, um exklusiver Kennerschaft und standeseigener Freiheit repräsentativ Ausdruck zu ver-

54 Reif (Anm. 42), S. 205.

55 Zum Hintergrund adeligen Geschichtsinteresses Gabriele B. Clemens: Stein und die Anfänge der historischen Vereine. In: Heinz Duchardt (Hrsg.): Stein. Die späten Jahre des preußischen Reformers 1815–1831. Göttingen 2007, S. 39–58, hier S. 50–53. – Heinz Gollwitzer: Die Standesherrn. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte. 2. Aufl. Göttingen 1964, S. 311–318.

leihen.⁵⁶ Ende des 18. Jahrhunderts hatte mit Fürst Franz Graf zu Erbach ein „enthusiastischer Freund und Kenner der Alterthumskunde“ und Sammler italisch-griechischer Antiken damit begonnen, die Erforschung römischer Altertümer im Odenwald, insbesondere des Limes voranzutreiben.⁵⁷ Die Denkmale des römischen Altertums auf dem Gebiet mediatisierter Territorien wurden als vaterländische Denkmale und der Landesgeschichte zugehörig aufgefasst.

Der junge Fürst Karl Egon II. zu Fürstenberg ließ in Hüfingen nahe der Residenzstadt Donaueschingen graben, nachdem der Regensburger Gelehrte Andreas Buchner den Ort als das römische *Brigobannis* der *Tabula Peutingeriana* identifiziert hatte. Mit den Ausgrabungen war der fürstenbergische Leibarzt Wilhelm August Rehmann betraut. Involviert waren neben dem Freiburger Gymnasialprofessor Heinrich Schreiber und seinem Schüler Joseph Frick auch der bereits erwähnte und einst als fürstenbergischer Oberforstmeister amtierende Joseph von Laßberg.⁵⁸ Über den

ausgegrabenen Mauerresten einer römischen Badeanlage ließ der Fürst 1820/21 einen eigenen Schutzbau errichten, eines der ältesten Zweckgebäude dieser Art.⁵⁹ Über dem Türsturz wurde eine antikisierende Inschrift angebracht, die an den fürstlichen Förderer von Ausgrabung und Schutzbau erinnert (Abb. 3).

Ein anderer Mediatisierter, Fürst Wilhelm Christian Carl zu Solms-Braunfels, veranlasste in den Jahren 1816 und 1817 die Untersuchung von 70 bronze- und eisenzeitlichen Grabhügeln in der Ständesherrschaft um die fürstliche Residenz Braunfels bei Wetzlar. Über die in kaum zwei Jahren geborgenen Funde verfasste der fürstliche Archivar Jacob Carl Schaum einen umfassenden Katalog

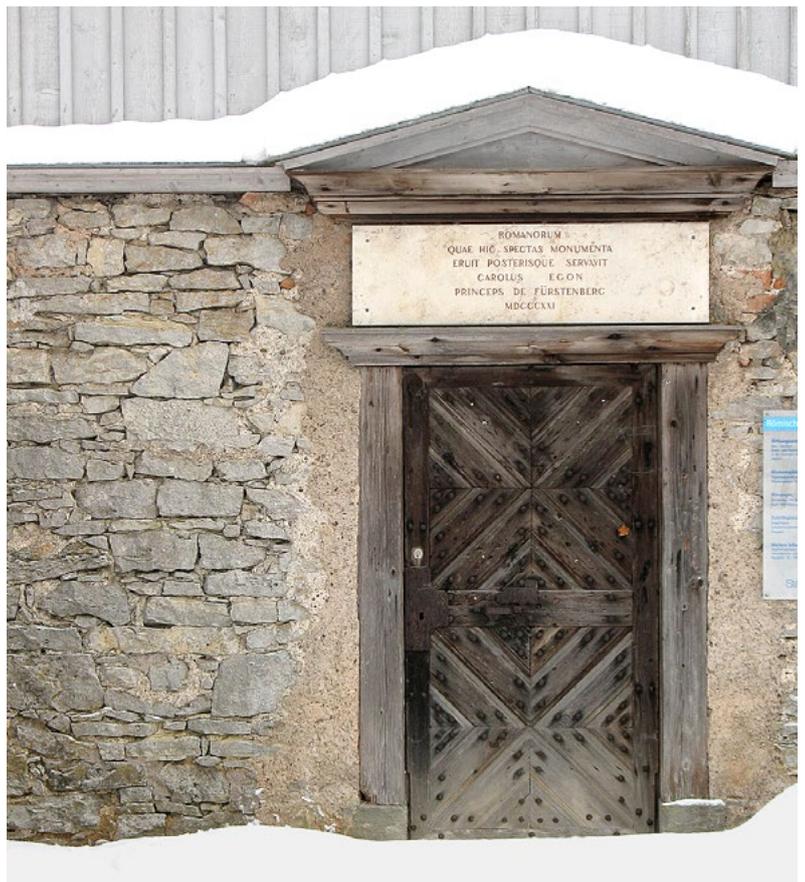


Abb. 3 Vaterländisches Altertum unter fürstlichem Schutz: „Der Römer Denkmale, die du hier siehst, hat Karl Egon Fürst zu Fürstenberg ausgegraben und für die Nachwelt bewahrt. 1821.“ Lateinische Inschrift über der Tür des Schutzbaus über den Mauerresten des römischen Bades von Hüfingen (Foto: Dietrich Hakelberg)

56 Gerrit Walther: Schöne Freiheit. Motive adligen Interesses für ‚Antiquitäten‘ in der Frühen Neuzeit. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewusstseins in der Frühen Neuzeit. Wiesbaden 2010, S. 209–225.

57 Willy List: Franz, regierender Graf zu Erbach. Neue Beiträge zu seiner Lebensgeschichte. Straßburg 1903, S. 165–176. – Rainer Braun: Frühe Forschungen am obergermanischen Limes in Baden-Württemberg (Schriften des Limesmuseums Aalen 45). Stuttgart 1991, S. 165–176. – Vgl. auch Knapp (Anm. 3).

58 Monika Balzert: Joseph Fricks lateinische Beschreibung der römischen Ruinen von Hüfingen von 1824. Übersetzt und aus dem Briefwechsel H. Schreiber – W. A. Rehmann erläutert. In: Petra Mayer-Reppert: Brigobannis – Das römische Hüfingen (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 19). Stuttgart 1995, S. 77–198.

59 Carl Borromäus Alois Fickler: Alterthümer aus der badischen Baar, A. Römisches. III. Bei der Amtsstadt Hüfingen. In: Schriften der Alterthums- und Geschichtsvereine zu Baden und Donaueschingen 2, 1848, S. 165–183, hier S. 168. – Zum Schutzbau Jutta Heim-Wenzler: Römerbad – Schutzbau und Steganlage. In: Petra Mayer-Reppert: Brigobannis – Das römische Hüfingen (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 19). Stuttgart 1995, S. 109–111.

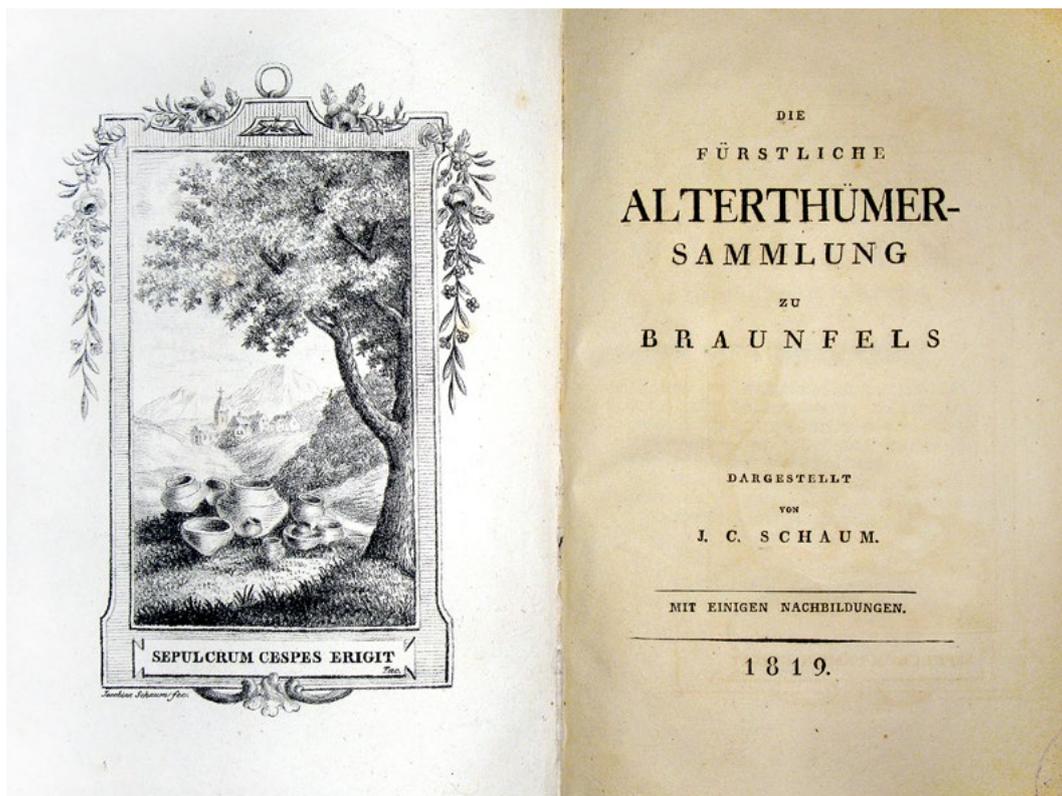


Abb. 4 Fürstliche Sammlungen: Mit dem Motto aus Tacitus, Germ. 27: „Über dem Grab erhebt sich ein Rasenhügel“ weist Jacob C. Schaum die Grabfunde den Germanen zu. Jacob C. Schaum: Die fürstliche Alterthümer-Sammlung zu Braunfels. O.O. 1819. Lithografiertes Frontispiz von Jacobine Schaum. Widmungsexemplar von Wilhelm zu Solms-Braunfels an Karl Egon II. zu Fürstenberg

mit Beschreibungen und Abbildungen, der nur in einer sehr kleinen Auflage erschien und auch an Standesgenossen verschenkt wurde (Abb. 4).⁶⁰ „Zum Heile für die Sittenkunde des hohen Altertums“, so Schaum, habe der Fürst selbst die Ausgrabungsarbeiten geleitet, „im Graben geübte Leute ausgewählt und diese fürstlich entlohnt.“⁶¹ Der Fürst zu Solms-Braunfels hatte im Januar 1822 aus der *Allgemeinen Zeitung* von den Grabungen in Hüfingen erfahren.⁶² Er sandte Karl Egon II. zu Fürstenberg daraufhin Schaums Katalog der fürstlichen Altertümersammlung auf Schloss Braunfels und schrieb dazu:

„Mit vielem Interesse habe ich aus einem Artikel vom 2ten Dezember vorigen Jahres [recte: 3. Januar 1822] in Nro. 1 der Beilage zur allgemeinen Zeitung ersehen, welcher Beförderung sich die Alterthumskunde durch die von Euer Liebden in dero Territorium verfügten Nachgrabungen zu erfreuen hat. Das Dunkel, welches noch immer in diesem Theil des menschlichen Wissens herrscht und die freudige Hofnung, durch Nachforschungen jener Art vielleicht ein Schärflin zur Aufklärung der vaterländischen Alterthumskunde beizutragen, hat auch mich bestimmt, bereits vor einigen Jahren in meinem hiesigen Gebiete Nachgrabungen zu veranstalten, deren Resultate mein Archivar zusammen zu tragen versucht hat [...] Alles, was bis jetzt noch in hiesiger Gegend entdeckt worden, trägt den Stempel rein deutschen Ursprungs und es sollte mich freuen, wenn die Vergleichenungen mit den, in dero Gebiet aufgefundenen, römischen Alterthümern Euer Liebden nicht ganz Interesse leer seÿn würden.“⁶³

60 Jacob Carl Schaum: Die fürstliche Alterthümer-Sammlung zu Braunfels. [Braunfels] 1819. – Die Auflage betrug nur 100 Exemplare, s. dazu Rolf Arnim Winkler: Die Frühzeit der deutschen Lithographie. Katalog der Bild-drucke von 1796–1821. München 1975, S. 34, Nr. 059, unter F. Becker.

61 Schaum (Anm. 60), S. 3–4.

62 Römische Alterthümer bei Hüfingen. In: Allgemeine Zeitung. Beilage zur Allgemeinen Zeitung [München], Nr. 1, 3.1.1822.

63 Wilhelm zu Solms-Braunfels an Karl Egon II. von Fürstenberg. Braunfels, 12.1.1822. Ehemals F.F. Hofbibliothek Donaueschingen, nun Privatsammlung.

Neben solchen adeligen Privatinitiativen zur Erforschung und Bewahrung archäologischer Bodendenkmäler, bei der auch Beamte der fürstlichen Verwaltung, wie der eingangs erwähnte gräflich Erbach-Erbachsche Regierungsrat Johann Friedrich Karl Knapp agierten, wirkte der mediatisierte Adel häufig maßgeblich bei der Gründung von Altertumsvereinen mit, die sich der Geschichte alter Territorien widmeten. Regierende Souveräne dagegen unterstützten die Vereine in den Metropolen genauso wie in den neugeschaffenen partikularstaatlichen Verwaltungseinheiten in der Provinz, wie etwa Regierungsbezirken oder Landkreisen. Die Gründung eines Geschichts- oder Altertumsvereins, so referierte 1837 der einstige Mainzer Revolutionär Nikolaus Müller, sei „das Bestreben patriotischer Gelehrten, das Augenmerk redlicher Staatsmänner und die Lieblingsangelegenheit weiser Fürsten geworden.“ Der Verein müsse „unter den Flügeln eines mächtigen Mäcenat, Pflege und Gedeihen suchen“, und „unter der fruchtbaren Sonnenwärme der Fürstengunst“ kosmopolitisch werden.⁶⁴ In solch einem Milieu hatte sich 1824 in Dresden der Sächsische Altertumsverein gegründet, dem stets ein Prinz des sächsischen Königshauses vorstand.⁶⁵ Rund ein Drittel der Mitglieder des Sächsischen Altertumsvereins waren Adlige.⁶⁶ Der Bruder des Großherzogs von Baden, Markgraf Wilhelm, war Präsident der 1830 von Karl Wilhelmi gegründeten provinziellen Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit, 16 der Gründungsmitglieder gehörten dem niederen Adel an.⁶⁷ Der Altertumsverein für das Großherzogtum Baden hatte bei seiner Gründung 1845 Großherzog Leopold als Protektor und vier Fürsten als Mitglieder, unter ihnen wieder Markgraf Wilhelm von Baden sowie den mediatisierten Standesherrn Karl Egon II. zu Fürstenberg.⁶⁸ Für den 1843 unter der Leitung von Graf Wilhelm von Württemberg in Stuttgart gegründeten Württembergischen Altertumsverein übernahm der König selbst das Protektorat und agierte als großzügiger Mäzen. Hier waren über ein Viertel der Mitglieder Adelige.⁶⁹ Drei Grafen und sechs Freiherren waren 1839 ordentliche Mitglieder im Nassauischen Altertumsverein in Wiesbaden; sechs Standesherrn 1844 im Historischen Verein für das Großherzogtum Hessen in Darmstadt. Hingegen fehlen 1844 adelige Mitglieder im Mainzer Altertumsverein fast völlig, neben dem Grafen Eltz gab es nur zwei weitere niederadlige Mitglieder.⁷⁰ Trotz solcher offensichtlichen Ausnahmen können Altertumsvereine aufgrund der hochadeligen Protektoren und der „massiven Präsenz“ adliger Mitglieder kaum als Institutionen typisch bürgerlicher Prägung betrachtet werden. Vielmehr trafen hier adlige und bürgerliche Eliten mit gemeinsamen kulturellen Interessen aufeinander,⁷¹ die aber nicht unbedingt auch gleiche politische Ansichten vertraten. Der Adel konnte hier mäzenatisch wirksam werden und seine kulturelle Kompetenz in der bürgerlichen Gesellschaft prestigeträchtig unter Beweis stellen.⁷²

64 Nikolaus Müller: Ueber Gelehrtenvereine, insbesondere über die Wichtigkeit der historischen und alterthumsforschenden Gesellschaften. In: Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung 3, 1842, hier S. 120-122.

65 Uwe John: Romantischer Geist und historischer Sinn. Johann von Sachsen und die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. In: Klaus Gumnior (Hrsg.): König Johann von Sachsen 1801/1854-1873. Ein Blick auf Deutschland (Saxonia. Schriftenreihe des Vereins für sächsische Landesgeschichte 7). Dresden 2000, S. 61-79.

66 Nach den Zahlen bei Gabriele B. Clemens: Sanctus amor patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 106). Tübingen 2004, S. 66-67.

67 Hans-Martin Maurer: Baden-Württembergs frühester Altertumsverein. Die Sinsheimer Gesellschaft von 1828 bis 1856 und ihr kurpfälzischer Gründer. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 147, 1999, 671-699.

68 Verzeichniß der Mitglieder. In: Schriften des Alterthumsvereines für das Großherzogthum Baden 1, 1845, S. 55.

69 Satzungen des württembergischen Alterthums-Vereines. Unter dem Protectorate seiner Majestät des Königs. Stuttgart 1843, S. 14. – Dazu: Wiederentdeckung der Geschichte. Die Anfänge der Geschichtsvereine. Bearb. von Hans-Martin Maurer. Ausst.Kat. Hauptstaatsarchiv Stuttgart. 2. Aufl. Stuttgart 1993, S. 11-13. – Zur Mitgliederstruktur wieder Clemens (Anm. 66), S. 69.

70 Heiner Stauder: Mitgliederstrukturen – damals und heute. In: Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte 89, 1994 (1996), S. 33-58, hier S. 37.

71 Clemens (Anm. 66), S. 65.

72 Clemens (Anm. 66), S. 79.

Das gleichzeitige „Erwachen“ des Nationalbewusstseins und des Interesses am vaterländischen Altertum in den Befreiungskriegen war als nationale Rechtfertigung für den Allgemeinnutzen der vaterländische Altertumskunde weit verbreitet. In den deutschen Bundesstaaten begann sich nach 1815 ein „antifranzösischer Konsens“ als verbindende Grundlage nationaler Einheit zu etablieren. Er gründete auf jüngsten Kriegserfahrungen und war politisch unverdächtiger als revisionistisch anmutende Rekurse auf untergegangene Reichsherrlichkeit, die pikanterweise auch an die Profiteure des Reichsuntergangs erinnerten.⁷³

Inwieweit die Gelehrten ihre Motivation wirklich aus der antifranzösischen Erhebung bezogen, ist schwer nachzuweisen.⁷⁴ Doch referierte schon 1822 der Schulpfortauer Pädagoge August Gottlob Lange vor den Mitgliedern des hauptsächlich archäologisch forschenden Thüringisch-Sächsischen Altertumsvereins, dass im vergangenen Jahrzehnt

„der Druck der fremden Zwingherrschaft es gewesen sey, der diesen Sinn für das vaterländische Alterthum geweckt, und diese allgemeinen Bemühungen für dasselbe hervorgerufen habe [...] man suchte die Schmach der Gegenwart durch das Andenken an die Vergangenheit abzuwehren; gegen die übermüthig hausenden Krieger des Auslandes wurden die Geister der großen Väter beschworen [...]“⁷⁵

Gerade Funde aus der geschichtlich weit entfernten heidnischen Vorzeit waren leicht mit dem nationalen Urvolk der Germanen und ihrem Freiheitsdrang zu verbinden. Zugespitzt zu einem anti-französischen Topos findet sich die Metapher vom Erwachen des Nationalbewusstseins dann seit den 1840er Jahren in verschiedenen altertumkundlichen Publikationen,⁷⁶ unverkennbar als Reaktion auf die Rheinkrise von 1840. Der Topos wird später von nationalistischen deutschen Altertumforschern bis in die 1920er Jahre wieder aufgenommen, wobei die Zeit der Befreiungskriege und die Weimarer Republik als Zeiten „nationaler Unterdrückung“ mit einem besonderen Impetus für die vaterländische Altertumskunde beziehungsweise Prähistorie parallelisiert werden.⁷⁷

Schlussfolgerungen

Der herausgestellte antifranzösische Affekt als Legitimation für die vaterländische Altertumskunde verschleierte andere komplexere Beweggründe für das Sammeln, Erforschen und Bewahren von Sach- und Sprachaltertümern zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Verlusterfahrungen in Folge gesellschaftlicher und territorialer Umwälzungen wirkten sich auf das Alltagsleben verschiedener Bevölkerungsgruppen aus und wurden, wie etwa die Zerstörung von Kulturgütern, als Verfalls- und Krisenerscheinungen wahrgenommen.⁷⁸ Die territorialen und herrschaftlichen Veränderungen nach dem Reichsuntergang hatten einen unmittelbaren Einfluss auf die Entwicklung der vaterländischen

73 Wolfgang Burgdorf: Der Kampf um die Vergangenheit. Geschichtspolitik und Identität in Deutschland nach 1813. In: Ute Planert (Hrsg.): Krieg und Umbruch um 1800. Erfahrungsgeschichte(n) auf dem Weg in eine neue Zeit (Krieg in der Geschichte, 44). Paderborn 2009, S. 333–357, hier S. 350.

74 Dazu kritisch Clemens (Anm. 66), S. 29. – Wehler (Anm. 47), S. 71, konstatiert, die „nationalisierende Wirkung der sog. ‚Befreiungskriege‘ gegen Napoleon“ sei „erst im Nachhinein in die Mythologie des deutschen Nationalismus aufgenommen worden“.

75 August Gottlob Lange: [Vortrag]. In: Zweiter Jahresbericht über die Verhandlungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums, vorgetragen in der zweiten General-Versammlung seiner Mitglieder, am 22. Februar 1822, Beilage A, S. 4–5.

76 Z. B. Karl Wilhelmi: Ueber die Entstehung, den Zweck und die Einrichtung der gegenwärtigen Geschichts- und Alterthumsvereine Deutscher Zunge. Eine Rede, bei der ersten General-Versammlung des Alterthums-Vereines für das Großherzogthum Baden in Baden gehalten den 5. November 1844. Heidelberg 1844, S. 8–9. – Ferner die Außensicht von Jens Jacob Asmussen Worsaae: Die nationale Alterthumskunde in Deutschland. Reisebeobachtungen von J. J. A. Worsaae. Kopenhagen, Leipzig 1847, S. 9–10.

77 Ludwig Lindenschmit: Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Übersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Erster Theil: Die Alterthümer der merovingischen Zeit [mehr nicht erschienen]. Braunschweig 1880–1889, S. 32. – Ernst Wahle: Die vorgeschichtliche Forschung am Anfang des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Forschungen und Fortschritte. Korrespondenzblatt der deutschen Wissenschaft und Technik 4, Nr. 14, 1928, S. 138.

78 Für den Adel s. Reif (Anm. 42), S. 205.

Altertumskunde in Deutschland, da sowohl Sach- als auch Schriftüberlieferung zuerst nach ihrer Herkunft, ihrem Fund- oder Entstehungsort, ihren Beziehungen zu einer Region verstanden und wertgeschätzt wurden. Die Geschichte von Klöstern, Städten und adeligen Herrschaften in Süd- und Westdeutschland spielte für deren Inbesitznahme durch die neuen Staaten, den Königreichen Bayern, Württemberg und Preußen sowie dem Großherzogtum Baden, eine wichtige Rolle. Die neuen Herren tilgten die lokale frühneuzeitliche Geschichte mit ihren Hoheitszeichen, um sie sich dann durch die Übernahme von Archivbeständen auch materiell einzuverleiben. „Zeitgeschichte“ war tabu, denn viele der lebenden Gelehrten waren in den Umbruch involviert. Auf das Mittelalter und ältere vorchristliche Zeiten als gemeinsamen Traditions-kern konnte man sich hingegen verständigen. Der nationalistische antifranzösische Affekt war jedoch geeignet, vom zeitlich noch allzu nahen Reichsuntergang abzulenken,⁷⁹ dem eigentlichen Ende mittelalterlicher Geschichte. Die hoheitliche Unterstützung der Altertumskunde in den neuen Staaten suchte den einzelnen Gelehrten, der normalerweise in Altertumsvereinen engagiert war, an sein „neues“ Vaterland zu binden,⁸⁰ die neu hinzugewonnenen Gebiete über die vaterländische Altertumskunde zu integrieren. Das partikularstaatliche Interesse an Altertümern und Denkmalpflege geht nicht auf ein während der Befreiungskriege gewecktes Nationalbewusstsein zurück, sondern auf moderne bürokratische Reformen nach französischem Vorbild, die schon vor den Befreiungskriegen einsetzten. Bereits 1811 wurden im Großherzogtum Baden Erhebungen über römische Altertümer angeordnet, 1812 der Schutz profaner Denkmäler, wie von Stadttoren und Türmen, erlassen.⁸¹

Die Gelehrten interpretierten die historische Bedeutung vaterländischer Altertümer ambivalent: regional im Sinne von Denkmalen als Landesreichtümern, die zuerst provinziell mit einem alten Territorium oder einer modernen staatlichen Verwaltungseinheit in Beziehung standen, aber über-regional auch auf die Geschichte der gesamten Nation bezogen werden konnten. Der alte Adel als gesellschaftlich angefochtener Stand suchte sich, sei es als Grundbesitzer, Privatgelehrter oder Mäzen, mit der vaterländischen Altertumskunde in der neuen bürgerlichen Gesellschaft zu profilieren und konnte dabei oft an frühneuzeitliche Sammlungstraditionen anknüpfen. Nicht nur das ur-alte „Herkommen“ von Rechten, sondern auch von Sachen diente adeliger Selbstvergewisserung.

Vaterland und Nation wurden vielfältig gedacht, bestimmt von Herkunft und Generation der Gelehrten. Entsprechend widersprüchlich konnten die Ansichten über die vaterländische Altertumskunde sein. In den 1815 auf dem Wiener Kongress bestätigten modernen deutschen Staaten konkurrierten bis zu Jahrhundertmitte verschiedene Interessen am vaterländischen Altertum miteinander und scheinen sich in einem Spannungsfeld zwischen vier extremen Polen zu bewegen: 1. partikularistische Haltungen auf Seiten des modernen Verwaltungsstaats, der Landesgeschichte und Denkmalpflege zur Integration der 1806 hinzugewonnenen Gebiete einzusetzen suchte; 2. altständisch-restaurative Haltungen auf Seiten des mediatisiertem Adels, mit dem Rekurs auf das christliche Mittelalter, auf altes Recht und alte Ordnungen. Die politische Wiederbelebung der alten Reichsverfassung war dabei nur eine extreme Wunschvorstellung; 3. förderativ-nationalistische Haltungen bei Gelehrten unterschiedlicher Herkunft, die in der vaterländischen Altertumskunde einer Region ein Segment gesamtdeutscher Nationalgeschichte erblickten; und 4. antifranzösische und xenophobe radikalnationalistische Haltungen bei jüngeren Altertumforschern, auch mit burschenschaftlicher Vergangenheit.

Der Aufschwung der vaterländischen Altertumskunde in den deutschen Staaten nach 1806 lässt vermuten, dass sich die weitreichenden Folgen des Reichsuntergangs katalysierend auf bestehende frühneuzeitliche Forschungstraditionen ausgewirkt haben, wie sie etwa der Antiquar und Sprachforscher Friedrich David Gräter verkörperte. So bemerkte auch Johann Gustav Gottlieb Büsching 1824, man könne angesichts der vorliegenden Untersuchungen und Nachrichten seit dem 16. Jahrhundert nicht sagen, dass die deutsche Altertumskunde bisher vernachlässigt worden

79 Burgdorf (Anm. 73).

80 Vgl. Wilfried Speitkamp: Kulturpolitik unter dem Einfluß der Französischen Revolution: Die Anfänge der modernen Denkmalpflege in Deutschland. In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 18, 1989, S. 129–159, hier S. 133.

81 Speitkamp (Anm. 80), S. 153–154.

sei. Eine Aufgabe sei jedoch die Zusammenschau aller dieser Informationen.⁸² Hochgesteckte Ziele wie die von Friedrich David Gräter, systematisch Überblick zu schaffen über das gesamte vaterländische Altertum, die Sprache, Einrichtungen und Sitten des Volkes in allen deutschen Landen, waren nur durch das Zusammenwirken vieler zu erreichen, die das Sammeln und Bewahren zu einem Vereinszweck machten. Altertumsvereine gaben den Mitgliedern das Gefühl, an einem allgemein nützlichen, das Nationalgefühl hebenden Projekt mitzuwirken: „Was aber im öffentlichen Leben dauern soll, muß seine Wurzel und Entwicklung in den geschichtlichen Grundlagen haben. [...] Die Alterthumsforschung ist also der Rückblick auf die Vergangenheit zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft“, meinte 1844 der badische Archivdirektor Franz Joseph Mone auf der ersten Generalversammlung des Altertumsvereins für das Großherzogtum Baden.⁸³

Die Erforschung von Sprach- und Sachaltertümern war zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht streng disziplinär getrennt. Das Ausgraben und Sammeln von archäologischen Funden bewegte sich häufig im Kontext der Beschäftigung mit anderer Schrift- und Sachüberlieferung. Der allumfassende, quellenübergreifende gesamt-nationale Anspruch in den vorgestellten altertumskundlichen Programmen ließ sich jedoch kaum verwirklichen. Ihren Neigungen, Kompetenzen und der unterschiedlichen Überlieferung der Quellen folgend spezialisierten sich die Gelehrten bald auf abgegrenzte Fachgebiete, um die Menge des Geschichtsmaterials kanalisieren und bewältigen zu können. Machte sich bei Gräter noch der antiquarische Ansatz der Frühen Neuzeit bemerkbar, Schriftquellen gezielt um die Konkretheit materieller Kultur zu ergänzen, so legte die spätere Spezialisierung neue Gewichte entweder auf schriftliche Überlieferung oder auf materielle Kultur. Sammeln, Edieren und Publizieren von Quellentexten zu Literatur und Geschichte rückten auf die eine, das Sammeln, Klassifizieren und Ordnen von Sachaltertümern auf die andere Seite.

Das in den Befreiungskriegen erwachte Nationalbewusstsein als *Movens* der vaterländischen Altertumskunde in Deutschland ist ein legitimierender nationalistischer *Topos*, der sich bis zur Jahrhundertmitte herausbildete. Allgemein waren Traditions- und Kulturgutverluste, die in Deutschland im Gefolge der Französischen Revolution eingetreten waren, für das verstärkte Sammeln, Erforschen und Bewahren von Altertümern, für die Rückbesinnung auf die eigene Herkunft verantwortlich, einer wissenschaftlichen Reaktion gebildeter Eliten auf die Herausforderungen der Modernisierung.

82 Johann Gustav Gottlieb Büsching: Abriß der Deutschen Alterthumskunde. Zur Grundlage von Vorlesungen bestimmt. Weimar 1824, S. 5.

83 Franz Joseph Mone: Ueber das Verhältniß der Alterthumsforschung zur Gegenwart. In: Schriften des Alterthums-Vereins für das Großherzogthum Baden 1, 1845, S. 34.

Karl Benjamin Preusker als Akteur und Biograf der „vaterländischen“ Altertumskunde zwischen 1810 und 1844

Otto-Herman Frey zum 90. Geburtstag

Jens Schulze-Forster

Pünktlich zu seinen Geburtstagen pflegt die sächsische Landesarchäologie an Karl Benjamin Preusker (Abb. 1) als Wegbereiter der Altertumskunde in Sachsen zu erinnern, so etwa Werner Coblentz zum 200. Preusker-Geburtstag 1986.¹ Zum 225. Geburtsjubiläum fiel die Würdigung durch das Dresdner Landesamt für Archäologie umfänglicher aus: mit einer Ausstellung, einem fachübergreifenden Begleitband, vor allem aber mit einer Sichtung und Teilerschließung der umfangreichen Nachlassbestände.² Die von Preusker seit der Schulzeit sorgfältig gesammelten Archivalien und die darauf basierende 22-bändige Selbstbiografie³ geben einen vorzüglichen Einblick in die Pionierzeit der Archäologie in Deutschland. Sie berühren daher auch wesentliche Fragen der Nürnberger Tagung zur „vaterländischen“ Altertumskunde:

1. die Frage nach Selbstverständnis, Berufen und Motiven der Akteure
2. die Frage nach der Tätigkeit und Wirksamkeit der Altertumsvereine
3. die Frage nach den politischen und sozialen Rahmenbedingungen der „vaterländischen“ Altertumskunde

Die Untersuchung ist Karl Preuskers Wirken als Akteur und Zeitzeuge einer Pioniergeneration archäologischer Forschung gewidmet. Preusker gilt als sächsischer Gegenpart jener „engagierte[n] Dilettanten“, „Autodidakten“ oder „Außensteiter“,⁴ die in ihrer Heimat mit Begeisterung anfangen, prähistorische Überreste zu sammeln und sich in Vereinen zu organisieren. Musterbeispiele sind Personen wie der Salzwedeler Lehrer Friedrich Danneil oder der Sinsheimer Stadtpfarrer Karl Wilhelmi.⁵ Diese Einordnung greift jedoch zu kurz. Preuskers umfassendes wissenschaftliches Programm, seine professionellen Netzwerke, sein Bildungsansatz sowie sein praktisches Wirken bedürfen

- 1 Werner Coblentz: Die Sammlung Preusker und die Anfänge einer prähistorischen Staatssammlung in Dresden. In: Arbeits- und Forschungsberichte Dresden 31, 1987, S. 11–28. – Werner Coblentz: Karl Preusker als Heimat- und Altertumsforscher. In: Karl Benjamin Preusker (1786–1871). Ein Heimatforscher und Volksbildungsfreund. Großenhain 1986, S. 50–70.
- 2 Regina Smolnik (Hrsg.): Karl Benjamin Preusker. Archäologe – Reformier – Netzwerker. Beucha, Markkleeberg 2011.
- 3 Karl Benjamin Preusker: Erinnerungen aus meinem Leben. Handschriftliche Selbstbiographie in 22 Bänden. Familienexemplar Großenhain 1850–1855.
- 4 Ingo Wiwjorra: Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumskunde des 19. Jahrhunderts. Darmstadt 2006, S. 105.
- 5 Sebastian Brather: Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Berlin, New York 2004, S. 12–17. – Georg Kossack: Prähistorische Archäologie in Deutschland im Wandel der geistigen und politischen Situation (Bayerische Akademie der Wissenschaften Phil.-Hist. Kl. 1999/4). München 1999, S. 21.



Abb. 1 Karl Benjamin Preusker, Lithographie nach einer Zeichnung von Carl Lutherer, 1841. Karl-Preusker-Bücherei Großenhain

einer eigenen Darstellung. Es wird dabei zu prüfen sein, inwieweit Preusker unser Bild von den Kontexten der „vaterländischen“ Altertumskunde bestätigt oder neue Aspekte hinzufügt.

Karl Benjamin Preusker – Die Quellen

Der aus Löbau in der Oberlausitz stammende Tuchhändlerssohn Preusker war gerade zwölf Jahre alt, als er anfang, Altertümer zu sammeln und Tagebuch zu schreiben. Während seiner Dienstzeit in der Militärverwaltung 1813 bis 1823 lernte er den systematischen Umgang mit Akten. Im Hinblick auf die bevorstehende Pensionierung begann er 1849 die Selbstbiografie *Erinnerungen aus meinem Leben* zu verfassen. In mehrjähriger Arbeit entstand ein Zeitzeugnis, das Felicitas Marwinski als „sachlich und zuverlässig informierende Original-Quelle“ gewürdigt hat.⁶ Die beigegebenen Notizen, Briefe, Manuskripte, Zeitungsartikel usw. verleihen der Biografie gleichzeitig den Wert eines historischen Archivs. Gustav Friedrich Klemm bemühte sich nicht umsonst um eine Abschrift für die Königliche Bibliothek zu Dresden, da die Schilderung in schnelllebiger Zeit „zunehmend an Wert gewinnen“ würde. Umfangreiche Quellensammlungen ergänzen die Selbstbiografie. Für unser Thema sind der Briefwechsel, mehrere Bände Hand- und Druckschriften zur Altertumskunde oder auch die Mitgliedsdiplome der Altertumsvereine von besonderem Interesse. Hinzu kommt seine etwa 800 Objekte umfassende „Sammlung vaterländischer Altertümer“, die inklusive des Preusker'schen Kataloges fast vollständig überliefert ist.

Vom Dilettanten zum anerkannten Gelehrten

Zwei Phasen sind in Preuskers Entwicklung zu unterscheiden. Die erste umfasst die Schul-, Buchhändler- und Militärzeit, etwa das 12. bis 37. Lebensjahr. Die altertumskundlichen Aktivitäten dieser Zeit lassen sich mit Begriffen wie „Liebhaberei“, „Wissenseifer“ und „Autodidaxe“ umschreiben. Kennzeichnend sind:

- breit gestreute Interessen; wahlloses Sammeln von Mineralien, Münzen u.a.; zunehmende Vorliebe für historische Gegenstände, jedoch noch ohne eindeutige Spezialisierung
- autodidaktisches Lernen: intensives Bücherstudium; Besuche von Antiquaren, Sammlungen und Bibliotheken auf den Marktreisen; Kontaktaufnahme mit Gelehrten
- erste Versuche wissenschaftlicher Arbeit: antiquarische Studie über in der Oberlausitz gefundene Brakteaten; historische Karte der Oberlausitz bringt dem 17-Jährigen ersten Achtungserfolg ein: Er darf die Bibliothek der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften benutzen; in seiner Heimatstadt Löbau war er dagegen ein Außenseiter;⁷ der altertumsbegeisterte Arzt Johann Gottfried Bönisch in Bischofswerda wird zum Vorbild
- Nachahmung bildungsbürgerlicher Gepflogenheiten; der Gymnasiast gründet einen wissenschaftlichen (Lese-) Zirkel

Die Militärzeit eröffnete Preusker Bildungserfahrungen, die ihm in der Schulzeit versagt geblieben waren.⁸ Wissenschaftliche Arbeit ließ der Dienst nicht zu. Umso mehr nutzte er die wechselnden Standorte, um die Denkmäler, Sitten und Gebräuche der Region kennenzulernen, wissenschaftliche Gesellschaften zu besuchen und Kontakte zu knüpfen. Vor allem die Zeit in Dresden, Görlitz und Leipzig, außerdem der tägliche Umgang mit dem überwiegend adeligen Offizierskorps erweiterten Preuskers geistigen Horizont maßgeblich. Im Dresdner Antikenkabinett hörte er die Vorlesungen des Archäologen Karl August Böttiger, einem der Gründer des Königlich Sächsischen Altertumsvereins. Der Briefwechsel hielt bis zu Böttigers Tod 1835.

6 Felicitas Marwinski: Karl Preuskers Lebenansichten im Spiegel seiner Schriften. In: Smolnik 2011 (Anm. 2), S. 111.

7 1813 kommentierten die Löbauer Preuskers Eintritt in die Landwehr „Er taugt zu nichts, er geht nun sogar unter die Soldaten“: Karl Preusker: Lebensbild eines Volksbildungsfreundes. Selbstbiographie 1786-1871. Leipzig 1871, S. 61.

8 Um das Geschäft des erkrankten Vaters zu übernehmen, hatte er das Lyzeum ohne Abschluss verlassen.

Ein Höhepunkt war die Garnisonszeit mit dem „mobilen sächsischen Corps“ in Nordfrankreich. In Bavay und Valenciennes studierte er die römischen Ruinen. Den prägendsten Eindruck hinterließ aber zweifellos der zweiwöchige Urlaub in der Kunst- und Wissenschaftsmetropole Paris, wo Preusker auch den Naturforscher Alexander von Humboldt traf. Zurück in Leipzig konnte er 1817 seinen lang gehegten Wunsch verwirklichen, neben dem Dienst Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Das Militär bot dem bereits über 30-jährigen Bildungschancen, die der Tuchhändlersohn aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen konsequent nutzte.

Die 1824 erlangte Stelle als königlicher Rentbeamter in der mittelsächsischen Kleinstadt Großenhain schuf die Freiräume, um endlich eigenen Forschungen nachgehen zu können. Schnell erwies sich das fundreiche Gebiet der Großenhainer Pflege als ideales Betätigungsfeld für die Altertumskunde. Im Dezember erwarb er „ganz zufällig“ einige Urnen aus Merschwitz und schon 1826 folgte die Veröffentlichung im ersten Berichtsheft des 1825 gegründeten Leipziger Altertumsvereins.⁹ Das „mit Beifall aufgenommene Auftreten“ ermutigte Preusker, sich langfristig der Altertumskunde, seiner alten „Lieblingswissenschaft“, zuzuwenden. Wie sein praktisches „Forschungsprogramm“ aussah, soll an den drei Aspekten Sammeln, Erforschen und Kommunizieren gezeigt werden.

Die Sammlung Preusker

Um die Vorzeit zu erforschen, war es zunächst nötig, die Zeugnisse jener Epoche zu sammeln und zu ordnen. 1829 umfasste seine „Sammlung vaterländischer Altertümer“ bereits 450 Objekte und war damit eine der bedeutendsten Kollektionen prähistorischer Bodenfunde in Sachsen.¹⁰ Ihr Wert lag nicht zuletzt in den sorgfältig dokumentierten Fundumständen, dem vorbildlichen Sammlungskatalog sowie der zeitnahen Veröffentlichung in Vereinschriften.¹¹ Preusker entwickelte methodische Standards, die heute immer noch gültig sind. In seiner Schrift *Mittel und Zweck der vaterländischen Altertumskunde*¹² legte der „Wissenschaftsstrategie“¹³ gleichzeitig über Ziele, Arbeitsweise und Stand der Altertumskunde umfassend Rechenschaft ab.

In den 1830er Jahren wendete sich Preusker dem Thema der Volksbildung zu. Die Zeitumstände des Vormärz sowie die wenig glänzenden Ergebnisse trugen maßgeblich dazu bei, dass die Altertumskunde in der Öffentlichkeit stark an Zuspruch verlor.¹⁴ Die Vereine büßten zahlreiche Mitglieder ein, die Aufbruchsstimmung der Gründergeneration war vorbei.¹⁵

9 Karl Benjamin Preusker: Nachrichten von mehreren in der Gegend von Großenhayn gefundenen Altertümern. In: Beiträge zur Vaterländischen Altertumskunde 1, 1825 (1826), S. 100–110. – Preusker 1871 (Anm. 7), S. 129–130.

10 Der Königlich Sächsische Altertumsverein in Dresden besaß eine weitaus kleinere Zahl vorgeschichtlicher Altertümer.

11 Darunter seine erste Fundvorlage in den Beiträgen zur „vaterländischen“ Altertumskunde aus Leipzig (1826), die grundlegende Arbeit über die Oberlausitzischen Altertümer im Neuen Lausitzischen Magazin aus Görlitz (1827) sowie später die regelmäßigen Artikel in den Mitteilungen des Königlich Sächsischen Altertumsvereins in Dresden. Vgl. Felicitas Marwinski: Karl B. Preusker. Chronologie seines Lebens und Wirkens mit einer Bibliographie seiner Schriften und der über ihn erschienenen Literatur. Großenhain 1986.

12 Karl Benjamin Preusker: Über Mittel und Zweck der vaterländischen Alterthumsforschung: Eine Andeutung. Leipzig 1829.

13 Analog zum Begriff des „Bildungsstrategen“, den Thomas Bürger für Preuskers Wirken geprägt hat. Thomas Bürger: Der Bildungsstrategie. Wie Karl Benjamin Preusker (1786 –1871) Schulen, Bibliotheken und Gewerbevereine gründete. In: BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen 2, 2011, S. 122–124.

14 Preusker 1871 (Anm. 7), S. 141: „Mehrere Forderungen [...] der Neuzeit zogen mich nämlich vom Jahre 1830 auf einige Zeit von der Alterthumskunde ab“.

15 Kossack (Anm. 5), S. 21–22.

Literaturstudium – Das Repertorium der Altertumskunde

Preusker hatte im Gegensatz zur verbreiteten „Sammel-Liebhaberei“ ein klares Ziel vor Augen. Er wollte ein Repertorium der gesamten deutschen Altertumskunde vorlegen, also eine Zusammenstellung aller bekannten Fundstätten und Funde. In den 1820er Jahren bewältigte er ein erstaunliches Literaturpensum. Seine Materialkartei umfasste 12.000 bis 15.000 Notizen. Um 1830 musste er erkennen, dass ein solches Werk die Zeit und Kräfte eines Einzelnen überforderte.

„Durch die Schriften der zahlreich entstandenen Vereine, wie sich mehr und mehr damit beschäftigender, einzelner Gelehrter wurden so viele alterthümliche Auffindungen und Abhandlungen veröffentlicht, daß es mir fast unmöglich ward, sie in meinem Repertorium einzutragen [...]“¹⁶

Die Arbeit kam nie zustande, bildete jedoch die Materialgrundlage für viele Artikel und sein auf Sachsen reduziertes Handbuch *Blicke in die vaterländische Vorzeit* (Leipzig, 1841–1844). Tatsächlich dürften Preuskers Material- und Literaturkenntnis in dieser Zeit ohne Beispiel gewesen sein.

Tab. 1
Preuskers Mitgliedschaften in altertumskundlichen und historischen Vereinen

Aufnahmejahr	Name des Vereins	Gründung
1816	Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz	1779
1820	Thüringisch-Sächsischer Altertumsverein zu Naumburg/Halle	1819
1824	Sächsischer Altertumsverein zu Leipzig	1824
1827	Königlich Sächsischer Altertumsverein zu Dresden	1824
1828	Voigtländischer Altertumsverein zu Hohenleuben	1827
1828	Nordische Altertumsgesellschaft zu Kopenhagen	
1829	Pommersche Gesellschaft für Geschichte und Altertum zu Stettin	1824
1829	Nassauischer Geschichts- und Altertumsverein Wiesbaden	1821
1826	Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg	1826
1829	Westfälische Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Minden	
1831	Westfälische Gesellschaft für Geschichte und Altertum	1824
1831	Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit	1830
1834	Hennebergischer Altertumsverein zu Meiningen	1832
1834	Gesellschaft für Erhaltung älterer Literatur- und Kunstdenkmäler zu Nürnberg	
1835	Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau	1809
1836	Historischer Verein des Obermainkreises zu Würzburg	1827
1837	Wetzlarscher Verein für Geschichte und Altertum	1834
1839	Verein für Geschichte der Mark Brandenburg	1837
1843	Altmärkischer Verein für Geschichte zu Stendal	
1844	Großherzoglich Hessischer Historischer Verein zu Darmstadt	1833
1846	Historischer Verein für Niedersachsen zu Hannover	1835

16 Preusker 1871 (Anm. 7), S. 141.

Preuskers Kontaktpflege und Briefwechsel

Preusker war ein aufgeschlossener und geschickter Netzwerker. In der mittelsächsischen Provinz ansässig, war für ihn der Austausch von Informationen, Büchern und archäologischen Funden lebenswichtig. Die zu diesem Zweck gebildeten Altertumsvereine nahmen dabei eine Vorreiterrolle ein. Besonders eng verbunden war Preusker mit dem Thüringisch-Sächsischen, dem Leipziger, dem Königlich Sächsischen, dem Hohenleubener und dem Sinsheimer Altertumsverein und deren Vorsitzenden. Als „korrespondierendes Mitglied“ nahm er am Vereinsleben von Gesellschaften in ganz Deutschland teil (siehe Tab. 1), tauschte erfolgreich Schriften und Dubletten und war ein gern gesehener Autor in den Vereinsschriften. Im Thüringisch-Sächsischen sowie Leipziger Verein gehörte er zu den Mitgliedern der ersten Stunde. Wie Preusker bei der Kontaktaufnahme agierte, wie intensiv er seine Beziehungen pflegte, hat Felicitas Marwinski am Beispiel des Briefwechsels mit dem Vogtländischen Altertumsverein gezeigt.¹⁷ Ab Ende der 1820er Jahre ging die Initiative zunehmend von den Vereinen aus, die ihm die Ehrenmitgliedschaft antrugen. Die jüngeren Vereinsmitgliedschaften (Abb. 2) bezeugen die fachliche wie persönliche Anerkennung des bescheiden und verbindlich auftretenden Preusker.



Abb. 2 Mitgliedsdiplom als korrespondierendes Ehrenmitglied der „Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit“ vom 29. September 1831. SLUB / Deutsche Fotothek

17 Felicitas Marwinski: Aus Karl Preuskers Korrespondenz mit dem Vogtländische Altertumsforschenden Verein zu Hohenleuben. Die Kontaktaufnahme (1828). In: Jahrbuch des Museums Reichenfels-Hohenleuben 37, 1992, S. 69-74. – Felicitas Marwinski: Aus Karl Preuskers Korrespondenz mit dem Vogtländische Altertumsforschenden Verein zu Hohenleuben. Die Kontaktpflege (1829-1850). In: Jahrbuch des Museums Reichenfels-Hohenleuben 54, 2009, S. 203-229.

Etwa tausend Briefe hat Preusker in seinem Nachlass bewahrt. Die Karte der Absendeorte vermittelt ein aussagekräftiges Bild vom Radius seiner Kontakte (Abb. 3). Die weitaus meisten Briefe erhielt er aus Sachsen und Mitteldeutschland. Dies war sein eigentliches Arbeitsgebiet. Doch bestanden auch Verbindungen zu Gelehrten, Sammlern und Vereinen in allen größeren deutschen Ländern. Eine von ihm verfasste Namensliste der Briefpartner liest sich wie ein „Who is Who“ der Altertumskunde. Er war in den 1820er Jahren mit den prägenden Akteuren der „vaterländischen“ Altertumskunde verbunden, einschließlich Sprachwissenschaftlern, Numismatikern und Volkskundlern (siehe Tab. 2). Die Fachgelehrten waren überwiegend in den Residenz- und Universitätsstädten tätig, wo sie als Universitätsprofessoren oder in Sammlungen, Bibliotheken und Archiven wirkten. Während Preusker zum Beispiel mit Wilhelm Grimm in Kassel nur einen einzigen Brief wechselte,¹⁸ entstand mit Personen wie Gustav Klemm, Karl August Böttiger oder Karl Wilhelmi ein auf gleichen Interessen und Zielen fußender fast freundschaftlicher Briefverkehr. In jedem Fall waren die Grenzen zwischen fachgelehrten Wissenschaftlern und bürgerlichen Autodidakten fließend.

Von diesen Gelehrten lässt sich ein anderer Personenkreis abgrenzen, der in Sachsen altertumskundlich aktiv war: Es handelt sich um lokalgeschichtlich interessierte Laien, die als Sammler, Ausgräber und Autoren tätig waren, aber ohne wissenschaftlichen Anspruch zumeist vergessen sind.¹⁹ Sie rekrutierten sich überwiegend aus der bürgerlichen Bildungsschicht in den Kleinstädten und machten den weitaus größten Teil der „Dilettanten“ aus. Ihr Beitrag war insofern von Bedeutung, als sie Preusker mit Informationen über neue Entdeckungen und Funde versorgten (siehe Tab. 3).

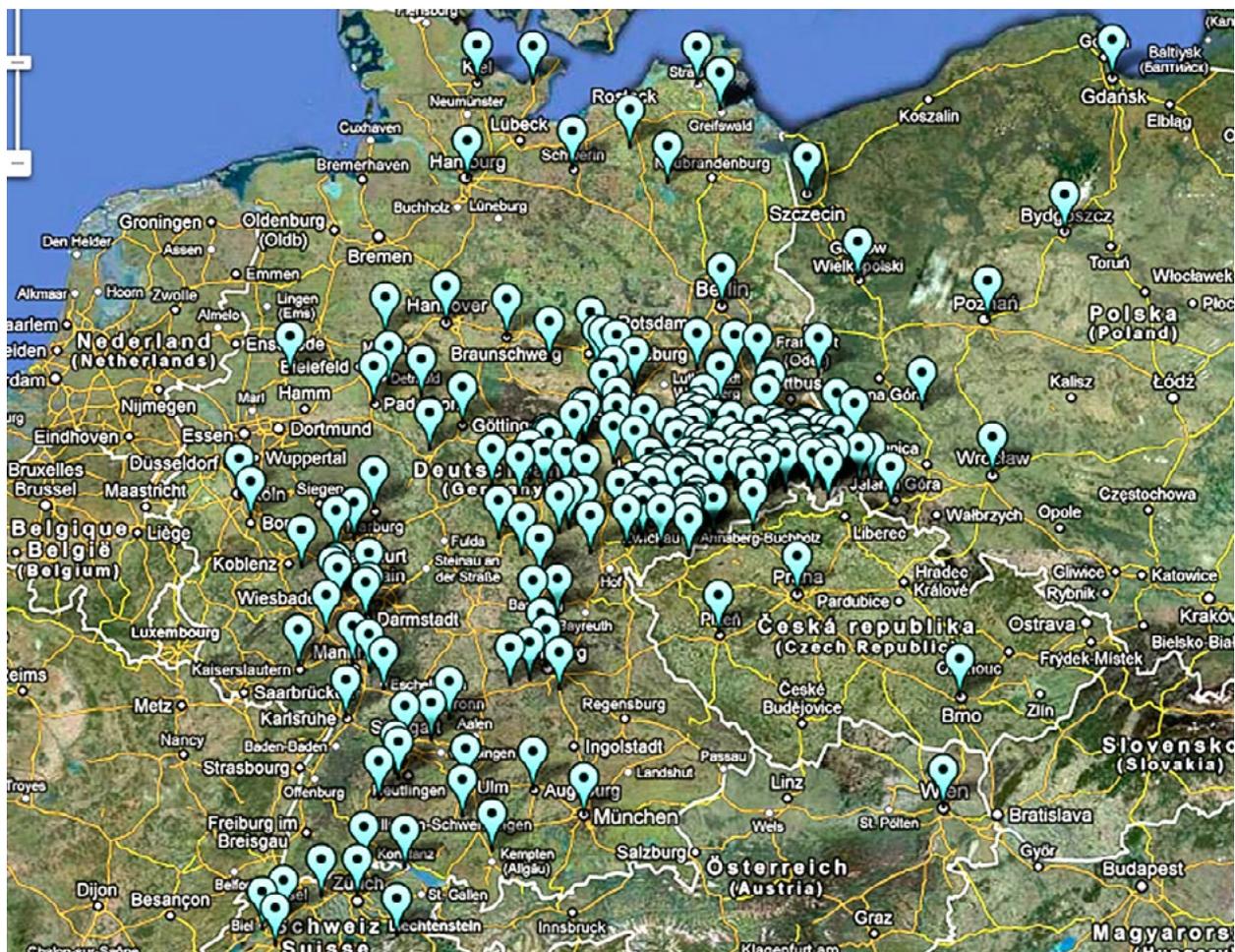


Abb. 3 Wohnorte (Absendeorte) von Preuskers Briefpartnern

Tab. 2

Kontakte mit überregional bedeutenden Akteuren der Altertumskunde, etwa 1824–1830 (Auswahl)

Name	Profession, Stellung	Ort
C. A. Böttiger	Leiter des Kgl. Antikenkabinetts, Hofrat	Dresden
J. Büsching	Universitätsprofessor	Breslau
J. Dobrowsky	Sprachwissenschaftler, Rektor	Prag
F. A. Ebert	Kgl. Oberbibliothekar	Dresden
J. Emele	Richter, Sammler	Alzey
J. Th. Erbstein	Archivar, Numismatiker	Dresden
W. Grimm	Bibliothekar, Sprachforscher	Kassel
F. Gräter	Rektor	Ulm
Hammann	Hofrat	Wien
Hase	Inspektor des Kgl. Antikenkabinetts, Hofrat	Dresden
Johann von Sachsen	Königlicher Prinz, Vorstand des Königl. Sächs. Altertumsvereins	Dresden
E. Käufer	Superintendent, Historiker	Reichenbach
J. von Koch-Sternfeld	Kgl. Beamter	München
U. Kopp	Honorarprofessor	Mannheim
J. G. Kosegarten	Universitätsprofessor	Greifswald
Krug von Nidda	Hauptmann	Querfurth
F. Kruse	Universitätsprofessor	Halle
L. von Ledebur	Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte	Berlin
J. A. von Levezow	Direktor des Antiquariums	Berlin
Lipsius	Landrat, Gründer des Thüringisch-Sächsischen Altertumsvereins	Halle
H. von Minutoli	General, Sammler	Berlin
C.A. Pescheck	Diakon, Historiker	Zittau
J.K. D. Wilhelmi	Stadtpfarrer	Sinsheim

Tab. 3

Kontakte mit lokalen Heimatforschern und Sammlern

Name	Profession, Stellung	Ort
Bönisch	Arzt	Bischofswerda, Kamenz
Bossius	Student	Roßwein
Drechsel	Pastor	Weixdorf
Dietrich	Oberförster	Gohrisch
Flößel		Siegersdorf
Flösselin	Pastor	Seifersdorf
Grün	Senator	Kamenz
von Heintz		Königshain bei Görlitz
Holtsch	Rechtsanwalt	Bautzen
Käufer	Pastor	Gerlachshain
Klien		Bautzen
Lubensky	Pastor	Bautzen
Neumann	Rektor	Greiffenberg
von Oerzen	Landrat	Görlitz
von Posern	Klostervogt	Pulsnitz
Räde	Oberpfarrer	Göda
Strauß	Steuerprokurator	Schneeberg
Süßmilch	Hofrat	Lübben
Thieme	Bürgermeister	Radeberg
von Witzleben	Leutnant	Schneeberg
von Zehmen	Rittmeister, Rittergutsbesitzer	Weißig
Wagner	Kreisarzt, Sammler	Schlieben

Der Königlich Sächsische Altertumsverein

Wie waren die Vereine organisiert? Wer waren ihre Mitglieder? Was besagen sie über die öffentliche Wahrnehmung und Bedeutung der Altertumskunde? Weil die Aktenlage gut ist, soll der Königlich Sächsische Altertumsverein in Dresden näher betrachtet werden. Schon der Name ist ungewöhnlich: „Königlich“ weist auf eine herausgehobene Stellung des Vereins und seine Bindung an die sächsische Königsfamilie hin, die auch Gabriele Clemens in ihrer grundlegenden Habilitationsschrift betont hat.²⁰ Die beiden königlichen Prinzen, Friedrich August und Johann, hatten den Vorstand inne. Den Führungsausschuss dominierten ebenfalls bis in die 1830er Jahre adlige Persönlichkeiten, darunter der Staatsminister Bernhard August von Lindenau und weitere hohe Vertreter der Funktionselite.²¹ Ihnen standen 1835 vier Fachvertreter der bürgerlichen Bildungselite aus Kunst und Kultur zur Seite. Der königliche Bibliothekar und bedeutende Kulturwissenschaftler Gustav Klemm leitete das Sekretariat. Karl August Böttiger und der Maler Ferdinand Hartmann gehörten noch zur Gründergeneration.

Man kann sicher nicht behaupten, dass sich die Zugehörigkeit zur adeligen Funktionselite und historisch-wissenschaftliche Bildung ausschlossen. Der für Erhaltung und Erforschung der Vergangenheit engagierte, höchst kunstsinnige Prinz Johann,²² Konferenzminister Gottlob Adolf Ernst von Nostitz-Jänckendorf, langjähriger Präsident der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und Staatsminister von Lindenau belegen das Gegenteil. Wenn jedoch 1835 immer noch 45% der Mitglieder dem Adel angehörten, unterstreicht dies die Funktion des Dresdner Vereins als exklusiver gesellschaftlicher Treffpunkt.²³ Adeliges Traditions- und Geschichtsbewusstsein spielten zu Beginn sicher eine wichtige Rolle. Bereits in den 1830er Jahren verlor sich das Interesse jedoch in dem Maße, in dem die akribische Facharbeit zunahm.

Thomas Nipperdey hat die Vereine des 19. Jahrhunderts als „soziale Organisationsform“ interpretiert, die viel über die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse aussagen.²⁴ Das Prestige, das sich mit der Mitgliedschaft verband, erklärt auch, dass der „Königlich Sächsische Altertumsverein zur Erhaltung und Erforschung der vaterländischen Altertümer“ lange Zeit keine nennenswerte Aktivität entwickelte.²⁵ Das erste Mitteilungsheft erschien 1835, nachdem Gustav Klemm das Sekretariat von Friedrich Adolf Ebert übernommen hatte. Die Vereinssammlung war ein unzureichend betreutes Sammelsurium von Gegenständen verschiedenster Epochen und Gattungen. Archäologische Ausgrabungen spielten im Vereinsleben keine Rolle. Das breite Interesse galt vielmehr den großen mittelalterlichen Kunst- und Baudenkmälern des Vaterlandes.²⁶ Es verwundert nicht, dass es einzelne bürgerliche Mitglieder waren, die den mühevollen Aufbau einer vorgeschichtlichen Sammlung besorgten.²⁷

18 Antwortbrief an Preusker vom 28.11.1828. Dresden, Sächsische Landes-, Staats- und Universitätsbibliothek, Mscr. Dresd. R 265d, Bd. 1, S. 77.

19 Vgl. den Abschnitt zum Briefwechsel 1824–1829 bei Preusker 1850–1855 (Anm. 3), Bd. 9, S. 344.

20 Gabriele Clemens: *Sanctus amor patriae*. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert. Tübingen 2004.

21 Gustav Klemm: Zur Geschichte des Königlich Sächsischen Alterthum-Vereins. In: *Mitteilungen des Königlich Sächsischen Altertumsvereins zur Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Altertümer* 1, 1835, S. 3–24. – Vgl. die Mitgliederliste 1835: In: *Mitteilungen des Königlich Sächsischen Altertumsvereins zur Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Altertümer* 1, 1835, S. 76–79.

22 Uwe John: Romantischer Geist und historischer Sinn. Johann von Sachsen und die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. In: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 137, 2001, S. 199–221. – Uwe John: *Faszination Vaterländische Geschichte*. Prinz Johanns Wirken im Sächsischen Altertumsverein. In: *König Johann von Sachsen. Zwischen zwei Welten*. Ausst.Kat. Schloss Weesenstein, Müglitztal. Halle 2001, S. 471–475.

23 Clemens 2004 (Anm. 20), S. 33 betont die strengen Aufnahmebedingungen des in den ersten Jahren „ohnehin wie ein königlicher Privatklub“ wirkenden Vereins.

24 Thomas Nipperdey: *Verein als soziale Struktur im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert*. *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert*. Göttingen 1972, S. 1–45.

25 Nach Preusker 1850–1855 (Anm. 3), Bd. 10, S. 339 hatten die „tätigen Mitglieder“ aus diesem Grund einen eigenen Lesezirkel gegründet.

26 John: *Romantischer Geist* 2001 (Anm. 22), S. 205.

27 Klemm 1835 (Anm. 21), S. 8.

Trotzdem ist die Rolle des Vereins nicht zu unterschätzen. Preusker traf im Altertumsverein die versammelte Gelehrten- und Beamtenelite. Standesgrenzen spielten in den aufgeklärt-bürgerlichen Sozietäten eine untergeordnete Rolle, da gemeinsame intellektuelle und gesellige Interessen maßgebend waren. Nicht umsonst waren viele Mitglieder gleichzeitig in den beiden Dresdner Freimaurerlogen aktiv. Preusker war seit 1814 Mitglied der Bautzener Loge. Dies war das ideale Umfeld für den Großenhainer Rentamtmann, um einflussreiche Leute zu treffen, Kontakte zu knüpfen und für seine Ideen zu werben. Als ihm Ebert Bücher aus der königlichen Bibliothek vorenthielt, bat er direkt „seinen Gönner“, den Kabinettsminister von Lindenau, um Vermittlung.²⁸ Das fehlende Studium, spielte keine Rolle. Preuskers Bildung war allgemein und umfassend. Nur so ist es erklärbar, dass Böttiger oder Kabinettsminister von Lindenau mit dem Rentamtmann Preusker einen fast freundschaftlichen Briefwechsel pflegten.

Altertumskunde als Bildungswissenschaft

Preuskers zweites bedeutendes Wirkungsfeld war die „Volksbildung“. Am „Tag der Bibliotheken“ wird jedes Jahr an die von ihm initiierte Gründung der ersten Stadtbibliothek in Deutschland erinnert.²⁹ Nach seiner Überzeugung sollten alle Wissenschaften für das praktische Leben einen Nutzen haben, „sei es durch Belehrung [...] zur geistig-sittlichen Bildung, oder zum Geschäftstrieb, oder auch nur zur angenehmen geistreichen Unterhaltung und Erheiterung“.³⁰ Gründliche Material-Sammlungen anzulegen, diese zu erforschen sowie das Wissen in allgemein verständlichen Schriften zu verbreiten, waren für ihn Mittel zum Zweck. Er sah das Fach Geschichte als „wichtigste allgemeine Bildungswissenschaft“ und als Spiegel der Jetztzeit an. Sein Hauptwerk „Blicke in die vaterländische Vorzeit“ richtete sich ausdrücklich an „gebildete Leser aller Stände“. Zum Bildungsprogramm der Großenhainer Bibliothek gehörte neben den Büchern auch eine archäologisch-historische Studiensammlung.³¹

Preuskers „demokratisch“ anmutendes Bildungsideal stand keineswegs einem patriotischen Streben entgegen. Die Vaterlandsliebe sollte geweckt werden, um die unscheinbaren Denkmäler der Vorfahren zu erforschen und zu erhalten.³² Ein national-deutsches Bewusstsein war ihm hingegen fremd. Auch die verbreiteten antifranzösischen Einstellungen machte er sich nicht zu eigen. Als Vaterland empfand er das Königreich Sachsen, wobei ihm die sorbisch geprägte Oberlausitz als Heimat ganz besonders nahe war.³³ Vaterlandsliebe hieß, so stellte er klar, „neben dem klassischen Altertume auch die deutsche Vorzeit zu beachten, um in der Heimat-Geschichte nicht minder heimisch zu sein, als in Athens und Roms Tempeln und Straßen“.³⁴ Die klassische und die „vaterländische“ Altertumskunde standen also gleichwertig nebeneinander.³⁵ Er war viel zu umfassend interessiert, gebildet und begeisterungsfähig, um die Altertumskunde nicht als Ganzes zu erkennen. Er hatte allerdings früh gelernt, dass die Klassische Archäologie bereits auf eine viel umfanglichere Tradition zurückblickte und ein Gegenstand für Spezialisten war.

28 Preusker 1850–1855 (Anm. 3), Bd. 10, S. 339.

29 Bibliotheken sollten allen Ständen Bildung und Wissen zugänglich machen. Felicitas Marwinski: Aus der Geschichte der Stadtbibliothek zu Großenhain von der Gründung (1828) bis in das 21. Jahrhundert. In: Smolnik 2011 (Anm. 2), S. 57–72.

30 Karl Benjamin Preusker: Blicke in die vaterländische Vorzeit. Bd. 1. Leipzig 1841, bes. S. 4–5.

31 Die Bibliothek war daher gleichzeitig Museum. Vgl. Karl Benjamin Preusker: Ueber Vereins-, Schul-, Dorf- und Privat-Bibliotheken, öffentliche Sammlungen, Lese-Zirkel-Einrichtung und verwandte Gegenstände. Leipzig 1840, S. 25–37.

32 Karl Benjamin Preusker: Ueber Mittel und Zweck der vaterländischen Alterthumsforschung. Eine Andeutung. Leipzig 1829, S. 3–4.

33 Preusker 1850–1855 (Anm. 3), Bd. 9, S. 290: „Insbesondere war auf das Vaterländische genauere Rücksicht genommen und bei jeder wichtigen Rubrik getrennte Bogen in Bezug auf Sachsen und die Lausitz angelegt worden“.

34 Preusker 1841 (Anm. 30), S. V.

35 Preusker 1829 (Anm. 32).

Karl Preusker als Pionier der „vaterländischen“ Altertumskunde

Mit Preuskers Lebensbeschreibung steht eine unabhängige Quelle zur Verfügung, die einen beispielhaften Einblick in die Gründungsphase der Archäologie gewährt. Voraussetzung für seine eigene Entwicklung waren ein ausgeprägtes Bildungs- und Wissensbedürfnis. Innerhalb der Familie war er damit ein Außenseiter (der Vater konnte nicht einmal richtig schreiben), er profitierte aber von der bürgerlichen Werteordnung seiner Eltern, die ihm Tätigkeit, Fleiß und Wohlthätigkeit vorlebten. Als Autodidakt gelang ihm so ein bemerkenswerter Aufstieg zum königlichen Beamten.

Preuskers Sozialisation weist viele Gemeinsamkeiten mit anderen altertumsbegeisterten Akteuren der ersten Stunde auf, die nach den Befreiungskriegen die frühe Geschichte ihrer Vorfahren neu entdeckten. Weil sie meist bürgerliche Berufe hatten und Autodidakten waren, werden sie als „Dilettanten“ oder „Liebhaber“ von den professionellen Akteuren abgesetzt, ohne die besondere Rolle für die Pionierphase damit zu entwerten. Preuskers große Stärke war es, Zugang zu beiden Kreisen zu besitzen, somit auch deren unterschiedliche Methoden und Ergebnisse zu überblicken. Preusker selbst arbeitete streng wissenschaftlich: Er reflektierte die Literatur, legte gründliche Quellensammlungen an, bestimmte programmatisch seine Ziele und kommunizierte intensiv mit der Wissenschaftsgemeinde. Dies ist von der Forschung zur „vaterländischen“ Altertumskunde bisher nicht ausreichend gewürdigt worden. Preuskers Wirken hat aus dieser Sicht weit mehr mit der Forschung der (wenigen) professionellen Gelehrten wie Gustav Klemm gemeinsam, die in Universitäten und Sammlungen wissenschaftlich tätig waren, als mit den bürgerlichen Dilettanten.

Besonders zu betonen ist Preuskers Innovationsfähigkeit. In der Grabungsdokumentation wie der Arbeit mit archäologischen Karten schlug er neue Wege ein.³⁶ Die Tafeln seiner *Blicke in die Vorzeit* beeindruckten durch die Fülle des abgebildeten Materials in Kombination mit Plänen, Grabungsbefunden und Fundkarten (Abb. 4).³⁷

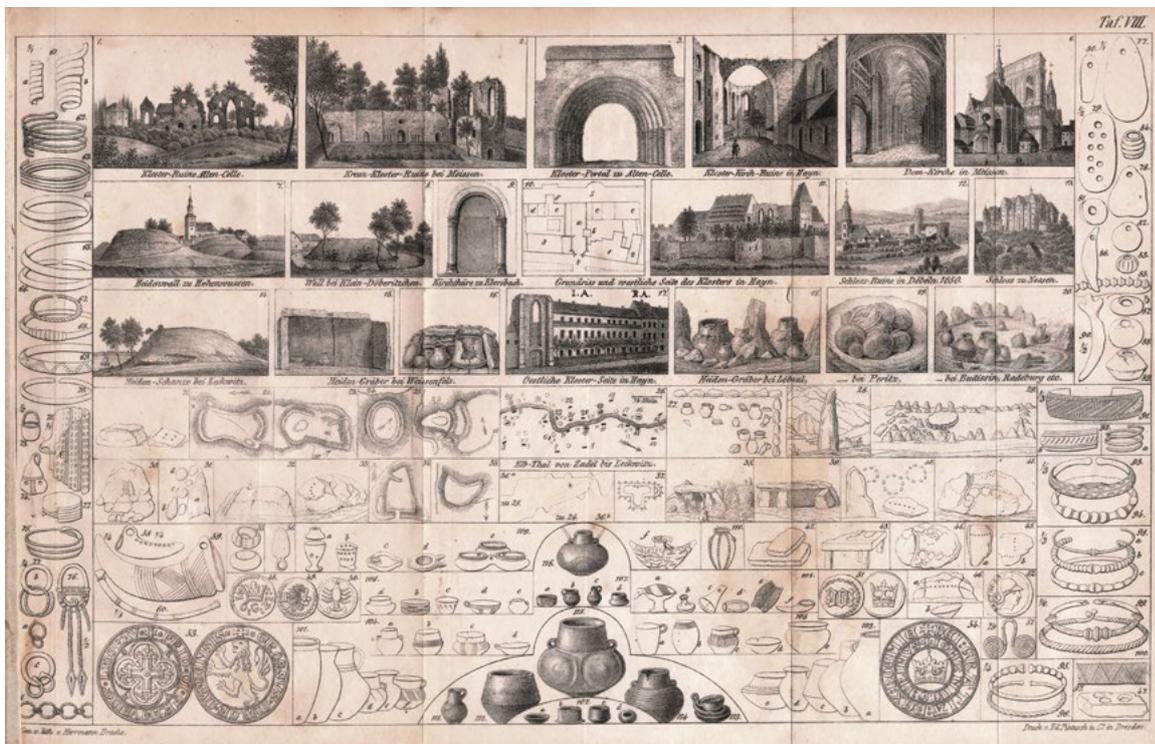


Abb. 4 Karl Preusker: *Blicke in die vaterländische Vorzeit*. Leipzig 1844, Bd. 3, Taf. 8

36 Karl Benjamin Preusker: Über die vaterländische archäologische Topographie. In: *Mitteilungen des Königlich Sächsischen Altertumsvereins* 10, 1857, S. 21–24.

37 Vgl. besonders das fundreiche Elbtal zwischen Meißen und Riesa im Bereich der drei bronzezeitlichen Burgen an der „Rauen Furt“ in der Bildmitte.

Entscheidende Bedeutung maß er dem praktischen Nutzen der Wissenschaft für die Volksbildung zu. Er warb in seinen Schriften für die Beschäftigung mit der Frühgeschichte und förderte mit seinen Schenkungen die Gründung von „Museen“. Der „Bildungs- und Wissenschaftsstrategie“ Preusker ist bisher in der Forschung völlig ausgeblendet worden. Die öffentliche Verbreitung des Wissens hatte nichts mit eigenem Geltungsbüdnis zu tun. Sie veranlasste ihn, seine „Sammlung vaterländischer Altertümer“ schon 1853 dem Dresdner Antikenkabinett zu überlassen, damit sie dort der Öffentlichkeit zur Verfügung stünde und ihren „Bildungsauftrag“ erfüllen könnte.

Schluss

1. Preuskers Biografie spiegelt die gesellschaftlichen Kontexte wider, in denen es der bürgerlich geprägten Gründergeneration gelang, innerhalb weniger Jahre eine neue Wissenschaft zu etablieren. Ein kennzeichnendes Merkmal ist der nicht selbstverständliche soziale Aufstieg Preuskers. Grundlage für die Überwindung gesellschaftlicher Schranken war Bildung, eine wichtige Katalysatorfunktion hatten Sozietäten wie die Freimaurer und der Königlich Sächsische Altertumsverein in Dresden. Sie ermöglichten Diskurse mit den Eliten, vielleicht auch erleichtert durch die Reformstimmung unter von Lindenau nach der Julirevolution von 1830. Nicht umsonst genoss Preusker sowohl als Altertumskundler wie auch als Bildungsreformer³⁸ nicht nur in gleichgesinnten bürgerlichen Kreisen Anerkennung, sondern auch bei Fachgelehrten, hohen Beamten, Ministern sowie im sächsischen Königshaus.

2. Preusker gehört in die erste Reihe der Altertumskundler des 19. Jahrhunderts. Das Porträt von 1841 stellte ihn zu Recht im Gelehrten-Habitus mit der Feder in der Hand, eigenen Büchern und Altertümern dar (Abb. 1), wie wir es von Gustav Klemm oder Friedrich Lisch kennen. Der Autodidakt nahm eine in dieser Form wohl einmalige Mittlerrolle zwischen engagierten Dilettanten und Wissenschaft ein.

Über die Verbreitung seiner Schriften ist leider wenig bekannt. Das Interesse für die Vorzeitkunde wurde in den 1830er Jahren von anderen Themen überlagert. Seine Schriften zum Bibliothekswesen und zur Volksbildung trafen den Nerv der Zeit.³⁹ In der Fachwelt waren seine Leistungen unumstritten. Zur Gründungsversammlung des Zentralvereins und des Germanischen Nationalmuseums 1852 war er als Ehrengast geladen. Mit der Schaffung der ersten Institutionen endete die maßgeblich von engagierten Einzelpersonen getragene Phase der „vaterländischen“ Altertumskunde gleichzeitig mit Preuskers Rolle als bedeutender Akteur dieser Entwicklung.

38 Vgl. die grundlegende Würdigung von Volker Gedrath: *Vergessene Traditionen der Sozialpädagogik*. Weinheim, Basel, Berlin 2003.

39 Sie entsprachen dem verbreiteten „aufklärerischen“ Wunsch, Volksbildung und Volkswohlfahrt zu fördern. Mehr als zehn Bibliotheken führten ihre Gründung auf Preusker zurück.

Gustav Friedrich Klemms *Handbuch der germanischen Alterthumskunde* und das Dreiperiodensystem

Wolfgang Adler

Erst mit der Publikation des Dreiperiodensystems, der Gliederung der Vorgeschichte in Stein-, Bronze- und Eisenzeit, durch Christian Jürgensen Thomsen wurde aus der archäologischen „vaterländischen Alterthumsforschung“ eine historische Wissenschaft. Archäologische Funde und Befunde konnten nun relativchronologisch eingeordnet und historisch gedeutet werden. Als Geburtsjahr der prähistorischen Archäologie kann demnach 1836 gelten, als der *Ledetraad til nordisk oldkyndighed* mit Thomsens Übersicht zur nordischen Archäologie in Kopenhagen erschien; 1837 folgte die deutsche Übersetzung *Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde*, erst 1848 wurde auch eine englische Übertragung herausgegeben.¹

Über die Entstehung, Entwicklung und Urheberschaft des Dreiperiodensystems wurde schon viel geschrieben und diskutiert.² Der Name Klemm blieb dabei aber meist ungenannt oder marginal. Dies hängt teilweise damit zusammen, dass Gustav Friedrich Klemms archäologisches Hauptwerk, sein *Handbuch der germanischen Alterthumskunde* (1836) sehr schnell überholt war. Dennoch gehört Klemm zu den frühesten Forschern, die nicht nur die zeitliche Abfolge von Stein- über Bronze- zu Eisengeräten vertraten, sondern zudem die archäologischen Befunde und Fundkombinationen im Blick hatten.

Dass im Laufe der Menschheitsgeschichte in einer frühen Phase Gerätschaften aus Stein verwendet wurden, dass Metalle erst später einsetzten und dass unter den Metallen zunächst die Bronze und anschließend das Eisen genutzt wurde, ist bereits in der Antike vermutet worden. Diese geschichtsphilosophische Idee taucht dann in der Literatur des 18. Jahrhundert mehrfach auf, auch im Zusammenhang mit archäologischen Funden. Sie bleibt aber ein unbewiesenes Denkmodell.³ Erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird sie anhand von Ausgrabungsbefunden überprüft und schließlich durch Thomsens Beitrag von 1836/37 Bestandteil eines tragfähigen archäologischen Systems der relativen Chronologie. Wesentlich dabei ist die Auswertung von Merkmalskombinationen in Gräbern, die nicht nur die verwendeten Materialien berücksichtigt, sondern vor allem auf den Grabungsbefunden basiert.

Klemm legt bereits in seinem 1836 erschienenen *Handbuch* ein Modell der relativen Chronologie vor, das auch die Abfolge Stein – Bronze – Eisen einschließt. Er gehört damit zu den Autoren, die sich annähernd gleichzeitig mit Thomsen zu dieser Frage geäußert haben. Wie diese Leistung innerhalb der zeitgenössischen Forschung zu bewerten ist, ist Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Dabei soll allerdings nicht der alte, ursprünglich anlässlich des Deutsch-Dänischen Krieges 1864 ausgebrochene, nationalistisch geprägte Prioritätenstreit wieder aufgerollt werden. Der ist längst zu Gunsten von Thomsen entschieden, der mit seiner Klarheit, Knappheit und Präzision der Darstellung weit aus dem Feld der übrigen, mit diesem Thema befassten Forscher

- 1 Francis Egerton Ellesmere: Guide to Northern Archaeology by the Royal Society of Northern Antiquaries of Copenhagen. London 1848.
- 2 So unlängst Svend Hansen: Von den Anfängen der prähistorischen Archäologie: Christian Jürgensen Thomsen und das Dreiperiodensystem. In: Prähistorische Zeitschrift 76, 2001, S. 10–23 mit älterer Literatur.
- 3 Kurze Übersicht bei Wolfgang Adler: Pfarrer Schmitt (1805–1856) und das „Dreiperiodensystem“. In: Landesarchäologie Saar 2005–2009 (Denkmalpflege im Saarland 2), 2010, S. 18–21.

heraussticht,⁴ zudem die Idee des Dreiperiodensystems und die methodologischen Grundlagen dazu bereits 1825 in einem Brief festgehalten hat.⁵

Gustav Friedrich Klemm (Abb. 1) wurde am 12. November 1802 in Chemnitz als Sohn eines hohen Beamten geboren.⁶ 1821 bis 1825 studierte er in Leipzig Mittelalterliche Geschichte und Kulturgeschichte und wurde 1825 in Jena promoviert. Seine Dissertation beschäftigte sich mit Fragen des Bibliothekswesens. Zunächst misslang der Versuch, eine Anstellung an einer Bibliothek oder Universität zu finden. 1828 ließ sich Klemm als Privatgelehrter in Dresden nieder. 1830 war er kurzzeitig in Nürnberg als Journalist tätig. 1831 schließlich wurde er an der Königlichen Öffentlichen Bibliothek in Dresden angestellt. 1833 übernahm er zudem die Leitung der Königlichen Porzellan-

sammlung in Dresden. 1852 wurde Klemm Bibliotheksdirektor; zugleich gab er die Betreuung der Porzellan-sammlung auf. 1864 musste Klemm vorzeitig in den Ruhestand treten, da er allmählich erblindete. Er starb am 26. August 1867 in Dresden.

1827 begann Klemm zu publizieren, und er brachte es in knapp vier Jahrzehnten zu einem sehr umfangreichen Gesamtwerk. Sein Interesse galt zunächst historischen, dann bald archäologischen Themen. Daran schloss sich eine Ende der 1830er Jahre beginnende Phase an, in der er die Ethnologie und kulturhistorische Fragen in den Mittelpunkt rückte. Zur Archäologie äußerte sich Klemm vor allem in seinem *Handbuch der germanischen Alterthumskunde*; seine ethnologischen Hauptwerke waren die zehnbändige *Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit* (Leipzig 1843–1852), die zweibändige *Allgemeine Culturwissenschaft. Die materiellen Grundlagen menschlicher Cultur* (Leipzig 1854–1855), daraus separat erschienen: *Die Werkzeuge und Waffen, ihre Entstehung und Aus-*



Abb. 1 Porträt Gustav Friedrich Klemm, Karl Gottlieb Rolle, um 1845/55, Öl auf Leinwand. Sächsische Landesbibliothek, Dresden, Inv.-Nr. 2019 0 003359

bildung (Sondershausen 1858), sowie das sechsbändige Werk *Die Frauen. Culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern* (Dresden 1854–1858).

Als Ausgräber betätigte sich Klemm nicht sonderlich intensiv, aber einige Grabungsaktivitäten sind für die Jahre um 1830 belegt.⁷ In seinem *Handbuch* betonte er jedoch die Bedeutung von

- 4 Z. B. Manfred K. H. Eggert: *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden*. Tübingen, Basel 2001, S. 33–40; Hansen 2001 (Anm. 2), S. 17.
- 5 Hans Seger: Die Anfänge des Dreiperioden-Systems. In: Schumacher-Festschrift. Zum 70. Geburtstag Karl Schumachers 14. Oktober 1930. Mainz 1930, S. 3–7.
- 6 Zur Person: Reinhardt Eigenwill: Gustav Friedrich Klemm (1802–1867). In: *Sächsische Lebensbilder* 5, 2003, S. 313–325. – Hans Gummel: Forschungsgeschichte in Deutschland (Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde 1). Berlin 1938, S. 430. – Hans-Peter Hock: Von Dresden nach London. Die Geschichte des Dresdner Hofrats Gustav Klemm und seiner Sammlung. In: *Archaeo* 3, 2006, 38–43. – Grażyna Orlińska: Catalogue of the ‚Germanic‘ Antiquities from the Klemm Collection in the British Museum. London 2001, S. 19–20.
- 7 Orlińska 2001 (Anm. 6), S. 20–21.

HANDBUCH
DER
GERMANISCHEN
ALTERTHUMSKUNDE

VON

DR. GUSTAV KLEMM,

KÖNIGL. SÄCHS. BIBLIOTHEKAR, INSPECTOR DER KÖNIGL. SÄCHS. PORZELLAN-
SAMMLUNG, SECRETAIR DES KÖNIGL. SÄCHS. VEREINS FÜR ERFORSCHUNG UND
ERHALTUNG VATERLÄNDISCHER ALTERTHÜMER, DER DEUTSCHEN GESELL-
SCHAFT ZU ERFORSCHUNG VATERLÄNDISCHER SPRACHE UND ALTERTHÜMER
ZU LEIPZIG, DER GESELLSCHAFT FÜR NATUR UND HEILKUNDE ZU DRESDEN
ORDENTLICHEM, DER OBERLAUSITZER GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU GÖRLITZ, DER KURLÄNDISCHEN GESELLSCHAFT FÜR LITERATUR UND KUNST
ORDENTLICHEM AUSWÄRTIGEN UND DES HENNEBERGISCHEN HISTORISCHEN
VEREINS ZU MEININGEN CORRESPONDIRENDEM MITGLIEDE.

MIT 23 TAFELN IN STEINDRUCK.

DRESDEN,
WALTHERSCHE HOFBUCHHANDLUNG.

1836.

Abb. 2 Gustav F. Klemm: Handbuch der germanischen Alterthumskunde. Dresden 1836, Titelblatt

Ausgrabungen, sofern die Fundumstände und Funde sorgfältig dokumentiert und publiziert sowie die Funde dauerhaft sicher verwahrt würden.⁸

Klemm war ein leidenschaftlicher Privatsammler. Er trug insgesamt rund 15000 archäologische und völkerkundliche Exponate zusammen. Die Sammlung wurde bald nach Klemms Tod verkauft. Die völkerkundlichen Objekte bildeten den Grundstock des Leipziger Museums für Völkerkunde. Die archäologischen Funde wurden vom British Museum erworben und werden noch heute in London verwahrt.⁹

Das archäologische Hauptwerk Klemms ist das *Handbuch der germanischen Alterthumskunde* (Dresden 1836; Abb. 2). Danach veröffentlicht er nur noch einen Aufsatz zu einem rein archäologischen Thema;¹⁰ allerdings fließen seine archäologischen Kenntnisse stark in die völkerkundlich-kulturhistorischen Publikationen ein.

Klemms *Handbuch* behandelt im Wesentlichen das Gebiet der „Germania magna“ des Ptolemaios, und innerhalb dieses Raumes alle Bodenfunde. Die Unterscheidung zwischen germanischen und nicht-germanischen Relikten in diesem Arbeitsgebiet macht Klemm sich erstaunlich leicht. So stellt er fest, die Slawen hätten kaum etwas hinterlassen. Von dieser Prämisse ausgehend, rechnet er auch in sicher zeitweise slawisch besiedeltem Gebiet fast alle Bodenfunde den Germanen zu, sieht jedenfalls mögliche slawische Funde als statistisch vernachlässigbare Größe an.¹¹ Die Abgrenzung zwischen Germanen und Kelten („Walen“) bezeichnet Klemm zwar als schwieriger, diskutiert das Problem aber nur ansatzweise.¹²

Die chronologische Ordnung des Fundstoffes wird in Klemms *Handbuch* vor allem in Kapitel 33, überschrieben mit „Grabdenkmale im Allgemeinen“, behandelt. Zunächst werden die Grabformen zu fünf Typen zusammengefasst:

- „1) Die Hünenbetten, Grabhügel, die mit grossen Steingebäuden gewissermassen überbaut sind;
- 2) Grabhügel, welche Spuren von Verbrennung an sich tragen;
- 3) Grabhügel, in denen die Leichname unverbrannt beigesetzt sind;
- 4) Gemeinschaftliche Begräbnisplätze, welche Spuren der Verbrennung der darin Beigesetzten an sich tragen;
- 5) Gemeinschaftliche Begräbnisplätze, in denen nicht verbrannte Leichname ruhen.“¹³

Die Reihenfolge birgt auch Vermutungen zur zeitlichen Ordnung, wie Klemm selbst sagt. Er begründet diese Vermutung mit den Funden aus den jeweiligen Gräbergruppen:

„Denn die Hünenbetten enthalten meist nur steinerne, die Brandhügel vorzugsweise eiserne, die Grabhügel auch eiserne Geräthschaften. Die steinernen Geräthschaften deuten auf eine sehr alte Zeit, vielleicht auf die vorrömische Periode; die eiserne, neben denen sich auch die meisten schön geformten Urnen vorfinden, zeigen einen vorgeschrittenen Culturzustand. Das Eisen gehört seiner Natur nach in spätere Zeit [...]“¹⁴

Besonders hervorzuheben ist die Trennung zwischen Grabhügeln mit Körperbestattungen und bronzenen sowie eisernen Beigaben und Grabhügeln mit Brandbestattungen („Brandhügel“), für die bronzene Beigaben charakteristisch seien. Der späte Zeitansatz des Eisens wird u. a. mit dem Hinweis auf die schriftlich belegte völkerwanderungszeitliche Körpergrabsitte begründet. In dieser relativchronologischen Ordnung sei, so Klemm, „die Ansicht der meisten Alterthumsforscher enthalten“.¹⁵ Offenkundig wurde das Problem der zeitlichen Ordnung der Befunde und Funde damals intensiv diskutiert, vor allem in den neu gegründeten antiquarischen Vereinen. Klemm nahm für sich nicht viel mehr in Anspruch, als die Mehrheitsmeinung zusammenzufassen und niederzuschreiben. Seinen eigenen Anteil stellt er als gering dar. Der Verdacht, dies entspringe reiner Bescheidenheit, lässt sich kaum halten, denn Klemm schreibt sonst sehr selbstbewusst.

8 Gustav Klemm: *Handbuch der germanischen Alterthumskunde*. Dresden 1836, S. XXIV-XXV.

9 Orlińska 2001 (Anm. 6).

10 Orlińska 2001 (Anm. 6), S. 28.

11 Klemm 1836 (Anm. 8), S. XIII-XVII.

12 Klemm 1836 (Anm. 8), S. XII; 1-2, Anm. 1.

13 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 99.

14 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 100.

15 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 100.

Was die zeitliche Stellung der unter Ziffer 4 aufgeführten Brand-Flachgräberfelder („Heidenkirchhöfe“) angeht, äußert Klemm sich nicht direkt. Er stellt das ihnen gewidmete Kapitel 36 zwischen die „Brandhügel“ und die Tumuli mit Körpergräbern und sieht sie offenbar zeitlich parallel zu den Brandbestattungen in Hügeln. Noch weniger klar wird die zeitliche Einordnung der Flach-Körpergräberfelder. Es ist zu vermuten, dass Klemm sie zu den Hügeln mit Körpergräbern rücken möchte, wie er es schließlich 15 Jahre später auch ausdrücklich darstellt.¹⁶

Klemm geht von den Grabformen aus, die er zu fünf Gruppen zusammenfasst. Danach werden den Gräbergruppen Inhalte zugeordnet, wobei der Schwerpunkt auf dem Material der Gerätschaften liegt. Daneben gibt es aber auch einen Hinweis auf charakteristische Keramik. Das Resultat ist eine zeitliche Abfolge der Gräbergruppen. Diese knappen Ausführungen in dem einleitenden Kapitel 33 werden in den folgenden Kapiteln 34 bis 37 ergänzt, die die einzelnen Grabformen nacheinander behandeln. Klemm beginnt mit den Megalithgräbern. Keramik und Steinwaffen seien charakteristische Funde. „Gegenstände von Erz oder Eisen hat man in den Hüengräbern nicht entdeckt, daher die Muthmasung, dass sie Denkmale der ältesten Zeit gewesen [...]“.¹⁷

Zu den „Brandhügeln“ dagegen stellt Klemm fest, sie enthielten „nächst den Urnen auch Gegenstände von Metall und Horn und Bein, sie sind mithin wohl jünger als die Hünenbetten, dagegen älter als die Grabstätten, welche unverbrannt beigesezte Gerippe enthalten.“¹⁸ Die Metallgegenstände seien „vorzugsweise eherne“.¹⁹ Für die absolutchronologische Fixierung der Hügel mit Brandbestattungen nutzt Klemm die „Germania“ des Tacitus, wo den Germanen die Sitte der Brandbestattung zugeschrieben wird.

Grabhügel mit Körperbestattungen weisen nach Klemm Tongefäße ähnlicher Art wie die „Brandhügel“ auf sowie Schmuck aus Bronze, Waffen aus Bronze und Eisen, aber auch noch Gegenstände aus Stein. Ihr jüngerer Alter gegenüber den „Brandhügeln“ ergebe sich vor allem aus den schriftlichen Quellen, die für die Völkerwanderungszeit und das frühe Mittelalter Körpergräber bezeugen.

Auch in den Einzelkapiteln liegt der Schwerpunkt auf dem Grabbau. Die Beigaben werden eher am Rande und cursorisch behandelt. Im Mittelpunkt steht der Befund. Von den Grabformen ausgehend, werden die Gedanken zur relativen Chronologie entwickelt.

Selbstverständlich klingen auch außerhalb der dem Grabbau und der Chronologie gewidmeten Kapitel immer wieder chronologische Überlegungen an, insgesamt jedoch eher selten. Zudem argumentiert Klemm dort im Wesentlichen mit Entwicklungsreihen, während die Zuordnung der Funde zu den Gräbergruppen gar nicht herangezogen wird. Deshalb drängt sich der Verdacht auf, dass die relative Chronologie bei der Abfassung vieler Kapitel dem Autor selbst noch nicht klar war und erst zu einem späten Zeitpunkt dem Manuskript hinzugefügt worden sein könnte, ohne dass noch eine gründliche Überarbeitung der älteren Textteile erfolgte.

Das Modell einer allmählichen Entwicklung der Werkzeuge aus steinernen Naturformen über Steingeräte zu bronzenen und schließlich eisernen Geräten bildet mehrfach eine Datierungsgrundlage.²⁰ Unter dem Begriff „framea“, der nach Tacitus eine kleine Lanze meint, erfasst Klemm Beile, die durchweg aus Bronze bestehen. Er hält sie für Geschosspitzen. Die „frameae“ werden in einer typologischen Reihe geordnet, die durchaus den Reihen späterer Forscher nahekommt. Dass diese hypothetische Entwicklungsreihe eine zeitliche Abfolge widerspiegeln sollte, belegt Klemm mit dem Hinweis, ihre erste Form sei so auch in Stein bekannt. Große Lanzen spitzen beständen vor allem aus Eisen, kleine überwiegend ebenso, dagegen gebe es die „frameae“ ausschließlich aus Bronze. Daraus schließt Klemm, die großen Spitzen seien „in der früheren Zeit minder gebräuchlich gewesen“.²¹ Zweimal wird die Aussage, Steingerät sei älter als Metallgerät, mit einem ethnologischen Verweis auf metalllose Kulturen belegt.²²

16 Gustav Klemm: Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. Bd. 9: Das christliche Westeuropa. Leipzig 1851, S. 38–39.

17 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 104.

18 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 109.

19 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 100.

20 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 18, 155

21 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 245.

22 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 100, Anm. 2, S. 154, Anm. 1.

Das Auftreten römischer Importe oder von Nachahmungen römischer Formen nutzt Klemm primär zur ethnischen Deutung: Wenn sich die Alternative „germanisch“ oder „slawisch“ stellt, versucht er über Kontakte zum römischen Reich die Ansprache als „germanisch“ zu sichern.²³ Daraus ergibt sich auch ein Anhaltspunkt für die absolute Chronologie.

Dass Gräber mit ihren Merkmalskombinationen aus Befunden und Funden zur Grundlage der relativen Chronologie werden, ist ohne eine Idee vom „geschlossenen Fund“ nicht denkbar. Diese scheint auch bei der Diskussion der angeblich germanischen „Idole“ auf, wo Klemm bedauernd darauf hinweist, dass es sich nur um Einzelfunde handele, nicht um Stücke aus Grabkontexten.²⁴ Das erschwerte ihm die ethnische Deutung, auch die zeitliche Einordnung. Die stratigrafische Datierung ist Klemm ebenfalls bekannt. So weist er ein „Idol“ über seine Zugehörigkeit zu einer Brandschicht, die eindeutig Mittelalterliches geliefert hat, gleichfalls dieser Zeit zu.²⁵ Bei Klemm zeigen sich also Ansätze zu dem Methodenkanon, der in den beiden folgenden Generationen für die prähistorische Archäologie als Wissenschaft grundlegend wird: Typologie, Stratigrafie, geschlossener Fund, Importchronologie. All dies bleibt aber schemenhaft. Die relative Chronologie des Kapitels 33 ist – das sei nochmals betont – nicht konsequent in das Buch eingearbeitet.

Bemerkenswert ist, dass Klemms *Handbuch* neben den bisher behandelten, von ihm selbst formulierten Ausführungen zur Chronologie eine größere Textpassage zum selben Thema enthält, die Friedrich Lisch (Abb. 3) zu dem Buch beigesteuert hat. Es handelt sich dabei um einen „Auszug aus einer gefälligen Mittheilung des Herrn Archivar und Bibliothekar Lisch in Schwerin“ in einem Kapitel, das speziell den Funden aus Mecklenburg gewidmet ist.²⁶ Bisher hat diese fast zwei Seiten lange Passage wenig Aufmerksamkeit gefunden. Lediglich Hans Gummel geht ausführlich darauf ein und betont zu Recht, dass es sich hier um die älteste Darstellung Lischs zur zeitlichen Gliederung der Vorgeschichte handele.²⁷

Ob die von Klemm abgedruckte, als Zitat gekennzeichnete „Mittheilung“ Lischs eine exakte wörtliche Wiedergabe, vielleicht aus einem Brief ist, lässt sich derzeit nicht entscheiden. Anführungszeichen fehlen, sodass Klemm möglicherweise Änderungen und Ergänzungen vorgenommen hat. Insgesamt lässt der Text jedoch eine andere Diktion erkennen und unterscheidet sich auch inhaltlich sowie in den Termini von Klemms eigenen Ausführungen zur Chronologie.

Ausgangspunkt ist, wie auch bei



Abb. 3 *Portrait Georg Christian Friedrich Lisch, Theodor Fischer-Poisson, 1854, Öl auf Leinwand. Landeshauptarchiv, Schwerin, Bildersammlung Personen, Best. 13.2-2, Georg Christian Friedrich Lisch, Nr. 6*

23 Klemm 1836 (Anm. 8), S. XVI.

24 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 350.

25 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 437.

26 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 417–418.

27 Gummel 1938 (Anm. 6), S. 166–167. – Lisch selbst führt übrigens 1865 diese frühe Publikation in seinen Ausführungen zum Streit um die „Erfindung“ des Dreiperiodensystems gar nicht an: Pfahlbauten in Meklenburg. Schwerin 1865, S. 7–8, Anm. 2. – Gummel 1938 (Anm. 6), S. 167, Anm. 1, wundert sich darüber und meint, Lisch hätte diese früheste Veröffentlichung schlichtweg vergessen. Wahrscheinlich hat sich Lisch eher über diese auszugsweise Veröffentlichung einer privaten Mitteilung geärgert und sie deshalb nicht genannt.

Klemm, eine Gliederung der Grabbefunde. Sie werden zu sechs Gruppen zusammengefasst. Vereinfacht dargestellt, umfasst Gruppe 1 Megalithgräber; Gruppe 2 gilt einer Sonderform des Megalithgrabes; Gruppe 3 sind runde Erdhügel mit Steinpackung; Gruppe 4 runde Erdhügel ohne Steinpackung, teils mit Körpergräbern; unter Gruppe 5 sind längliche Hügel mit Steinkisten, die Urnen enthalten, zusammengefasst; unter Gruppe 6 „flache Erdanhäufungen“ mit Urnen. In Megalithgräbern der Gruppe 1 seien Feuersteingeräte typische Beigaben. Für die Gruppen 2-4 nennt Lisch Funde aus Bronze und Gold. Silber und Eisen kämen nicht vor. Für einen Teil der Megalithgräber (Gruppe 2) nimmt Lisch also Bronzefunde an; von Eisensachen spricht er in diesem Zusammenhang – entgegen späteren Äußerungen (s. u. S. 60) – noch nicht. In Gruppe 5 seien neben Bronze- auch Eisengeräte belegt. Für Gruppe 6 führt Lisch außer den Urnen keine Funde an. Eine zeitliche Folge der Gruppen wird nicht behauptet, die Vermutung einer zeitlichen Abfolge liegt aber offenkundig der Reihenfolge beziehungsweise Nummerierung zu Grunde.

Ein Vergleich zwischen Klemms relativer Chronologie und diesem frühen chronologischen Versuch Lischs zeigt viele Übereinstimmungen, aber auch markante Unterschiede. Wesentliche Gemeinsamkeit ist, dass den Grabbefunden die Funde sekundär zugeordnet werden. Beide Autoren sind sich zudem einig, dass es eine zeitliche Abfolge von Stein- über Bronze- zu Eisengerät gebe. Aber die Unterschiede sind auch offenkundig: Während Lisch nicht bereit ist, alle Megalithgräber mit Steingeräten zu verbinden, stellt Klemm diese Beziehung klar her. Die Grabhügel unterscheidet Klemm nicht nach dem Vorhandensein oder Fehlen von Steineinbauten oder nach rundem oder ovalem Grundriss, sondern danach, ob sie Brand- oder Körpergräber enthalten. Die Brandgräberfelder, von denen Lisch in der frühen Fassung seiner Gräbertypologie noch annimmt, sie seien in flache Hügel eingebracht, sieht Klemm richtig als Flachgräberfelder. Zudem berücksichtigt Klemm gegenüber Lisch noch eine weitere Gräbergruppe, nämlich die Flach-Körpergräberfelder. Lisch lässt sie weg, wohl weil er sie für zu jung hält. Der Vergleich zeigt, dass Klemms relativ-chronologische Überlegungen sich keineswegs direkt von Lischs Ausführungen ableiten lassen. Klemm lässt viele Eigenarten erkennen; zudem formuliert und gliedert er klarer als Lisch in einem allerdings nicht zur Publikation bestimmten Text.

Wann Lischs „Mittheilung“ entstanden ist, wird von Klemm leider nicht angegeben. Spätestens möglich wäre 1836, aber sehr wahrscheinlich ist sie etwas älter, denn Klemms *Handbuch* wurde nach der Datierung des Vorwortes bereits im September 1835 zum Druck gegeben und wohl auch noch in jenem Jahr gedruckt.²⁸ Die „Mittheilung“ wird also nicht nach 1835 verfasst worden sein.²⁹ Lisch hatte sie demnach geschrieben, bevor er im Februar 1836 zum Aufseher über die Altertümersammlung in Ludwigslust ernannt und mit der Vervollständigung des bereits in den 1820er Jahren durch Hans Rudolf Schröter begonnenen Kataloges zu dieser Sammlung „Friderico-Francisceum“³⁰ betraut wurde.³¹ Damit kommt der „Mittheilung“ Lischs als seiner frühesten Überlegung zur Chro-

28 Dem entsprechend wird teilweise 1835 als Erscheinungsjahr angegeben z.B. Klemm, Friedr. Gust. In: Brockhaus Conversations-Lexikon. 12. Aufl. Leipzig 1875-1879. – Klemm, Friedrich Gustav. In: Meyer's Neues Konversations-Lexikon. 2. Aufl. Hildburghausen 1869-1872; ausführlich dazu: Gummel 1938 (Anm. 6), S. 166-167, Anm. 5, der darauf hinweist, dass es damals üblich war, nach dem 1. Oktober erscheinende Bücher bereits mit der Jahreszahl des Folgejahres zu versehen. – Klemm selbst nennt 1858 das Erscheinungsjahr 1835: „Als ich im Jahre 1835 mit meinem Handbuch der germanischen Alterthumskunde ans Licht trat [...]“. Gustav Klemm: Die Werkzeuge und Waffen, ihre Entstehung und Ausbildung. Sondershausen 1858, S. 98.

29 Sollte Klemms Ansprache des Briefschreibers als „Archivar und Bibliothekar Lisch in Schwerin“ nicht nachträglich hinzugesetzt worden sein, ließe sich der Text frühestens auf das Ende des Jahres 1834 datieren. Als Bibliothekar war Lisch bereits in den späten 1820er Jahren tätig, seine Stelle als Archivar trat er erst im November 1834 an: Peter-Joachim Rakow: Lebensdevisen „Unverzagt“ – Das Leben des Georg Christian Friedrich Lisch. In: Mecklenburgs Humboldt: Friedrich Lisch. Ein Forscherleben zwischen Hügelgräbern und Thronsaal. Bearb. vom Hauke Jöns, Friedrich Lüth. Ausst.Kat. Archäologisches Landesmuseum und Landesamt für Bodendenkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin (Archäologie in Mecklenburg-Vorpommern 2). Lübstorf 2001, S. 17-18.

30 Georg C. F. Lisch, Hans R. Schröter: Friderico-Francisceum oder Großherzogliche Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Meklenburgs zu Ludwigslust. Leipzig 1837.

31 Elsbeth Andre, Regina Schmitz: Die Altertümersammlungen. In: Jöns/Lüth 2001 (Anm. 29), S. 123. – Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. III.

Andeutungen
über
die altgermanischen und slavischen
Grabalterthümer
Meklenburgs
und
die norddeutschen Grabalterthümer aus der
vorchristlichen Zeit überhaupt

von
G. C. F. Lisch,
Großherzogl. meklenb. Archivar zu Schwerin, Aufseher
der Großherzogl. Alterthümerammlung zu Ludwigslust etc.

Als Vorläufer des Friderico-Franciscums abgedruckt aus dem schwerinschen
freimüthigen Abendblatt 1837, Nr. 943 und 944.

In Commission in der Stillerschen Hofbuchhandlung zu
Rostock und Schwerin.

1837.

Abb. 4 Georg C. F. Lisch: *Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs und die norddeutschen Grabalterthümer aus der vorchristlichen Zeit überhaupt.* Rostock, Schwerin 1837, Titelblatt

nologie besondere Bedeutung zu, besonders da sie noch nicht durch die Katalogbearbeitung beeinflusst war, die ihn in enge Bahnen zwang, wie er selbst mehrfach beklagte.

Sechs von Lisch verfasste Texte zur relativen Chronologie sind wenig später 1837 und 1838 erschienen. Eine längere und eine kurze Fassung wurden sogar zusammen im selben Zeitschriftenband unmittelbar aufeinander folgend veröffentlicht und auch als Separatdrucke herausgegeben.³² Am Anfang steht eine Veröffentlichung in zwei Teilen im Schweriner *Freimüthigen Abendblatt* (Nr. 943–944) Ende Januar 1837.³³ Kurz darauf gab Lisch denselben Text als eigenes Bändchen heraus (wohl noch im Januar 1837)³⁴, laut Titelblatt (Abb. 4) „als Vorläufer des Friderico-Francis-

32 Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 2, 1837, S. 132–148 und 148–157.

33 Diese Publikation war dem Autor nicht zugänglich. Erscheinungstermin nach Lisch 1865 (Anm. 27), S. 7–8, Anm. 2.

34 Georg C. F. Lisch: *Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs und die norddeutschen Grabalterthümer aus der vorchristlichen Zeit überhaupt.* Rostock, Schwerin 1837.

ceums“, des Kataloges der Altertümersammlung Ludwigslust. Erst danach erschien dieser Katalog (das Vorwort wurde nach Lischs eigener Aussage als letzter Teil des Buches ebenfalls noch im Januar 1837 gedruckt).³⁵ Ein dritter Abdruck des separaten Textes zur Chronologie erfolgte in den Jahrbüchern des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde im Laufe des Jahres 1837. Diese hektische Publikationstätigkeit ist bemerkenswert, umso mehr, als auch der Sammlungskatalog viele Gedanken zur Chronologie enthält. Dennoch sah Lisch den Katalog eher als Materialvorlage, die sich der Auswertung weitgehend enthalte. Stattdessen verwies er im Vorwort des Kataloges auf seinen Separatdruck, der keineswegs nur als Vorabdruck aufzufassen ist, sondern als eigenständige Ergänzung zu dem Katalog, als „klare, positive Darlegung der gewonnenen Resultate“ in einer „kleinen Schrift“.³⁶ Dass Lisch letztlich sogar darauf verzichtete, sein Modell der relativen Chronologie in übersichtlicher Form in den prächtig ausgestatteten Sammlungskatalog einzubauen, ist bemerkenswert. Dies erklärte er selbst mit den Tafelmontagen, die noch auf Schröter zurückgingen und von Lisch bereits fertig gedruckt vorgefunden wurden.³⁷ Die Anordnung und Beschriftung der Abbildungen konnte er also nicht mehr ändern, und weil sich darin auch Schröters Vorstellungen zu Chronologie und Deutung der Funde spiegelten, stellte ihn das vor Probleme. Die Reihenfolge der Bilder bestimmte teilweise auch die Reihenfolge des Katalogtextes. Wenn die den Tafelmontagen zu Grunde liegenden Deutungen von Lisch nicht geteilt wurden, geriet er in einen Zwiespalt. So formulierte er Vorbemerkungen zu den Tafeln, die die von Schröter vorgenommene Anordnung der Steingeräte erläutern, dann Schröters Meinung zur Diskussion stellen und schließlich verwerfen. Möglicherweise wollte Lisch aber mit der separaten Vorlage seiner Auswertung der im Katalog publizierten Funde auch verhindern, dass seine Ideen letztlich unter dem Namen seines Vorgängers Hans Rudolf Schröter bekannt würden.

Ebenfalls 1837 erschien ein Text zur Grabungstechnik, der wesentlich auf Lisch zurückgeht und eine knappe Übersicht zur relativen Chronologie der Bodenfunde bietet.³⁸ Eine weitere Kurzfassung seiner Chronologie legte Lisch schließlich 1838 in einer Besprechung von Thomsens *Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde* vor.³⁹ Mit dieser sehr knappen Auflistung wollte er die Eigenständigkeit seiner Gliederung gegenüber der von Thomsen belegen.

Von zentraler Bedeutung sind Lischs *Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs und die norddeutschen Grabalterthümer aus der vorchristlichen Zeit überhaupt* von 1837 (Abb. 4). Sie liefern das Resultat von Lischs Beschäftigung mit der Sammlung in Ludwigslust. Der Unterschied zu dem 1835 (?) an Klemm mitgeteilten Entwurf ist auf den ersten Blick beträchtlich. Er ergibt sich vor allem aus Lischs Bestreben, nun die ethnische Zuweisung zum Hauptaspekt der Gliederung zu machen. Er gliedert die Gräber in drei Klassen,⁴⁰ von denen die ersten beiden den historisch überlieferten ethnischen Gruppen in seinem Arbeitsgebiet entsprechen. Bei der Nummerierung der Klassen liegt nicht eine zeitliche Reihenfolge zu Grunde, sondern – wohl von patriotischen Gefühlen getragen – werden die Germanen an den Anfang gestellt. Klasse I sind „Germanengräber“, Klasse II „Slavengräber“, die Klasse III schließlich bilden „Urgräber oder Hünengräber“, bei deren ethnischer Interpretation Lisch vorsichtig ist und die er nach dem mit Klasse I annähernd übereinstimmenden Verbreitungsbild in die Nähe der Germanen rückt. Dass diese Gräber älter sind als die der Gruppen I und II schließt Lisch aus Feuersteingerät und geschliffenem Steingerät als typischen Beigaben. Dies führt Lisch zur Deutung als „altgermanisch“ oder „vorgermanisch“. Ein zweiter Blick auf Lischs neuen Gliederungsvorschlag zeigt,

35 Lisch 1865 (Anm. 27), S. 7–8, Anm. 2. Aus Lischs Vorwort zu dem Katalog (1837 [Anm. 30], S. VII, Anm.) geht klar hervor, dass zur Zeit seiner Abfassung (datiert Januar 1837) bereits der Separatabdruck vorgelegen haben muss. Das Titelblatt des Separatabdruckes weist aus, dass noch älter der Abdruck in der Zeitung ist.

36 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. VII, Anm.

37 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. V–VI, führt dazu aus, dass ihm bereits die ersten fünf bereits gedruckten Lieferungen der Lithografien vorgelegen hätten. Die sechste und letzte Lieferung mit dem Text gehe ganz auf ihn zurück.

38 Instruction für Aufgrabungen vorchristlicher Grabdenkmäler in Meklenburg. Schwerin 1837.

39 Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1838, Bd. 2, Sp. 27 (vgl. dazu Anm. 65).

40 Lisch 1837 (Anm. 34), S. 12, weist darauf hin, dass es tatsächlich zwar 7 oder 8 Grabbefund-Typen gebe; er vereinfache aber auf die „vorzüglichsten Classen“.

dass ihm in großen Teilen doch noch die Ideen von 1835 zu Grunde liegen. Klasse I entspricht den Gruppen 3–4 (1835). Charakteristisch sind runde Erdhügel – jetzt „Kegelgräber“ genannt. Die Toten sind verbrannt wie unverbrannt bestattet worden. Beigaben bestehen vor allem aus Bronze, daneben kommt Gold vor. Eisen und Silber sind in diesen Gräbern nicht belegt. Als typische Beigaben werden genannt: Bronzebeile, Spiralplattenfibeln, Bronzeschwerter usw. Klasse II entspricht der Gruppe 6 (1835), wobei Lisch noch immer eine leichte Hügelaufschüttung für diese Flachgräberfelder annimmt. Eisenfunde überwiegen hier deutlich. Es gibt zudem Bronze- und – im Gegensatz zu Klasse I – häufig Silberfunde; Gold fehlt. Typische Beigaben sind etwa runde Schildbuckel und einschneidige Schwerter aus Eisen. Interessant ist, dass Lisch bereits die Sitte, Waffen unbrauchbar zu machen, als typisch erkannt hat. Klasse II hält er für jünger als Klasse I. Dafür bringt Lisch etliche Argumente bei, nicht nur die Häufigkeit von Eisenfunden. Die Geräte erscheinen ihm „moderner“ als die der Klasse I, er stellt arabische Importe fest und erste Spuren des Christentums. Das Aufkommen des Silbers wertet Lisch als wichtigen Indikator. Damit wird ein Metall spät datiert, das einfach zu bearbeiten ist – ein Ergebnis, das offenkundig nicht auf Vorstellungen einer fortschreitenden technischen Entwicklung beruht, sondern allein auf Fund- und Merkmalsvergesellschaftungen in Gräbern. An das Ende seiner Ordnung stellt Lisch die Klasse III, gliedert in zwei Untergruppen, die den Gruppen 2 und 1 (1835) entsprechen. Die Unterteilung der Megalithgräber bleibt bestehen, und wie schon in seiner „Mittheilung“ an Klemm aufscheint, bereiten Lisch vereinzelt Metallfunde aus solchen Gräbern Schwierigkeiten. Dies führte bereits 1835 zu einer Teilung der Megalithgräber in zwei Typen, von denen nur einer Metallfunde geliefert habe. Neu ist, dass er nun nicht mehr von Bronze-, sondern sogar von Eisenbeigaben in solchen Megalithgräbern ausgeht. Bemerkenswert ist, dass Lisch diese Gruppe 1835 mit der Nummer 2 bezeichnete, während er sie 1837 an die erste Stelle innerhalb der Klasse III rückt, dann aber erwägt, seine an zweiter Stelle aufgeführte Gruppe der Megalithgräber („Urgräber“, ohne Metallfunde) könne die ältere sein. Auch hier wird deutlich, dass es Lisch in den „Andeutungen“ nicht um die chronologische Abfolge Stein – Bronze – Eisen geht. Vielmehr ist für Lisch – und das zeigt erst der dritte Blick – das Problem der Eisenfunde in Megalithgräbern zentral. Er gerät in Erklärungsnot, wenn in der ältesten Klasse III Eisen vorkommt, in der jüngeren Klasse I dagegen nicht. Lisch erklärt das Fehlen von Eisen in Klasse I (nach heutiger Kenntnis bronzezeitlich) mit römischem Einfluss:

„Auffallend bleibt allerdings die Zurückdrängung des Eisens durch das römische Erz; aber der Mangel an Technik zur vollkommeneren Bearbeitung des Eisens mag wohl Veranlassung zur allgemeineren Aufnahme der schönen, brauchbaren und edlen Kupfercomposition durch die Bekanntschaft mit den Römern geworden sein.“⁴¹

Damit diese Argumentation überzeugen kann, muss es Eisen in Klasse I gegeben haben. Lisch sieht dies, obwohl entsprechende Gräber fehlen, durch Einzelfunde⁴² wie wohl auch durch Tacitus (Germ. 6) bestätigt, der den Germanen einen seltenen Gebrauch des Eisens unterstellt.⁴³ Lischs Ordnung der Gräber von 1837 ist also nicht nur eine ethnische; sie wendet sich zudem gezielt gegen die Jüngerdatierung des Eisens gegenüber der Bronze! Sie entpuppt sich – im Gegensatz zu der „Mittheilung“ an Klemm von 1835 – als ein Versuch, die Abfolge Stein – Bronze – Eisen zu widerlegen, und zwar auf Grundlage von Fund- und Befundkombinationen in Gräbern. Diese objektive Konzentration auf Befunde und Funde ist besonders hervorzuheben und setzt Lisch deutlich von Klemm ab, der sich wesentlich von Entwicklungsmodellen leiten lässt.

41 Lisch 1837 (Anm. 34), S. 26.

42 Lisch 1837 (Anm. 34), S. 15: „Eisen ist bisher in keinem Kegelgrabe bemerkt, jedoch an einzeln gefundenen Gegenständen, wiewohl, höchst selten, beobachtet [...]“. Auf S. 26 heißt es dagegen: „Auch kommen allerdings Beispiele von dem fortgesetzten Gebrauche des Eisens in den Kegelgräbern vor.“

43 Lisch 1837 (Anm. 34), S. 18, weist nur allgemein darauf hin, die Angaben bei Tacitus passten gut zu seiner Klasse I.



Abb. 5 Georg C. F. Lisch, Hans R. Schröter: Friderico-Franciscum oder Grossherzogliche Alterthumersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Meklenburgs zu Ludwigslust, Tafelband. Leipzig 1837, Titelblatt

Die zweite ausführliche Äußerung Lischs zur Ordnung der Gräber findet sich im kurz darauf erschienenen Katalog der Sammlung „Friderico-Franciscum“ in Ludwigslust (Abb. 5).⁴⁴ Ausgangsbasis sind wieder die Grabbefund-Klassen, denen in jeweils separaten Kapiteln Befunddetails und Fundinhalte zugeordnet werden. Einiges ist ausführlicher gesagt und behandelt, kann also der Ergänzung und dem besseren Verständnis der „Andeutungen“ dienen. So erklärt Lisch die Seltenheit des Eisens in den „Kegelgräbern“ expressis verbis mit Tacitus (Germ. 6).⁴⁵ Noch nachdrücklicher weist er auf die Eisenfunde in Megalithgräbern, den „Hünengräbern“ der IV. Klasse hin, im Hinblick auf Mecklenburgische Grabungsergebnisse und unter Nennung von Gewährsleuten:

44 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30).

45 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 29, Anm. **.

„Nach den Erfahrungen des Hauptmanns Zinck und mehreren andern sichern Berichten finden sich, außer Urnen, in diesen Gräbern am häufigsten Geräthe aus Stein, [...] und außerdem nur einige Sachen von Eisen, gewöhnlich so verrostet und entstellt, das sich kaum die Gestalt erkennen lässt; auch Bernstein kommt vor; von Kupfer ist keine Spur.“⁴⁶

Neu gegenüber den *Andeutungen* ist eine umfangreiche Diskussion des Vorkommens von Steingeräten außerhalb von Megalithgräbern. Sie steht in direktem Zusammenhang mit der Anordnung der Steingeräte auf den von Schröter erstellten und bereits gedruckten Tafeln. Die dieser Anordnung zu Grunde liegende Hypothese, Steingeräte seien eher zur symbolischen Verwendung als zum praktischen Gebrauch bestimmt, wird von Lisch ausführlich diskutiert und schließlich abgelehnt.⁴⁷

Interessanter als die Übereinstimmungen und Ergänzungen sind die Unterschiede zwischen dem Sammlungskatalog *Friderico-Francisceum* und Lischs *Andeutungen*. Die Typologie der Grabbefunde, die in den „Andeutungen“ auf drei wichtige Klassen reduziert ist, wird im Sammlungskatalog auf neun Klassen erweitert. Überraschend ist die unterschiedliche Reihenfolge, in der die Klassen nummeriert und vorgestellt werden. Während Lisch in den *Andeutungen* Gräber mittleren Alters an den Anfang, die jüngsten in die Mitte und die ältesten ans Ende stellt, bemüht er sich nun offenkundig wieder um eine Reihenfolge, die zumindest teilweise einer chronologischen Ordnung entspricht. Dies wird allerdings nicht ausdrücklich gesagt, beziehungsweise in den Texten zu den einzelnen Gruppen teilweise auch als unsicher gekennzeichnet. Die letzte Klasse IX („Römische Grabalterthümer“) nimmt eine Sonderstellung ein; für diese Gruppe kann Lisch aus Mecklenburg nur Einzelfunde benennen.

Als Klasse I bezeichnet Lisch Megalithgräberformen, aus denen er Steingerät, aber keine Eisenfunde kennt. Sie „scheinen Hünengräber der ersten Periode zu sein“.⁴⁸ Es folgen als Klasse II die aus Erde aufgeschütteten „Kegelgräber“, als Klasse III aus Steinen errichtete und von Steinen eingefasste Hügel („Steinkegel“), die Lisch mit den Gräbern der Klasse II parallelisieren möchte.⁴⁹ Am Ende der Reihe steht als jüngste Gruppe die Klasse VIII, die „Wendenkirchhöfe“ mit reichen Eisenbeigaben. Zwischen den Klassen II/III und VIII sind vier Gruppen eingeschoben, deren zeitliche und ethnische Einordnung Lisch zur Diskussion stellt, die er aber für älter zu halten scheint als die „Wendenkirchhöfe“ (Klasse VIII). Ganz offen lässt er die Zuordnung der Klasse VII, für die er Forschungsbedarf reklamiert. Für Klasse V vermutet er Nähe zu Klasse II; für Klasse VI schlägt er ebenfalls eine Zuordnung zu Klasse II vor oder eine Einordnung an den Übergang zwischen den Klassen IV und II.⁵⁰

Von besonderem Interesse ist Klasse IV („Hünengräber“) im *Friderico-Francisceum*. Sie entspricht der ersten Gruppe der Klasse III („Urgräber oder Hünengräber“) in den *Andeutungen*. Es ist die Megalithgrabform, aus der Lisch neben Steingerät auch Eisenfunde bekannt geworden sind. Deshalb rückt Lisch diese Gruppe nun in der Reihenfolge ins Mittelfeld und trennt sie von den übrigen Megalithgräbern ab. Dies ist ein deutlicher Unterschied zu den *Andeutungen*, wo Lisch die beiden Megalithgräbergruppen zusammenstellt – und eine direkte zeitliche Abfolge im Text vertritt, was ihn dazu zwingt, die Kenntnis des Eisens sehr früh zu datieren. Mit einer Einordnung hinter die „Kegelgräber“ (Klassen II und III) entfiel zwar das Problem der Frühdatierung des Eisens, aber es ergäbe sich die Frage, warum Steingerät offenkundig in den Klassen II und III fehlt, um dann wieder in Klasse IV gut vertreten zu sein. Deshalb behandelt Lisch ausführlich die Frage, ob Steingeräte in Klasse II vorkommen könnten. Er kann Belege außerhalb seines Arbeitsgebietes benennen, die die Lücke aber nur unzureichend schließen.⁵¹ Im Text zu Klasse IV schließlich favorisiert er, anders als in der Liste, wieder einen älteren Zeitansatz der Klasse IV. Offenkundig rang Lisch Anfang 1837 um die ethnische respektive zeitliche Ordnung der Gräber.

46 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 73.

47 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 105–109.

48 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 26.

49 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 70.

50 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 79–80.

51 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 30–31.

Wohl erst im Laufe des Jahres 1837 erschien der Text der *Andeutungen* ein drittes Mal im zweiten Halbband der *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* von 1837.⁵² Unmittelbar hinter diesem Artikel folgt die *Instruction für Aufgrabungen* vorchristlicher Grabdenkmäler in Meklenburg.⁵³ Als Verfasser wird die „Aufgrabungs-Deputation des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde“ angegeben. In diesem Kollegium war Lisch federführend. Als weitere Mitglieder sind Pastor Bartsch und Revisionsrat Schumacher bekannt, sowie als Berater Johann Friedrich Danneil, Gymnasialdirektor aus Salzwedel.⁵⁴ Es ist anzunehmen, dass der erfahrene Ausgräber Danneil wesentlichen Einfluss auf den Text der *Instruction* hatte, der auch eine knappe Darstellung zur Chronologie der Bodenfunde enthält. Der Aufsatz wurde zusätzlich als Separatdruck verbreitet und darf als ältestes eigenständiges Grabungshandbuch des deutschsprachigen Raumes bezeichnet werden.⁵⁵

Die Gräber werden laut *Instruction* in drei Klassen unterteilt, die offenkundig, aber nicht *expressis verbis* zeitlich angeordnet sind. Klasse 1 sind Megalithgräber, die in zwei Varianten (Steinkisten und Hünengräber) geteilt werden. Sie enthalten verbrannte und unverbrannte Bestattungen; die Beigaben sind „Werkzeuge und Waffen von Stein“. Klasse 2 sind die „Kegelgräber“. Die Bestattungen sind meist Brand- und „mitunter auch“ Körpergräber. Die Beigaben sind „in der Regel vorherrschend Geräthe aus Bronze“. Die dritte Klasse sind die „Wendenkirchhöfe“, für die Brandgräber charakteristisch sind. Die Beigaben sind „vorherrschend Geräthschaften aus Eisen“. „Diese Urnen [...] sind in den Erdboden eingegraben; wenigstens ist die Erhöhung der Wendenkirchhöfe sehr unbedeutend, kaum merklich [...]“.⁵⁶

Diese Gliederung ist übersichtlich, knapp und klar. Von einer zeitlichen Ordnung der Befunde ist an keiner Stelle die Rede, aber die Abfolge von Stein über Bronze zu Eisen ist nicht zu übersehen. Ausgangsbasis ist nach wie vor die Gräbertypologie.

Es geht vor allem darum, potenziellen Ausgräbern eine Orientierung zu geben, welche Befunde und Funde beim jeweiligen Grabtyp zu erwarten sind. Auf ethnische Interpretationen wird ganz verzichtet (der Begriff „Wendenkirchhof“ gehörte auch jenseits seiner ethnischen Bedeutung bereits zur feststehenden Terminologie).

Die *Instruction* lässt Lisch als Hauptautor erkennen. Der Text weicht jedoch inhaltlich mehrfach von Lischs bisher behandelten Ausführungen ab, auch von dem unmittelbar vorangestellten Aufsatz, den *Andeutungen*, etwa hinsichtlich der ethnischen Deutung und der eindeutigen Zuweisung von Steingerät zu den Megalithgräbern. Vermutlich hatte Lisch zunächst einen Textentwurf geliefert, den Entwurf den anderen Mitgliedern der „Aufgrabungs-Deputation“ zur Diskussion gestellt und ihn dann wieder selbst einer Schlussredaktion unterzogen.

Danneils Spuren sind dadurch verwischt. Er gilt neben Lisch als deutscher Pionier des Dreiperiodensystems.⁵⁷ Danneil hatte kurz zuvor seinen berühmten *General-Bericht über Aufgrabungen in der Umgegend von Salzwedel* veröffentlicht.⁵⁸ Das Manuskript wurde nach Bekunden des Autors bereits im September 1835 abgeschlossen.⁵⁹ Um Danneils Einfluss auf die in der *Instruction* vorgelegte relative Chronologie abschätzen zu können, muss hier auch dieses Werk näher betrachtet werden.

Danneil geht bei der Gliederung des Fundstoffs, ebenso wie Lisch, von den Grabformen aus und schließt sekundär die jeweils typischen Beigaben an. Er unterscheidet drei Klassen,⁶⁰ die er chrono-

52 Georg C. F. Lisch: *Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs und die norddeutschen Grabalterthümer aus der vorchristlichen Zeit überhaupt*. In: *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* 2, 1837, S. 132-148.

53 *Instruction für Aufgrabungen*. In: *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* 2, 1837, S. 148-157.

54 Hauke Jöns: *Die Aufgrabungs-Deputation von 1837 – Pioniere der Ausgrabungstechnik*. In: Jöns/Lüth 2001 (Anm. 29), S. 60.

55 Gedruckt in Schwerin 1837 mit identischem Titel.

56 *Instruction* 1837 (Anm. 38), S. 4-5.

57 Eggert 2001 (Anm. 4), S. 35-37.

58 Friedrich Danneil: *General-Bericht über Aufgrabungen in der Umgegend von Salzwedel*. In: *Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen* 2, 1836, S. 544-584.

59 Danneil 1836 (Anm. 58), S. 584.

60 Danneil schreibt hier „Klassen“, während Lisch in den *Andeutungen* die orthografische Variante „Classen“ wählt. Dagegen heißt es in der „*Instruction*“ wieder „Klassen“. Da Lisch auch Herausgeber des Zeitschriftenbandens war, in dem *Andeutungen* und *Instruction* unmittelbar hintereinander veröffentlicht sind, darf der Wechsel in der Orthografie vielleicht als Hinweis auf Einwirkung der Mitautoren Lischs gedeutet werden.

logisch anordnet. Ethnische Deutungen diskutiert er zwar, doch sind sie für die Definition der Gruppen und ihrer Abfolge nicht bestimmend. Der ersten Klasse (Megalithgräber) werden Steingeräte, der zweiten (Hügelgräber) Metallgeräte zugeordnet. Die zweite Klasse wird in zwei Abteilungen gegliedert. Abteilung 1 sind Hügel mit Steinkästen für Urnen, Abteilung 2 Hügel ohne Steineinbauten.⁶¹ In der zweiten Abteilung „erscheint das Eisen“.⁶² Als dritte Klasse definiert Danneil Flach-Brandgräberfelder („Urnenlager“) mit Beigaben aus Bronze und Eisen.

Das Grundgerüst der in der *Instruction* veröffentlichten Chronologie passt besser zu Danneil als zu Lisch, dessen Dreiteilung in den *Andeutungen* nicht chronologisch, sondern eher ethnisch ist und der sich an dem Scheinproblem der Eisenbeigaben in Megalithgräbern verfangen hat. In vielen anderen Punkten kann sich Lisch aber gegenüber Danneil durchsetzen. So hält die „Aufgrabungs-Deputation“ an dem Begriff „Kegelgräber“ für die zweite Klasse fest, den Danneil für sein Arbeitsgebiet ausdrücklich ablehnt.⁶³ Gleiches gilt für die dritte Klasse der „Kirchhöfe oder Wendenkirchhöfe“. Danneil nennt sie ethnisch neutral „Urnenlager“. Zudem hat Danneil sie richtig als Flachgräberfelder erkannt. Lisch verzichtet auch in der *Instruction* nicht darauf, von flachen Hügeln zu sprechen. Allerdings schränkt er diese Einschätzung – entgegen seinen anderen Schriften – deutlich ein.⁶⁴ Das dürfte wieder auf Danneil zurückgehen. Dass es auch Hügelgräber mit Eisenbeigaben gibt, wird von Lisch und Danneil gesehen. Lisch stuft diese als marginales Phänomen ein, während Danneil eine eigene Gruppe von Hügelgräbern mit Eisenbeigaben definiert. In diesem Punkt kann sich offenbar Lisch durchsetzen, der den Kegelgräbern „vorherrschend Geräthe aus Bronze“ zuschreibt.

Wesentlich ist, dass Lisch mit dieser klaren, stark vereinfachten Gliederung in der *Instruction* die Abfolge Stein – Bronze – Eisen grundsätzlich anerkennt. Aber: bemerkenswerterweise veröffentlicht er ja seine Zweifel an diesem simplen Modell unmittelbar vor der *Instruction* im selben Zeitschriftenband zum dritten Mal – und als Herausgeber dürfte er diese Anordnung selbst festgelegt haben. Das ist kaum anders zu verstehen denn als Ausdruck eines distanzierten Verhältnisses zum Chronologieschema der *Instruction*, das heißt zu Danneil beziehungsweise zur Mehrheitsmeinung der „Aufgrabungs-Deputation“.

Abschließend soll noch eine weitere, wenig später 1838 gedruckte knappe Gliederung des Fundstoffes durch Lisch behandelt werden. Sie findet sich in einer Rezension des *Leitfadens der Nordischen Alterthumskunde*, ist also schon in gründlicher Kenntnis von Thomsens Dreiperiodensystem verfasst worden.⁶⁵ Die Absicht der Ausführungen ist allerdings nicht, Thomsens Erkenntnisse in das mecklenburgische Chronologiemodell einfließen zu lassen, sondern die Selbstständigkeit des norddeutschen Systems herauszustellen. Deshalb fehlen immer noch die Epochenbezeichnungen Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Lisch bleibt weiterhin bei seinen ethnisch-chronologischen Benennungen und gibt die Akzentuierungen der *Instruction* wieder auf. Er stellt eine dreistufige, stark vereinfachte Gliederung vor, und zwar eine zeitliche Folge vom Vor-Germanischen über das Germanische zum Slawischen. Bestimmend sind immer noch die Grabformen, von den Megalithgräbern über die Hügelgräber zu den Flach-Brandgräberfeldern. Die Bedenken gegen das Dreiperiodensystem scheint Lisch – wie schon in der *Instruction* angedeutet – nun aufgegeben zu haben. Von Eisenfunden in Megalithgräbern ist nicht mehr die Rede. Erstmals akzeptiert Lisch, dass die angeblich slawischen Urnen sich in Flachgräberfeldern finden. Mit dieser Publikation wird deutlich, dass die weitgehende ethnische Neutralität der *Instruction* kaum auf Lisch zurückgeht, sondern auf Danneil. Ansonsten hat sich Lisch aber stärker an Danneil angenähert. Was er nicht übernimmt, ist die Zweiteilung der Grabhügel in eine Variante mit und eine andere ohne Eisenbeigaben.

61 Danneil 1836 (Anm. 58), S. 553–557.

62 Danneil 1836 (Anm. 58), S. 580.

63 Danneil 1836 (Anm. 58), S. 552.

64 *Instruction* 1837 (Anm. 38), S. 5: „Diese Urnen [...] sind in den Erdboden eingegraben; wenigstens ist die Erhöhung der Wendenkirchhöfe sehr unbedeutend, kaum merklich, obgleich sie häufig an den höchsten Stellen einer Feldmark an Abhängen gefunden werden.“

65 Georg C. F. Lisch: Rezension „Leitfadens der Nordischen Alterthumskunde“. In: *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* 1838, Bd. 2, Nr. 4, Sp. 25–32, hier Sp. 27. Diese Publikation war dem Verf. nicht direkt zugänglich. Die Ausführungen beruhen auf dem Auszug, den Heinrich Reifferscheid zitiert: Friedrich Lisch, *Mecklenburgs Bahnbrecher deutscher Alterthumskunde*. In: *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde* 99, 1935, S. 269 mit Anm. 13.

Die auf detaillierten Befundkenntnissen beruhenden Bedenken – etwa zu noch nicht als solche erkannten Nachbestattungen in Megalithgräbern – hindern Lisch zunächst daran, ein simples dreistufiges Chronologiemodell zu entwerfen. Er lässt sie offenbar in Folge der Diskussionen in der „Aufgrabungs-Deputation“ und unter Einfluss Thomsens fallen. Lisch bleibt allerdings dabei, vom Befund ausgehend die relativchronologischen Gruppen zu definieren. Die Grabformen bilden die Ausgangsbasis, sowohl bei Lisch als auch bei Danneil. Dieser Ansatz ist der des Ausgräbers. Er führt zwangsläufig zu einer größeren Vielfalt von Gruppen, bringt mit zunehmender Kenntnis der Befunde eine zunehmende Verzweigung mit sich und weist zudem eine starke regionale Gebundenheit auf. Sein System gilt für Mecklenburg; es passt weder in Dänemark und im übrigen Skandinavien, noch in Mittel- oder Süddeutschland, wie Lisch klar erkennt.⁶⁶ Die Dreigliederung, für die er schließlich doch plädiert, basiert auf ethnisch-historischen Überlegungen: Der Abfolge von den Germanen zu den Slawen stellt er eine „vorhistorische“, allein aus den Funden erschlossene „vor-germanische“ Gruppe voran.

Das von Thomsen entwickelte Modell geht dagegen zunächst von den Funden aus. Sein Hauptanliegen ist die Ordnung eines Sammlungsbestandes. Befunde bezieht er sekundär ein, kennt sie allerdings ausgezeichnet. Thomsens Überlegungen reichen bekanntlich in die 1820er Jahre zurück. Sie sind Lisch spätestens bei der Sichtung des von Schröter für den Katalog der Sammlung in Ludwigslust zusammengetragenen Materials bekannt geworden, wie er selbst bereits zu Beginn des Jahres 1837 schreibt.⁶⁷

Die Begriffe Stein-, Bronze- und Eisenzeit(alter oder -periode) – das sind Thomsens griffige Termini – verwendet Lisch erst später, wohl unter der starken Wirkung, die Thomsens Vorschlag auf die Altertumforschung gewinnt. Ganz am Ende der 1830er und in den 1840er Jahren spricht er selbstverständlich von Stein-, Bronze- und Eisenzeit beziehungsweise von Stein-Periode oder Bronzeperiode.⁶⁸ Dabei trennt er sich bewusst von seinem bis dahin geltenden ethnischen Ordnungsprinzip. So schreibt er 1839:

„Das Hauptkennzeichen für die Zeit, aus welcher die Urnen stammen, bleibt der Inhalt der Urnen. Mag man auch die Urnen [...] anderen Völkern zuschreiben, so bleibt doch der Unterschied zwischen Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit im Norden Deutschlands unbestreitbar.“⁶⁹

Der Vergleich zwischen dem Chronologiesystem in Klemms *Handbuch* und den Ausführungen Lischs zur relativen Chronologie aus den Jahren 1835 bis 1839 lässt gravierende Unterschiede insbesondere bei der Einordnung der Grabhügel erkennen. Während Klemm die Hügel nach solchen mit Brand- und solchen mit Körpergräbern differenziert, lehnt Lisch diese Trennung ausdrücklich ab. Eigene Wege geht Klemm mit seiner Gruppe der Flach-Körpergräberfelder, die Lisch und auch Danneil nicht aufführen – allerdings nicht aus Unkenntnis, sondern weil diese Gräberfelder, die in die rezenten Kirchhöfe münden, jenseits des von Lisch und Danneil fokussierten Betrachtungszeitraums liegen. Von Lischs anfänglichen Zweifeln über das Aufkommen des Eisens findet sich in Klemms *Handbuch* kein Hinweis. Auch geht Klemm auf die in Lischs *Andeutungen* von 1837 dominierende ethnische Differenzierung der Gräbergruppen nicht ein. Klemm hält nämlich die Bodenfunde seines Arbeitsgebietes fast alle für germanisch. Dies kann auch erklären, warum in dem bei Klemm abgedruckten Auszug der „Mittheilung“ Lischs die eigentlich zu erwartende ethnische Komponente fehlt. Klemm mag sie aus dem Text herausgekürzt haben, zumal Lisch schon kurz nach Erscheinen des *Handbuchs* die darin enthaltene pauschale Zuweisung der Funde zu den Germanen bemängelt.⁷⁰

66 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 24 Anm. – Lisch 1837 (Anm. 34), S. 28.

67 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 24 Anm. und S. V: „benutzt [von den von Schröter hinterlassenen Aufzeichnungen, W. A.] sind nur einige Bogen flüchtiger Aufzeichnungen bei seinem Besuche der Sammlungen zu Kopenhagen“. Dort erwähnt Lisch auch Jaspersen/Jaspersen (s. Anm. 75).

68 Z. B. Georg C. F. Lisch: Die Graburnen der Wendenkirchhöfe. In: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 12, 1847, S. 421.

69 Georg C. F. Lisch: [Anmerkung des Herausgebers zu einem Aufsatz von J. Ritter]. In: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 4, 1839, S. 43–44, Anm. 1.

70 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. VII.

Klemms Chronologie weist engere Beziehungen zu den Positionen Danneils als zu denen Lischs auf. So spielt die Frage der ethnischen Deutung bei Danneil nur eine nachgeordnete Rolle.⁷¹ Vom frühen Auftreten des Eisens weiß er nichts. Die Grabhügel teilt Danneil – wie Klemm – in zwei Gruppen, von denen die eine bronzene, die andere auch eiserne Beigaben enthält. Diese Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Autoren sind aber mit einem bedeutenden Unterschied verknüpft: Bei Klemm ist das Differenzierungskriterium der Hügelgräber die Brand- oder Körpergrabsitte. Von Danneil wird lediglich eine spezielle Form des Brandgrabes (Steinkisten mit Urnen) ausgeschieden, die regelhaft Bronzebeigaben enthalte, während alle übrigen Hügel mit Körper- und Brandgräbern eine große zweite Gruppe bilden. Insgesamt steht Danneil Klemm recht nahe.

Kommt Danneil als Ideengeber für Klemm in Betracht? Danneils Aufsatz und Klemms *Handbuch* wurden beide im September 1835 zum Druck gegeben, wobei Danneils Aufsatz eher etwas später vorlag als das *Handbuch*. Vor seinem *Generalbericht* hatte Danneil nichts publiziert, was Klemm als Grundlage hätte dienen können. Allerdings führt Klemm Aufsätze von Danneil im Literaturverzeichnis seines Handbuches auf⁷² und weiß auch von Danneils archäologischer Sammlung.⁷³ Direkte Beziehungen, persönliche oder briefliche Kontakte, lassen sich aber nicht nachweisen.

Eine mögliche Lösung dieses Problems bietet ein Aufsatz von Claus Jaspersen beziehungsweise Jasperson⁷⁴ aus dem Jahr 1828, der für Danneils Chronologiesystem zweifellos von wesentlicher Bedeutung war und den auch Klemm kannte.⁷⁵ Klemm nennt Jaspersens Aufsatz und seine Sammlung mehrfach.⁷⁶ Diese Pionierarbeit zur Chronologie wurde zwar bisher immer wieder im Zusammenhang mit der Entstehung des Dreiperiodensystems erwähnt, aber nur unzureichend gewürdigt. Vordergründig betrachtet, unterteilt Jaspersen das „heidnische Alterthum“ in zwei Perioden, genau genommen sind es aber drei. Die älteste ist gekennzeichnet durch Hünengräber. Für diese seien Geräte aus Stein, unverbrannte Bestattungen, freihändig geformte Keramik, sowie die extreme Seltenheit von Metallbeigaben charakteristisch. Die zweite Periode wird durch Hügelgräber definiert, die Körper- und Brandgräber enthalten können; Steingerät fehlt weitgehend. Eine zeitliche Abfolge zwischen Körper- und Brandbestattungen in Hügeln wird – anders als bei Klemm – nicht angenommen. Metallbeigaben seien in Periode 2 vielfach belegt; Silber sei sehr rar. Die Seltenheit des Silbers wird in einer Anmerkung vom Herausgeber Friedrich Kruse ausdrücklich bestätigt. Im Anschluss an die Vorstellung und Diskussion der Periode 2 samt Behandlung ihrer absoluten Datierung schreibt Jaspersen:

„Eine ausgemacht jüngere Begräbnissart zeigt die Sachen in einem anderen Geschmack, und oft Dinge von Eisen, die in jenen sehr selten gefunden werden. Die Verzierungen sind bei diesen schnörkelig und nähern sich dem gothischen Geschmack, so wie der Leichenbrand wenigstens in einigen Stücken nicht mehr so römisch erscheint, als bei jenen. Hier kommen auch schon zuweilen Münzen christlicher Staaten und Städte vor.“⁷⁷

Diese Passage ist schwer verständlich,⁷⁸ insbesondere die Bemerkung zum Leichenbrand. Sie bezieht sich auf Jaspersens Vermutung, dass sich im Verbrennungsritual der Periode 2 römischer Einfluss zeige. Bemerkenswert ist Jaspersens Ansatz zu einer Unterteilung seiner Periode 2, die insgesamt ein dreigliedriges Schema impliziert. Seine Tafeln spiegeln aber lediglich die Trennung in eine jüngere und eine ältere Periode wider. Er denkt als jüngste Gruppe an Brandgräber, in denen

71 Grundlegende Zweifel an den Möglichkeiten einer ethnischen Zuweisung von Tongefäßen hat Friedrich Danneil auch an anderer Stelle formuliert: Zwei Berichte über die Ausgrabungen bei Güssefeld in der Altmark. In: Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen 2, 1836, S. 117–119.

72 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 410–411.

73 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 414.

74 Zur Person: Heinrich Handelmann: Rückblick auf die Bestrebungen für prähistorische Archäologie in Schleswig-Holstein. In: Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein 2, H. 1, 1876, S. 11.

75 Claus Jaspersen [Jasperson]: Anglische Alterthümer. In: Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer 3, 1828, S. 41–56.

76 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 106, Anm. 9, 156–157, 161, 240, Anm. 4, 419–420.

77 Jaspersen 1828 (Anm. 75), S. 46–47.

78 Die Klarheit der Darstellung leidet wahrscheinlich an einer unzureichenden Redaktion des Textes. Vermutlich wurden nachträglich die Bemerkungen zur absoluten Chronologie eingeschoben und dadurch der Anschluss des folgenden Absatzes gestört.

Eisenbeigaben regelmäßig vorkommen. Absolutchronologisch möchte er sie nach der römischen Kaiserzeit ansetzen, während Periode 2 wegen des angeblich römischen Einflusses der Kaiserzeit entsprechen soll. Dass Jaspersens Ausführungen die Grundlage für die knapp zehn Jahre später veröffentlichten, deutlich differenzierteren Überlegungen Danneils gebildet haben, erscheint gewiss, nicht nur wegen der inhaltlichen Beziehungen – hier sei nur erwähnt, dass innerhalb der zweiten Klasse der Hügelgräber nach Danneil das Eisen erscheint –,⁷⁹ sondern auch, weil Danneil Jaspersens Aufsatz gekannt haben dürfte. Er kann ihn kaum übersehen haben, denn ein Text Danneils⁸⁰ findet sich im selben Zeitschriftenheft dicht hinter Jaspersens Aufsatz.

Auch Friedrich Lisch kannte selbstverständlich Jaspersens Text, hat ihn mehrfach zitiert und auch benutzt.⁸¹ Er setzt sich allerdings in vielen Punkten klar von Jaspersen ab, besonders in der Frage der Metallfunde in Megalithgräbern.⁸² Wesentlich profitiert hat Lisch von Jaspersen, wo er das Auftreten von Silberbeigaben anführt, um jüngere Gräber abzugrenzen.⁸³

Die Übereinstimmungen zwischen Jaspersen und Klemm sind die gleichen wie zwischen Danneil und Klemm: die Gliederung in zeitlich aufeinander folgende Gruppen, von denen die älteste durch Megalithgräber mit Körperbestattungen und Steingeräten gekennzeichnet ist, die mittlere durch Hügelgräber mit Bronzegerät und die jüngste durch Grabhügel mit Eisenbeigaben. Die mittlere Gruppe wird, wie bei Klemm, durch römische Importe, beziehungsweise aufgrund römischer Einflüsse in die römische Kaiserzeit datiert. Ethnische Deutungen spielen bei Jaspersen keine besondere Rolle. Der wesentliche Unterschied zwischen Klemm und Jaspersen liegt wiederum darin, dass Klemms Versuch, ältere Hügel mit Brand- von jüngeren Hügeln mit Körpergräbern zu scheiden, sich bei Jaspersen nicht findet. Zudem fehlen bei Jaspersen die Flachgräberfelder. Die Ähnlichkeiten zwischen Klemm und Danneil dürften also darauf zurückgehen, dass beide eine gemeinsame Basis in dem 1828 von Jaspersen publizierten Aufsatz *Anglische Alterthümer* haben.

Der hervorstechende eigenständige Zug in Klemms relativer Chronologie im Vergleich zu den Vorschlägen von Jaspersen, Danneil und Lisch ist die Zweiteilung der Grabhügel in solche mit Brand- und solche mit Körpergräbern und die Vermutung einer chronologischen Relevanz dieser Trennung. Zu diesen Einschätzungen gelangt Klemm wahrscheinlich deshalb, weil er im Gegensatz zu den anderen hier behandelten Autoren sein Arbeitsgebiet deutlich weiter nach Süden ausdehnt. Typische Vertreter seiner Gruppe der Hügelgräber mit Körperbestattungen sind etwa die von Karl Wilhelmi im badischen Sinsheim ausgegrabenen und bereits 1830 ausführlich veröffentlichten latènezeitlichen Hügel.⁸⁴ Klemm hält sie wegen absolutchronologischer Überlegungen für jünger als Hügel mit Brandbestattungen und Eisenbeigaben. Er sieht einerseits eine Verbindung zu mittelalterlichen und völkerwanderungszeitlichen Körpergräbern, andererseits argumentiert er mit Tacitus, der den Germanen die Leichenverbrennung zuschreibt. Daraus folgert Klemm einen Wechsel von der Brand- zur Körperbestattung zwischen der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit.⁸⁵

Klemms Kenntnisse über die Altertumforschung Süddeutschlands erscheinen oberflächlich. Anders ist kaum zu verstehen, dass er die eisenzeitlichen Grabhügel von Sinsheim neben die merowingerzeitlichen Flach-Körpergräberfelder stellt. Der Ausgräber der Sinsheimer Hügel, Karl Wilhelmi, hat den Unterschied zwischen beiden bereits 1834 klar erkannt und chronologisch zutreffend gedeutet.⁸⁶

79 Danneil 1836 (Anm. 58), S. 580.

80 Auszug aus einem Briefe des Rector Danneil in Salzwedel an den Secretair des Vereins. In: Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer 3, 1828, S. 59–62.

81 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 24, Anm.

82 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 74.

83 Lisch/Schröter 1837 (Anm. 30), S. 85.

84 Karl Wilhelmi: Beschreibung der vierzehn alten deutschen Todtenhügel, welche in den Jahren 1827 und 1828 bey Sinsheim in dem Neckarkreise des Großherzogthumes Baden geöffnet wurden. Heidelberg 1830.

85 Klemm 1836 (Anm. 8), S. 123.

86 Karl Wilhelmi: Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der Vaterländischen Denkmale der Vorzeit 4, 1834, S. 27–32: Flach-Körpergräberfelder datieren ins frühe Mittelalter. – Karl Wilhelmi: Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der Vaterländi-

Klemms Versuch, im *Handbuch der germanischen Alterthumskunde* eine auf das gesamte Verbreitungsgebiet der Germanen anwendbare relative Chronologie zu schaffen, lässt einen Anspruch erkennen, der weit über die Gliederungsversuche von Jaspersen, Lisch und Danneil hinausgeht. Diese drei Autoren erarbeiteten auf der Basis lokaler Grabungsbefunde eine Chronologie, die jeweils auf eine kleine Region (Jaspersen auf Schleswig, Lisch auf Mecklenburg und Danneil auf die Altmark) begrenzt war. Lisch war sich darüber im Klaren, dass eine direkte Übertragung etwa nach Süddeutschland nicht möglich sei.⁸⁷ Dies gilt schließlich auch für Thomsen, der sein System auf den Norden begrenzt sah. Die Stärke des Thomsen'schen Systems lag darin, dass es sich über dieses ohnehin schon große Arbeitsgebiet hinaus ausdehnen ließ und großräumig anwendbar war. Das war sowohl bei Danneil, Lisch und Jaspersen, wie auch bei Klemm anders. Die drei Erstgenannten gingen von regionalen Befunden aus. Klemms angeblich überregionales Chronologiesystem musste sich bei großräumiger Betrachtung schnell als unbrauchbar erweisen. Es war durch eine Vielzahl von Befunden leicht zu widerlegen.

Lisch hatte um 1840 das Dreiperiodensystem Thomsens akzeptiert und auch die Begriffe Stein-, Bronze- und Eisenzeit übernommen. Klemm hatte sich zwar bei Abfassung seines *Handbuches* von 1836 Lischs Vorschläge zur relativen Chronologie nicht zu Eigen gemacht, holte dies aber in der Folgezeit offenkundig nach. Das trat 1845 zu Tage, als Lisch selbst seine Zweifel gegenüber dem Dreiperiodensystem längst aufgegeben hatte.

Klemm hat 1843 begonnen, sein zehnbändiges, bis 1852 vollendetes Werk *Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit* zu schreiben, das aufgrund seiner langen Entstehungszeit zahlreiche inhaltliche Widersprüche enthält. Im ersten Band von 1843 unterscheidet Klemm zwischen „activen“ und „passiven“ Menschenrassen.⁸⁸ Zu den „activen“ Rassen aus dem „Hochlande um das Himalaya-Gebirge“ zählt er – neben Persern, Arabern, Griechen und Römern – auch die Germanen. Als Zuwanderer in Europa hätten die „activen Rassen“ mit ihrer fortgeschrittenen Kultur die „passiven Rassen“ überformt. Zu den Merkmalen der „activen Rassen“ rechnet Klemm die Metallverarbeitung, die sie bei der nur mit Steingeräten ausgestatteten Urbevölkerung eingeführt hätten. Klemm stellt den kulturhistorischen Verlauf mehrfach so dar. Abweichend davon vertritt er, besonders in Band 4 der *Allgemeinen Cultur-Geschichte der Menschheit* von 1845, die Auffassung, Eisen sei schon vor Eintreffen der „activen Rassen“, die die Kenntnis der Bronzeverarbeitung mitgebracht hätten, bei manchen „passiven“ Gruppen in Gebrauch gewesen.

Der Gedanke, dass es Eisen bereits vor der Bronze gegeben haben könnte, ist – wie oben dargelegt – von Lisch 1837 vertreten, später aber aufgegeben worden. Offenbar hat Klemm zu einer Zeit, als Lisch Thomsens Dreiperiodensystem schon akzeptierte, dessen Hinweis auf das Vorkommen von Eisenfunden in Megalithgräbern aufgenommen. Anders als im *Handbuch* von 1836, hält er es nun für denkbar, das Eisen sei bereits vor dem Auftreten des Kupfers respektive der Bronze bekannt gewesen. Belege dafür meint Klemm in der altägyptischen Kultur feststellen zu können; darüber hinaus zieht er auch ethnologische Vergleiche heran.

„Da nun die Bronze ein künstliches Product ist, dessen Herstellung bei weitem schwieriger ist als die Bearbeitung des Eisens, so deutet das Vorkommen bronzener Gegenstände auch immer auf eine höhere Cultur, eine Bemerkung, die auch durch eine Vergleichung z. B. der bronzenen Dolche aus germanischen Grabhügeln mit den eiserne Dolchen und Lanzen spitzen der Kaffern und Neger bestätigt wird. Die Bronzewaffen zeigen stets eine überaus sorgfältige, reichverzierte Arbeit, in der sich ein ausgebildeter Formensinn ausspricht, während jene afrikanischen Waffen überaus roh gearbeitet erscheinen.“⁸⁹

Für Ägypten stellt Klemm zunächst die Häufigkeit von Bronze und die Seltenheit von Eisen in den Gräbern fest. Dagegen betont er, das Eisen habe nach den schriftlichen Quellen „für die Arbeiten des gewöhnlichen Lebens“ aber eine große Bedeutung gehabt. Dazu merkt Klemm an, „dass der

schen Denkmale der Vorzeit 2, 1832, S. 56: Die Grabhügel von Sinsheim sind vorrömisch.

87 Lisch 1837 (Anm. 34), S. 28: „Bei dem Studium der deutschen Grabalterthümer thut man übrigens wohl, den Inhalt der süddeutschen Gräber einer genauen, sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, indem die Gräber dieser Gegenden oft bedeutende Eigenthümlichkeiten haben.“ – Dies dürfte eine Kritik an Klemms *Handbuch* sein.

88 Gustav Klemm: *Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit*. Bd. 1. Leipzig 1843, S. 195–205; Bd. 4. Leipzig 1845, S. 229–260. Dazu Ingo Wiwjorra: *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumforschung des 19. Jahrhunderts*. Darmstadt 2006, S. 205–206.

Gebrauch der Bronze wohl von den kaukasischen Einwanderern mit nach Ägypten gebracht wurde und seinen Weg von Norden nach Süden genommen hat, während sich das Eisen vielleicht bereits bei der passiven Urbevölkerung in Gebrauch fand“.⁹⁰ Die Seltenheit des Eisens in den Grabfunden erklärt Klemm mit dessen Korrosionsanfälligkeit.

Den Gedanken, der Gebrauch des Eisens sei älter als der der Bronze, gibt Klemm bald nach 1845 auf. Er folgt damit Lisch, offenbar unter dem Eindruck des sich immer weiter durchsetzenden Dreiperiodensystems. Ferner spielen evolutionistische Überlegungen und Anregungen aus den Sprachwissenschaften eine Rolle.⁹¹ Dass Klemm die entsprechende archäologische Literatur noch verfolgt hat, geht immerhin aus Zitaten des *Leitfadens zur Nordischen Alterthumskunde*⁹² und von Jens Jakob Asmussen Worsaaes Buch *Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet* (Kopenhagen 1844) hervor,⁹³ das Klemm bereits ein Jahr nach seinem Erscheinen zur Kenntnis genommen hat. Allerdings gehört das betreffende Zitat zu einer Textstelle, in der Klemm sich energisch für die zeitliche Präferenz des Eisens gegenüber der Bronze einsetzt, unter Missachtung der von Worsaae vorgelegten Perfektionierung des Thomsen'schen Dreiperiodensystems. Es dominiert der Eindruck, dass Klemm die weitere archäologische Diskussion um die zeitliche Ordnung des vorgeschichtlichen Fundstoffes nicht mehr intensiv verfolgt hat. Seine zunehmend universal-kulturhistorisch ausgerichteten Schriften lassen jedenfalls nicht erkennen, dass er sich eingehender mit der Analyse von Befunden und Funden beschäftigt haben könnte. Aufschlussreich dazu ist ein Text aus dem Jahr 1851,⁹⁴ in dem Klemm die Entwicklung der Bestattungssitten der „Germanen“ behandelt. Megalithgräber mit Körperbestattungen und Steingeräten stehen demnach am Anfang. Es folgen Brandgräber mit Metallbeigaben in Hügeln, die er chronologisch mit den Flach-Brandgräberfeldern („Heidenkirchhöfe“) gleichstellt. Den Unterschied zwischen Hügeln und Flachgräberfeldern deutet er sozial. Die Hügel seien „Grabstätten der Fürsten und des Adels“ gewesen. Diesen Brandgräbern folgen als jüngste Gruppe „zum Theil christlicher Zeit“ die Körpergräber mit Eisenbeigaben. Die aufgezählten Beispiele zeigen, dass Klemm entsprechend seiner Ausführungen von 1836 Hügel- und Flachgräber zusammenzieht. Neu ist nur der Versuch, Flach- und Hügelgräber sozial zu interpretieren, der auf seine allgemeinen kulturvergleichenden Überlegungen zurückgehen dürfte. Bemerkenswert ist, dass Klemm hier nicht einmal sein eigenes, Mitte der 1840er Jahre entwickeltes Modell der „activen“ und „passiven Rassen“ anzuwenden versucht. Er hätte sich dabei zwangsläufig in Widersprüche verwickelt. So stufte er 1845 die Megalithbauten als Kennzeichen „activer Rassen“ ein,⁹⁵ Steingeräte hält er aber für Kennzeichen „passiver Rassen“. Klemm scheut offenbar davor zurück, selbst aufgestellte Hypothesen zurückzunehmen. Im Zweifelsfall nimmt er Widersprüche hin.

Typisch für Klemms Argumentationsweise ist sein Spätwerk „Die Werkzeuge und Waffen, ihre Entstehung und Ausbildung“ (Sondershausen 1858), zuerst 1854 in Leipzig erschienen als erster Band des zweibändigen Werkes *Allgemeine Culturwissenschaft. Die materiellen Grundlagen menschlicher Cultur*. An der allgemein frühen Datierung der steinernen Geräte hat er keine Zweifel mehr.⁹⁶ Typologische Reihen sind von tragender Bedeutung für seine chronologische Ordnung. Klemm sucht keine Absicherung der hypothetischen, allein auf den Formen aufbauenden Reihen durch Vergesellschaftungen in Gräbern. Dabei wird die Abfolge von steinernen über bronzene zu eisernen Formen vorausgesetzt und anhand von typologischen Übergangsformen zusätzlich belegt. Bei der Ausbreitung des Eisens in Europa soll die römische Armee mit ihren eisernen Waffen eine entscheidende Rolle gespielt haben.⁹⁷

89 Klemm 1845 (Anm. 88), S. 257-258.

90 Gustav Klemm: Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. Bd. 5. Leipzig 1847, S. 307-308.

91 So Gustav Klemm: Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. Bd. 8. Leipzig 1850, S. 124. – Klemm 1851 (Anm. 16), S. 22. – Klemm 1858 (Anm. 28), S. 6-7, 86.

92 Klemm 1851 (Anm. 16), S. 51, Anm.

93 Klemm 1845 (Anm. 88), S. 258.

94 Klemm 1851 (Anm. 16), S. 38-39.

95 Klemm 1845 (Anm. 88), S. 258.

96 Klemm 1858 (Anm. 28), S. 6-7, 86. Dazu passt allerdings nicht, dass Klemm auf S. 80 erwägt, dass die Schaftlöcher an Steinbeilen teilweise mit Metallzylindern hergestellt worden sein könnten. Er lässt die Entscheidung zwar offen, weist aber darauf hin, dass mit Sicherheit auch andere Methoden angewandt worden seien.

In Klemms Lebenswerk erscheint das Interesse an Fragen der relativen Chronologie insgesamt marginal. In seiner einzigen archäologischen Monografie, dem *Handbuch*, kommt es 1836 zwangsläufig noch am stärksten zum Tragen. Aber die wesentlichen Ausführungen zum Thema wirken wie nachträglich eingeschoben, nicht konsequent eingearbeitet. Klemms Überlegungen zur relativen Chronologie gehen wahrscheinlich maßgeblich auf Jaspersens Aufsatz *Anglische Alterthümer* von 1828 zurück,⁹⁸ dessen Ergebnisse er prägnanter und klarer darstellt. Zudem nimmt er Ergänzungen vor, die auf einer selektiven Einbeziehung süddeutscher Befunde beruhen.

Klemm entwickelt sein Chronologiesystem von 1836 in der Folgezeit nicht weiter, ja berücksichtigt es selbst nur sporadisch. Dagegen gewinnt eine Idee von Lisch bei Klemm zeitweise die Oberhand, die letztlich auf die Widerlegung des Dreiperiodensystems zielt. Die weitere Diskussion um das Dreiperiodensystem, die bis zu seinem Lebensende teils heftig geführt wird, verfolgt Gustav Klemm, auch wegen seiner Hinwendung zur Ethnologie, nicht mehr intensiv.

Neben seinem eigenen, eklektischen Chronologiesystem publiziert Klemm 1836 auch den ersten Entwurf von Lischs zeitlicher Ordnung der Bodenfunde, ohne dass er beide in vielen Punkten widersprüchlichen Systeme aneinander anzupassen versucht. Beiden gemeinsam sind aber drei wesentliche Grundgedanken:

- Die Gräber bilden eine brauchbare Grundlage für die Erarbeitung einer chronologischen Ordnung der Altertümer.
- Die Grabbefunde sind in der Vielfalt ihrer Merkmale wie Grabbau, Totenritual und Fundvergesellschaftung zu berücksichtigen.
- Die Hypothese einer Abfolge der Metalltechnologie vom Stein als Rohmaterial für Waffen und Werkzeuge über die Bronze zum Eisen scheint sich durch die Grabfundkomplexe bestätigen zu lassen.

Über Klemms *Handbuch* fanden diese wesentlichen Grundlagen des heutigen akademischen Faches Vor- und Frühgeschichte, wenn auch noch nicht methodologisch präzise formuliert, eine weite Verbreitung. Allerdings war seine zeitliche Tiefenwirkung gering, denn das Buch galt schon wenige Jahre nach seinem Erscheinen als überholt. Das war wesentlich eine Folge des Siegeszuges, den Thomsens Dreiperiodensystem angetreten hatte. Klemms *Handbuch* stand an der Schwelle zu dieser neuen Zeit, aber erreichte sie nicht ganz. Es geriet deshalb schnell in Vergessenheit und wurde bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als sich die Vor- und Frühgeschichte als akademische Disziplin etablierte, kaum noch zitiert. Dennoch dürfte es in den Jahren nach seinem Erscheinen eine starke Wirkung gehabt und wesentlich dazu beigetragen haben, dass die Ideen zur relativen Chronologie, wie sie Klemm und Lisch vertraten, weithin bekannt wurden. Dies konnten entlegene publizierte Abhandlungen wie die von Jaspersen oder Danneil nicht erreichen. Klemm wurde mit seinem *Handbuch* zu einem Wegbereiter für Thomsens Dreiperiodensystem, das auf einer breiten Faktenbasis gegründet war und dessen Stärke in seiner großräumigen, nicht auf Gräber beschränkten Anwendbarkeit lag.

97 Klemm 1858 (Anm. 28), S. 187; so schon Klemm 1851 (Anm. 16), S. 22.

98 Jaspersen 1828 (Anm. 75).

ORGANISATIONS- UND INSTITUTIONALISIERUNGSANSÄTZE

Grabungsfieber und Sammeleifer

Die archäologischen Aktivitäten der deutschen Altertumsvereine

Gabriele B. Clemens

Geschichtsvereine sind eine Facette jenes Assoziationswesens, das seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert mit zunehmender Intensität Europa erfasste. Wie bei vielen Prozessen lässt sich dieses Phänomen zunächst für Nordwest- und erst mit einiger Verzögerung in Südosteuropa beobachten. In einer Zeit, als Geschichtswissenschaft, Archäologie und Museumswesen noch weitgehend in den Kinderschuhen steckten, übernahmen diese Vereine Forschungs-, Publikations- und Inventarisierungsarbeiten, die heute grundsätzlich von öffentlichen Institutionen getragen werden. Soweit es die Obrigkeiten zuließen, entstanden bereits während des Ancien Régime an vielen Orten erste wissenschaftliche Gesellschaften. Daneben existierten Akademien, welche es sich zum Ziel gesetzt hatten, die Natur- und Geisteswissenschaften zu fördern. Die neuen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts unterschieden sich grundlegend von älteren sozialen Organisationsformen, da sich fortan Personen verschiedener Stände versammelten, die gemeinsam ihre intellektuellen und geselligen Interessen pflegten.

Die ständische Abgrenzung wurde aber durch die Bildungsdifferenzierung ersetzt, sodass sich in den Sozietäten exklusiv die städtischen Eliten trafen. Die Programme der frühen Vereine zielten darauf ab, die Bildung zu fördern sowie dem Gemeinwohl und/oder der Wissenschaft zu dienen.¹ Dabei unterscheidet die Forschung für diese frühe Phase gemäß ihrer jeweiligen Zielrichtung vier Assoziationstypen: die Freimaurer- und Illuminatenlogen, die Lesegesellschaften, die ökonomisch-patriotischen Sozietäten und die rein geselligen Vereine, wie etwa die sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelnden Kasinogesellschaften.² Teilweise wurzelten die Geschichts- und Altertumsvereine in den bereits bestehenden wissenschaftlich orientierten Sozietäten, bei der Mehrzahl der Gründungen knüpfte man jedoch nicht an Vorläufergesellschaften an.

In den deutschen Ländern wurden vergleichsweise früh Altertums- und Geschichtsvereine gegründet. Als einer der ersten wird in der Historiografie immer wieder die 1801 etablierte Trierer Gesellschaft für nützliche Forschungen genannt, die schon kurz nach ihrer Gründung neben der Förderung von Landwirtschaft, Industrie und Handel auch geschichtliche und archäologische Arbeitsfelder pflegte, sich aber erst im Laufe der Zeit zu einem exklusiven Geschichtsverein ent-

- 1 Zum Vereinswesen s. den immer noch grundlegenden Aufsatz von Thomas Nipperdey: Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: Hartmut Boockmann (Hrsg.): Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 1). Göttingen 1972, S. 1–44. – Wolfgang Hardtwig: Strukturmerkmale des Vereinswesens in Deutschland 1789–1848. In: Otto Dann (Hrsg.): Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. München 1984, S. 11–51. – Manfred Agethen: Aufklärungsgesellschaften, Freimaurerei, Geheime Gesellschaften. Ein Forschungsbericht (1976–1986). In: Zeitschrift für historische Forschung 14, 1987, S. 439–463.
- 2 Hans Hubrig: Die patriotischen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. Weinheim 1957. – Rudolf Vierhaus: Deutsche patriotische und gemeinnützige Gesellschaften. München 1980. – Ulrich Im Hof: Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung. München 1982. – Richard Van Dülmen: Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland. Frankfurt a.M. 1986. – Etienne François (Hrsg.): Sociabilité et Société bourgeoise en France, en Allemagne et en Suisse, 1750–1850. Paris 1987.

wickelte.³ Zur Etablierung von Altertumsvereinen im engeren Sinn kam es verstärkt seit den ausgehenden 1810er Jahren, ihre Anzahl stieg in den 30er Jahren rasch an, sodass 1840 rund 50 Vereine existierten.⁴ Um 1900 hatte dann jede größere deutsche Stadt mindestens einen historischen Verein.⁵ Für das Thema archäologische Aktivitäten der Vereine sind diejenigen von besonderem Interesse, die bis in die 1840er Jahre entstanden waren und im Fokus des Beitrages stehen, weil sich die später gegründeten zunehmend historiografischen Fragestellungen und ab 1900 auch heimatkundlichen Sujets zuwandten.⁶

Systematische Untersuchungen zu den archäologischen Aktivitäten der Altertumsvereine insgesamt stehen bis zum heutigen Tage aus.⁷ Die neueren Arbeiten zu den Geschichtsgesellschaften konzentrieren sich vielmehr darauf, diese als Beispiel elitärer Geselligkeit und als Mittel der Identitätskonstruktion zu beschreiben.⁸ Es liegen lediglich in den Zeitschriften der Geschichtsvereine immer wieder Würdigungen der Leistungen der vorhergehenden Forschergenerationen vor. Und auch das in den Vereinsarchiven lagernde Material wurde bislang nur partiell für eingehendere Analysen benutzt. Dazu mag nicht zuletzt beigetragen haben, dass die universitäre Archäologie den Aktivitäten der Vereinsmitglieder meist mit Skepsis oder gar Ablehnung begegnete. Eine 2012 an der Universität des Saarlandes eingereichte Staatsexamensarbeit von Alexander Hilpert mit dem Titel *Archäologie an der Grenze. Wissenschaftliche Beziehungen der Altertums- und Geschichtsvereine des Saar-Lor-Lux-Raumes im 19. Jahrhundert* zeigt eindrücklich, welch großes Potenzial die intensive Beschäftigung mit diesem Thema zu bieten hat.⁹

- 3 Vgl. etwa Hermann Heimpel: *Geschichtsvereine einst und jetzt*. In: Hartmut Boockmann (Hrsg.): *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert*. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 1). Göttingen 1972, S. 45–74, hier 48. – Zur Trierer Gesellschaft Gabriele B. Clemens: *Von der französischen Provinz Akademie zum deutschen Geschichtsverein*. Die Gesellschaft für nützliche Forschungen im überregionalen Vergleich. In: *Antiquitates Trevirenses*. Beiträge zur Geschichte der Trierer Altertumskunde und der Gesellschaft für nützliche Forschungen (Kurtrierisches Jahrbuch 40). Trier 2000, S. 391–409. – Einen ähnlichen Charakter hatte die bereits 1779 gegründete Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften; vgl. Willy Hoppe, Gerhard Lüdtkke (Hrsg.): *Minerva-Handbücher*, 4. Abteilung: Die gelehrten Gesellschaften. Bd. 1: Die deutschen Kommissionen und Vereine für Geschichte und Altertumskunde. Berlin 1940, S. 82.
- 4 Zur Entwicklung der deutschen Geschichtsvereine Klaus Pabst: *Akademien, gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine in Deutschland, 1750–1850*. In: François 1987 (Anm. 2), S. 149–166. – Für England und Frankreich liegen schon seit den 1980er Jahren profunde Arbeiten über die Entwicklung der Geschichtsvereine vor; vgl. Philippa Levine: *The Amateur and the Professional*. Antiquarians, Historians and Archaeologists in Victorian England, 1838–1886. Cambridge 1986. – Für Frankreich seien die umfassenden Studien von Jean-Pierre Chaline genannt: *Sociétés savantes et académies de province en France dans la première moitié du XIX^e siècle*. In: François 1987 (Anm. 2), S. 169–180. – Jean-Pierre Chaline: *Sociabilité et érudition: les sociétés savantes en France*. Paris 1995. Sowie Bonnie Effros: *Uncovering the Germanic Past*. Merovingian Archaeology in France, 1830–1914. Oxford 2012, S. 59–91.
- 5 Klaus Pabst: *Historische Vereine und Kommissionen in Deutschland bis 1914*. In: Ferdinand Seibt (Hrsg.): *Vereinswesen und Geschichtspflege in den böhmischen Ländern*. München 1986. S. 13–39.
- 6 Doch auch zu diesem Themenkomplex gibt es noch keine systematischen Auswertungen. Auffallend ist jedoch, dass selbst die Vereine, die sich zunächst auf die Archäologie konzentrierten, sich ab 1850 zunehmend der Geschichtsforschung zuwandten, was häufig auch die Vereinsnamenänderungen dokumentieren. Bezeichnenderweise kam es im Wiesbadener Verein 1851 zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen führenden Mitgliedern, welche den Verein eher archäologisch und jenen, die ihn eher historiografisch ausrichten wollten; vgl. Wolf-Heinz Struck: *175 Jahre Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung*. In: *Nassauische Annalen* 98, 1987, S. 1–35, bes. S. 10. Letztendlich gaben die Vereine gegen Ende des 19. Jahrhunderts alle ihre Grabungsaktivitäten auf, da diese zunehmend von staatlich angestellten professionellen Archäologen durchgeführt wurden.
- 7 So werden etwa in dem älteren Standardwerk von Hans Gummel: *Forschungsgeschichte in Deutschland*. Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde, Bd. 1. Berlin 1938, die Altertumsvereine lediglich auf S. 113 und S. 131 erwähnt.
- 8 Georg Kunz: *Verortete Geschichte*. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts. Göttingen 2000. – Gabriele B. Clemens: *Sanctus Amor Patriae*. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert. Tübingen 2004.
- 9 Alexander Hilpert: *Archäologie im Grenzraum Saar-Lor-Lux*. Altertumsforschung, Vernetzung und Identitätskonstruktion in den regionalen Geschichtsvereinen des 19. Jahrhunderts (*Geschichte & Kultur*. Kleine Saarbrücker Reihe 5). Trier 2016. – Auch Dietrich Hakelberg und Ingo Wiwjorra plädieren dafür, fachexterne Perspektiven und Primärquellen stärker zu fokussieren; vgl. ihre Einleitung in dem Tagungsband Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): *Vorwelten und Vorzeiten*. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit. Wiesbaden 2010, S. 15–43, hier S. 37.

Im vorliegenden Beitrag wird zunächst thematisiert, wo und wann die Vereine entstanden sind, wer sie gegründet hat und welche Mitglieder gewonnen werden konnten. Danach folgt eine Fokussierung auf die verschiedenen Tätigkeitsfelder der Altertumsvereine. Geht man der Fragestellung nach, wo die frühen Gesellschaften entstanden sind und in welchen Städten nicht oder deutlich später, so könnte man vermuten, dass die Altertumskunde dort auf besonderes Interesse stieß, wo Ruinen noch weithin sichtbar waren und Landschaften oder Städte prägten, wie etwa in der ehemaligen römischen Kaiserresidenz Trier und ihrem Umland. Doch die Hypothese, dass die auffallenden römischen Bodendenkmäler die Gründung von Altertumsvereinen in einem besonderen Maße veranlasst haben, lässt sich nicht verifizieren. Die chronologische Auflistung der Vereinsgründungen am Ende dieses Beitrages belegt vielmehr eine weite Streuung, ohne auffallende regionale Schwerpunktbildungen.¹⁰

Wichtiger als äußere Anreize waren die Initiative und das Interesse einzelner besonders engagierter Geschichtsinteressierter, wobei es sich dabei entweder um die regierenden Fürsten, deren leitende Beamte oder Vertreter der freien Berufe handelte. Alle stammten sie aus dem Bildungsbürgertum oder aus dem Adel. Ein besonders eifriger Förderer der Altertumsvereine war Ludwig I. von Bayern, der sich von historischen Studien nicht zuletzt eine antirevolutionäre und identitätsstiftende Wirkung versprach. Nachdem in einigen bayerischen Städten und Kreisen bereits Geschichtsvereine ohne sein Eingreifen entstanden waren, half er dort nach, wo es kein freiwilliges Engagement gab. Besonders unangenehm fiel die Lücke in seiner Residenzstadt München ins Auge. So bemühte sich das beauftragte Innenministerium in den 1830er Jahren verstärkt, einen für den Isarkreis – den späteren oberbayerischen Kreis – zuständigen Verein ins Leben zu rufen. Aber erst nachdem der König in einem Reskript 1836 ausdrücklich die Bildung eines Historischen Vereins für den Isarkreis anmahnte, veranlasste der Regierungspräsident von Oberbayern hohe Staatsbeamte, einen regionalen Münchener Geschichtsverein nach dem Muster der bereits bestehenden bayerischen Gesellschaften zu gründen.

So wurde in Bayern flächendeckend ein Netz von Geschichtsvereinen begründet mit dem Ziel, eine bayerische Nationalität zu schaffen.¹¹ Die versuchte Instrumentalisierung der Vereine lässt sich allein schon an den vorgegebenen Zielsetzungen und Aufgabenfeldern der Vereinssatzungen festmachen. Ludwig I., geschichtsbewusster Herrscher, Erbauer der Walhalla sowie der bayerischen Ruhmeshalle, war in einem ganz besonderen Maße an der Schaffung einer bayerischen Identität für sein erst durch die napoleonischen Umwälzungen entstandenes und wesentlich vergrößertes Königreich interessiert.¹² In einem Kabinettsbefehl aus dem Jahr 1827 an das Innenministerium bezüglich des Wertes der Denkmalpflege äußerte er sich wie folgt: „Wir [erachten – G.C.] aber die Erhaltung solcher Denkmale zur Belebung des Nationalgeistes, zum Studium der vaterländischen Geschichte und zur Verbreitung der Kunde derselben unter dem Volke als vorzüglich wichtig [...]“¹³ Außerdem war er der Auffassung, dass es kein kräftigeres Bindungsmittel zwischen Volk und Dynastie gebe als eine nationale Geschichte, die außerdem ein spezifisches Gegengift wider revolutionäre Neuerungen und wider ungeduldiges Experimentieren sei.¹⁴ Verwundern mag

10 Diese Auflistung beruht zum einen auf der Auflistung in Hoppe/Lüdtke (Anm. 3), S. 1–238, die von den Herausgebern selbst angefertigte Zeittafel (S. 239–254) zu den Gründungen ist unvollständig, zum anderen auf Ergänzungen aus der Vereinsliteratur. – Vgl. ferner Johannes Müller: Die wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands im 19. Jahrhundert. Bibliographie und Veröffentlichungen seit ihrer Begründung bis auf die Gegenwart. Berlin 1883–1917.

11 Zu den bayrischen Vereinen immer noch grundlegend Gertrud Stetter: Die Entwicklung der Historischen Vereine in Bayern bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. München 1963.

12 Volker Sellin: Nationalbewußtsein und Partikularismus in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a.M. 1988, S. 241–265.

13 Vgl. den Kabinettsbefehl abgedruckt bei Stetter 1963 (Anm. 11), S. 82.

14 Hohe Funktionsträger des Königsreichs stimmten da mit ihrem Herrscher überein. Entsprechend äußerte sich der Innenminister in einem Schreiben an den Augsburger Regierungspräsidenten, der Zweck der historischen Vereine sollte nicht allein in Sammlungen geschichtlicher Monumente bestehen, sondern vorzüglich dahin gerichtet sein, Liebe für historische Forschungen zu wecken und hiermit treue Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden zu erzeugen; Stetter 1963 (Anm. 11), S. 27.

hier der Begriff „national“, der nicht als Synonym für die Nation im heutigen Verständnis zu interpretieren ist, gemeint ist die bayerische Nation.¹⁵

In Stuttgart verdankte der Württembergische Altertumsverein seine Entstehung zwar nicht direkt dem Souverän, die Initiative ging jedoch von einem Neffen beziehungsweise Vetter des Königs aus. Graf Wilhelm von Württemberg, Besitzer des Schlosses Lichtenstein und selbst eifriger Sammler von Altertümern,¹⁶ lud den Oberhofprediger von Grüneisen, Archivrat Oechsle und den Amtdekan Schwab im Juni 1843 dazu ein, die Satzung für einen Altertumsverein zu entwerfen. In anderen Fällen standen nicht das regierende Haus selbst an der Spitze der Gründungsinitiativen, sondern Hofarchivare, -historiografen oder -bibliothekare sowie ranghohe Juristen und Verwaltungsbeamte. In Darmstadt ging der Gründungsauftrag auf den großherzoglichen Hofhistoriografen Christian Steiner zurück,¹⁷ in Stettin auf den preußischen Oberpräsidenten Johann August von Sack, und auch der Verein für hessische Geschichte in Kassel wurde von hohen Staatsbeamten etabliert.¹⁸ In Bamberg fungierte als erster Vorsitzender des Bamberger Geschichtsvereins der Präsident des Appellationsgerichts Maximilian Graf von Lamberg.¹⁹ Neben den hohen Staatsbediensteten wurden auch Vertreter des Bildungsbürgertums oder Adlige aktiv, die sich dann aus finanziellen Gründen um die fürstliche Protektion bemühten, die in der Regel nicht verwehrt wurde. Doch es waren nicht allein pekuniäre Aspekte von Belang, denn die Gunst der Fürsten steigerte das Prestige eines Altertumsvereins erheblich. So gewannen die Gründer des Vogtländischen Altertumsforschenden Vereins, der Arzt Julius Schmidt und der Diakon Friedrich Alberti, die Unterstützung des regierenden Fürsten Reuß, Heinrich LXII. zu Reuß-Schleiz, Heinrichs LXXII. zu Lobenstein-Ebersdorf und Heinrich XIX. zu Reuß-Greiz.²⁰

Ähnlich verhielt es sich bei der Etablierung des sächsischen Vereins. Seit Beginn der 1820er Jahre planten hohe Staatsbeamte in Dresden, einen Verein zwecks Erforschung, Schutz und Pflege der vaterländischen Altertümer zu gründen. Neben dem eigentlichen Initiator Karl August Böttiger, Hofrat und Leiter des Antikenmuseums, sowie dem einflussreichen Kunsthistoriker Johann Gottlieb von Quandt befanden sich unter den Gründern fünf weitere leitende Beamte: der Kabinettsminister, der Konferenzminister, ein Wirklicher Geheimrat, ein Geheimer Finanzrat sowie der Direktor der Kunstakademie.²¹ Sie nahmen entweder als Minister höchste Ämter in direkter Königsnähe ein, wie der ultrakonservative Kabinettsminister und Staatssekretär Graf Detlev von Einsiedel, oder bekleideten Spitzenfunktionen im kulturellen Bereich.²² König Friedrich August genehmigte 1824 diese vornehmlich hohen Adelskreisen entsprungene Initiative und gestattete dem Prinzen Johann, das Direktorium des „Königlich Sächsischen Vereins zur Erforschung und

15 Man sprach im 19. Jahrhundert noch lange von der bayerischen, sächsischen oder preußischen Nation. Erst im Laufe des Säkulums wurde er zunehmend ausschließlich auf die deutsche Nation Bezug nehmend verwandt; vgl. Clemens 2004 (Anm. 8), S. 311.

16 Hermann Haering: Hundert Jahre Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein (1843–1943). In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 7, 1943, S. 1–6. – Hans-Martin Maurer: Gründung und Anfänge des Württembergischen Altertumsvereins. In: Hans-Martin Maurer (Hrsg.): Württemberg um 1840. Beiträge zum 150jährigen Bestehen. Stuttgart 1994, S. 117–135, bes. S. 125.

17 Eckhart G. Franz: Landesgeschichte und regionale Identität. In: Bernd Heidenreich, Eckhart G. Franz (Hrsg.): Die Hessen und ihre Geschichte. Wege-Weiser durch die hessische Landes- und Regionalgeschichte. Wiesbaden 1999, S. 9–19, hier S. 11.

18 Otto Altenburg: Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. In: Pommersche Heimatpflege 1, 1930, S. 81–87.

19 Kunz 2000 (Anm. 8), S. 121.

20 Hoppe/Lüdtke 1940 (Anm. 3), S. 103.

21 Zur Gründungs- und Vereinsgeschichte liegen mehrere Arbeiten von Hubert Ermisch in der Vereinszeitschrift vor, die er anlässlich von Jubiläen schrieb; hier sei lediglich verwiesen auf Hubert Ermisch: Zum hundertsten Geburtstag des Sächsischen Altertumsvereins. In: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 45, 1924, S. 1–6.

22 Bei den anderen Gründungsmitgliedern handelt es sich um Prof. Ferdinand Hartmann, den Leiter der Kunstakademie, den Konferenzminister Gottlob Ernst von Nostitz und Jänkendorf, den Wirklichen Geheimrat Georg August Ernst Freiherr von Manteuffel und den Geheimen Finanzrat Gustav von Flotow; Hubert Ermisch: Zur Geschichte des Königlich Sächsischen Altertumsvereins 1825–1885. In: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 6, 1885, S. 1–50, hier S. 7. – Abigail Green: „Fatherlands“. State Building and Nationhood in Nineteenth-Century Germany. Cambridge 2001, S. 105, sieht in dieser Gesellschaft überraschenderweise ausdrücklich keine Beamten, sondern begeisterte Gelehrte am Werk.

Erhaltung vaterländischer Altertümer“ zu übernehmen.²³ Fortan stand immer ein Prinz des Hauses Wettin an der Spitze des Vereins. Außerdem spendete der König gleich 400 Taler und wies dem Verein einen Sitz im eigenen Brühlschen Palais zu.²⁴

Doch nicht nur Gründer und Vorstandsmitglieder gehörten den Honoratioren an, auch die weiteren Vereinsmitglieder wurden aus diesem Kreis rekrutiert. Mitglied in diesen Vereinen konnte nicht jeder werden und auch lange nicht auf eigene Initiative. Zahlreiche Vereine behielten sich die Kooptation vor oder erschwerten den Zugang durch ausgeklügelte Aufnahmesysteme. Ein kurzer Blick in die Vereinssatzungen bezeugt dieses auffallende Bemühen um Exklusivität. So sprachen die historischen Gesellschaften lange ausschließlich gehobene bürgerliche Kreise und Adlige an.²⁵ Dass man auf die Reputation des Vereins und seiner Mitglieder achtete, belegen unter anderem die überlieferten Vorstandsprotokolle. Zudem waren die Vereinsbeiträge derart hoch, dass sie allein von Angehörigen der Oberschichten aufgebracht werden konnten. Ein bis vier Taler in Berlin, Köln und Dresden oder gar mehr als zwei beziehungsweise vier Gulden in Stuttgart und Wiesbaden waren für viele Zeitgenossen eine beträchtliche Summe. Zusätzlich zu den hohen Mitgliedsbeiträgen kam der finanzielle Aufwand für teure Abendessen und Ausflüge.²⁶

Wenden wir uns im Folgenden den Aktivitäten der Altertumsvereine zu. Die Aufgaben und Arbeitsfelder der Geschichts- und Altertumsvereine boten im 19. Jahrhundert noch ein recht buntes Bild. Am Anfang stand häufig die Gründung einer Zeitschrift. Dieser Vereinszeitschrift kommt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Da die Archäologie noch am Beginn ihrer professionellen Entwicklung stand, waren diese Organe – neben persönlichen (Brief-) Netzwerken – das wichtigste kontinuierliche Informationsmedium. In einigen Fällen wurde nicht die Zeitschrift für den Verein, sondern der Verein zur Herausgabe einer Zeitschrift gegründet.²⁷ Im umgekehrten Fall, wenn Vereine existierten, die keine Zeitschrift herausgaben, wurden sie von den Schwestergesellschaften kaum wahrgenommen. So entwickelte sich beispielsweise die in Trier 1801 gegründete Gesellschaft für nützliche Forschungen im Vormärz zunehmend zu einem Altertumsverein. Eine Zeitschrift gab sie aber vor der Jahrhunderthälfte nicht heraus und deshalb erreichten ihre Arbeiten einen lediglich regionalen Bekanntheitsgrad. Sie wurde erst überregional als Geschichtsverein anerkannt, als sie ab 1852 mit einer Zeitschrift an die Öffentlichkeit trat. So sucht man etwa einen Hinweis auf die Existenz der Trierer Gesellschaft in einem aus dem Jahr 1844 stammenden Aufsatz über Sinn und Zweck der Geschichtsvereine, der alle ihm bekannten und erwähnenswert erscheinenden Gesellschaften für den deutschsprachigen Raum auflistet, vergeblich.²⁸ Ohne Zeitschrift fehlte den Vereinen nicht nur ein Publikationsorgan für die eigenen Forschungsergebnisse,

23 1870 wurde der Titel des Vereins offiziell in den ohnehin meistens schon gebrauchten „Königlich Sächsischer Alterthumsverein“ umgeändert; Mittheilungen des Königlich Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer 20, 1870, S. 10.

24 Weiterhin tagte der Großherzogliche Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde seit seiner Gründung im Schweriner Schloss; Friedrich Stühr: Hundert Jahre des Mecklenburgischen Geschichts- und Altertumsvereins. In: Mecklenburgische Jahrbücher 99, 1935, 239–260, bes. S. 244.

25 Zur Affinität des Adels zu archäologischen Ausgrabungen, wenn möglich auf dem eigenen Landbesitz vgl. den Beitrag Jasper von Richthofen in diesem Band sowie Gerrit Walter: Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der frühen Neuzeit. In: Historische Zeitschrift 266, 1988, S. 359–385.

26 Vgl. die eingehenden Mitgliederanalysen zu zwölf historischen Vereinen in Clemens 2004 (Anm. 8), S. 31–128. – Im Wiesbadener Verein wurden zunächst vier Gulden für den Aufbau des Vereins später zwei von Mitgliedern verlangt, darüber hinaus wurde er von den nassauischen Herzögen mit erheblichen Zuschüssen bedacht; Struck 1989 (Anm. 6), S. 4: Waren es 1832 noch 460 Gulden so stieg die Summe auf beachtliche 2750 Gulden im Jahr 1865.

27 Zur Herausgabe einer Zeitschrift als wesentlichem Merkmal der historischen Vereine vgl. Klaus Pabst: Geschichtszeitschriften und Geschichtsvereine im Rheinland seit 1815. In: Kurt Düwell, Wolfgang Köllmann (Hrsg.): Rheinland-Westfalen im Industriezeitalter 1. Von der Entstehung der Provinzen bis zur Reichsgründung. Wuppertal 1983, S. 317–336. – In Niedersachsen kam es zu der seltenen Konstellation, dass der Verein nicht eine Zeitschrift ins Leben rief, sondern das bereits bestehende „Vaterländische Archiv“ übernahm; Angelika Kroker: Niedersächsische Geschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Historismus. In: Westfälische Forschungen 39, 1989, S. 83–113, bes. S. 93.

28 Karl-August Klüpfel: Die historischen Vereine und Zeitschriften Deutschlands. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1, 1844, S. 518–559.

sondern ein wichtiges Tauschmittel für den Aufbau ihrer Bibliotheken. Deutsche Geschichtsgesellschaften unterhielten Tauschkontakte mit bis zu über 100 Gesellschaften, wobei die auf diese Art und Weise eingegangenen Zeitschriften den wichtigsten Grundstein für die vereinseigenen Bibliotheken bildeten.

Das Trierer Beispiel stellt jedoch keinen willkürlich herausgegriffenen Einzelfall dar, auch die Mehrzahl der Altertumsvereine publizierte in den ersten Jahren oder gar Jahrzehnten keine Zeitschriften mit wissenschaftlich ansprechenden Beiträgen, sondern lediglich kleinere Blätter mit einer vereinsinternen Leistungsschau.²⁹ So gab der Stuttgarter Geschichtsverein erst ab 1878, annähernd vierzig Jahre alt, mit den *Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte* eine Fachzeitschrift gemeinsam mit dem Ulmer Verein und dem königlichen Statistischen-Topographischen Büro heraus. In Dresden war die Herausgabe von Jahresschriften oder einer Zeitschrift zwar von den Mitgliedern schon bei der Vereinsgründung ins Auge gefasst worden, aber die *Mitteilungen* des Vereins erschienen erst ab den 40er Jahren, hinzu kam später das *Neue Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde*.³⁰ Andere Vereine in München, Hamburg und Köln unterhielten jedoch von Anfang an und kontinuierlich Geschichtszeitschriften, wobei das Blatt der Hansestadt wie das des Nassauischen Vereins aber lange in sehr großen zeitlichen Abständen erschien.

Die Herausgabe der Zeitschriften oblag einem aus den Reihen der Mitglieder gewählten wissenschaftlichen Ausschuss. Die Vertreter des Vorstandes, zu denen meist der Ausschuss gehörte, haben im Prinzip dann auch den Inhalt der Zeitschrift bestritten. Gehörten die Autoren nicht diesen Gremien an, so handelte es sich doch fast ausschließlich um Vereinsmitglieder. Zwar betonten die Statuten des Historischen Vereins für den Niederrhein in §14 ausdrücklich, dass zur Aufnahme von Einsendungen in die Zeitschrift eine Vereinsmitgliedschaft nicht erforderlich sei,³¹ de facto kamen sie doch fast durchgehend aus diesem Kreis. Auffallend ist weiterhin, wie klein die Anzahl der Autoren überhaupt war und dass einzelne, besonders engagierte Mitglieder fast in jedem Jahrgang vertreten waren.³²

Grundsätzlich boten die Vereinszeitschriften dem geeigneten Leser dreierlei: erstens Aufsätze und kleinere Quelleneditionen, publizierte Fundstücke und eventuell auch Grabungsberichte gewöhnlich aus dem selbst gewählten Untersuchungsraum, die von führenden Vereinsmitgliedern verfasst oder vorgelegt wurden, zweitens Mitteilungen über die Aktivitäten des Vereins und drittens Informationen aus dem weiteren Bereich der nationalen Forschung. Darüber hinaus bieten diese Zeitschriften eine hervorragende Einsicht in die Vereinsarbeit. Abgedruckt wurden häufig Ergebnisprotokolle der Versammlungen, sowie Berichte über Vorträge und Ausflüge. Ausführlich dokumentierte man hier den Fortschritt der Sammlungen, wobei teilweise jeder einzelne Spender mit Namen genannt wurde, selbst wenn er den Verein mit Marginalien, beispielsweise mit zwei Pfeilspitzen aus dem Stadtgraben von Großenhayn, bedachte.³³ Mit diesen Spenderlisten bedankte man sich öffentlich bei den Gönnern und hoffte, durch diese Beispiele weitere Geber zu finden. Doch nicht nur die Geschenke für die diversen Sammlungen wurden einzeln aufgeführt, auch die dem Verein vermachten Bücher wurden teilweise einzeln – mit dem Namen der Spender versehen – aufgelistet. So erhielten die aktiven Mitglieder einerseits Informationen über den Zuwachs der internen Bibliotheken, andererseits wurde – wie bei anderen Sachgeschenken – die edle Geste des Spenders öffentlich gemacht und mag dazu beigetragen haben, sein Ansehen in der Öffent-

29 So publizierte etwa der Stuttgarter Verein lange lediglich seine Rechenschaftsberichte und der Berliner Verein ein Informationsblatt, das genau so hieß wie die Gesellschaft.

30 Ermisch 1885 (Anm. 22), S. 12.

31 Vgl. die Statuten in: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 1, 1855, S. 9.

32 Verwiesen sei hier lediglich auf das Beispiel Karl August von Cohausen, treffend charakterisiert als einer der „Pioniere der archäologischen Forschung“ in G. Ulrich Großmann: *Bau- und Burgenforschung im Werk Karl August von Cohausens*. In: *Nassauische Annalen* 123, 2012, S. 453–479, bes. S. 453. Das am Ende des Aufsatzes abgedruckte Schriftenverzeichnis belegt eindrücklich, dass Cohausen zunächst regelmäßig in der Zeitschrift des Bonner und dann des Wiesbadener Altertumsvereins, hier waren es gleich mehrere Beiträge jährlich, publizierte.

33 Vgl. z.B. die Liste der Geschenke des sächsischen Altertumsvereins aus dem Jahre 1845/46. In: *Mitteilungen des Königlich Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer* 4, 1847, S. 3.

lichkeit zu steigern, vor allem dann, wenn die Schenkungen einen gewissen Umfang überschritten. Der dritte Bereich, die Informationen über den Stand der Geschichtsforschung allgemein, fiel sehr unterschiedlich aus. Hier sind zunächst die Rezensionen zu nennen, die nahezu in allen Zeitschriften publiziert wurden. Zudem informierten die Zeitschriften über Organisation und Fortschritte der Geschichtswissenschaft. Entnehmen konnte man weiterhin Hinweise zu interessanten Quellen in Archiven oder Neuigkeiten aus dem musealen Bereich.

Neben den Editionen, Monografien und der Herausgabe historischer bzw. altertumkundlicher Zeitschriften bestand ein weiterer wichtiger Aufgabenbereich im Aufbau solider und möglichst umfassender historischer Bibliotheken. Die Arbeitsbedingungen für Fachgelehrte und historisch interessierte Laien im frühen 19. Jahrhundert liegen heute meist außerhalb unserer Vorstellungswelt. Das ständige Gefühl, nicht ausreichend über den Gang der Forschung informiert zu werden, dürfte vor allem viele Historiker in der Provinz belastet haben. Bibliotheken waren natürlich vielerorts vorhanden, aber ihr Bestand genügte meist nicht den Anforderungen oder den Wünschen ihrer Benutzer. Deshalb war es ein wesentliches Anliegen aller Geschichtsvereine, umfangreiche Spezialbibliotheken aufzubauen, um für die aktiven Mitglieder möglichst gute Arbeitsbedingungen zu schaffen. Um die Bibliothek zu erweitern, tauschten die Gesellschaften mit bis zu über hundert Partnern ihre Publikationen aus. Aufgrund des insgesamt regen Tauschverkehrs konnten die Vereine ihren Mitgliedern bald im größeren Umfang historische und archäologische Literatur zur Verfügung stellen. Neben dem nationalen Austausch bemühte man sich ebenfalls um internationale Beziehungen. So stand etwa der Wiesbadener Verein im Jahr 1893 mit 192 Tauschpartnern in Kontakt, von denen 60 in anderen Ländern Europas beziehungsweise in Übersee beheimatet waren.³⁴

Zudem gab es in allen Vereinen glücklicherweise großzügige Spender. Einzelne Mitglieder verfügten testamentarisch umfangreiche Schenkungen an die jeweilige Gesellschaft. Es handelte sich meist um in jahrzehntelanger Sammeltätigkeit entstandene Privatbibliotheken, aber auch um Urkunden, Münz- oder Inschriftensammlungen sowie andere Kleinodien. So schenkte in Hamburg die Witwe Chaupeprie die umfangreiche Hamburgensiensammlung ihres verstorbenen Onkels dem Geschichtsverein.³⁵ In Dresden vermachte das langjährige Vereinsmitglied Pastor Friedrich Gustav Blüher dem Verein seine reichhaltige landesgeschichtliche Bibliothek.³⁶ Welche Größe die einzelnen Bibliotheken insgesamt erreichten, hing in starkem Maße davon ab, wie weit Schenkungen eingingen oder Investitionen getätigt wurden.³⁷ Um 1900 haben die meisten Altertumsvereine ihre Bibliotheken an staatliche oder städtische Institutionen abgetreten,³⁸ da sie die Kosten für ihre Unterhaltung nicht mehr mit privatem Engagement tragen konnten und der Staat beziehungsweise die Kommunen ihrerseits gerne bereit waren, diese Bibliotheken zu übernehmen und in bereits bestehende Institutionen zu integrieren.

Ein vergleichbares Schicksal widerfuhr den in deutschen Vereinen mit Engagement aufgebauten Sammlungen, denen zunächst neben den Publikationen eine große Bedeutung für das Vereinsleben zukam. Die aufbewahrten „Altertümer“ lassen sich der Urgeschichte, der Römerzeit und den

34 Struck 1987 (Anm. 6), S. 16.

35 Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 5, 1866, S. 9.

36 Vgl. den Vereinsbericht für die Jahre 1863/64, wo die Mitglieder über die Schenkung informiert werden; zugleich wurde das Testament des Pfarrers in den Teilen publiziert, die sich auf das Legat beziehen; Mitteilungen des Königlich Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer 14, 1865, S. 11–12.

37 Der Dresdner Verein besaß in der 40er Jahren des 20. Jahrhunderts lediglich 3000 Bücher, der Münchener Verein jedoch 35000 Bände; vgl. Hoppe/Lüdtke 1940 (Anm. 3), S. 46, 156.

38 Die Stuttgarter Gesellschaft überließ 1872 ihre gesamte Vereinsbibliothek einschließlich der alten Drucke und Handschriften der Öffentlichen Bibliothek, der heutigen Landesbibliothek; vgl. Württembergischer Altertumsverein 1843–1893. Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Vereins. Stuttgart 1893, S. 21. In Dresden wurde 1888 beschlossen, alle Bücher, die sich nicht direkt auf die Landesgeschichte beziehen, an die königliche Bibliothek abzugeben; Jahresbericht des Königlich-Sächsischen Altertums-Verein 63, 1888, S. XI. – Der Kölner Verein gab seine Bibliothek an die Stadtbibliothek ab; Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 88, 1910, S. 198. – Auch der Königlich Sächsische Altertumsverein übergab 1888 den überwiegenden Teil der getauschten Periodika der königlichen Bibliothek; Ermisch 1924 (Anm. 22), S. 54.

mittelalterlichen Epochen zuordnen.³⁹ Alles was geborgen wurde, fand Eingang in die Vereins-sammlungen: Plastiken, Gemälde, Waffen, Siegel, Inschriften, Urkunden, Münzen, Ausgrabungs-funde etc. Die frühen deutschen Geschichtsvereine, zum Teil auch noch die später gegründeten, haben es als eine ihrer wesentlichen Aufgaben betrachtet, die Zeugnisse der Vergangenheit nicht nur zu retten, sondern zugleich zu sammeln und zu dokumentieren.⁴⁰ In ihren Sammlungen konnte man neben den zusammengetragenen Urkunden, Siegeln und Münzen alles das bewundern, was auch heute noch in Stadt- oder Heimatmuseen anzutreffen ist: Stadtansichten und -karten, zahl-reiche Gegenstände der Alltagskultur, Porträts wichtiger Stadtpolitiker und des regierenden Hau-ses, aber auch ausgewählte Kunstgegenstände meist regionaler Provenienz.

Wie sich diese ausgeprägte Sammeltätigkeit entwickeln konnte, sei anhand von einigen anschauli-chen Beispielen aus der deutschen Vereinslandschaft illustriert, dem Württembergischen Altertumsver-ein, der Trierer Gesellschaft und dem Bonner Altertumsverein, denen es gelang, besonders wertvolle archäologische Sammlungen aufzubauen.⁴¹ Der Württembergische Altertumsverein bekundete bereits in seinem Gründungsaufwurf, dass es seine Intention sei, die Denkmäler der Vorzeit vor der Zerstörung zu bewahren und sie der Öffentlichkeit zu präsentieren. Die Schwerpunkte lagen dabei zum einen auf einer Realien- und Gemäldesammlung aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit sowie zum anderen auf der keltisch-römischen Periode.⁴² Die württembergische Altertumssammlung wuchs nicht zuletzt deshalb so rasch an, weil der Vereinsvorstand in eigener Regie und mit persönlichem Einsatz archäolo-gische Feldforschungen vornahm und die dabei zutage beförderten Funde im vereinseigenen Museum präsentierte. Außerdem appellierte man in Stuttgart wie anderenorts an die Vereinsmitglieder und an die Öffentlichkeit, dem Verein geschichtliche, kunstgeschichtliche und archäologische Altertümer zu überlassen oder zumindest zu leihen. Der Aufruf war erfolgreich und jährlich gingen bis zu 30 Objekte ein. Darüber hinaus wurden die Schenkungen und Fundstücke durch systematische Ankäufe ergänzt.⁴³ Die auf diese Weise zustande gekommene Sammlung des Vereins dürfte um 1850–1860 die größte Altertumssammlung in ganz Württemberg gewesen sein. Zudem war sie die erste öffentlich zugängli-che, womit der Verein seinem Anspruch gerecht werden wollte, die Denkmäler des Vaterlandes „[...] der Betrachtung zugänglich zu machen, den Sinn für vaterländische Altertümer zu wecken und das Verständnis der alten Kunst zu fördern.“⁴⁴ 1862 wurde dann jedoch eine eigene Königliche Sammlung vaterländischer Kunst und Altertumskunde errichtet, die Vorgängerin des heutigen Landesmuseums, welche nun alle an den Staat gehenden Stücke erhielt. Daher entschloss sich der Verein 1872, seine Sammlungen an die staatlichen anzuschließen, wie üblich unter Vorbehalt des Eigentumsrechts. Die Unterhaltung der Sammlung war für den Verein zu teuer geworden, und darüber hinaus führte das Be-stehen zweier Museen mit identischen Sammelgebieten zu einer unerfreulichen Konkurrenzsituation.

Besucht man heute das Rheinische Landesmuseum in Trier, so wird dem aufmerksamen Be-trachter nicht entgehen, dass viele der wertvollsten Stücke Legate des örtlichen Altertumsvereins und mit seinem Signet gezeichnet sind. In Trier bekundete die Gesellschaft für nützliche For-schungen ihre Absicht, Altertumsfunde im Saar-Departement zu sammeln, und ab 1808 wurde dieser Beschluss in die Tat umgesetzt. Eisenzeitliche Fundstücke,⁴⁵ mit Abstand am meisten römi-

39 Pabst 1986 (Anm. 5), S. 23–24.

40 Bernd Mütter, Robert Meyer: Geschichtswissenschaft und historische Bildung. Zur Entwicklung der Ge-schichtsvereine in Westfalen während des 19. Jahrhunderts. In: Westfälische Forschungen 39, 1989, S. 57–82, hier S. 61–62. – Christoph Popp: Der Mannheimer Altertumsverein 1859–1949. Regionale Forschungen, Sozial-struktur und Geschichtsbild eines Historischen Vereins. Mannheim 1995, S. 290–300.

41 Zur Bedeutung der Sammlung für den Mainzer Altertumsverein: Helmut Mathy. Der Altertumsverein und die Museen in Mainz. In: Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte 89, 1994, S. 5–15.

42 Maurer 1994 (Anm. 16), S. 128–129.

43 Vgl. die Rechenschaftsberichte des Württembergischen Altertumsvereins in den 1840er und 1850er Jahren.

44 Württembergischer Altertumsverein 1843–1893 (Anm. 38), S. 5.

45 Hans Nortmann: Eisenzeitliche Fundstücke in der Altertümersammlung der Gesellschaft für nützliche For-schungen. In: Antiquitates Trevirenses. Beiträge zur Geschichte der Trierer Altertumskunde und der Gesell-schaft für nützliche Forschungen (Kurtrierisches Jahrbuch 40). Trier 2000, S. 157–170. – Mit der systemati-scheren Sammlung eisenzeitlicher Objekte begann man jedoch deutlich später (1845–1864). Sie stammten größtenteils aus Hügelgräbern des Trierer Landes. Zu den wertvollsten Stücken zählen wohl die etruskischen Bronzekannen und Schmuckstücke aus Prunkgräbern im Hochwald.

sche, weiterhin mittelalterlich-neuzeitliche Exponate,⁴⁶ aber auch Hinterlassenschaften der ägyptischen und griechischen Kultur gelangten bis 1877 in die Vereinssammlung. Aufgebaut wurde sie mit Hilfe privater Schenkungen, durch die Bergung bedrohter Denkmäler und mit Funden der eigenen Grabungen. Zunächst brachte man die Sammlung in der französischen Sekundarschule, ab 1814 im königlich-preußischen Gymnasium unter, da mehrere Lehrer zugleich Vereinsmitglieder waren. Doch auch hier wuchs die Sammlung derart an, dass der Verein nicht mehr in der Lage war, sie sachgerecht aufzubewahren und auszustellen. Nach langen, schwierigen Verhandlungen wurde sie 1877 an das aufzubauende Provinzialmuseum abgegeben. Das bei der Übergabe an den preußischen Staat erstellte Inventar umfasste 184 Seiten, davon entfielen allein 120 auf die römischen Altertümer. Erfasst wurden unter anderem Skulpturen, Inschriften, Mosaik, Gefäße, Gläser, Waffen, Schmuckgegenstände und vieles mehr. Zu den bedeutendsten Denkmälern der Sammlung zählen eine Weihinschrift für den Heilgott Asclepius, der 1845 in den Barbarathermen gefundene Marmortorso einer Amazone, silberne Frauenbüsten, die unweit von Trier in Sirzenich geborgen wurden, und die Apollostatue vom Duisburger Hof bei Ruwer, womit nur einige wenige exzellente Stücke genannt sind.⁴⁷

Der Bonner Altertumsverein plante zunächst keine eigene Sammlung aufzubauen. Gemäß §1 der Satzung war es vielmehr seine Aufgabe, „die Monumente aus ihrer Vereinzelung in öffentliche Sammlungen zu versetzen.“⁴⁸ So gingen Fundstücke in Bonn an das der Universität angegliederte Museum für vaterländische Altertümer. Vielmehr schaffte die Bonner Gesellschaft aus didaktischen Gründen zahlreiche Gipsabgüsse an. Da sich die Vereinshistoriker in der Universitätsstadt aber zunehmend in einem Konkurrenzverhältnis zu den Professoren der Altertumswissenschaften sahen bzw. diese die Wissenschaftlichkeit der Vereinsaktivitäten anzweifelten, bauten jene ab den 1860er Jahren entgegen ihrer Maxime doch eine Vereinssammlung auf. In den vereinsinternen Diskussionen über Sinn und Zweck einer eigenen Sammlung überzeugte schließlich das Argument, dass die Fundstücke dem Verein gehören sollten, die bei den vom Verein finanzierten Grabungen zu Tage gefördert werden. Diese unglückliche Konkurrenzsituation endete jedoch ebenfalls in Bonn 1877. Hier gründete das Ministerium zeitgleich mit Trier ein weiteres Provinzialmuseum, in dem die Sammlungen des Vereins und des Vorgängermuseums vereinigt wurden.⁴⁹

Was hier anhand einzelner Beispiele erläutert wurde, steht pars pro toto für die anderen Altertumsvereine. Aufgrund der zahlreich gefundenen, aus dem Umland zusammengetragenen, angekauften und geschenkten Objekte wuchsen die Sammlungen derart an, dass sie schließlich mit rein privatem Engagement nicht mehr sachgerecht betreut werden konnten. Zudem waren die westeuropäischen Staaten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auch bereit, größere Summen in die Denkmalpflege zu investieren. In vielen Städten entstanden Museen, finanziert mit öffentlichen und privaten Mitteln.⁵⁰ Die Mehrzahl der Geschichtsvereine gab auch ihre Sammlungen noch vor dem Ersten Weltkrieg nolens volens ab, aufgrund des wachsenden Umfangs und des großen Unterhaltungsaufwands. Damit verloren sie aber eine ihrer bis dahin wichtigsten Funktionen und

46 Peter Seewaldt: Die mittelalterlich-neuzeitliche Sammlung der Gesellschaft für nützliche Forschungen. In: *Antiquitates Trevirenses. Beiträge zur Geschichte der Trierer Altertumskunde und der Gesellschaft für nützliche Forschungen* (Kurtrierisches Jahrbuch 40). Trier 2000, S. 207–216. Dieser Teil der Sammlung beruht größtenteils auf Schenkungen

47 Lothar Schwinden: Römische Funde in der Altertümersammlung der Gesellschaft für nützliche Forschungen. In: *Antiquitates Trevirenses. Beiträge zur Geschichte der Trierer Altertumskunde und der Gesellschaft für nützliche Forschungen* (Kurtrierisches Jahrbuch 40). Trier 2000, S. 171–206. – Jürgen Merten: Felix Hettner (1851–1902), das Provinzialmuseum zu Trier und die Archäologie Westdeutschlands. In: *Trierer Zeitschrift* 65, 2002, S. 214–283.

48 Zitiert nach: Gabriele John: 150 Jahre Verein von Altertumsfreunden im Rheinland. Köln 1991, S. 37.

49 John 1991 (Anm. 48), S. 65. – Reinhard Fuchs: Zur Geschichte der Sammlungen des Rheinischen Landesmuseums Bonn. In: *Rheinisches Landesmuseum Bonn, 150 Jahre Sammlungen*, Düsseldorf 1971, S. 1–158.

50 Die Forschung hat sich diesem Themenfeld in den letzten Jahren verstärkt zugewandt, genannt sei aus der vielfältigen Literatur an dieser Stelle nur die Arbeit von James J. Sheehan: *Geschichte der deutschen Kunstmuseen. Von der fürstlichen Kammer zur modernen Sammlung*. München 2002, die im Anhang eine umfangreiche Literaturliste enthält.

ein spürbarer Mitgliederrückgang war die Folge. Die Sammlungen waren nun einmal für Jahrzehnte der Stolz der Gesellschaften gewesen und ihr Verlust führte zu einer Art „Identitätskrise“.⁵¹

Die Geschichts- und Altertumsvereine haben jedoch nicht nur publiziert und gesammelt, darüber hinaus engagierten sie sich im 19. Jahrhundert mit Verve in der Denkmalpflege.⁵² Ein wichtiges Ziel war es, historisches Kulturgut vor dem Untergang zu retten. Die Mehrzahl der Vereine hat sich um die Inventarisierung, zumindest aber um die Erhaltung von Baudenkmalern bemüht. Dem aktiven Einsatz für die Bodendenkmalpflege in Form von Grabungskampagnen fühlten sich nicht alle Vereine verpflichtet. Da die Ur- und Frühgeschichtsforschung sowie die römische Provinzialarchäologie noch wenig professionalisiert waren und zudem immer wieder die Hoffnung keimte, sagenumwobene Schätze zu heben, übten privat organisierte Ausgrabungen dennoch einen ganz besonderen Reiz auf interessierte Kreise inner- und außerhalb der Geschichtsvereine aus. Diese Unternehmungen – heute würden sie als Raubgrabungen eingestuft – scheinen vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gang und gäbe gewesen zu sein. Von Fachhistorikern, allen voran Theodor Mommsen, wurden derartige Aktivitäten von pensionierten Landpredigern und Ärzten, die oft mehr zerstörten als sie zu Tage brachten, mit Argwohn betrachtet.⁵³ Diese wiederum verteidigten ihr Tun gegen die „bösen“ Kritiker.⁵⁴ Dennoch ist es für diese Zeit oft schwierig, eine Grenze zwischen Laintätigkeit und einer professionellen Archäologie oder Vor- und Frühgeschichtsforschung zu ziehen, die erst im Laufe des Jahrhunderts ihre Methoden entwickelte und sich als Universitätsfach etablierte.

Auch wenn sich nicht alle Vereine aktiv an Grabungen beteiligten, so gab es doch das Phänomen, dass eigens Gesellschaften gegründet wurden, um mit vereinten Kräften archäologische Feldforschungen zu betreiben, etwa der 1819 etablierte und kurzlebige Ellwanger Verein für Altertumskunde, dessen erklärtes Ziel es war, ein 70 Kilometer langes Stück des obergermanisch-rhätischen Grenzwalls (den Limes) und damit seinen Verlauf zu erforschen.⁵⁵ Arnold Esch hat in einem Aufsatz, der sich dem archäologischen Engagement der Altertumsvereine widmete, schon früh darauf verwiesen, dass gleich mehrere Vereine gegründet wurden, um den Verlauf und die Kastelle der „Teufelsmauer“ nachzuweisen.⁵⁶ Auf den Ellwanger Verein folgte die Gründung in Wiesbaden 1821 und zehn Jahre später jene in Rottweil. Dort stand das eigentliche Ziel wiederum gleich im Namen: Verein zur Aufsuchung der Altertümer in der Gegend von Rottweil 1831.⁵⁷ Eine herausragende Bedeutung kam den Grabungsaktivitäten auch in Trier zu. Im Boden der ehemaligen römischen Kaiserresidenz waren wie in keiner anderen deutschen Stadt römische Überreste verborgen, deren Bergung der Gesellschaft besonders am Herzen lag. Schon wenige Jahre nach ihrer Gründung betrieb sie „Notarchäologie.“ 1808 traten bei napoleonischen Straßenbaumaßnahmen auf dem linken Moselufer unweit der Römerbrücke 13 Sarkophage zu Tage. Neben gut erhaltenen Skeletten fanden die gleich herbeigeeilten Mitglieder der Gesellschaft eine Fülle an römischen Gläsern, Flaschen, Kannen und Bechern als Grabbeigaben. Weiterhin entdeckte man unweit dieser Stelle Teile eines Altars und eine Jupitergigantenreitergruppe. Die damals zutage getretenen

51 Zum Schicksal der reichen Sammlungen des Münchener Vereins s. Brigitte Huber (Hrsg.): *Forscherlust und Sammeleifer. Die Sammlungen des Historischen Vereins von Oberbayern. Zum 175-jährigen Vereinsjubiläum.* (Oberbayerisches Archiv 136). München 2012.

52 Hierzu grundlegend Winfried Speitkamp: *Die Verwaltung der Geschichte. Denkmalpflege und Staat in Deutschland 1871–1933.* Göttingen 1996, S. 114–119.

53 Zur Bewertung der Mommsen'schen Urteile über die nicht an der Universität angesiedelte Provinzialarchäologie: Gerhard Wirth: 150 Jahre Bonner Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. In: *Bonner Jahrbücher* 191, 1991, S. 1–26, hier S. 16.

54 Arnold Esch: Limesforschung und Geschichtsvereine. Romanismus und Germanismus, Dilettantismus und Facharchäologie in der Bodenforschung im 19. Jahrhundert. In: Hartmut Boockmann (Hrsg.): *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert.* Göttingen 1972, S. 163–191, bes. S. 187.

55 Nachdem einer der beiden Hauptaktivisten, der Gymnasialprofessor J. G. Freudenreich, unerwartet früh im Alter von nur 29 Jahren starb, löste sich der Verein auf und wurde erst 1904 wieder neugegründet. Mit den Beiträgen des Vereins sollten die Grabungen an der sogenannten „Teufelsmauer“ finanziert werden und die Grabungsberichte erschienen in dichter Folge im offiziellen Organ der Kleinstadt, dem *Allgemeinen Intelligenzblatt für den Jaxtkreis*. Esch 1972 (Anm. 54), S. 168.

56 Esch 1972 (Anm. 54), S. 167–174.

57 Hoppe/Lüdtke 1940 (Anm. 3), S. 179.

Inschrift- und Reliefsteine lassen heute diese Interpretation zuverlässig zu, damals wurde dies noch nicht erkannt. Alles wurde sorgsam geborgen vom französischen Chefindgenieur Gautarel und Thomas Sanderad Müller, dem ehemaligen Bibliothekar der säkularisierten, einst mächtigen und reichen Benediktinerabtei St. Maximin. Letzteren hatte die Gesellschaft zum Konservator der aufzubauenden Sammlung ernannt. Müller berichtete dann auch in einer Sitzung der Gesellschaft über die Bergungs- und Ausgrabungsarbeiten und publizierte sogleich seine Beobachtungen.⁵⁸

Des Weiteren wurden zwei der größten Villenanlagen des Trierer Umlandes von der Gesellschaft bzw. ihren Mitgliedern ausgegraben. Die Arbeiten und wissenschaftlichen Auswertungen für die 1843 entdeckte Villa Otrang bei Fließem übernahm der Trierer Architekt Christian Wilhelm Schmidt im Auftrag der Trierer Bezirksregierung. Noch im selben Jahr publizierte er eine Broschüre über *Die Jagdvilla zu Fließem*, die sofort von der Fachwelt lebhaft diskutiert wurde. Derart große Villenanlagen waren damals nur aus Pompeji bekannt. Vergleichbare Ausmaße hatte die bekannte Villa von Nennig an der Obermosel. 1852 war ein dazugehöriges prächtiges Mosaik der Villa zufällig von einem Bauern entdeckt worden. Der Pfarrer und ein Bürger namens Toussaint erkannten rasch den Wert des Fundes und meldeten ihn gleich der Gesellschaft. Dies belegt, dass der Verein als offizielle Anlaufstelle für derartige Anzeigen angesehen wurde und nicht etwa die Trierer Bezirksregierung. Die Gesellschaft beschloss, mit Abschluss der Ernte im Herbst nachzugraben. Der Eigentümer hatte aber schon selbst neugierig weitergesucht, sodass sich der Präsident der Gesellschaft, Domkapitular Nikolaus von Wilmowsky, veranlasst sah, die Ausgrabungen in Nennig zu begleiten. Die Gesellschaft kaufte dem Bauern das Grundstück ab und schützte das ausgegrabene riesige Mosaik mit einem Dach.⁵⁹ In der Folge selbst konnte dann der antikenbegeisterte König Friedrich Wilhelm IV. dafür gewonnen werden, weitere Ausgrabungen und Sicherungsmaßnahmen zu finanzieren.⁶⁰ Für ihre großen Grabungskampagnen – erwähnt seien hier noch die in den Barbara- und Kaiserthermen – war die Gesellschaft auf staatliche Unterstützung angewiesen, da die dafür benötigten Summen von ihr nicht aufgebracht werden konnten.⁶¹ Im Zusammenhang mit der prestigereichen Grabung in Nennig kam es zu sehr unerfreulichen Auseinandersetzungen mit dem Bonner Altertumsverein.⁶² Im Verhältnis zu diesem sah man sich schon länger in einer Konkurrenzsituation, da es wiederholt zu Spannungen bezüglich des „Ausgrabungsterritoriums“ kam.⁶³ Dessen Vorsitzender, Ernst aus'm Weerth, versuchte die Leitung der Grabungen in Nennig zu übernehmen, indem er dem Trierer Verein die erforderliche Kompetenz absprach.⁶⁴ Die Fortführung der Ausgrabungen wurde dann schließlich von der preußischen Regierung dem Bonner Verein anvertraut. Als von Wilmowsky dann auch noch eine gefälschte Inschrift nicht als

58 Lothar Schwinden: Ausgrabungen und archäologische Untersuchungen der Gesellschaft für nützliche Forschungen. In: Kurtrierisches Jahrbuch 40, 2000, S. 101–129.

59 Von Wilmowsky führte zahlreiche Ausgrabungen durch. Neben der römischen Villa in Nennig erforschte er jene in Euren, Wiltigen und Wasserliesch, vor allem gilt aber seine archäologisch-baugeschichtliche Aufnahme des Trierer Domes, der auf einer antiken Palastanlage basiert, als sein Lebenswerk; Jürgen Merten: Wilmowsky. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 15, 1999, S. 1508–1509.

60 Jürgen Merten: Friedrich Wilhelm IV. und das römische Mosaik von Nennig an der Obermosel. In: Funde und Ausgrabungen im Bezirk Trier 42, 2010, S. 98–112.

61 Katharina M. Reidel: Geschichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen, 1801–1900. Trier 1975, S. 44–48.

62 Der Bonner Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande hatte nach der Untersuchung der Fundstelle mehrfach um Erlaubnis zur Ausgrabung bei der Regierung in Trier nachgefragt. Die Genehmigung wurde erteilt. Der als Ausgrabungsleiter vorgeschlagene erste Sekretär Ernst aus'm Weerth wurde jedoch nicht akzeptiert.

63 John 1991 (Anm. 48), S. 70–71. – Der Bonner Verein beanspruchte laut Satzung eine Einflussosphäre oder eine Zuständigkeit für das Gebiet von den Alpen bis zum Mündungsgebiet des Rheins mit all seinen Nebenflüssen. Die in diesem „Großraum“ angesiedelten Vereine waren nun ihrerseits nicht bereit, eine Art Bonner „Oberherrschaft“ zu akzeptieren. Ohnehin hatte der Bonner Verein mehrmals versucht, für das Rheinland als eine Art „Zentralverein“ zu fungieren, dem dann die anderen Vereine untergeordnet werden sollten; John 1991 (Anm. 48), S. 26–28.

64 Ernst aus'm Weerth war selbst bei den Bonner Universitätsprofessoren keineswegs als archäologische Autorität anerkannt, hatte er doch in Jena über mittelalterliche Kunstdenkmäler promoviert. 1862 schied er verärgert aus dem Vorstand aus, weil dieser seine Ausgrabung der Villa in Allenz nicht finanzieren konnte oder wollte. Immer wieder eckte der überaus ehrgeizige aus'm Weerth bei benachbarten Vereinen an, weil er sich auf das vom Verein beanspruchte Wirkungsgebiet berief, nicht nur in Trier, sondern auch in Mainz oder Wiesbaden; John 1991 (Anm. 48), S. 44.

solche erkannte, war der Skandal perfekt.⁶⁵ Trotz der nicht erkannten Fälschung kann der Trierer Gesellschaft insgesamt attestiert werden, in dieser Zeit teilweise Erstaunliches für die Archäologie geleistet zu haben, was nicht zuletzt die frühen Grabungsdokumentationen bezeugen.⁶⁶

Aktiv und passiv beteiligte sich ebenfalls der Württembergische Altertumsverein an archäologischen Grabungen. Passiv, indem er laufende Grabungen finanziell unterstützte, und aktiv, indem der Vorstand selbst zu Schaufel und Hacke griff. Eine der spektakulärsten Aktionen war die Ausgrabung bei Oberflacht 1846, über die Vereinssekretär Wolfgang Menzel mit Stolz berichtete.⁶⁷ In Anwesenheit zahlreicher Zuschauer wurde ein alemannisches Gräberfeld freigelegt, wobei neben Holzsärgen und Skeletten sehr reiche Grabbeigaben zu Tage traten. Auch in den darauffolgenden Jahren beteiligten sich Vorstandsmitglieder mehrmals an der Freilegung von eisenzeitlichen Hügelgräbern und römischen Überresten. Der Verein veröffentlichte im Hinblick auf die vielen „Laiengrabungen“ im Rechenschaftsbericht „Ratschläge über die Öffnung von Gräbern“,⁶⁸ wiewohl in diesem Zusammenhang schwer zu sagen ist, wer denn nun Laie und wer Fachmann war. Trotz allen Eifers, allen Engagements konnte auf Dauer nicht verborgen bleiben, dass eine wirklich flächendeckende Bodendenkmalpflege einen privaten Verein letztendlich überforderte. So äußerte sich dann auch der Vereinspräsident Albert von Pfister gegen Ende des Jahrhunderts in seinem kurzen Resümee zur Vereinsgeschichte, dass der Verein von seinem ursprünglichen Ziel, der Altertumspflege, abgedrängt worden sei und sich daraufhin zunehmend der Landesgeschichte zugewandt habe.⁶⁹ Diese Verlagerung der Vereinsaktivitäten bedingte in Stuttgart sogar eine Abänderung des Vereinsnamens, aus dem Württembergischen Altertumsverein wurde 1899 der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein.

Zu den archäologisch aktivsten Vereinen gehörte zweifelsohne ferner die Gesellschaft für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Schon in den Gründungsstatuten ist nachzulesen, dass man römische und deutsche Altertümer im Herzogtum Nassau zu suchen trachtete, wobei zu den Ausgrabungen nur Bergleute oder sonst taugliche Arbeiter eingestellt wurden, die vom jeweils nächst wohnenden Mitglied der Gesellschaft bei ihren Ausgrabungen beaufsichtigt werden sollten. Damit diese alle Funde abgaben, sollten sie mit dem Metallwert entlohnt werden. Bei herausragenden Funden wurde eine besondere Prämie in Aussicht gestellt.⁷⁰ In den frühen Vereinszeitschriften berichten zahlreiche Artikel der aktiven Mitglieder von Fundbeobachtungen und Ausgrabungen, wobei dieses Engagement noch einer systematischeren Auswertung harret.

Viele Vereine beklagten immer wieder die Grenzen, an die sie stießen und dies nicht nur im übertragenen Sinn. Aufgrund der deutschen Kleinstaaterei vor allem im deutschen Südwesten standen die frühen Ausgräber vor der skurrilen Situation, dass sie bei ihren Aktivitäten – etwa bei der Erforschung des Verlaufs des Limes – an den jeweiligen Landesgrenzen halt machen mussten. Um diese Grenzen zu überwinden, wurde auf den Treffen des Gesamtvereins der Altertums- und Geschichtsvereine beschlossen, die Limesforschung gemeinsam voranzutreiben.⁷¹ Gegründet worden war dieser 1852 in Dresden mit dem Ziel der Koordination und Kooperation in folgenden Bereichen: 1. der Altertumskunde, 2. der mittelalterlichen Kunstgeschichte und erst 3. der Historiografie. Entsprechend dieser Schwerpunkte wurden auf den jeweiligen Jahrestreffen des Vereins drei Sektionen eingerichtet, in denen man getrennt diskutierte. Diese Reihung spiegelt abermals die um die Jahrhundertmitte von den Vereinen bevorzugten Forschungsfelder wider. Im Mittelpunkt der frühen Tagungen des Gesamtvereins standen archäologische Themen und denkmalpflegerische Aspekte. Immer wieder wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, dass

65 Schwinden 2000 (Anm. 58), S. 116–121.

66 Des Weiteren hat der Gymnasiallehrer Gerhard Schneemann, Mitglied und Sekretär der Gesellschaft, alle bekannten römischen Funde Triers systematisch erfasst und publiziert; Jürgen Merten: *Vis unita fortior. Gerhard Schneemann (1796–1864) und die Trierer Altertumforschung*. In: *Funde und Ausgrabungen im Bezirk Trier* 29, 1997, S. 76–88.

67 Württembergischer Altertumsverein 1843–1893 (Anm. 38), S. 13–14.

68 Zweiter Rechenschaftsbericht des Württembergischen Altertumsvereins 1845, S. 13–14.

69 Rechenschaftsbericht des Württembergischen Altertums- und Geschichtsvereins 1898–1900, S. 23.

70 *Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung* 1, 1830, S. 134–137.

71 Rainer Braun: *Die Erforschung der „Teufelsmauer“ in Württemberg bis 1890*. In: *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 10, 1985, S. 37–75.

die einzelnen Regierungen, die dies noch nicht getan hatten, dringend dazu aufgefordert werden müssten, endlich Konservatoren für den Denkmalschutz einzustellen. In der archäologischen Sektion kamen die Vereinsvertreter in Dresden überein, dass Bekanntmachung und Informationsaustausch über Grabungsbefunde in den nächsten Jahren absolute Priorität haben müssten. Auf der zweiten Versammlung in Mainz im September desselben Jahres wurden die Beschlüsse aus Dresden bestätigt. Und von da an trafen sich die Delegierten der Vereine – von wenigen Ausnahmen abgesehen⁷² – jährlich in einer anderen Stadt, zum Informationsaustausch und zum geselligen Zusammensein. Für das lange monatlich erscheinende Korrespondenzblatt sollten die Vereine regelmäßig über ihre Aktivitäten berichten, aber die dort abgedruckten Informationen sind sehr heterogen und wenig ausführlich. Alles in allem wirkten die Vereine jedoch nur halbherzig mit, sie achteten vielmehr eifersüchtig auf ihre Autonomie.⁷³ Letztendlich hat erst die staatliche Gründung der Reichslimeskommission 1892 die archäologischen Forschungen zum Limes „von oben“ koordinieren können.⁷⁴ Ein weiterer Schritt zur verstärkten Koordination der einzelnen Resultate und Arbeiten bildete 1900 die Gründung eines Verbandes der west- und süddeutschen Vereine für die Altertumforschung.⁷⁵

Zu diesem Zeitpunkt hatten die archäologischen Forschungen der Geschichts- und Altertumsvereine ihren Zenit jedoch längst überschritten. Die (Boden-) Denkmalpflege war zur staatlichen Aufgabe geworden, Vereinsbibliotheken und -sammlungen wurden oft schweren Herzens an öffentliche Institutionen – meist als Legat oder Dauerleihgabe – übergeben. Und doch bleibt festzuhalten, dass die zahlreichen Altertumsvereine während des 19. Jahrhunderts für die Grundlagen der Archäologie viel geleistet haben. Nach dem Vereinsmotto „grabe, wo du stehst“ bargen, sammelten, inventarisierten und bestimmten sie je nach Region prähistorische, römische und frühmittelalterliche Objekte. Ihnen dabei Dilettantismus vorzuwerfen ist unhistorisch, da sich die professionelle Archäologie erst allmählich im Laufe des Jahrhunderts entwickelte. Hervorragendes haben die Vereine geleistet im Aufbau von Kommunikationsnetzwerken. Wichtig war ihnen der Austausch von Informationen, der Vergleich von Funden, um so mehr Sicherheit bei Bestimmungen und Zuweisungen zu erlangen. Von großer Bedeutung waren ferner „the men on the spot“. Erfolg oder Misserfolg der Vereine hing entscheidend von einzelnen, besonders aktiven Protagonisten ab; genannt seien hier ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit als Beispiele Ernst aus'm Weerth (Bonn), Karl August von Cohausen (Wiesbaden), Friedrich Gustav Habel (Wiesbaden), Wilhelm und Ludwig Lindenschmit (Mainz), Friedrich Lisch (Schwerin),⁷⁶ Karl Benjamin Preusker (Großenhain),⁷⁷ Gerhard Schneemann (Trier) und Graf Wilhelm von Württemberg (Stuttgart). Haben sie aus beruflichen

72 1859 sagten zahlreiche Vereine ihre Teilnahme wegen des Krieges Österreichs gegen Frankreich und Italien ab, und die Tagung in München konnte erst 1860 stattfinden. 1892 musste die für Münster anberaumte Versammlung wegen einer Choleraepidemie ausfallen.

73 So mahnte etwa Friedrich Gustav Habel immer wieder vergeblich Fundberichte, Karten und Bücher bei den betroffenen Vereinen an; Braun 1985 (Anm. 71), S. 67. – Überhaupt sind alle ehrgeizigen Pläne des Gesamtvereins an der mangelnden Kooperationsbereitschaft der einzelnen Vereinen gescheitert; vgl. Clemens 2004 (Anm. 8), S. 212. – In der einzigen ausführlicheren Darstellung zum Gesamtverein von Willy Hoppe findet sich ein Abschnitt betitelt: die „dürren Jahre“, gemeint sind die 1850er und 1860er Jahre, und darauffolgend die Bemerkungen über erschreckend geringe Ziffern der auf den Versammlungen vertretenen Vereinen für die Jahre 1873–1884. In diesem Zeitraum beteiligten sich zwischen sieben und siebzehn von insgesamt über hundert existierenden Geschichtsgesellschaften. Wenn auf die „dürren Jahre“ jene mit ausgesprochen geringer Beteiligung seitens der Mehrzahl der Vereine folgen, drängt sich doch die Frage auf, ob und wann der Gesamtverein denn je funktioniert hat. Erst nach 1900 beteiligten sich mehr als 50 Vereine; Willy Hoppe: Einhundert Jahre Gesamtverein. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 89, 1952, S. 1–38, bes. S. 8–13, 16.

74 Rainer Braun: Die Geschichte der Reichslimeskommission und ihre Forschungen. In: Der römische Limes in Deutschland. Archäologie in Deutschland, Sonderheft. Stuttgart 1992, S. 5–32. – Kurt Böhner: Von den Erforschern des Obergermanisch-Raetischen Limes. In: Jahrbuch des Historischen Verein Mittelfranken 97, 1996, S. 329–371.

75 Neben germanisch-römischer Archäologie sollten prähistorische und frankisch-allemanische Forschungen ebenfalls Berücksichtigung finden; Hermann Ament: 100 Jahre West- und Süddeutscher Verband für Altertumforschung. Seine Gründung und die frühen Jahre (1900–1914). In: Archäologisches Nachrichtenblatt 5,1, 2000, S. 13–32.

76 Heinrich Reifferscheid: Friedrich Lisch, Mecklenburgs Bahnbrecher deutscher Altertumskunde. In: Mecklenburgische Jahrbücher 99, 1935, S. 261–277.

77 Vgl. zu Preusker und den beiden Lindenschmit die Aufsätze von Jens Schulze Forster und Hubert Fehr in diesem Band.

Gründen einen Ortwechsel vornehmen müssen oder starben sie sogar früh und völlig unerwartet, konnte dies für zuvor mit Enthusiasmus gegründete Vereine das „Aus“ bedeuten. Verwiesen sei hier nur noch einmal auf das Beispiel von Ellwangen. Zukünftigen Forschungen bleibt es vorbehalten, diese Vereinsaktivisten und überhaupt die Arbeiten der Altertumsvereine systematischer zu analysieren. Denn die einseitige Konzentration auf die universitäre Forschung wird den erbrachten Leistungen für die Archäologie im langen 19. Jahrhundert nur sehr unzureichend gerecht.

Liste der bis 1848 gegründeten deutschen Altertums- und Geschichtsvereine⁷⁸

- 1801/1808 Gesellschaft für nützliche Forschung⁷⁹
- 1805 Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau (Donaueschingen)
- 1819 Ellwanger Verein für Altertumskunde
- 1819 Verein für pommersche Geschichte (Greifswald)
- 1819 Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung des Vaterländischen Altertums (Halle)
- 1821 Ausschuss für das Sammeln und Erhalten der Quellen und Denkmäler der Geschichte Lübecks⁸⁰
- 1821 Verein für Nassauische Altertumskunde (Wiesbaden)
- 1824 Königlich Sächsischer Verein zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer (Dresden)
- 1824 Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens (Münster und Paderborn)
- 1824 Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Altertumskunde (Stettin)
- 1825 Vogtländischer Altertumsforschender Verein (Hohenleuben)
- 1825 Westfälische Gesellschaft für vaterländische Kultur (Minden)
- 1826 Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg
- 1827 Historischer Verein für Oberfranken (Bayreuth)
- 1827 Historischer Verein der Pfalz (Speyer)
- 1830 Historischer Verein zur Förderung der Geschichte des ehemaligen fürstlichen Hochstifts Bamberg
- 1830 Historischer Verein für Niederbayern (Landshut)
- 1830 Historischer Verein von Oberpfalz und Regensburg
- 1830 Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmäler der Vorzeit, Sinsheim⁸¹
- 1830 Historischer Verein für Mittelfranken (Ansbach)⁸²
- 1831 Verein zur Aufsuchung der Altertümer in der Gegend von Rottweil⁸³
- 1831 Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg
- 1832 Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen (Darmstadt)
- 1832 Hennebergischer Altertumsforschender Verein zu Meiningen
- 1832 Historischer Verein zu Münster
- 1833 Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte (Kiel)

78 Die Revolution von 1848/49 führte zu einer Unterbrechung der Vereinsarbeit, zum anderen bedingte sie in vielen Gesellschaften einen tiefgreifenden Bruch. Der Glaube, mittels Assoziationen Probleme gesellschaftlicher oder wissenschaftlicher Art lösen zu können, verwandelte sich in Resignation. Viele Vereine verzeichneten drastische Mitgliederverluste, neue wurden zunächst nicht mehr gegründet; Clemens 2004 (Anm. 8), S. 41.

79 1801 wurde sie als französische Provinz Akademie gegründet. Ab 1808 unternahm die Gesellschaft erste Grabungen und erst in den 1840er Jahren entwickelte sie sich zum Altertumsverein im engeren Sinn.

80 1844 wurde dieser etwas sperrige Name abgewandelt in: Verein für Lübeckische Geschichte.

81 Findet keine Erwähnung bei Hoppe/Lüdtke 1940 (Anm. 3). – In den 1830er Jahren fanden zahlreiche Vereinsgrabungen statt. 1848 geriet der Verein – wie viele andere auch – in eine Krise. Seine Auflösung erfolgte 1858; Esch 1972 (Anm. 54), S. 175.

82 Fehlt ebenfalls bei Hoppe/Lüdtke 1940 (Anm. 3), erwähnt wird er wiederum von Esch 1972 (Anm. 54), S. 175.

83 Der Verein wurde mehrfach umbenannt: 1835 Archäologischer Verein, ab 1884 Altertumsverein und ab 1912 Rottweiler Geschichts- und Altertumsverein; vgl. Hoppe/Lüdtke 1940 (Anm. 3), S. 179.

- 1833 Heimatverein Neuburg an der Donau
- 1834 Historischer Verein für Schwaben und Neuburg (Augsburg)
- 1834 Verein für hessische Geschichte und Landeskunde (Kassel)
- 1835 Königlich hannoverscher Historischer Verein für Niedersachsen
- 1835 Großherzoglicher Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde (Schwerin)
- 1837 Historischer Verein von Oberbayern (München)⁸⁴
- 1837 Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg (Berlin)
- 1836 Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte (Salzwedel)
- 1838 Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes (Altenburg)
- 1838 Verein für Hamburgische Geschichte
- 1836 Antiquarischer Verein in St. Wendel
- 1839 Historischer Verein für die Saargegend (Saarbrücken)
- 1841 Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande (Bonn)
- 1841 Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben (Ulm)
- 1843 Verein für Altertumskunde Birkenfeld
- 1843 Württembergischer Altertumsverein (Stuttgart)
- 1844 Hanauer Geschichtsverein
- 1844 Mainzer Altertumsverein zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer
- 1844 Altertumsverein für das Großherzogthum Baden (Baden-Baden)
- 1846 Königlich preußischer Verein für Geschichte Schlesiens (Breslau)⁸⁵
- 1847 Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück
- 1847 Verein für Altertumskunde Ottweiler⁸⁶
- 1847 Historischer Verein für das Württembergische Franken (Schwäbisch Hall)

84 1864 wurde in München dann noch zusätzlich ein Altertumsverein gegründet.

85 Wie in München erfolgte auch in Breslau die Gründung eines zusätzlichen Altertumsvereins im Jahre 1858.

86 Die Vereine in St. Wendel und Ottweiler wurden nicht im Minerva-Handbuch verzeichnet, wohl weil sie zum Zeitpunkt der Aufnahme nicht mehr bestanden. Es dürfte sich wahrscheinlich bei genaueren Recherchen ergeben, dass die tatsächliche Anzahl von Vereinen noch höher lag als im Handbuch angegeben. Der Hinweis auf die Vereine im Saarland stammt aus: Alfons Kolling: Die archäologischen Forschungen, Funde und Sammlungen des Vereins. In: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 37, 1989, S. 37–63, hier S. 38–39.

Frühe archäologische Denkmalpflege in der Habsburgermonarchie*

Marianne Pollak

Der im 19. Jahrhundert entdeckte und am Beginn der Nationalstaatlichkeit stehende Mythos einer gemeinsamen Geschichte und Kultur wurde zwar für die habsburgischen Einzlvölker, nicht aber für die Monarchie insgesamt verbindlich. Aufgrund der Vielfalt der ethnischen Gruppen in den einzelnen Ländern war das im 19. Jahrhundert fortschrittliche Konzept des Nationalstaates, das das kulturelle Erbe als Teil der eigenen Geschichte verstand und vielfach zu seiner besonderen Wertschätzung des kulturellen Erbes führte, in Österreich keine Alternative. Das „Vaterländische“ stand für Länder und Teilreiche und ihre spezifische regionale Kultur. Der angestrebte umfassende Nationsbegriff für das gesamte Imperium konnte trotz aller Bemühungen ebenso wenig erreicht werden wie gemeinsame Zugänge zum archäologischen Erbe.

Obwohl es sich bei der archäologischen Denkmalforschung und -pflege um eine vielschichtige und komplexe Form außeruniversitärer Grundlagenforschung handelt, ist ihre Entwicklungsgeschichte fast unbekannt. Der Begriff „Bodendenkmalpflege“ ist in Wikipedia mit etwa 80 Wörtern sehr knapp abgehandelt. Es wird hier nur auf die Kernaufgaben verwiesen. Ihre Entwicklung wird allenfalls im Rahmen der regionalen Forschungsgeschichte, der Geschichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege¹ oder anlässlich von Jubiläen erwähnt.² In diesem Zusammenhang werden gängige Praxis und Zukunftsperspektiven, niemals aber Theorienbildung und Anfänge, geschweige denn Wechsel von Versuch und Irrtum behandelt.³ Die Geschichte der archäologischen Denkmalpflege lässt sich anhand vieler einzelner „Geschichten“ erzählen, da die Denkmale als zuverlässigste Zeu-

* In tschechischer Übersetzung Marianne Pollak: Počátky archeologické památkové péče v habsburské monarchii. In: Archeologické rozhledy LXV, 2013, S. 133–162.

- 1 Walter Frodl: Idee und Verwirklichung. Das Werden der staatlichen Denkmalpflege in Österreich (Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege 13). Wien 1988. – Jukka Jokilehto: A History of Architectural Conservation. Oxford 1999.
- 2 Z. B. Dieter Griesbach-Maisant, Daniel Rahn (Hrsg.): 100 Jahre Denkmalschutzgesetz in Hessen. Geschichte, Bedeutung, Wirkung. Symposium 100 Jahre Denkmalschutzgesetz im Jagdschloss Kranichstein, Darmstadt-Kranichstein am 19. August 2000 (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen 5). Stuttgart 2003. – Jeanne-Nora Andrikopoulos-Strack, Johannes Bloemers, Frederik Hendrik: Bodendenkmalpflege in Westfalen. Ein Rückblick auf 25 Jahre. In: Kölner Jahrbuch 37, 2004, S. 921–930. – Entdeckungsreise Vergangenheit. Die Anfänge der Denkmalpflege in Bayern. Bearb. von Gerhard Hetzer, Michael Stephan. Ausst.Kat. Staatliche Archive Bayern. München 2008. – Fred Mahler, Hansjörg Küster: Uelzener Gespräche. 30 Jahre Niedersächsisches Denkmalschutzgesetz. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 79, 2010, S. 223–268. – Nach Abschluss des Manuskripts erschienen und daher nicht mehr berücksichtigt wurde die umfangreiche monografische Darstellung zu den ehemaligen preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen durch Stefan Kraus: Die Entstehung und Entwicklung der staatlichen Bodendenkmalpflege in den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen (Schriften zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen 10). Aichwald 2012.
- 3 Marianne Pollak: Zur Theorienbildung der archäologischen Denkmalpflege in Österreich. In: Theorienbildung in der Archäologie. Symposium Schloss Thinnfeld 2010 (Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 65, H. 3/4). Wien 2011, S. 227–239. – Übersicht und Literatur zu den gesetzlichen Bestimmungen ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Marianne Pollak: Vom Erinnerungsort zur Denkmalpflege. Kulturgüter als Medien des kulturellen Gedächtnisses (Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege 21). Wien 2010, bes. S. 65, 75, 80–81. – Marianne Pollak: Die Rechtsstellung von Schätzen. In: Nikolaus Hofer u. a.: Mittelalterliche Schatzfunde in Mitteleuropa. Fundberichte aus Österreich 50, 2011, 170–175.

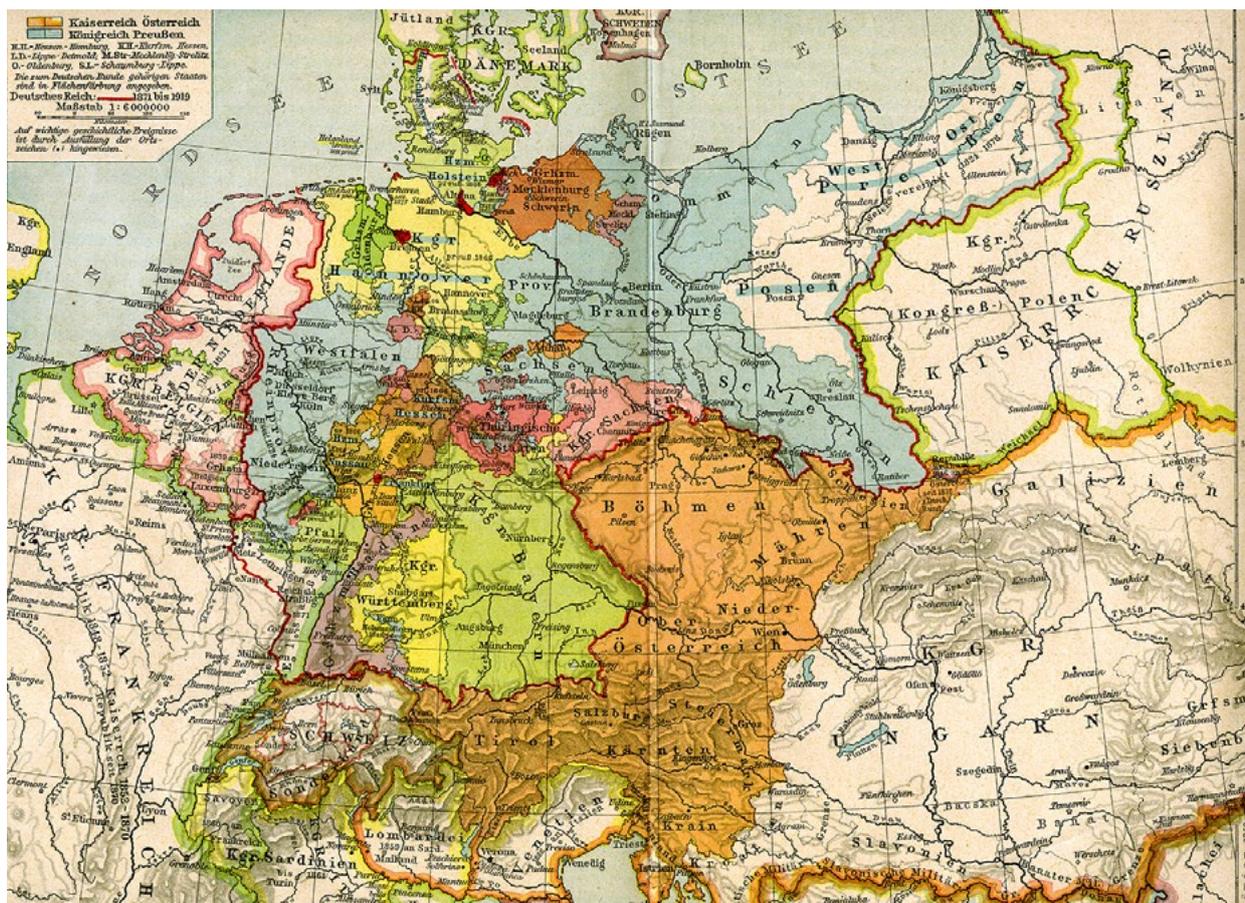


Abb. 1 Europa 1815–1871. F.W. Putzger: Historischer Schulatlas für mittlere Lehranstalten Österreichs, Wien 1929

gen denkmalpflegerischer Taten und Untaten unter diesem Aspekt für sich selbst sprechen.⁴ Dabei wird deutlich, dass die Denkmalpflege eigenen Gesetzmäßigkeiten unterlag, die mehr aus der politischen Entwicklung als aus fachlichen oder theoretischen Grundlagen resultierten.

Von Beginn an war die Durchsetzung denkmalpflegerischer Zielsetzungen abhängig von der gesellschaftlichen Akzeptanz der Denkmale als Teil der eigenen Vergangenheit und ihrer Bedeutung im kulturellen Gedächtnis. Daneben spielte der politische Wille der Eliten eine grundlegende Rolle.⁵ Die Denkmalpflege in der Habsburgermonarchie ist zugleich Spiegelbild der gesellschaftlichen und politischen Zustände – sowohl auf Ebene des Gesamtstaates als auch des Kaiserhauses und der einzelnen Länder (Abb. 1). Die Auswirkungen sind bis heute spürbar.

Analog zur Entwicklung der archäologischen Wissenschaften, die sich zuerst mit dinglichen Hinterlassenschaften und erst sehr viel später mit deren Kontext auseinandersetzten, versteht sich die Wertschätzung und Bewahrung von Funden als Gradmesser für beginnendes konservatorisches Handeln. Es überrascht daher nicht, dass sich die ersten altertumskundlichen Sammlungen in jenen Gebieten entwickelten, die Teil des Römischen Reiches gewesen waren. Dabei standen die Gebiete südlich der Alpen und die ehemaligen Provinzen Dakien, Pannonien sowie zeitverzögert Noricum an erster Stelle. Der Raum an der Oberen Adria nahm wegen der beeindruckenden antiken Ruinen eine Sonderstellung ein. Das Interesse für ur- und frühgeschichtliche Funde ist in Südpolen, Böhmen und Schlesien zu einem für die habsburgischen Länder ungewöhnlich frühen Zeitpunkt nachweisbar.

4 Frodl 1988 (Anm. 1), S. 15.

5 Pollak 2010 (Anm. 3).

Aufklärung

Ziel der habsburgischen Regenten des aufgeklärten Absolutismus ab der Mitte des 18. Jahrhunderts, vor allem Maria Theresias und Josephs II., war die Verschmelzung ihrer Erbländer zu einem zentralistischen Einheitsstaat, wobei Traditionen, gewachsene Zusammenhänge, geografische oder nationale Besonderheiten wenig beachtet wurden.⁶

Im Blickfeld der Umwandlung des agrarfeudalen Staates zur politischen Einheit mit rechtlich gleichgestellten Untertanen standen eine umfassende Reform der Verwaltung, des Schulwesens, der staatlichen Wohlfahrt, des Verhältnisses von Staat und Kirche sowie eine merkantilistische Wirtschaftspolitik. Bekämpft wurden der Aber- und Wunderglaube der katholischen Kirche sowie der Müßiggang. Die konservative Grundhaltung des Herrscherhauses und des Adels verhinderten gesellschaftliche Reformen. Das sich entwickelnde Bürgertum konnte sich weder politisch noch wirtschaftlich so weit durchsetzen, dass es eine konstitutionelle Monarchie erreicht hätte. Die Aufklärung blieb ein weitgehend auf Beamte und Wissenschaftler, darunter viele Freimaurer, beschränktes elitäres Phänomen. Die neuen politischen Ideen vertrat vor allem Josef von Sonnenfels, Staatsreformer, Vordenker der Erziehung der Beamtenschaft und Lehrer am Theresianum.⁷

Als bedeutendster österreichischer Wissenschaftler der Aufklärung gilt der Montanist und Mineraloge Ignaz von Born, um den sich sowohl in Wien als auch in Böhmen die wichtigsten Gelehrten der Zeit scharten. Born übte dadurch einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung auch anderer sich allmählich entfaltender Fachdisziplinen aus.⁸ Neben seinen naturwissenschaftlichen Forschungen⁹ finden sich auch Hinweise auf historisch-archäologische Interessen. In der von ihm 1773/74 gegründeten „Böhmischen Gelehrten Privatgesellschaft“¹⁰ verkehrten die Vordenker seiner Zeit. Ab 1775 gab diese Sozietät die *Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen für die Aufnahme der Naturgeschichte, Mathematik und vaterländischen Geschichte*, heraus, eine Krönung von Borns wissenschaftlichen Bestrebungen.¹¹ 1790 empfing sie unter Leopold II. das landesherrliche Privileg. Die Gesellschaft sollte bis zur Gründung der Ungarischen Akademie in Pest 1825 über mehr als drei Jahrzehnte die einzige der Monarchie bleiben.

Reaktion und Franzosenkriege

In den letzten Regierungsjahren Josephs II. folgten die negativen Reaktionen auf die Zentralisierungstendenzen und die Einführung von Deutsch als Amtssprache,¹² die zu einer gemeinsamen

- 6 Karl Vocelka: *Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat (Österreichische Geschichte 1699–1815)*. Wien 2001. – Helmut Reinalter: *Ignaz von Born – Persönlichkeit und Wirkung*. In: Helmut Reinalter (Hrsg.): *Die Aufklärung in Österreich. Ignaz von Born und seine Zeit (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“ 4)*. Frankfurt a.M. u.a. 2001, S. 11–32.
- 7 Ernst Wangermann: *Radikales Denken in der österreichischen Aufklärung*. In: Brigitta Bader-Zaar, Margarethe Grandener, Edith Saurer (Hrsg.): *Auf dem Weg in die Moderne. Radikales Denken, Aufklärung und Konservatismus (Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit 5)*. Wien 2007, S. 1321. – Simon Karstens: *Lehrer – Schriftsteller – Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels (1733–1817)*. Wien, Köln, Weimar 2011.
- 8 Mikuláš Teich: *Ignaz von Born als Organisator wissenschaftlicher Bestrebungen in der Habsburger Monarchie*. In: Erik Amburger (Hrsg.): *Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa 3)*. Berlin 1976, S. 195–205. – Reinalter 2001 (Anm. 6). – Josef Haubelt: *Born und Böhmen*. In: Helmut Reinalter (Hrsg.): *Die Aufklärung in Österreich. Ignaz von Born und seine Zeit (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“ 4)*. Frankfurt a.M. u.a. 2001, S. 99–116.
- 9 Georg Mutschlechner: *Ignaz von Born als Geologe, Mineraloge und Montanist*. In: Helmut Reinalter (Hrsg.): *Die Aufklärung in Österreich. Ignaz von Born und seine Zeit (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“ 4)*. Frankfurt a.M. u.a. 2001, S. 117–145.
- 10 Das genaue Gründungsdatum ist unbekannt, die Gesellschaft nannte sich ab 1790/91 „Königliche Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften“; Reinalter 2001 (Anm. 6), S. 18. – Haubelt 2001 (Anm. 8), S. 116.
- 11 Haubelt 2001 (Anm. 8), S. 115–116.
- 12 In Ungarn mit dem angeschlossenen Kroatien galt bis dahin Lateinisch als Amtssprache und war zudem die Sprache der Gebildeten.

Front der Kronländer führte.¹³ Zuletzt erhielten auch die Landstände ihre Autonomie zurück, der Adel übte in den Ländern weiterhin die Herrschaft aus, der Grundbesitz blieb privilegiert. Auch wegen des Fehlens eines aufgeklärten Bürgertums hatten nur wenige Reformen Bestand. Die beiden Jahrzehnte nach Josephs Tod waren gekennzeichnet durch verlustreiche Kriege gegen Frankreich und die Verstärkung des habsburgischen Absolutismus. Die österreichischen Niederlagen in Italien führten in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts zum gezielten Aufbau einer patriotischen Propaganda und österreichischen Nationalromantik, in deren Zentrum das Haus Habsburg stand. Innere Reformen scheiterten am Boykott der wichtigsten Entscheidungsträger und der Länder. Mit der Verhinderung der Gesamtstaatlichkeit gewannen der gesellschaftlich im Mittelalter verwurzelte Ständestaat und der Katholizismus die Oberhand.

Vaterlandsbegriff und Nationalismus

Gemäß der in ganz Europa in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelten Nationsidee kam es in den habsburgischen Ländern zur Identifikation der Träger des Landespatritismus mit der regionalen Kultur. 1771 charakterisiert Sonnenfels das Vaterland wie folgt:¹⁴

„Das Land, worinnen man seinen ständigen Sitz genommen, die Gesetze, welchen die Bewohner dieses Landes unterwürfig sind, die darinnen festgesetzte Regierungsform, die Mitbewohner dieses Landes, die Mitgenossen derselben Rechte machen das Vaterland aus.“

Dieser Vaterlandsbegriff unterschied sich deutlich von jenem in Deutschland, wo „Vaterland“ schon bald als Kultur-, Sprach- und Abstammungsgemeinschaft definiert wurde.¹⁵ Gleichzeitig legte Johann Gottfried Herders Lobpreis auf die kleinen Völker Ostmitteleuropas in seinen *Ideen zur Philosophie zur Geschichte der Menschheit* (1784–1791) die geistigen Grundlagen für die Entwicklung des nationalen Bewusstseins der Magyaren, Tschechen, Slowaken, Slowenen, Serben und Kroaten. Sie entdeckten ihre nationalen Kulturen auf Basis der gemeinsamen Sprache,¹⁶ doch bestand an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert noch kein Gegensatz zwischen dem Patriotismus für den Gesamtstaat und die autonomen Länder.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird der seit Sonnenfels positiv besetzte Begriff „Vaterland“ als gefährlich erkannt. Im Entwurf für den Aufruf an die Völker des Reiches, dass man für Gott, Kaiser und Vaterland gegen Napoleon kämpfen müsse, streicht Kaiser Franz I. von Österreich das Wort „Vaterland“ eigenhändig aus dem Konzept, das durch den politischen Nationsbegriff ersetzt wurde.¹⁷ Man versuchte, das (Gesamt-) Staatsvolk, die Staatsnation zu mobilisieren. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte sich aus dem sprachbezogenen Nationalismus und der Gleichsetzung von Sprache und Volk ein entscheidendes Argument für den „Befreiungskampf“ der Völker des Reiches und die Forderung nach nationaler Unabhängigkeit entwickeln. Die nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie 1918 entstandenen politischen Trennlinien führten schließlich zu einer sekundären sprachlichen Differenzierung, die mit den heutigen Nachfolgestaaten identisch ist.¹⁸

13 Helmut Rumpler: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (Österreichische Geschichte 1804–1914). Wien 1997. – Karstens 2011 (Anm. 7), S. 227–231.

14 Joseph von Sonnenfels: Über die Liebe des Vaterlandes. Wien 1771, S. 10.

15 Sebastian Brather: Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsbd. 42. Berlin, New York 2004, S. 36–37.

16 Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 77, 85.

17 Vocelka 2001 (Anm. 6), S. 278.

18 Vgl. Brather 2004 (Anm. 15), S. 90–96.

Romantische Geschichtsschreibung

Im Verständnis der Romantik verband sich das „Organische“ in der Natur mit dem „Anorganischen“ der Geschichte zu einer Einheit, was Geschichtsschreibung und Landeskunde entscheidend beeinflusste.¹⁹ Der in Österreich für Landesgeschichte, Kartografie, Geografie, Siedlungskunde und Naturraum übliche integrative Begriff „Landeskunde“ wurde 1786 von Ignaz de Luca für das heutige Oberösterreich geprägt, um sich nach der Mitte des 19. Jahrhunderts auch für Wien, Niederösterreich und Salzburg durchzusetzen.²⁰ Für Böhmen ist der Begriff spätestens 1827 nachweisbar.²¹

Der aus der Schweiz stammende Historiker Johannes von Müller, Verfasser der *Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft*, beeinflusste als Kustos an der Wiener Hofbibliothek ab 1800 die nationalromantische Geschichtsschreibung in Österreich. Er gilt als Entdecker Joseph von Hormayrs, Propagandist des Krieges gegen Napoleon.²² Müllers Schweizer Geschichte diente Hormayr als Vorbild für den staatlichen Zusammenhalt trotz unterschiedlicher Sprache und Kultur. 1804 begann Hormayr eine föderalistisch orientierte Geschichte zu schreiben, die einen gesamtösterreichischen – tendenziell aber deutschnationalen – Patriotismus propagierte. Der Bund gleichberechtigter Völker und autonomer Länder galt als „Österreichische Nation“, repräsentiert durch die Habsburger. Das „Vaterländische“ blieb auf den von der Regierung auch geförderten kulturellen Bereich beschränkt. Dabei wurde der Begriff „Nation“ auch für die Bewohner einzelner Länder verwendet, so für die tirolische, steirische, böhmische, ungarische Nation.

1808 gründete Hormayr die *Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat*, in denen die religiöse und wissenschaftliche Kultur Österreichs sowie die „vaterländische Geschichte“ behandelt wurden. Zu seinen Gewährsleuten zählten die Verfasser geschichtlicher Landeskunden, von denen Ambros Eichhorn in Kärnten, Benedikt Pillwein in Oberösterreich und Alois Primisser in Tirol genannt seien. Sie standen in der Tradition der Antiquare und berücksichtigten in ihren Werken das regionale archäologische Erbe, vorwiegend römische Steindenkmäler, ohne aber weitere Forschungen oder die Übergabe an Sammlungen anzuregen.

Die von Hormayr gleichzeitig begründete Reihe *Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst* enthält erste vereinzelt Fundnachrichten aus allen Teilen der Monarchie.²³ Hormayrs eigenes Hauptinteresse und wissenschaftlicher Schwerpunkt lagen in der mittelalterlichen und jüngeren Geschichte, doch hatte er auch Interesse an römischen Hinterlassenschaften, wie die 1815 verfasste Abhandlung *Römische Monumente in Tirol* zeigt.²⁴

Trotz obrigkeitlicher Bedenken „allzu viele Kenntnisse im Volke zu verbreiten“, ließen sich die Entstehung und Verbreitung von Geschichtsvereinen auch durch Repressalien nicht verhindern.²⁵ In den nicht deutschsprachigen Ländern wurden sie während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Brennpunkten des Sprachnationalismus. Das Interesse für das archäologische Erbe war jedoch zu gering, um eigenständige Altertumsvereine entstehen zu lassen.²⁶

19 Lorenz Mikoletzky: Die Bedeutung der Geschichtsvereine für die österreichische Geschichtsforschung. In: *Carinthia* 184, 1994, S. 11–24, bes. 11.

20 Georg Heilingsetzer: Salzburg, Oberösterreich und die Landeskunde. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 151, 2011, S. 106.

21 Karl Joseph Czoernig: Beiträge zur Landeskunde Böhmens. In: *Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst* 18, 1827, Nr. 74, S. 409.

22 Kurt Adel: Joseph Freiherr von Hormayr und die vaterländische Romantik in Österreich. Auswahl aus dem Werk, eingeleitet und hrsg. von Kurt Adel. Wien 1969. – Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 86–92, 209.

23 Z. B. zu den ersten Grabfunden im östlichen Gräberfeld von Mautern an der Donau: O[dilo] K[lama]: Die Katakomben von Mautern. In: *Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst* 16, 1825, S. 29–31; zu diesen Gräbern siehe Marianne Pollak: Spätantike Grabfunde aus Favianis/Mautern (*Mitteilungen der Prähistorischen Kommission* 28). Wien 1993, S. 13. – Die Bände erhalten Beiträge zu den verschiedensten Sachgebieten von der Geschichte von Adelsgeschlechtern bis hin zu botanischen, geografischen, zoologischen, literaturhistorischen Abhandlungen und Reiseberichten.

24 Adel 1969 (Anm. 22), S. 212.

25 Mikoletzky 1994 (Anm. 19), S. 12.

26 Die Gründung des Altertumsvereins zu Wien erfolgte erst 1853. Seine Proponenten waren die wichtigsten Archäologen ihrer Zeit in Personalunion mit den Mitgliedern des Münz- und Antikenkabinetts sowie der „Central-Commission“.

Die neoabsolutistische Politik im Gefolge der gescheiterten Revolution von 1848, die auch die Unabhängigkeit der nicht deutschsprachigen Länder von Österreich angestrebt hatte, führte zu einer „Revolution von oben“, die der katholischen Amtskirche verpflichtet blieb.²⁷

Ziel war ein gemeinsames Nationalgefühl, das die Geschichtswissenschaften untermauern sollten. Es galt, historische und archäologische Quellen sowie Kunstwerke gesamtstaatlich für Groß-Österreich zu bewerten. Maßgeblich an der Programmatik beteiligt war der Jurist und Historiker Joseph Alexander von Helfert (Abb. 2). Seine Grundthese lautete:

„Nationalgeschichte ist daher nicht die Geschichte irgendeiner racenmäßig ausgezeichneten Gruppe aus den vielzüngigen und vielfarbigem Stämmen des Menschengeschlechtes sondern die Geschichte territorial und politisch zusammengehörenden, von dem Band der gleichen Autorität umschlungenen, unter dem Schutz des gleichen Gesetzes verbundenen Bevölkerung“.²⁸

Die Definition erweiterte den von Sonnenfels für die mehrsprachigen Länder geprägten Vaterlandsbegriff auf das gesamte Imperium und gab dem politischen Nationsbegriff eine historische Dimension. Für Helfert, den späteren Langzeitpräsident der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, diente die Geschichtsforschung als „Heilmittel gegen politische Utopien“.²⁹ Die gemeinsame Geschichte wird durch die gemeinsame Bedrohung aller Völker, wie den Abwehrkampf der Kelten, Germanen und Slawen gegen Rom oder den Mongolensturm, aber auch die allen gemeinsame christliche Religion symbolisiert. Das Konzept orientierte sich am Vorbild des Römischen Reiches, Frankreichs, Großbritanniens sowie Russlands und deren Zugang zur eigenen Geschichte.

Nach langen vergeblichen Bemühungen glückte 1850 nicht nur die Gründung der Central-Commission,³⁰ sondern im Jahr 1854 auch des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Als Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium beeinflusste Helfert von 1848 bis 1861 auch die Neugestaltung des Geschichtsunterrichts an Schulen, wie sich an seiner programmatischen Schrift von 1853 zeigt. Die Rolle des kulturellen Erbes für die gesamtösterreichische Geschichte spricht der Kunsthistoriker Rudolf von Eitelberger deutlich an.³¹



Abb. 2 Joseph Alexander von Helfert, Präsident der Central-Commission zwischen 1863 und 1910. Archiv Bundesdenkmalamt Wien, Fotoarchiv

27 Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 324–357.

28 Josef Alexander von Helfert: Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege in Oesterreich. Prag 1853, S. 1–2.

29 Helfert 1853 (Anm. 28), S. 50–59. – Zur Person Helferts: Theodor Brückler, Ulrike Nimeth: Personenlexikon zur Österreichischen Denkmalpflege (1850–1990). Wien 2001, S. 104–105.

30 Zur Gründungsgeschichte Frodl 1988 (Anm. 1), S. 49–83.

31 Rudolph Eitelberger von Edelberg: Die Aufgabe der Alterthumskunde in Österreich. In: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 1, 1856, S. 13: „Die Denkmale des österreichischen Kaiserstaates sind ein wesentliches Element seines Reichthums, ein sprechendes Zeugnis seiner Größe und der geschichtlichen Kämpfe, welche sie hervorgerufen haben und unter deren Einfluss sie gestanden sind. An ihnen bewährt sich der geistvolle Ausspruch des Grafen Montalembert: ‚les longs souvenirs font les grandes nations‘. Die Erinnerungen, welche sich an die österreichischen Monumente knüpfen sind alte, weit zurück in die Geschichte greifende, und auf das Innigste verwebt mit der Größe der Nationen des österreichischen Kaiserstaates, die Eins ist mit der Größe der Monarchie.“ – Zu den Zielen des Geschichtsunterrichts an Schulen Otto H. Urban: Urgeschichte im Schulunterricht. In: Archäologie Österreichs 22, 2011, H. 2, S. 17–28.

1873 wurde die Central-Commission reorganisiert, eine eigene I. Section für „Objecte der prä-historischen Zeit und der antiken Kunst“ eingerichtet. Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit lag in den Erbländen und Böhmen, Ungarn blieb eigenständig und erließ 1881 ein eigenes Denkmalschutzgesetz.

Zu spät implementiert, dem Zeitgeist und dem längst ausgeprägten sprachnationalen Denken zuwiderlaufend, finanziell stets nur halbherzig gefördert und ohne gesetzliche Grundlage, konzipierten die Mitglieder der Central-Commission zukunftsweisende Programme zur Erforschung und Bewahrung des kulturellen Erbes, scheiterten aber an den Rahmenbedingungen und damit an ihrer Umsetzung.³² Vor allem die Forderung nach einem Denkmalschutzgesetz scheiterte am Widerstand von Adel und Kirche, sodass die Central-Commission Missstände zwar aufzeigen, nicht aber dagegen vorgehen konnte. Daran hat sich auch nach mehr als 160 Jahren nicht viel geändert. Das heutige Gesetz stammt mit nur wenigen Veränderungen aus dem Jahr 1923. Seine für die archäologische Denkmalpflege besten und wichtigsten Bestimmungen gehen teilweise im Wortlaut auf Notverordnungen und Konzepte des 19. Jahrhunderts zurück.

Gesetzliche Rahmenbedingungen

Die sowohl in der juristischen als auch in der archäologischen Fachliteratur immer wiederkehrende Auffassung, in der Monarchie hätten mit den Hofkanzleidekreten der Jahre 1776, 1782 und 1812 schon sehr früh gesetzliche Regelungen zum Schutz archäologischer Funde bestanden, beruht auf der Unkenntnis der rechtlichen und praktischen Rahmenbedingungen bei der Auffindung von Schätzen und archäologischen Funden.³³ Dabei bleibt nämlich der Rechtsanspruch der habsburgischen Landesfürsten am Dritteigentum am Schatz unberücksichtigt, den diese seit dem Spätmittelalter zur Bereicherung ihrer Schatzkammer konsequent eingefordert hatten. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden Neufunde in den Münzämtern der Länder sofort eingeschmolzen, die Überbringer mit dem Erlös abgefunden. Als die Kustoden des kaiserlichen Münzkabinetts erkannten, dass dadurch wertvolle Raritäten und Belegexemplare verloren gingen, sollten die Finder künftig in den Ländern nach dem Materialwert ausgezahlt, die Funde in Wien begutachtet, der Rest hier eingeschmolzen werden. Wie Beispiele zeigen, erfolgte die Auswahl trotzdem höchst selektiv, sodass sogar antike Horte teilweise in die ärarischen Schmelztiegel wanderten, um mit dem Erlös den gesetzlichen Drittelanteil des Finders abzugelten.

Die Erweiterung des Vorkaufsrechts im Jahr 1812 erfolgte gleichfalls aus gegebenem Anlass. Am 1. Juni 1811 wurden die Bestimmungen des Fundrechtes am Schatz mit der Drittelregelung im neuen *Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch* kundgemacht. Im November desselben Jahres kam der sogenannte Helmfund von Negau im heutigen Slowenien ans Licht. Unter dem Eindruck dieser besonderen, bisher als solche nicht bekannten Schatzfundkategorie wurde im Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 das Vorkaufsrecht des Münzkabinetts auf sämtliche archäologische Funde „die zur Ausstellung im Münz- und Antikenkabinett geeignet scheinen“ erweitert. Die Aufnahme ins Münzkabinett erfolgte weiterhin selektiv. Die 50 bis 60 jährlichen Neuzugänge standen zudem in keinem Verhältnis zur Größe und dem tatsächlichen Fundreichtum der Monarchie.

Im Jahr 1846 wurde aufgrund des Verzichts auf den landesfürstlichen Drittelanteil am Fund auch die Meldepflicht obsolet. Die neue Situation führte zu einem unkontrollierten Grabungsboom, der Schatzsuche und nicht Forschung war und geriet dadurch zu einem Fiasko der gerade erst entstehenden Altertumswissenschaften. Der Preis für das Anwachsen der regionalen archäologischen Sammlungen war die Zerstörung großer Teile der bis dahin intakten archäologischen

32 Zur Diskussion Theodor Brückler: Vom Konsilium zum Imperium. Die Vorgeschichte der österreichischen Denkmalschutzgesetzgebung. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 45, 1991, S. 160–173. – Pollak 2011 (Anm. 3).

33 Marianne Pollak: Die Rechtsstellung von Schätzen. In: Nikolaus Hofer u. a.: Mittelalterliche Schatzfunde in Mitteleuropa (Fundberichte aus Österreich 50, 2011). Horn 2012, S. 170–175.

Denkmallandschaft, besonders von Geländedenkmalen und römischer Bausubstanz. Ein Großteil der Objekte gelangte in Privatsammlungen und wurde in alle Winde zerstreut.³⁴

Die einzige tatsächliche Schutzbestimmung war das Hofkanzleidekret vom 30. Juli 1828, wonach „alte Inschriftsteine, welche zur Verführung wegen ihrer Größe nicht geeignet sind, an der dem Fundort nächstgelegenen Kirche außen eingemauert und der Obhut des Pfarrers empfohlen“ werden. Sie sollten zudem so angebracht werden, „dass die Inschrift lesbar bleibt und nicht durch die Dachtraufe Schaden leide. Bei jedem solchen Funde ist eine Abschrift der Inschrift sammt den nothwendigen Notizen über dem Fundort dem Landesgubernium einzuschicken“. Es gibt indes keinen einzigen eindeutigen Beleg für die Anwendung dieser Bestimmung, da sich der Großteil der römischen Steindenkmäler an Kirchen schon in der romanischen Bausubstanz befindet.³⁵ Die mögliche Anwendung am Seggau (Steiermark) ist aufgrund der zeitlichen Koinzidenz denkbar, aber nicht gesichert.³⁶

Entstehung wissenschaftlicher Sammlungen

Im 18. Jahrhundert wurden die ersten modernen Ordnungsprinzipien entwickelt, wobei erstmals – in Gegensatz zu den älteren Raritäten- und Wunderkammern – zwischen natürlichen Objekten und Artefakten unterschieden wurde. Das Museum als „Institution der kollektiven Selbstbeschreibung und Selbstausslegung“ setzt den Anspruch der uneingeschränkten öffentlichen Nutzung und des gemeinschaftlichen Besitzes von Kulturgütern voraus.³⁷ Ab der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wurden Museen zu Erinnerungsräumen einer Gesellschaft gestaltet, die aus der Vergangenheit Identität für die Gegenwart ableiten wollte.³⁸ Für die „Magie der Dinge“³⁹ spielten archäologische Funde als „stumme Zeugen der Vergangenheit“ eine grundlegende Rolle.⁴⁰

In der Habsburgermonarchie setzten 1802 (Schulmuseum in Teschen/Czieszyn, Polen) die Museumsgründungen mit unterschiedlicher nationalpatriotischer Zielsetzung an der Peripherie ein, während das Zentrum auffallend stagnierte.⁴¹ Die frühen „vaterländischen“ Museen waren als Universal Museen mit umfassenden Sammlungen von Natur bis Kunst konzipiert und gegenüber der kaiserlichen Privatsammlung das fortschrittlichere Museumsmodell.⁴² Alle waren private oder durch Kollektive, häufig durch den lokalen Adel, getragene Gründungen mit dem gemeinsamen Ziel einer Vertiefung des Wissens. Das von Erzherzog Johann von Österreich 1811 in Graz gegründete Joanneum war das älteste Museum auf heute österreichischem Boden und sollte einer rückständigen und verarmten Region wissenschaftliche und wirtschaftliche Impulse verleihen.

Ab dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts sammelten die von Geschichtsvereinen getragenen Museen verstärkt auch das regionale archäologische Erbe. Daher gibt es zahlreiche Väter der archäologischen Forschung und Denkmalpflege in den einzelnen Ländern, aber keinen der Monarchie beziehungsweise des Habsburgerreiches. Die Ansprüche der historischen und archäo-

34 Das Ausfuhrverbot nach dem Hofkanzleidekret vom 28. Dezember 1818, Zahl 10182, betraf „Gemälde, Statuen, Antiken, Münz- und Kupferstichsammlungen, seltene Manuscripte, Codex und erste Drucke, überhaupt solche Kunst- und Literaturgegenstände, welche zum Ruhme und zur Zierde des Staates beitragen“ und bezog sich keinesfalls auf durchschnittliche archäologische Fundgegenstände, sodass es insgesamt kaum angewendet wurde: Frodl 1988 (Anm. 1), S.31.

35 Pollak 2010 (Anm. 3), S. 33–34.

36 Stephan Karl, Gabriele Wrolli: Der Alte Turm im Schloss Seggau zu Leibnitz. Historische Untersuchungen zum ältesten Bauteil der Burgenanlage Leibnitz in der Steiermark (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 55). Graz 2011, bes. S. 143–147.

37 Gottfried Friedl: Joanneum 1811/2011. In: Karlheinz Wirnsberger (Hrsg.): Erzherzog Johann – Visionär der Habsburger. Symposium am 15. Mai 2009, Universalmuseum Joanneum, Jagdmuseum Schloss Stainz. Graz 2009, S. 28–44.

38 Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999, S. 46–47.

39 Aleida Assmann: Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. München 2007, S. 154–158.

40 Pollak 2010 (Anm. 3), S. 76–77.

41 Marlies Raffler: Museum – Spiegel der Nation? Zugänge zur Historischen Museologie am Beispiel der Genese von Landes- und Nationalmuseen in der Habsburgermonarchie. Wien 2007, S. 127–128.

42 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 167. – Friedl 2011 (Anm. 37), S. 34.

logischen Forschung und Sammlung charakterisiert 1835 einer der Gründerväter des Schlesischen Museums in Troppau (Opava, Tschechische Republik). Die Initiatoren „forschten in Archiven nach reinen Quellen für die vaterländische Geschichte, und riefen der schlesischen Urbewohner ehrwürdige Reste aus tausendjähriger Verborgenheit wieder ans Licht“.⁴³

Die von Umfang und Inhalt bedeutendste numismatisch-archäologische Sammlung der Monarchie,⁴⁴ das Wiener Münz- und Antikenkabinett, entwickelte sich aus der Kunstkammer der Habsburger.⁴⁵ Da es Funde aus allen Ländern der Monarchie beherbergte, wurde es gemäß dem umfassenden Staatsbegriff der Habsburger um die Mitte des 19. Jahrhunderts als „Central-Museum“ bezeichnet, stand zu dieser Zeit aber bereits in steter und von gegenseitiger Eifersucht gekennzeichneten Konkurrenz zu den neu entstandenen Landesmuseen. Aufgrund der Einführung der Hälfteregelung beim Eigentumsrecht an Funden 1846 und dem sich daraus ergebenden Wegfall der Meldepflicht verlor die Wiener Sammlung rasch an Bedeutung zugunsten der nun schnell anwachsenden Museumsbestände in den Ländern.⁴⁶ Ab 1846 wurden in Wien auch erstmals und systematisch Fundberichte aus allen Ländern der Monarchie gesammelt. Die Publikation erfolgte zuerst in den *Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst*, später in der neuen Zeitschrift *Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen*.⁴⁷

Regionale Entwicklungen

Das riesige Reich umfasste neben Nieder- und Oberösterreich mit Salzburg (ab 1816), Innerösterreich (Steiermark, Kärnten vor 1816), Tirol und Vorarlberg auch die Königreiche Böhmen und Mähren, Österreichisch-Schlesien, das Königreich Ungarn mit den integrierten Königreichen Slawonien und Kroatien, die Lombardei, Galizien und Lodomerien (Ukraine und Südpolen), die Bukowina, das Königreich Illyrien (ab 1816 Kärnten, Krain, Küstenlande, Dalmatien) sowie das Königreich Lombardo-Venetien.

Aufgrund des in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlichen archäologischen Erbes und des Fehlens einer gesamtstaatlichen Regelung entwickelten sich Forschung und Denkmalpflege eigenständig. Die frühen Denkmalpfleger sammelten Funde und Fundnachrichten, entdeckten Geländedenkmale, wurden zu aktiven Ausgräbern oder waren wichtige Mitglieder der Geschichtsvereine.

Haupt- und Residenzstadt Wien

Anders als in Westeuropa und den protestantischen Ländern war das geistige Klima im Zentrum des riesigen Reiches gegenüber wissenschaftlichen Neuerungen selbst zur Zeit der Aufklärung nur wenig aufgeschlossen. Dies erweist sich deutlich am Fehlen einer Akademie als institutionellem Mittelpunkt zeitgemäßer wissenschaftlicher Betätigung. Sowohl Gottfried Wilhelm Leibniz als auch Gottfried Friedrich Klopstock scheiterten bei der von ihnen in Wien angestrebten Gründung, die deren Status als Haupt- und Residenzstadt angemessen gewesen wäre.⁴⁸ Die Hintergründe zeigen die Worte eines Vertrauten Klopstocks: „Da man davon nichts versteht und da man die schönen

43 Faustin Ens: Geschichte der Stadt Troppau mit einem Anhang. Die Entstehung und den Bestand des vaterländischen Museums enthaltend. Wien 1835, S. 159–160.

44 Generell zu den Sammlungen Karl Vocelka: Die Familien Habsburg und Habsburg-Lothringen. Politik – Kultur – Mentalität. Wien, Köln, Weimar 2010, S. 189–202.

45 Zusammenfassend Horst Bredekamp: Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte. 3. Aufl. Berlin 2007, S. 35–39.

46 Pollak 2012 (Anm. 33).

47 Der erste Bericht stammt aus der Feder von Johann Gabriel Seidl: Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie I, 1840–1846. In: Österreichische Blätter für Literatur und Kunst, 3. Jahrgang, Nr. 18 [10. Februar 1846], S. 137–142.

48 Ludwig Hammermayer: Akademiebewegung und Wissenschaftsorganisation. In: Erik Amburger (Hrsg.): Wissenschaftspolitik in Mittel und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel und Osteuropa 3). Berlin 1976, S. 184, bes. S. 6 mit Anm. 28 und 29. – Pollak 2010 (Anm. 3), S. 77–78.

Künste als eine Sache des Luxus und des Überflusses ansieht, zu welcher man zurückkehren wird, wenn man nichts Besseres zu tun haben wird.⁴⁹ Weitere Versuche zwischen 1806 und 1817 schlugen wegen ihrer gefürchteten liberalen Grundlage fehl.⁵⁰

Mit Franz Stephan von Lothringen, dem Gemahl Maria Theresias, ab 1745 römisch-deutscher Kaiser Franz I., ist erstmals ein Mitglied der Familie Habsburg mit weit gespannten wissenschaftlichen Neigungen fassbar. Selbst ein Sammler von Münzen und Naturalien, berief er bedeutende Gelehrte nach Wien, sodass auch Ideen der französischen Aufklärung Fuß fassten. Der Schwerpunkt seiner Interessen lag bei den Naturalien, deren Kern die 1748 angekaufte Sammlung Baillou bildete und die in den folgenden Jahrzehnten unter Einsatz enormer finanzieller Mittel großzügig erweitert wurde.⁵¹

Trotz der Förderung der Naturwissenschaften beklagt Ignaz von Born 1773 in einem Brief an Franz Graf von Kinsky das geistige Klima und bedauert das fehlende Verständnis für die Einrichtung wissenschaftlicher Sozietäten:

„Wie erniedrigend ist es fuer uns, dass die Naturgeschichte von Oesterreich, Boehmen, Maehren, Kaernthen, Krain, Kroatien, Tyrol, Ungarn und Siebenbuergen weniger bearbeitet werden, als jene von Sibirien, Kamtschatka, Groenland, Lappland, Island, Pennsylvanien, Madagakar und Otahiti; ja, dass man nicht einmal in dem großen Bezirke diese Laender auf die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft, um die einzelnen Beobachtungen der Naturkundigen aufzusammeln, gedacht habe. Nicht als ob wir keine Naturforscher haetten, denen es an Fleisse und Geschicklichkeit mangelte.“⁵²

Ab 1764 wurde an den Augustinergang der Hofburg ein Komplex von neun, zweimal wöchentlich öffentlich zugänglichen Sälen angefügt, in denen die kaiserliche Sammlung ausgestellt war. Immerhin fünf davon waren als Münz- und Medaillensammlung eingerichtet.⁵³ Der Bestand basierte auf der Münzsammlung Kaiser Karls VI. und der ursprünglich lothringischen Haussammlung Franz Stephans, die von Valentin Jameray-Duval katalogisiert und neu aufgestellt wurden.⁵⁴ Die Kollektion antiker Münzen wurde ab den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts nachweislich durch Zufallsfunde erweitert, die gemäß den gesetzlichen Bestimmungen des Eigentumsrechts an Funden hinzukamen. Das kaiserliche Münz- (späterhin auch Antiken-) Cabinet war zu diesem Zeitpunkt die einzige Institution der Monarchie, an der man sich wissenschaftlich mit der Antike auseinandersetzte.⁵⁵

Franz Stephans Interesse an Ausgrabungen erweist sich daran, dass er den Hofmathematiker Anton Nagel⁵⁶ nach Aguntum (Osttirol) entsandte, um dort neu aufgefundene Ruinenreste gänzlich

- 49 Rose-Maria Hurlbusch, Karl Ludwig Schneider: Die Gelehrten und die Großen. Klopstocks „Wiener Plan“. In: Fritz Hartmann, Rudolf Vierhaus (Hrsg.): Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert. (Wolfenbütteler Forschungen 3). Bremen, Wolfenbüttel 1977, S. 63–96, bes. S. 72.
- 50 Anton Adalbert Klein (Hrsg.): Geschichte und Kulturleben Österreichs. Bd. 3: Von 1792 bis zum Staatsvertrag von 1955. 5. Aufl. Wien 1965, S. 108.
- 51 Günther Hamann: Zur Wissenschaftspflege des aufgeklärten Absolutismus: Naturforschung, Sammlungswesen und Landesaufnahme. In: Erich Zöllner (Hrsg.): Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (Schriften des Instituts für Österreichkunde 42). Wien 1983, S. 151–177. – Christa Riedl-Dorn: Chevalier de Baillou und das Naturalienkabinet. In: Lothringens Erbe. Franz Stephan von Lothringen (1708–1765) und sein Wirken in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst der Habsburgermonarchie. Bearb. von Renate Zedinger. Ausst.Kat. Schallaburg (Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums N.F. 429). St. Pölten 2000, S. 111–124.
- 52 Schreiben des Herrn Ignaz von Born [...] an Herrn Franz Grafen von Kinsk [...] Ueber einen ausgebrannten Vulkan bey der Stadt Eger in Böhmen. Prag 1773, S. 2.
- 53 Hamann 1983 (Anm. 51), S. 156–157.
- 54 Renate Zedinger: Lothringen – Toskana – Mitteleuropa. Kulturtransfer als Folge eines Ländertausches. In: Brigitte Mazohl-Wallig, Marco Meriggio (Hrsg.): Österreichisches Italien – italienisches Österreich. Interkulturelle Gemeinsamkeiten und nationale Differenzen vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (Zentraleuropa-Studien 5). Wien 1999, S. 549–565, bes. 557–559. – Renate Zedinger: Das kaiserliche Münzkabinet. In: Lothringens Erbe. Franz Stephan von Lothringen (1708–1765) und sein Wirken in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst der Habsburgermonarchie. Bearb. von Renate Zedinger. Ausst.Kat. Schallaburg 2000 (Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums N.F. 429). St. Pölten 2000, S. 124–132. – Renate Zedinger: Franz Stephan von Lothringen (1708–1765), Monarch, Manager, Mäzen. Wien 2008, S. 242–244. – Bei Franz Stephans Tod umfasste die Sammlung etwa 50.000 Münzen und Medaillen aller Perioden.
- 55 Seine heutigen Nachfolgerinnen sind Münzkabinet und Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums Wien.
- 56 Renate Zedinger: Josef Anton Nagel (1717–1794). In: Lothringens Erbe. Franz Stephan von Lothringen (1708–1765) und sein Wirken in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst der Habsburgermonarchie. Bearb. von Renate Zedinger. Ausst.Kat. Schallaburg 2000 (Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums N.F. 429). St. Pölten 2000, S. 184–186.

lich aufdecken und vermessen zu lassen.⁵⁷ Die Erhaltung war gegenüber der Erforschung allerdings noch kein Thema. 1768 wurde Johann Joachim Winckelmann mit großen Ehren empfangen und mit einer Medaille ausgezeichnet, aber Initiativen für altertumskundliche oder kunsthistorische Forschungen ergaben sich nicht. Winckelmanns Wien-Reise endete mit seinem tragischen Tod in Triest.⁵⁸

Als charakteristisch für die Situation im Zentrum des Reiches sind die Zustände beim Bau des Wiener Neustädter Kanals im Jahr 1799 in Wien selbst, dem ersten linearen Großbauvorhaben der Monarchie. Der dadurch verursachte Verlust an archäologischer Substanz fand so gut wie keine Resonanz.⁵⁹ Erst ein Schatz von Goldmünzen führte zur Erkenntnis, dass ein wesentlicher Teil der römischen Zivilstadt ohne wissenschaftlichen Gewinn zerstört worden war.⁶⁰

Die Beamten des Münz- und Antiken-Cabinets waren es auch, die Anlass-Gesetze anregten, um damit den Zuwachs an numismatischen und archäologischen Funden zu sichern.⁶¹ Erste dort initiierte archäologische Untersuchungen sind ab der Direktion von Franz de Paula Neumann und von Anton Steinbüchel von Rheinwall ab etwa 1815 nachweisbar.⁶²

Das Selbstverständnis als „Central-Museum“ der Monarchie verdeutlicht die Sammlungspolitik, die sich auf die einer kaiserlichen Sammlung mit Repräsentationscharakter würdige Spitzenobjekte konzentrierte, aber Durchschnittsfunde ignorierte.⁶³ Aus dem Münzkabinett rekrutierten sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die wichtigsten Proponenten einer archäologischen Denkmalpflege in der 1850 gegründeten k. k. Central-Commission für die Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Von den Kindern Maria Theresias und Franz Stephans ist für Erzherzogin Marianna und den späteren Kaiser Leopold II. persönliches Interesse an archäologischer Forschung überliefert. Ab 1776 ordnete Ignaz von Born in Wien das kaiserliche Naturalienkabinett und unterrichtete Marianna in Naturwissenschaften.⁶⁴ Sie förderte in ihrem späteren Leben Ausgrabungen in Virunum (Zollfeld, Kärnten).⁶⁵ Der Nachfolger Maria Theresias, Joseph II., zeigte hingegen nicht einmal bei seinen Reisen in Frankreich und Italien Interesse für kulturhistorische Belange.⁶⁶

Als einziger regierender Habsburger trat Leopold II. während seiner Regentschaft in der Toskana auch als archäologisch interessierter Mäzen auf. Seine Regentschaft über die gesamte Monarchie von 1790 bis 1792 war zu kurz, um auch hier fördernd zu wirken. Nach den Napoleonischen Kriegen und während der gegen Deutschnationalismus und Protestantismus gerichteten Restauration schlug die Kulturpolitik in offene Ablehnung gegenüber neuen Ideen um. Kaiser Franz I. von Österreich bringt das 1821 deutlich zum Ausdruck:

57 Michael Huber: Anton Roschmanns Inscriptiones. Text, Übersetzung, Kommentar. Innsbruck 2009, S. 255, 491.

58 Mathias Schmoeckel: Fiat iustitia! Thema und Variationen über einen Mord in Triest. In: Michel Luminati, Ulrich Falk, Mathias Schmoeckel (Hrsg.): Mit den Augen der Rechtsgeschichte: Rechtsfälle – selbstkritisch kommentiert. Berlin 2008, S. 331–366.

59 Pollak 2012 (Anm. 33), S. 173.

60 Wilhelm Kubitschek: Ein Fund römischer Goldmünzen in Wien. In: [Wiener] Jahrbuch für Altertumskunde 3, 1909, S. 90–95. – Dieser wurde zum Teil eingeschmolzen, um den Drittelanteil des Finders am Schatz abzulösen.

61 Pollak 2012 (Anm. 33), S. 173.

62 Alfred Bernhard-Walcher: Gemmen aus Aquileia in der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien. In: Fulvia Ciliberto, Annalisa Giovannini (Hrsg.): Preziosi ritorni, gemme Aquileiesi dai musei di Vienna e Trieste. Aquileia 2008, S. 32–63, bes. S. 34–35. – Marianne Pollak: Die k. k. Zentralkommission und der Beginn der archäologischen Denkmalpflege in Aquileia. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 65, Heft 1/2, 2011, S. 5–27.

63 Diese Objekte wurden nicht in die Sammlung aufgenommen, sondern einer entsprechenden Verwertung zugeführt, sei es, dass sie eingeschmolzen oder an ein Regionalmuseum abgegeben wurden.

64 Reinalter 2001 (Anm. 6), S. 20. – Jaroslav Vávra: Ignaz von Born als Schriftsteller der Aufklärung. In: Helmut Reinalter (Hrsg.): Die Aufklärung in Österreich. Ignaz von Born und seine Zeit. (Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“ 4). Frankfurt a.M. u. a. 2001, S. 69–92, bes. 76. – Vocelka 2001 (Anm. 6), S. 256–257.

65 Anton Schlosser: Erzherzog Johanns wissenschaftliche Tätigkeit für Kärnten vor 100 Jahren. In: Carinthia 101, 1911, S. 92–136, bes. 118–121. – Franz Glaser: Erzherzogin Maria Anna 1738–1789. In: Peter G. Tropper (Hrsg.): 300 Jahre Krankenhaus und Konvent der Elisabethinen in Klagenfurt 1710–2010. Klagenfurt 2010, S. 61–85.

66 Karl Gutkas: Kaiser Joseph II. Eine Biographie. Wien, Darmstadt 1989, S. 165.

„Mit den sogenannten Genies und Gelehrten kommt nichts heraus; sie wollen immer alles besser wissen und halten die Geschäfte auf, oder die Alltagsgeschäfte wollen ihnen nicht gefallen. Gesunder Menschenverstand und brav Sitzfleisch, dies ist das beste.“⁶⁷

Archäologische Fundstätten im Mittelmeerraum, die bereits damals berühmt waren, gehörten zum Kulturprogramm der Hofreisen des Monarchen, der sich dabei wohl informiert zeigte. Größtes Interesse erregte Pompeji, auf das sich eine Passage bezieht, die erweist, dass Franz Grundregeln korrekter Ausgrabungsweise kannte und sich auch der Notwendigkeit gesetzlicher Normen bewusst war, um Zerstörung und Verschleppung zu verhindern.

„Schade, dass in alten Zeiten auf Raub excavirt worden, und das Excaviren jedermann erlaubt war, wo z. B. die Marmornen Staffel des Theaters zum Theil hinweggekommen seyn dürften; unter der vorletzten Regierung unter Joseph Bonaparte wurde die Excavation ernstlich mit 700 Mann Soldaten betrieben, da das Amphitéâtre und die Mauern ausgegraben, wodurch man weiß, wieviel ohne die Vorstädte und Landhäuser noch ausgegraben seyn dürfte, und wie es aus den alten Autoren scheint, mag noch viel zu finden seyn. Man gräbt nun mit 50 Mann, Schade aber, daß man das Entdeckte nicht aufnimmt und nicht genauer beschreibt, wie es scheint, wo und wie man die Gegenstände darin gefunden. Cavaliere Arditì hat die Leitung der Arbeit mit einigen Untergeordneten. Der Grund, worunter die Stadt ist, ist königlich... Der König wird avertiert, wenn sich etwas zeigt. Die Gegenstände, die gefunden werden, kommen in das Museum.“⁶⁸

Die kaiserliche Obsorge für den Denkmalbestand in den eigenen Ländern blieb ungeachtet dieses Wissens auf die Küstenlande und die bedeutendsten Fundstätten beschränkt, wobei das Interesse an hochwertigen Antiquitäten im Vordergrund stand. Der Lieblingsarchitekt des Kaisers, Pietro Nobile, der die klassizistischen Bauten Wiens plante, konnte Franz I. aber immerhin zur Finanzierung von Restaurierungsmaßnahmen in Pola gewinnen. Zwischen 1818 und 1849 leitete Nobile zudem die Architekturschule der Akademie der Bildenden Künste in Wien, sodass über diesen Umweg die Ideen der italienischen und französischen Denkmalpflege Eingang in die Theorienbildung der sich langsam entwickelnden Baudenkmalpflege fanden.⁶⁹ Die 1823 von Wilhelm Dorow publizierte Schrift „Die Kunst Alterthümer aufzugraben und das Gefundene zu reinigen und zu erhalten“, wurde vom Pionier der Denkmalpflege, Josef von Scheiger für archäologische Denkmale zwar empfohlen,⁷⁰ aber nicht rezipiert.

Niederösterreich

Carnuntum, der kaiserlichen Residenzstadt nächstgelegener römischer Fundort von internationalem Rang sowie seine Bedrohung durch Steinraub waren seit dem Humanismus bekannt,⁷¹ doch fehlten Forschungsinitiativen oder Bemühungen, die Zerstörungen zu verhindern.⁷² Das Franz Stephan von Lothringen zugeschriebene Dekret aus 1755 zur Erhaltung des Heidentores konnte bisher nicht nachgewiesen werden.⁷³

Der Topograf Franz Xaver Schweickhardt von Sickingen führt in seinem Hauptwerk *Darstellung des Erzherzogthums Österreich unter der Ens* (1831–1841) damals bekannte Geländedenkmale, wie

67 Zitiert nach Klein 1965 (Anm. 50), S. 102.

68 Zitiert nach Thomas Kuster: Das italienische Reisetagebuch Kaiser Franz' I. von Österreich aus dem Jahre 1819. Eine kritische Edition. Münster 2010, S. 244.

69 Pollak 2011 (Anm. 3), bes. S. 232–233.

70 Josef Edler von Scheiger: Über Ausbesserung und Herstellung alter Baudenkmale. In: Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst 15, 1824, S. 521–524, 530–532.

71 Pollak 2010 (Anm. 3), S. 62.

72 Vgl. Anton Widter: Wien [Rubrik Correspondenzen]. In: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 2, Wien 1857, S. 137–138.

73 Adolf Schmidl: Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise. Nach eigenen Wanderungen geschildert. Bd. 2. Wien 1835–1839, S. 417. – Werner Jobst: Das Heidentor von Carnuntum. Ein spätantikes Triumphmonument am Donaulimes. Wien 2001, S. 110.

etwa Stillfried an der March⁷⁴ oder besondere Fundstücke, wie das Stehkreuz von Kronberg an.⁷⁵ Er steht damit in der Tradition der geschichtlichen Landeskunden und topografischen Studien, die das archäologische Erbe als Teil der Regionalgeschichte verwerteten. Mit großem zeitlichem Abstand gegenüber den anderen Ländern wurde 1863 der Verein für Landeskunde von Niederösterreich gegründet.⁷⁶ Im zweiten Jahrgang des von diesem Verein herausgegebenen Jahrbuches findet sich erstmals eine Zusammenfassung des Forschungsstandes zur Römerzeit durch Friedrich von Kenner,⁷⁷ der in allen maßgeblichen Institutionen dieser Zeit tätig war.

Oberösterreich mit Salzburg

Obwohl mit Hallstatt und Lauriacum/Enns zwei Fundorte von europäischem Rang im damaligen Erzherzogthum Österreich ob der Enns liegen, fanden archäologische Hinterlassenschaften kaum Beachtung. Das sogar an römischen Altertümern geringe Interesse lehrt die Auffindung eines Mosaikbodens in der Zivilstadt von Lauriacum/Enns im Jahr 1765.⁷⁸ Dieser wurde zwar zeichnerisch festgehalten, führte aber zu keinem Interesse am reichen Denkmalbestand der Stadt. Obwohl die antiken Ruinen obertätig sichtbar waren, fanden die ersten systematischen Untersuchungen erst ein knappes Jahrhundert später im Jahr 1851 im Bad des Legionslagers statt (Abb. 3).⁷⁹

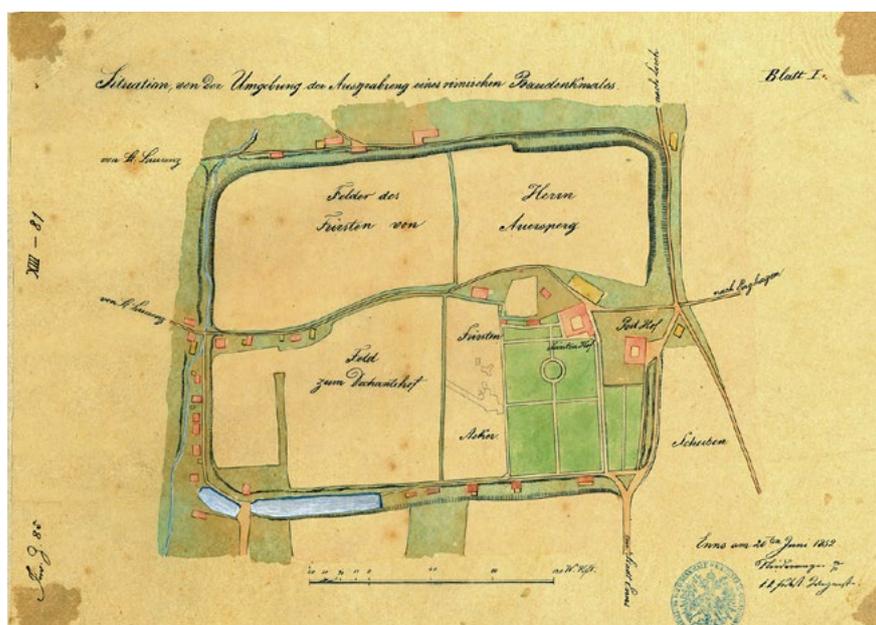


Abb. 3 Übersicht über das Grabungsgelände 1852 innerhalb des Legionslagers Lauriacum/Enns. Bundesdenkmalamt, Wien, Abt. f. Archäologie, Archiv (Mappen der Central-Commission)

- 74 Marianne Pollak: Frühgeschichtliche Siedlungen an der unteren March, Niederösterreich. – Kontinuität einer Kulturlandschaft. In: Přeheled výzkumů 50, 2009, S. 153–179.
- 75 Franz Xaver Schweickhardt von Sickingen: Darstellung des Erzherzogthums Österreich unter der Enns. Viertel unter dem Manhartsberg. Bd. 4. Wien 1834, S. 3. – Beim vom Schweickhardt genannten größeren vergoldeten Silberkreuz handelt es sich um Teile eines völkerwanderungszeitlichen Pferdegeschirrs mit Stempelornamentik im Stil von Untersiebenbrunn, das sekundär zu einem Stehkreuz umgestaltet worden ist. Aufgrund des Fundzusammenhanges und der Erwähnung eiserner Sporenräder stammen die Funde aus einem wohl im Mittelalter geplünderten Grabzusammenhang, um als Kreuz in der im 15. Jahrhundert abgekommenen mittelalterlichen Burg verwendet zu werden.
- 76 Richard Perger: Die Gründung des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich – Folge eines Konflikts? In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 53, 1987, S. 117–172.
- 77 Friedrich von Kenner: Die Römerorte in Nieder-Oesterreich. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 2, 1868/69, S. 119–214.
- 78 Christine Schwanzar: Die Kleinfunde der Basilika St. Laurenz, Enns, Lorch, Oberösterreich. In: Egon Boshof, Hartmut Wolff (Hrsg.): Das Christentum im bairischen Raum von den Anfängen bis ins 11. Jahrhundert (Passauer historische Forschungen 8). Passau 1994, S. 171–191, bes. S. 174 und Taf. 2.
- 79 Joseph Calasanz Arneth: Über das im Jahre 1851 entdeckte Hypokaustum und die Inschrift der Gens Barbia zu Enns. In: Jahrbuch der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 1, 1856, S. 51–73.

Das allgemein geringe Interesse an archäologischen Funden beklagt der aus Wien stammende und in Landshut lehrende Mediziner und Botaniker Joseph August Schultes in seinem 1809 erschienenen Bericht über Reisen durch Oberösterreich: „[...] Man kümmert sich in Oesterreich von jeher mehr um Kirchen und Klöster, als um Alterthümer; die Geschichte des Landes blieb dort, so wie das Land selbst, immer in den Händen der Pfaffen [...]“⁸⁰

Für die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sind bis auf die regionalen Forschungen des Landrichters Johann Andreas Seethaler keine Aktivitäten nachzuweisen. Seethaler setzte sich bei seinen historischen Studien in den von ihm verwalteten Bezirken, den Landgerichten Laufen an der Salzach, Haag am Hausruck und Mattighofen beiderseits der heutigen Landesgrenzen von Oberösterreich und Salzburg auch mit dem archäologischen Erbe auseinander und wurde selbst als Ausgräber aktiv.⁸¹ Seine Erkenntnisse wurden von Benedikt Pillwein in seinen topografischen Studien verwertet.⁸²

Als „Vater der oberösterreichischen Archäologie“ gilt Joseph Gaisberger, der auch an der Gründung des heutigen Oberösterreichischen Musealvereins als „Verein des vaterländischen Museums für Österreich ob der Enns mit Inbegriff des Herzogthums Salzburg“ 1833 mitwirkte.⁸³ Unter seiner Leitung fand 1838 bis 1840 die erste systematische archäologische Grabung Oberösterreichs im Vicus des Kastells Schlögen statt (Abb. 4).⁸⁴

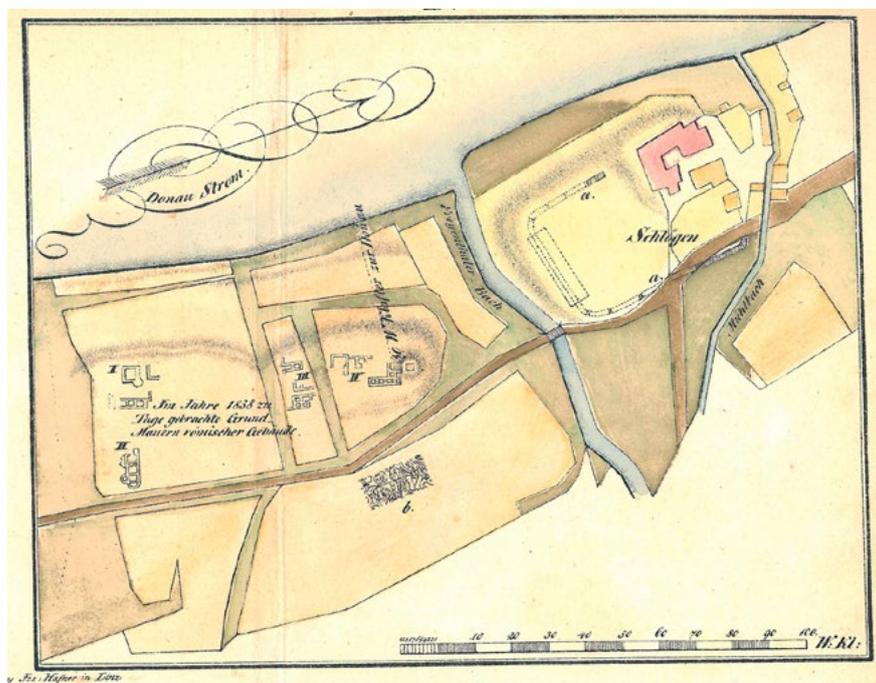


Abb. 4 Kastell und vicus Schlögen 1838. Joseph Gaisberger: Bericht über die Ausgrabung römischer Alterthümer zu Schlögen und die Lage des alten Joviacum [...]. In: *Vierter Bericht über das Museums Francisco-Carolinum*, 1840, S. 11–35, Taf. I.

80 Pollak 2010 (Anm. 3), S. 78 mit Anm. 421.

81 Franz Sonntag: Ein (fast) fast vergessener Heimatforscher. Johann Andreas Seethaler (1762–1844), Landrichter in Laufen a. d. S., Haag a. H. und Mattighofen. In: *Das Bundwerk. Schriftenreihe des Innviertler Kulturkreises* 15, 2000, S. 48–54. – Marianne Pollak: Funde des 9. und 10. Jahrhunderts vom Burgstall Pfaffstätt, VB Braunau am Inn, Oberösterreich. In: *Fundberichte aus Österreich* 43, 2004 (2005), S. 661–693, bes. S. 666–667. – Seethaler erwähnt die Ergebnisse in seinen historischen Abhandlungen, doch sind zugehörige Dokumentationen nicht nachweisbar.

82 Benedikt Pillwein: *Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns und des Herzogthums Salzburg*. Bd. 4: Der Innkreis. Linz 1833.

83 Ignaz Zibermayr: Die Gründung des oberösterreichischen Musealvereines im Bilde der Geschichte des landeskundlichen Sammelwesens. In: *Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines* 85, 1933, S. 69–180. – Vgl. Heilingsetzer 2011 (Anm. 20) S. 104–106.

84 Joseph Gaisberger: Bericht über die Ausgrabung römischer Alterthümer zu Schlögen und die Lage des alten Joviacum - vorgelesen in der 5ten Generalversammlung der Mitglieder des Francisco-Carolinum zu Linz. In: *Vierter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum*, 1840, S. 11–35, Taf. I.

In einem Präsidialerlass des Jahres 1841 ermunterten die Kreishauptleute zu archäologischen Ausgrabungen als Unterstützung der Sammlungstätigkeit des neuen Museums in Linz.⁸⁵ Zwei weitere Kundmachungen von 1846 – wohl Folge der geänderten Eigentumsbestimmungen an Zufallsfunden – wurden zum Anlass der nun einsetzenden systematischen Grabungen im Hallstätter Gräberfeld durch Johann Georg Ramsauer.⁸⁶

Salzburg war vom Spätmittelalter bis 1803 ein geistliches Fürsterzbistum des Deutschen Reichs. Als Folge der Napoleonischen Kriege stand das Land zeitweilig unter französischer Verwaltung, 1810 erfolgte die Angliederung an Bayern, 1816 die endgültige Übergabe an Österreich. Es wurde als „Salzachkreis“ dem Erzherzogtum Österreich ob der Enns angeschlossen und erhielt erst 1848 eine eigene Landesverwaltung. Die archäologische Forschung war daher unterschiedlich geprägt: Die frühen Großgrabungen in den römischen Villen von Loig (1815) und Glasenbach (1817, Abb. 5) erfolgten teils noch unter bayerischer Ägide, wobei sogar ein Schutzbau über den Loiger Mosaikböden errichtet wurde (Abb. 6). Nach der Übernahme der Herrschaft durch die Habsburger wurden

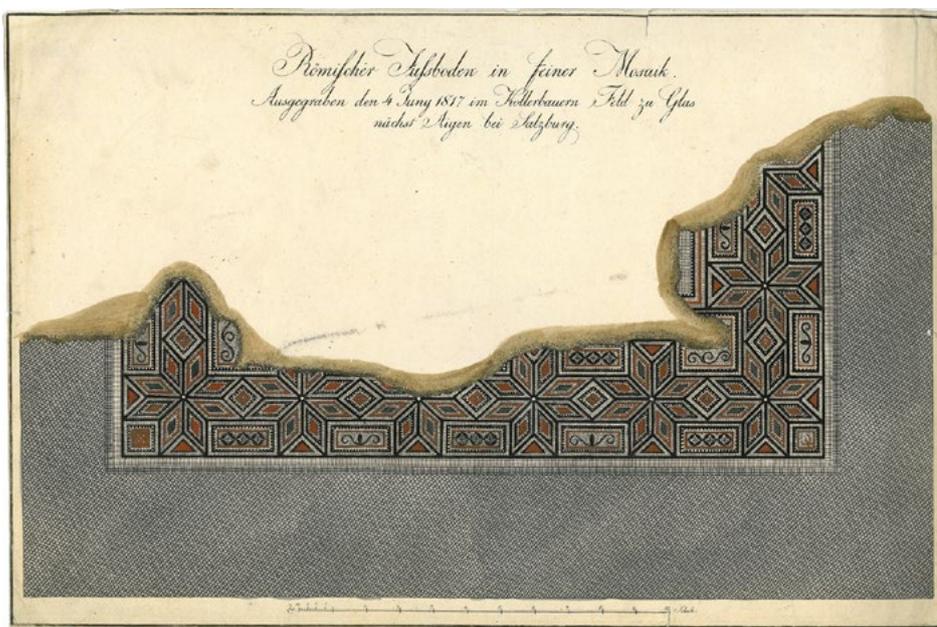


Abb. 5 Mosaikboden von 1817 der römischen Villa von Glasenbach. Bundesdenkmalamt, Wien, Abt. f. Archäologie, Archiv (Mappen der Central-Commission)



Abb. 6 Römische Villa von Loig bei Salzburg mit Untersberg und Schutzbau über den Mosaikböden, Franz Caucig, lavierte Federzeichnung. Akademie der Bildenden Künste, Wien

- 85 Hermann Ubell: Geschichte der kunst- und kulturhistorischen Sammlungen des Oberösterreichischen Landesmuseums. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 85, 1933, S. 181–344. – Raffler 2007 (Anm. 41), S. 259–261.
- 86 Margarita Pertlwieser: Johann Georg Ramsauer (1795–1874). In: Der Spurensucher. Bearb. Von Heidelinde Dimt. Ausst.Kat. Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz (Katalog des Oberösterreichischen Landesmuseums N.F. 93). Linz 1995, S. 9–30, bes. S. 15.

letztere abgenommen und in die Antikensammlung nach Wien und zur Ausgestaltung des kaiserlichen Lustschlosses nach Laxenburg verbracht.⁸⁷

Die Museumsgründung 1834 in der Stadt Salzburg entsprang einer bürgerlichen Initiative.⁸⁸ An einem Salzburger Beispiel lässt sich der Wettlauf um Spitzenfunde mit dem Münz- und Antikenkabinett exemplarisch darstellen. Der 1838 entdeckte Bronzehelm von Pass Lueg wurde dem bereits hoch betagten, bereits erwähnten ehemaligen Landrichter Andreas Seethaler zur Begutachtung übergeben. Dieser wollte – gesetzeskonform und seiner Verpflichtung als ehemaliger kaiserlicher Beamter entsprechend – den Helm an das kaiserliche Museum abgeben. Dass es dem Museumsgründer Vinzenz Maria Süss gelang, dies zu verhindern, wird noch heute mit Befriedigung vermerkt, ohne die rechtliche Problematik zu erwähnen.⁸⁹

Kärnten

Dank des reichen römischen Erbes gehört Kärnten zu den Ländern mit der längsten Forschungstradition,⁹⁰ wo seit dem Humanismus römische Steindenkmäler gesammelt wurden. Zugleich ist hier auch ein außerordentlich frühes Beispiel archäologischer Denkmalpflege anzuführen. Der Kärntner Beamte Johann Dominikus Prunner von Sonnenfeld setzte sich Zeit seines Lebens mit dem antiken Virunum auseinander und war der erste, der dessen Steindenkmäler an einer eigens dafür gestifteten Kapelle bewahrte (Abb. 7).⁹¹ Ihm verdanken wir auch die Nachricht,



Abb. 7 Die in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts von Johann Dominikus Prunner gestiftete Kapelle am Zollfeld (Kärnten). Nach Hugo Charlemont, Römische Bildwerke aus Virunum. In: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Kärnten und Krain. Wien 1891, S. 56.

- 87 Pollak 2011 (Anm 3), S. 235, Abb. 215. – Franz Glaser: Schutzbauten im Ostalpenraum. In: Martin Müller, Thomas Otten, Wulf Rheidt (Hrsg.): Schutzbauten und Rekonstruktionen in der Archäologie. Von der Ausgrabung zur Präsentation. Xanten, 21.–23. Oktober 2009 (Xantener Berichte 19). Mainz 2011, S. 379–388, bes. S. 379.
- 88 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 259–261. – Heilingsetzer 2011 (Anm. 20), S. 105–106.
- 89 Erich Marx: Wie der Helm von Pass Lueg in das Salzburger Museum kam. In: Andreas Lippert: Die zweischaligen ostalpinen Kammhelme und verwandte Helmformen der späten Bronze und frühen Eisenzeit (Archäologie in Salzburg 6). Salzburg 2011, S. 149–155.
- 90 Manfred Alois Niegler: Die archäologische Erforschung der Römerzeit in Österreich. Eine wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.hist. Kl. Denkschriften 141). Wien 1980, S. 55–58. – Manfred Alois Niegler: Archäologie. In: Carinthia 184, 1994, S. 121–154.
- 91 Ingrid Prunner: Johann Dominikus Prunner von Sonnenfeld. Beamter und Altertumsforscher aus Leidenschaft. In: Franziska Beutler, Wolfgang Hameter (Hrsg.): „Eine ganz normale Inschrift“ ...und ähnliches zum Geburtstag von Ekkehard Weber. Festschrift zum 30. April 2005 (Althistorisch-epigraphische Studien 5). Wien 2005, S. 665–669. – Franz Glaser: Die Antoniuskapelle des Johannes Dominicus Prunner. In: Franz Glaser (Hrsg.): Die Strahlen von St. Egid, Festschrift der Stadthauptpfarre in Klagenfurt. Klagenfurt 2008, S. 97–117.

dass Münzfunde vom Magdalensberg in der Münzstätte im nahen St. Veit an der Glan eingeschmolzen und damit wahrscheinlich die Besitzrechte der Landesherrn an Schätzen wahrgenommen wurden.⁹²

Trotz weiterer Forschungen und Bestandsaufnahmen durch engagierte Forscher und Sammler in den Ruinen Virunums, darunter Erzherzogin Marianna,⁹³ blieb von den zustande gekommenen Fundbeständen mit Ausnahme der Inschriften- und Skulpturensammlung des Arztes Johann Gottfried Kumpf so gut wie nichts erhalten. Die Habsburgerin wendete dafür die enorme Summe von 10.000 Gulden auf,⁹⁴ ohne dass sich die erhofften großen Erfolge, wie der epigrafische Nachweis des Namens der Stadt, einstellten.⁹⁵

Die Beschreibungen des 19. Jahrhunderts zeigen den damals exzellenten Erhaltungszustand der römischen Ruinen des Zollfeldes, die systematisch nach Altertümern durchsucht wurden, dabei aber die Hoffnung auf reiche und qualitätsvolle Funde nicht erfüllten.⁹⁶ Zutreffend und für seine Zeit überaus weitsichtig formuliert Fürst Friedrich von und zu Liechtenstein 1844 die Erkenntnis, dass die Freilegung zur Zerstörung der Bauten für die Nachwelt führe, sodass die Gebäude nach von ihm finanzierten Grabungen wieder zugeschüttet wurden.⁹⁷

Ab 1811 wurde von einer „Gesellschaft von Vaterlandesfreunden“ die Zeitschrift *Carinthia, ein Wochenblatt für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung* herausgegeben, die seit ihren Anfängen immer wieder das römische Erbe des Landes behandelte.⁹⁸ Die Gründung des Geschichtsvereins und seines Museums in Klagenfurt 1844 setzte einen Impuls zur musealen Bewahrung und zur Gewinnung weiterer Funde, führte aber zugleich zu massiven Eingriffen in den damals noch ausgezeichnet erhaltenen Denkmalbestand Virunums und des Magdalensberges. Grabungen durch den Verein, später durch eine „Privatgesellschaft“ selbst fanden bald darauf im Bereich des noch nicht als solches erkannten Bühnentheaters statt (Abb. 8).⁹⁹ Da es an Mitteln für reguläre Grabungen fehlte, regte der Geschichtsverein gegen Entgelt beispielsweise den Grundeigentümer zu Grabungen in den frühkaiserzeitlichen Grabbauten des Magdalensberges an, was zur umfassenden Plünderung dieses einmaligen Denkmalensembles führte.¹⁰⁰

In dieselbe Zeit fallen auch die ersten Grabungen von „Alterthumsfreunden“ in Teurnia,¹⁰¹ blieben aber für eine weitere Generation die einzigen.

92 Johannes Dominicus Prunner: *Splendor antiquae urbis Salae, das ist Eine gantz neu producirte außführliche Beschreibung von dem Vrsprung vnd Situation der von Attila verwüsten Statt Sala [...]*. Klagenfurt 1691, S. 31.

93 Zwischen 1820 und 1856 fanden rund 12 Grabungskampagnen statt; Franz Glaser: *Frühwissenschaftliche Archäologie (1750–1850) in Kärnten. Forschungen und Funde in den Jahrzehnten vor und nach Napoleon*. In: *Rudolfinum, Jahrbuch des Landesmuseums Kärnten 2008 (2009)*, S. 75–88, bes. S. 76–79. – Glaser 2010 (Anm. 65).

94 Berechnungen der Index-Werte stehen erst ab 1820 zur Verfügung, schätzungsweise muss es sich um eine Summe von € 150.000,- bis 200.000,- gehandelt haben.

95 Schlosser 1911 (Anm. 65), S. 118–121. – Glaser 2010 (Anm. 65).

96 Beeindruckend die Dokumentation 1838 durch Michael Jabornegg von Altenfels; Glaser 2009 (Anm. 93), S. 78–79, Abb. 3.

97 Glaser 2009 (Anm. 93), Anm. 36

98 Die Zeitschrift wurde später vom Geschichtsverein für Kärnten übernommen. Aufsätze mit archäologischem Inhalt bilden nach wie vor einen Schwerpunkt.

99 Planskizze Mappe der Central-Commission zu Zl. 240/1855. – Glaser 2009 (Anm. 93), S. 79.

100 Pollak 2012 (Anm. 33), S. 174 mit Anm. 84.

101 Anton Ritter von Gallenstein: *Antike Funde aus den Ruinen von Teurnia (St. Peter im Holze, nächst Spittal in Oberkärnten)*. In: *Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 1*, 1849, S. 124–125. – Anton Ritter von Gallenstein: *Einige Worte über in den Sammlungen des kärntn. Geschicht-Vereines befindliche Alterthümer, und deren möglicherweise keltischen Ursprung*. In: *Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 2*, 1850, S. 147–150. – Glaser 2009 (Anm. 93), S. 79–80.

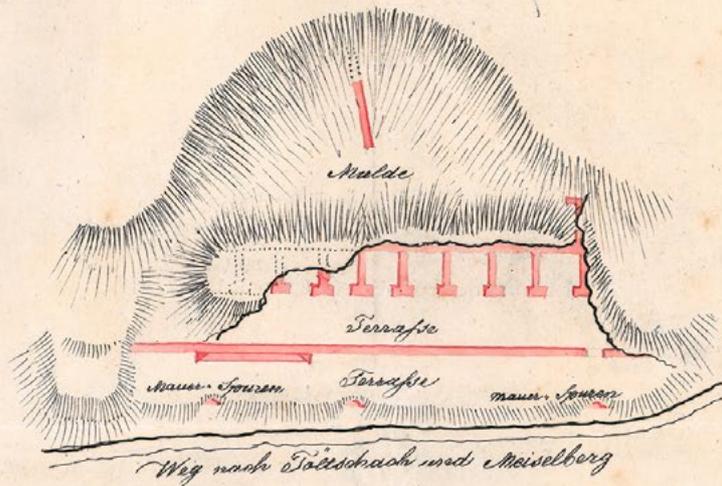
Ino. Z. 61

VII - 59

ad Z- 240 55

Herrn v. Hofrathsgabern, General-Dir. Hof. Bauwesen
von Czernig.

(Zur Illustration der Ausgrabungsergebnisse in dem Carinthia)



Die Ausgrabung der Ruinen zeigt ganz deutlich die Anlage.
 Nicht nur die gewöhnlichen Bauweisen, sondern die die
 Causseplanen von den Ruinen führen, sondern die
 ganz gelinde festsitzende Anlage mit demselben; aber so wie
 die die ersten Ausgrabungen gab, aber alle mit den
 Bauweisen, die man nicht mehr sieht. Man ist gewohnt, dass
 die Ruinen, die man nicht mehr sieht, die man nicht mehr sieht.

Die Ausgrabungsergebnisse sind sehr interessant, denn
 die Ruinen von Vörsen sind sehr interessant, denn

Begebenheit am
21. Oct. 1855

Mich. Jabornegg
k. k. Landesgen. Dir.



Abb. 8 Illustration der Ausgrabungsergebnisse, mitgeteilt in einem Brief vom 21. Oktober 1855 von Michael Jabornegg von Altenfels an die Central-Commission. Bundesdenkmalamt, Wien, Abt. f. Archäologie, Archiv, Archäologiezentrum Mauerbach

Steiermark

Wie so oft geht auch die steirische Sammlung römischer Inschriften auf die Zeit des Humanismus zurück.¹⁰² Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wurden die Ruinen und Hügelgräberfelder des Gebietes um Flavia Solva erstmalig wahrgenommen. Die regionale Geschichtsschreibung nimmt auch hier auf die römische Antike Bezug, wobei Josef Karl Kindermann sein 1790 erschienenes zweibändiges Werk *Beiträge zur Vaterlandskunde für Österreichs Einwohner* bezeichnet. Es enthält eine Kompilation der damals bekannten Inschriften.¹⁰³ Diese Tradition wird in allen weiteren geschichtlichen Landeskunden beibehalten. Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders hervorzuheben sind die umfangreichen Studien Albert von Muchars, der anhand antiker Schriftquellen und der noch wenig bekannten archäologischen Funde erstmals den Versuch unternahm, die ur- und frühgeschichtliche Entwicklung des Landes zu charakterisieren.¹⁰⁴

Das von Erzherzog Johann 1811 in Graz gegründete Joanneum war das älteste Museum auf heute österreichischem Boden und wurde zum Vorbild für bald folgende Neugründungen in Prag (1818/22), Brünn (1817) und Troppau (1814/18).¹⁰⁵ Zu seinen enzyklopädischen Sammlungsprinzipien, die auf die Erziehung und die „Beförderung alles Gemeinnützigen“ hielten, gehörten auch archäologische Funde aller Art. Der Aufbau der ursprünglichen Sammlung lehrt allerdings, dass diesen im Vergleich zur den naturwissenschaftlich-technischen Fächern eine noch untergeordnete Rolle zukam.

Ganz wesentlich wurde seine Rolle für die Entwicklung einer Landesidentität, die historisch und kulturell fundiert werden sollte. Dies geht schon aus dem Statut aus 1811 hervor, nach dem das Museum „des Vergangenen würdig, der Gegenwart gewachsen, für die Zukunft wohlthätig zu seyn“ hätte.¹⁰⁶

Noch im Gründungsjahr entzündete sich ein Konflikt mit dem Münz- und Antikenkabinett um die Eigentumsrechte am sogenannten Negauer Helmfund.¹⁰⁷ Diese „Benachteiligung“ des steirischen Museums gegenüber der Wiener Sammlung, die auf dem gesetzlichen Eigentumsanspruch der Landesfürsten an Schatzfunden beruht, geriet in der Folge zu einem bis in die Gegenwart tradierten Topos der steirischen Landesarchäologie,¹⁰⁸ die jedoch im selben Atemzug festhält, dass zahlreiche Funde an das Grazer Museum gelangten, zumeist aber in unbekanntem Privatsammlungen versickerten.¹⁰⁹

1843 konstituierte sich schließlich der Historische Verein für Innerösterreich, dessen Kompetenzbereich sich ursprünglich auch auf Kärnten (bis 1844) und Krain im heutigen Slowenien erstreckte.

Tirol und Vorarlberg

Tirol brachte mit Anton Roschmann den ersten und wichtigsten Vordenker archäologischer Denkmalpflege der Monarchie hervor.¹¹⁰ Als Innsbrucker Hofarchivar und -bibliothekar wollte Roschmann auf Wunsch Maria Theresias die „Grundlagen der vaterländischen Geschichte“ („historiae

102 Markus Handy: Zur Erforschungsgeschichte von Flavia Solva. In: Elisabeth Krenn, Ursula Schachinger (Hrsg.): *Neue Forschungen aus Flavia Solva* (Archäologische Gesellschaft Steiermark, Beih. 3). Graz 2003, S. 25–64.

103 Handy 2003 (Anm. 102), S. 34.

104 Z. B. Albrecht Muchar: Das altceltische Norikum oder Urgeschichte von Oesterreich, Steyermark, Salzburg, Kärnten und Krain. In: *Steyermärkische Zeitschrift* 1–4, 1821–1822 oder Albrecht Muchar: Versuch einer Geschichte der slavischen Völkerschaften an der Donau, um die erste Einwanderung und Festsetzung der Slaven in der Steyermark, in Kärnten und Krain zu bestimmen und zu erweisen. In: *Steyermärkische Zeitschrift* 9, 1828 (jeweils erschienen in mehreren Fortsetzungen). – Zu Leben und Werk zusammenfassend Niegl 1980 (Anm. 90), S.110–111.

105 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 127–128, 155–164, 183–188. – Friedl 2011 (Anm. 37).

106 Friedl 2011 (Anm. 37), S. 35.

107 Paul Reinecke: Der Negauer Helmfund. In: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission* 32, 1942, S. 117–198. – Karl/Wrolli 2011 (Anm. 36), S. 144. – Pollak 2012 (Anm. 33), S. 173.

108 Handy 2003 (Anm. 102), S. 38–39.

109 Handy 2003 (Anm. 102), S. 40–42.

110 Huber 2009 (Anm. 57). – Pollak 2010 (Anm. 3), S. 79–80. – Michael Huber: *In unum corpus colligamus! Dokumentation, Interpretation und Präsentation archäologischer Funde in Anton Roschmanns Inscriptiones*. In: Florian M. Müller, Florian Schaffenrath (Hrsg.): *Anton Roschmann (1694–1760). Aspekte zu Leben und Wirken des Tiroler Polyhistor*. Innsbruck 2010, S. 143–148.

patriae fundamenta“) darstellen. Sein 1756 abgeschlossenes Manuskript enthält erstmals für die habsburgischen Länder Gedanken zu den Kernaufgaben der archäologischen Denkmalpflege, die bis heute ihre Gültigkeit haben. Grundlegend sind die auf Lokalkennntnis und eigenem Augenschein beruhenden topografischen Studien, in denen Roschmann sowohl die Fundstellen als auch die erhaltenen sowie die bereits zerstörten oder verschollenen Fundobjekte vermerkte.¹¹¹ Dahinter steht neben allem Bedauern über Verlust und Zerstörung die Vorstellung, dass Dokumentation und Beschreibung eine alternative Form der Erhaltung darstellen. Als besten Schutz für Funde betrachtete er die zu seiner Zeit entstehenden großen Sammlungen, etwa die 1744 eröffnete Sammlung des Scipione Maffei in Verona, mit dem er zudem in intensivem wissenschaftlichem Austausch stand.¹¹² Grundsätzlich positiv beurteilte er die Anbringung von Steindenkmalen an Kirchen, während die römischen Meilensteine als sichtbare Zeichen der antiken Straßentrassen möglichst an ihrem Fundort belassen werden sollten: „Es wäre der alten tirolischen Geographie besser gedient gewesen, wenn sie an ihren Orten gelassen worden wären.“¹¹³ Roschmann richtete sein Augenmerk damit als erster auf die historische Kulturlandschaft Mitteleuropas, wie sie dem heutigen Verständnis von archäologischer Forschung und Denkmalpflege entspricht. Er konnte aber – dem damaligen Forschungsstand gemäß – noch nicht zwischen römischen und urzeitlichen Fundgegenständen unterscheiden,¹¹⁴ obgleich ihn die Unterscheidung der in der antiken Geschichtsschreibung überlieferten Ethnien beschäftigte.¹¹⁵ Roschmann war darüber hinaus auch für die landesfürstliche (habsburgische) Sammlung im Schloss Ambras zuständig.¹¹⁶

Die Bedeutung seiner Ideen wurde von den Zeitgenossen weder erkannt noch umgesetzt, so dass sie bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts unwirksam blieben, als sich seine Epigonen an führender Stelle im Münz- und Antikenkabinett sowie in Personalunion in der k. k. Central-Commission für die Erforschung und Erhaltung der Kunst und historischen Denkmale fanden.¹¹⁷

Als Folge der Niederlage in der Schlacht bei Austerlitz 1805 musste Österreich Tirol an das mit Frankreich verbündete Bayern abtreten. Die verfügten staatlichen Eingriffe – darunter die geplante Übertragung der Ambraser Sammlung nach München – waren Ursache der Tiroler Freiheitskämpfe unter Führung von Andreas Hofer. 1814 erfolgte die Wiedervereinigung mit den Habsburgischen Ländern. Die Gründung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum mit Kronprinz Ferdinand als Protektor im Jahr 1823 durch einen sich selbst als „vaterländisch“ bezeichnenden Verein strebte schwerpunktmäßig auch die Auseinandersetzung mit Geschichte und Altertumskunde an.¹¹⁸

Böhmen, Mähren und Schlesien

In jeder Hinsicht wissenschaftlich innovativstes Teilreich der Monarchie war Böhmen. Zu Ignaz von Borns „Böhmischer Gelehrten Privatgesellschaft“¹¹⁹ gehörte auch der Slawist Josef Dobrovský, der als „Vater der tschechischen Archäologie“ gilt und wesentlich zum Werden der Ur- und Frühgeschichtsforschung

111 Huber 2009 (Anm. 57), S. 509–511.

112 Huber 2009 (Anm. 57), S. 500–502. – Huber 2010 (Anm. 110), S. 147.

113 Zitiert nach Alfred Auer: Anton Roschmann und die Sammlungen auf Schloss Ambras. Ein Beitrag zur Museologie des 18. Jahrhunderts. In: Florian M. Müller, Florian Schaffenrath (Hrsg.): Anton Roschmann (1694–1760), Aspekte zu Leben und Wirken des Tiroler Polyhistor. Innsbruck 2010, S. 133–142, bes. S. 138.

114 Huber 2009 (Anm. 57), S. 358–371.

115 Huber 2009 (Anm. 57), S. 476–477.

116 Auer 2010 (Anm. 113).

117 Zur Personalunion von Wissenschaftlern an verschiedenen Institutionen und in der Denkmalpflege siehe Marianne Pollak: Hallstätter Funde in den Mappen der Central-Commission, Festschrift für Fritz Eckhart Barth. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien 139, 2009, S. 71–79.

118 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 252–258.

119 Das genaue Gründungsdatum ist unbekannt, die Gesellschaft nannte sich ab 1790/91 „Königliche Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften“; Reinalter 2001 (Anm. 6), S. 18. – Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 179–180. – Haubelt 2001 (Anm. 8), S. 116.

in der Habsburgermonarchie beitrug.¹²⁰ Im selben Kreis, ursprünglich landespatriotisch und sprachneutral, verkehrten auch der Geschichtsschreiber und Numismatiker Mikuláš Adaukt Voigt sowie der damals noch als Hauslehrer wirkende, später bedeutende Historiker František Martin Pelcl, der schon dazu tendierte, unter den „Böhmen“ ausschließlich die Tschechen zu verstehen.¹²¹ In diesem Kreis entstanden erste Studien zu einer aufgeklärten Geschichte der böhmischen Kultur und Überlegungen, ein Museum zu gründen.¹²² Das Gruppenbewusstsein dieser vorerst böhmischen Patrioten bezog sich im Verlauf der weiteren Entwicklung schließlich auch auf die gemeinsame Sprache.¹²³

Die ab 1775 herausgegebenen *Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Naturgeschichte, Mathematik und vaterländischen Geschichte* enthält schon im Titel eine der ältesten Erwähnungen dieses Begriffs, dessen Bedeutung sich mit der Definition durch Sonnenfels deckte.¹²⁴

Ausdruck des gesteigerten Interesses an der Vergangenheit nach den Napoleonischen Kriegen war die Gründung des „Vaterländischen Museums in Böhmen“ in Prag 1818 nach dem Vorbild des Grazer Joanneums. Es wurde in den 1820er Jahren in ein Nationalmuseum umgewandelt.¹²⁵ Der Aufbau der Sammlungen sollte all das berücksichtigen, was „die Natur und der menschliche Fleiß im Vaterlande hervorgebracht haben.“¹²⁶

Die vom Prager Museum ab 1827 auch in deutscher Sprache herausgegebene Zeitschrift, inhaltlich tschechisch-patriotisch ausgerichtet, trug den Titel *Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen*. Die 1830er Jahre brachten erste grundlegende Auseinandersetzungen mit den „slawischen Altertümern“ sowie „heidnischen Opferplätzen, Gräbern und Alterthümern“. Den für die habsburgischen Länder ungewöhnlich guten Forschungsstand mit rund 1.000 bis 1870 bekannt gewordenen Fundorten zeigt die Zusammenstellung von Karel Sklenář.¹²⁷ Trotzdem dauerte es bis in die 1880er Jahre, bis die archäologische und numismatische Sammlung eigenständige Abteilungen wurden. Das 1817 gegründete Mährische Landesmuseum in Brünn besaß ursprünglich keine historisch-archäologische Abteilung.¹²⁸

Nachdem 1742 der Großteil Schlesiens an Preußen gefallen war, verblieben nur die beiden Herzogtümer Troppau und Teschen bei Österreich. Die früheste Museumsgründung der Monarchie überhaupt war 1802 das Schulmuseum in Teschen/Czieszyn, das auch eine Schausammlung zur regionalen Geschichte aufwies. Es verdankt seine Entstehung Leopold Johann Scherschmik aus dem Kreis um Born.¹²⁹ 1814 folgte das Museum von Troppau/Opava als Musterbeispiel eines landespatriotisch orientierten Museums.¹³⁰ Für das Schlesische Landesmuseum ist eine intensive Auseinandersetzung mit den archäologischen Funden der Region nachweisbar,¹³¹ die auf der Tradition des in der Region ungewöhnlich frühen Interesses für archäologische Funde beruht.¹³²

120 Vladimir Salač: Abriss der Geschichte der Universitätsarchäologie in Tschechien bis zum Zweiten Weltkrieg. In: Johan Callmer u. a. (Hrsg.): Die Anfänge der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie als akademisches Fach (1890–1930) im europäischen Vergleich. Internationale Tagung an der Humboldt-Universität zu Berlin vom 13.–16. März 2003 (Berliner archäologische Forschungen 2). Rahden/Westf. 2006, S. 221–236, bes. S. 222.

121 Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 179–180. – Haubelt 2001 (Anm. 8), S. 114–115. – Salač 2006 (Anm. 120).

122 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 191.

123 Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 180.

124 Sonnenfels 1771 (Anm. 14).

125 Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 181, 185. – Salač 2006 (Anm. 120). – Raffler 2007 (Anm. 41), S. 189–246.

126 Zitiert nach Raffler 2007 (Anm. 41), S. 194.

127 Karel Sklenář: Ur- und frühgeschichtliche Funde in Böhmen bis 1870. Quellenbasis der romantischen Phase der böhmischen Archäologie (Fontes archaeologici Pragenses 36). Prag 2011.

128 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 247–251.

129 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 168.

130 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 170–171.

131 Ens 1835 (Anm. 43), S. 214–215.

132 Michal Mencel: Neutralisierung und historische Aneignung. Sammlungen schlesischer Altertumsforscher um 1700. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wivjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 124). Wiesbaden 2010, S. 229–237.

Galizien und Lodomerien

Galizien und Lodomerien mit der Hauptstadt Lemberg (Lwiw, Ukraine), der viertgrößten Stadt im damaligen Österreich, waren ab 1772 Teil der Habsburger Monarchie. Es handelt sich um eine Region, in der schon im 15. Jahrhundert ein Interesse an ur- und frühgeschichtlichen Funden nachweisbar ist.¹³³ Aber erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wird diese Fundlandschaft auch durch Berichte in den *Mitteilungen der Central-Commission* in der österreichischen Fachwelt rezipiert. Das besondere Bewusstsein für das kulturelle Erbe zeigt eine galizische Gubernialverordnung von 1802, die das Abtragen von Ruinen und Schlössern verbot.¹³⁴

Königreich Ungarn mit Kroatien, Siebenbürgen, Slowakei und Burgenland

Das Königreich Ungarn setzte sich aus großen Einzelregionen und Komitaten zusammen, die vielfach zu den heutigen Nachbarstaaten Österreichs gehören. Ungarn hatte von allen Ländern der Monarchie die am weitesten reichende Autonomie und die größte Zahl verschiedener Ethnien. Als selbstständiges Königreich mit eigenem Reichstag anerkannt, wurde es von den Habsburgern als Erbkönigtum regiert. Wegen seiner Zugehörigkeit zu den antiken Provinzen Dakien und Pannonien gehörte Ungarn zu den archäologisch bedeutendsten Gebieten der Monarchie.

Nach den 1622/23 bereits von Martin Opitz gesammelten dakischen Inschriften, von denen ein Silvanus-Altar aus Zlatna heute den Aufgang zum Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien zierte,¹³⁵ fand der historische Bergbau Siebenbürgens (Rumänien) die Aufmerksamkeit Borns, der auch eine Münzsammlung besaß.¹³⁶ Bei seiner dem Bergbau gewidmeten Studienreise interessierte er sich auch für die Spuren des urzeitlichen und römischen Bergwesens.¹³⁷ In Briefen erwähnt er den Alten Mann in den Bergwerken von Saska/Felsőbánya (Baia Sprie, Ungarn)¹³⁸ und Neumoldowa, Kreis Caraş-Severin (Moldova Nouă, Rumänien),¹³⁹ römische Inschriften Dakiens¹⁴⁰ sowie die Überreste historischer Goldwäscherei in der Gegend von Temeswar/Timişoara.¹⁴¹ Diese ersten Bestandsaufnahmen wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in nach wie vor grundlegenden Studien fortgesetzt.¹⁴²

Das heutige Museum in Hermannstadt (Sibiu, Rumänien) als eines ältesten der Monarchie verdankt seine Gründung dem aufgeklärten kaiserlichen Gubernator (1777–1787) Samuel von Brukenthal, der seine umfangreiche Privatsammlung, darunter Münzen und Antiquitäten, der Sächsischen Nations-

133 Cornelia Wollf: Die Beschreibung ur und frühgeschichtlicher Funde in handschriftlichen und gedruckten Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 124). Wiesbaden 2010, S. 67–89, bes. S. 71–75.

134 Brückler 1991 (Anm. 32), S. 161.

135 Harald Bollbuck: Imitation, Allegorie, Kritik – Antikenfunde bei Martin Opitz. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 124). Wiesbaden 2010, S. 311–341.

136 Mutschlechner 2001 (Anm. 9). – Reinalter 2001 (Anm. 6), S. 14.

137 Ignaz von Born: Briefe über mineralogische Gegenstände auf seiner Reise durch das Temeswarer Banat, Siebenbürgen, Ober- und Nieder-Hungarn, an den Herausgeber derselben, Johann Jacob Ferber geschrieben. Frankfurt a.M., Leipzig 1774.

138 Born 1774 (Anm. 137), S. 32–33.

139 Born 1774 (Anm. 137), S. 42

140 Born 1774 (Anm. 137), S. 106, 115. – Zu ihrer Erfassung durch Martin Opitz schon Jahrzehnte vorher siehe Bollbuck 2010 (Anm. 135).

141 Born 1774 (Anm. 137), S. 80.

142 Zum heutigen Forschungsstand zum historischen Bergbau der Region siehe Rainer Sotta, Volker Wollmann, Ion Dordea: Silber und Salz in Siebenbürgen (Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum 173). Bochum 2010. Dort wird nach wie vor auf die ersten umfassenden Studien Michael Ackners, evangelischem Pfarrer in Hammersdorf (Guşterita/Szenterzsébet, RO), Korrespondent der Central-Commission, verwiesen: Michael J. Ackner: Decennial-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855. In: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 1, 1856, S. 85–87, 93–103, 126–132, 153–158.

universität in Siebenbürgen vermachte.¹⁴³ Seine Studien führten zu einer 1782 erlassenen Verordnung, Münzfunde einer Bestimmung im Wiener Münzkabinett zuzuführen.¹⁴⁴

Der magyarische Nationalismus fußte auf dem historischen Mythos des Reiches mit der heiligen Stephanskrone und des jahrhundertelangen Abwehrkampfes gegen die Osmanen.¹⁴⁵ Er kristallisierte sich neben Budapest vor allem in den Komitatsstädten Sopianae (Pecs/Fünfkirchen),¹⁴⁶ Scarbantia (Sopron/Ödenburg)¹⁴⁷ und Savaria (Szombathely/Steinamanger)¹⁴⁸ auf antiker Grundlage heraus. Ziel früher Studien waren auch die gut erhaltenen Geländedenkmale des pannonischen Limes, dessen systematische Erforschung erst nach der Revolution 1848 einsetzte.¹⁴⁹ Die Studien blieben auf die Erfassung und Beschreibung der Funde beschränkt.

Die Anfänge einer erhaltenden archäologischen Denkmalpflege sind mit dem Namen István Schoenvisner (Stephan Schönwiesner) verbunden. Dieser verfasste in lateinischer Sprache, damals Amts- und Umgangssprache der Gebildeten, zahlreiche Studien zu den antiken Städten in Ungarn und führte selbst archäologische Grabungen durch. Auf sein Betreiben entstand um 1778 über dem römischen Militärbad in Aquincum/Budapest der erste Schutzbau der Habsburger-Monarchie.¹⁵⁰ Das Vorhaben wurde sogar von Maria Theresia gefördert.

Das Ungarische Nationalmuseum in Budapest war seit seiner Gründung Symbol der nationalen Unabhängigkeit Ungarns.¹⁵¹ Ausgangspunkt war die Sammlung des Grafen Ferenc Széchényi, die 1802 als Schenkung „an das Vaterland“ allgemein zugänglich gemacht wurde. 1807 erfolgte die Umbenennung in Nationalmuseum. Zu Széchényis Beratern gehörte István Schoenvisner, zu den wichtigsten Förderern des neuen Museums Erzherzog Joseph Anton, der für den Erwerb von Münzen und Altertümern sorgte. Széchényis Sohn István unterstützte die Gründung einer Ungarischen Akademie der Wissenschaften mit dem namhaften Betrag von Betrag von 60.000 Gulden. Sie sollte Nationalgeist und Nationalsprache fördern.¹⁵²

Ungarn erließ 1881 als einziges der habsburgischen Länder ein Denkmalschutzgesetz und nahm auch darin eine Vorreiterrolle ein.¹⁵³ Kroatien war seit 1102 staatsrechtlich mit Ungarn verbunden; Pläne zur Gründung eines Nationalmuseums und einer Nationalbibliothek in Agram (Zagreb, Kroatien) scheiterten.¹⁵⁴

Königreich Lombardo-Venetien

Als Folge des spanischen Erbfolgekrieges waren Mailand (1714–1796) und Parma (1735–1796) österreichisch und bildeten nach den napoleonischen Kriegen von 1814 bis 1861 das Königreich „Lombardo-Venetien“. Das Gebiet hatte eine verfassungsrechtliche Sonderstellung.

Die vermutlich 1688 gegründete Mailänder Akademie hatte ihre Vollmacht von Kaiser Karl VI. 1716 und von Maria Theresia 1744 bestätigt erhalten.¹⁵⁵ Darin wurde unter anderem bestimmt,

143 Georg Adolf Schuller: Samuel von Brukenthal. München 1969. – Raffler 2007 (Anm. 41), S. 174–176.

144 Pollak 2012 (Anm. 33), S. 173.

145 Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 169.

146 Gábor Olivér u. a.: Sopianae. In: Marjeta Šašel Kos, Peter Scherrer (Hrsg.): Die autonomen Städte in Noricum und Pannonien (Situla 42). Ljubljana 2004, S. 269–294, bes. S. 269.

147 János Gömöri: Scarbantia. In: Marjeta Šašel Kos, Peter Scherrer (Hrsg.): Die autonomen Städte in Noricum und Pannonien (Situla 42). Ljubljana 2004, S. 81–92, bes. S. 81–82.

148 Peter Scherrer: Savaria. In: Marjeta Šašel Kos, Peter Scherrer (Hrsg.): Die autonomen Städte in Noricum und Pannonien (Situla 42). Ljubljana 2004, S. 53–80, bes. S. 55.

149 Zolt Visy: Der pannonische Limes in Ungarn. Stuttgart 1988, S. 9–14.

150 Visy 1988 (Anm. 149), S. 13. – Melinda Kaba: *Thermae maiores Legionis I. Adiutricis* (Monumenta Historica Budapestinensia 7). Budapest 1991, bes. S. 81–82.

151 Raffler 2007 (Anm. 41), S. 262–309.

152 Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 173–174.

153 Visy 1988 (Anm. 149), S. 14. – Brückler 1991 (Anm. 32), S. 162–163.

154 Rumpler 1997 (Anm. 13), S. 188–189.

155 Norbert Wibiral: Prolegomena zum Denkmalschutz im alten Österreich. In: Lutz Heinrich u. a.: Beiträge zur Neueren Geschichte Festschrift für Hans Sturmberger zum 70. Geburtstag (Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 14). Linz 1984, S. 435–448.

dass kein Steinmetz, Ausgräber, Kalkbrenner, Maurermeister oder Anstreicher antike Skulpturen zerstören oder verändern dürfe, ohne dass diese vorher von der Akademie untersucht worden wären. Die Mailänder Verordnung als älteste der Monarchie orientierte sich zweifellos an der vorbildhaften päpstlichen Gesetzgebung seit dem 16. Jahrhundert, betraf aber in Gegensatz dazu ausschließlich Kunstwerke, nicht aber antike Bauten oder archäologische Funde allgemein.¹⁵⁶

Toskana

Nach dem Tod des letzten Medici 1737 gelangten Florenz und die Toskana über Franz Stephan von Lothringen an die Habsburger, bei denen es mit der Unterbrechung durch die Napoleonischen Kriege bis 1859 verblieb. Im Großherzogtum erregten die etruskischen Altertümer seit der Renaissance großes Interesse, sodass bereits im 18. Jahrhundert umfangreiche einschlägige Sammlungen bestanden.¹⁵⁷

Während der Aufklärung begann aufgrund der von Giambattista Vico in der Schrift *Scienza Nuova* von 1725 entwickelten Ideen eine Periode der Gliederung in Einzeldisziplinen und einer Neuordnung des Wissens. Darunter nahm die Geschichtswissenschaft eine hervorragende Rolle ein und führte unter Pietro Leopoldo, dem späteren Kaiser Leopold II., in der Toskana zu ungewöhnlichen und in keiner anderen Region der Monarchie umgesetzten Reformen.¹⁵⁸

Dieser Sohn Maria Theresias und Franz Stephans von Lothringen ließ die Toskana zu einer aufklärerisch-reformerischen Modellregion werden, was von der katholischen Reaktion entschieden bekämpft wurde. Die Reformer waren sich der geschichtlichen Prägung der Gesellschaft bewusst, sodass die Umsetzung bei richtiger Anwendung dem Nutzen aller Menschen dienen sollte. Die Rückbesinnung auf die Etrusker spielte dabei eine wesentliche Rolle.

1770 initiierte Pietro Leopoldo mit der organisatorischen Neuorientierung der Florentiner Sammlungen nach dem Vorbild des British Museum in London den Beginn der modernen Museumsge­schichte der Monarchie.¹⁵⁹ Es erfolgte nicht nur die Transformation der alten Schatz- und Kunst­kammer zum modernen Museum, sondern auch dessen konsequente Öffnung.

Die berühmten florentinischen Sammlungen der Medici wurden in einen funktionalen Zusammen­hang gebracht, katalogisiert und durch bedeutende Bestände, wie die Sammlung Galluzzi in Volterra,¹⁶⁰ und antike Skulpturen aus der Villa Medici in Rom bereichert.¹⁶¹ 1773 ordnete Joseph Hilarius Eckhel, Direktor des Wiener Münzkabinetts, die Münzsammlung nach den in Wien entwickelten Prinzipien.

Königreich Illyrien (Krain, Küstenlande, Dalmatien)

Für das aus Kärnten, Teilen der Steiermark, Krain, den Küstenlanden und Dalmatien bestehende Königreich Illyrien, ein 1816 im Gefolge der Napoleonischen Kriege entstandenes künstliches Ge­bilde, lassen sich keinerlei übergreifende kulturpolitische Aktivitäten beobachten. Die Regionen

156 Vgl. Lorenz Wolf: Kirche und Denkmalschutz. Die päpstliche Gesetzgebung zum Schutz der Kulturgüter bis zum Untergang des Kirchenstaates im Jahr 1870 (Kirchenrechtliche Bibliothek 7). Münster 2003.

157 Giovannangelo Camporeale: Die Etrusker, Geschichte und Kultur. Düsseldorf, Zürich 2003, S. 22–47.

158 Adam Wandruszka: Leopold II. Erzherzog von Österreich, Großherzog von Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser. 2 Bde. Wien, München 1963/65. – Achatz von Müller: Scienza Nuova. Aufklärung und Disziplinierung der Wissenschaften im Konzept der josephinischleopoldinischen Reformen. In: Karlheinz Wirnsberger (Hrsg.): Erzherzog Johann – Visionär der Habsburger. Symposium am 15. Mai 2009, Universalmuseum Joanneum, Jagdmuseum Schloss Stainz. Graz 2009, S. 8–13.

159 Gunnar Mikosch: Die Anfänge des modernen Museums. Von der Auflösung der Kunst und Wunderkammern zur rationalen Segmentierung der öffentlichen Sammlungen im Kontext der josephinischleopoldinischen Reformen in Österreich und in der Toskana. In: Karlheinz Wirnsberger (Hrsg.): Erzherzog Johann – Visionär der Habsburger. Symposium am 15. Mai 2009, Universalmuseum Joanneum, Jagdmuseum Schloss Stainz. Graz 2009, S. 14–27.

160 Zur Situation in Volterra im 18. Jahrhundert vgl. Camporeale 2003 (Anm. 157), S. 471–473.

161 Wandruszka 1963/65 (Anm. 158), Bd. 2, S. 59–63. – Helga Peham: Leopold II. Herrscher mit weiser Hand. Graz, Wien, Köln 1987, S. 159–160.



Abb. 9 Aquileia, aquarellierte Zeichnung, Ausschnitt einer Druckvorlage. Bundesdenkmalamt Wien, Planarchiv

an der nördlichen Adria hatten aber eine besondere Dynamik, die auf den sichtbaren römischen Ruinen beruht. Das napoleonische Zwischenspiel führte hier zu ersten denkmalpflegerischen Impulsen, die mit dem Namen von Pietro Nobile aufs engste verknüpft sind.

Bedeutendster Fundort war Aquileia (Abb. 9).¹⁶² Das erste Privatmuseum in Aquileia ging auf den Domherrn, Sammler und Geschichtsschreiber Giandomenico Bertoli zurück. In der Zeit der französischen Besetzung gab es erste Überlegungen, ein staatliches Museum einzurichten, für das sich der Künstler Leopoldo Zuccolo einsetzte. Ab 1815 war der vor allem mit der Trockenlegung der Sümpfe betraute k. k. Wasserbau-Inspector Hieronymus Moschettini für archäologische Belange verantwortlich. Er stand dabei in engem Kontakt mit dem Wiener Münz- und Antikenkabinett, das er mit hochwertigen Funden belieferte, sodass er 1821 sogar eine kaiserliche Ehrung erfuhr.

162 Pollak 2011 (Anm. 62).

1828 gelangten die letzten von Moschettini zustande gebrachten Funde ans Wiener Museum. Die Gründung eines archäologischen Museums in Aquileia erfolgte Jahrzehnte später.¹⁶³

Die erste Gründung eines auf Archäologie und Geschichte spezialisierten Museums wurde 1817 in Cividale del Friuli durch den Domherren Graf Michele della Torre Valsassina aus dem italienischen Zweig der Thurn und Taxis veranlasst.¹⁶⁴ Er erhielt 1816 von Franz I. den Auftrag, im Forum Iulii, dem antiken Vorläufer von Cividale del Friuli, Ausgrabungen durchzuführen. Die Funde der Untersuchungen zwischen 1817 und 1826 gelangten ursprünglich in die Ordensschule der Padri Somaschi im Vorort San Pietro, 1899 dann in den Palazzo Nordis im Stadtzentrum.

In den Küstenlanden wurde erstmals antike Bausubstanz restauriert.¹⁶⁵ Die theoretischen Grundlagen beruhen nicht auf den wissenschaftlichen Erkenntnissen von Archäologen, sondern von Architekten und später Kunsthistorikern, die ihre Ideen aus Italien und Frankreich bezogen. Diese Länder waren aufgrund des eigenen archäologischen Erbes der klassischen Antike in Praxis und Theorie federführend. Die päpstliche Gesetzgebung in Rom hatte Vorbildcharakter. Die Auseinandersetzung mit Konservierung und Präsentation setzte daher zur Zeit der französischen Besetzung der Küstenlande von 1809 bis 1813 ein.

Die ersten und jahrzehntelang einzigen staatlich geförderten Konservierungsarbeiten der Habsburgermonarchie erfolgten daher 1816/17 in Pola. Im April 1816 besuchte Franz I. in Begleitung Nobiles, damals Baudirektor für Triest und Istrien, die obere Adria.¹⁶⁶ Nobile sollte als Lieblingsarchitekt des Kaisers später an der klassizistischen Ausgestaltung der Haupt- und Residenzstadt Wien mitwirken. Die Reise ist auch unter dem politischen Aspekt der eben erst erfolgten Wiedergewinnung der Küstenlande und der regionalen Kulturförderung zu verstehen.

Der im Schweizer Tessin geborene und in Triest aufgewachsene Nobile hatte sein Studium in Rom und Wien durch umfangreiche Studien in Italien ergänzt und sich besonders mit den Monumenten der klassischen Antike sowie der Architektur und Architekturtheorie der Renaissance auseinandergesetzt. In Rom nahm er von 1801 bis 1806 zudem bei Giuseppe Valadier und Antonio Canova Unterricht, die ihm als Verfechter von Denkmalschutzgesetzen eine besondere Sensibilität für die Antike vermittelten. Nach Triest versetzt und unter dem französischen Regime zum „Direttore delle Pubbliche Fabbricche“ für die Illyrischen Provinzen ernannt, waren ihm umfangreiche Untersuchungen an antiken Bauten und deren Erhaltungszustand möglich. Dabei entstanden mehr als 200 heute weitgehend verschollene Zeichnungen. Der Katalog jener Monumente, die der konservatorischen Fürsorge bedurften, sollte dem Statthalter von Illyrien, Graf Henri-G(r)atien Bertrand, präsentiert werden. Als Franz I. im April 1816 im nun wieder habsburgischen Pola weilte, überzeugte Nobile den Kaiser von der Notwendigkeit weiterer Maßnahmen.

Zwischen 1818 und 1849 leitete Nobile die Architekturschule der Akademie der Bildenden Künste in Wien, sodass über diesen Umweg die Ideen der italienischen und französischen Denkmalpflege Eingang in die österreichische Restaurierungspraxis fanden.

Fazit

Der im 19. Jahrhundert entdeckte und am Beginn der Nationalstaatlichkeit stehende Mythos einer gemeinsamen Geschichte und Kultur wurde für die Einzelvölker der Monarchie verbindlich. Wegen der Vielfalt der ethnischen Gruppen in den einzelnen Ländern war das humanistische, demokratische und im 19. Jahrhundert fortschrittliche Konzept des Nationalstaates, das vielfach zu einer besonderen Wertschätzung des kulturellen Erbes führte, für die habsburgischen Länder keine Al-

163 Pollak 2011 (Anm. 62), S. 13.

164 Alvise Zorzi: Notizia guida e bibliografia dei R. R. Museo archeologico, archivio e biblioteca già capitolari ed antico archivio comunale di Cividale del Friuli. Cividale 1899. – Marzia Troi: Breve storia del Museo archeologico di Cividale del Friuli, attraverso l'attività dei suoi direttori. In: Forum Iulii 24, 2000, S. 73–83.

165 Pollak 2011 (Anm. 3).

166 Pollak 2011 (Anm. 3), S. 232 mit Bibliografie Anm. 33–35.

ternative.¹⁶⁷ Das „Vaterländische“ stand für Länder und Teilreiche und ihre spezifische regionale Kultur. Der angestrebte umfassende Nationsbegriff für alle habsburgischen Länder konnte nicht erreicht werden.

Im Kaiserhaus wurde Archäologie als persönliche Liebhaberei oder allgemeine Sammelleidenschaft betrieben,¹⁶⁸ doch unterließen die Habsburger zum Unterschied von anderen europäischen Dynastien die bewusste Förderung von Altertumswissenschaften und Denkmalpflege. Der Widerstand von Adel und Kirche machte denkmalrechtliche Regelungen bis über das Ende der Monarchie hinaus unmöglich, sodass im Gegensatz zu den sonstigen Zentralisierungsbemühungen keine einheitlichen Normen für das Fund- und Grabungswesen galten, obwohl Franz I. von Österreich deren Notwendigkeit erkannt hatte.

Für die zweite Hälfte des 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders auffallend ist die Dichotomie zwischen Peripherie und Zentrum. Aus Regionen und Teilreichen kamen die ersten und wichtigsten Impulse für die Entwicklung von Museologie und archäologischer Denkmalpflege. Die großen deutschsprachigen und agrarisch geprägten Länder Nieder- und Oberösterreich sowie das politische Zentrum Wien vollzogen den Schritt zu archäologischer Forschung und Denkmalpflege erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit großer Verzögerung, während in anderen Regionen Forschung und Sammlung längst betrieben wurden. Eine Untersuchung der Netzwerke der beteiligten Wissenschaftler und Museen wäre eine reizvolle und die Forschungsgeschichte aller Nachfolgestaaten lohnende Aufgabe, da speziell auch für die Altertumswissenschaften Einzelpersönlichkeiten mit integrativen Funktionen nachweisbar sind und überdies höchst mobil waren.¹⁶⁹ Anton Roschmann, Ignaz von Born, Joseph Hilarius Eckhel, Pietro Nobile und Friedrich von Kenner mit ihren vielfältigen Interessen und Wirkungskreisen seien als Beispiele genannt.

Die 1850 eingerichtete Central-Commission, 1873 reorganisiert und um eine Sektion I. für „Objecte der prähistorischen Zeit und der antiken Kunst“ erweitert, trat ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vehement für die Erhaltung des archäologischen Erbes ein und machte es sich zur Aufgabe, auf die Gründung historischer und archäologischer Lokal- und Landesvereine hinzuwirken.¹⁷⁰ Ihre Tätigkeit führte zu einer intensiven und fruchtbringenden Auseinandersetzung mit dem archäologischen Erbe, war aber nur bedingt erfolgreich, da sie Zeit ihres Bestehens auf eine nur beratende Funktion beschränkt blieb und zudem über ein nur bescheidenes Budget verfügte.

Da Theorien und Lösungsmodelle von den Gelehrten in der Habsburgermonarchie früher als anderswo in Mitteleuropa entwickelt wurden, hätten für die österreichische archäologische Denkmalpflege bei etwas politischem Glück hervorragende Ausgangsbedingungen bestanden. Diese wurden aufgrund des Desinteresses der habsburgischen Regenten sowie des Versagens der politischen und religiösen Eliten nicht genutzt. Bis heute fehlt dem Denkmalschutzgedanken daher jener gesellschaftliche Rückhalt, der erfolgreiche Denkmalpflege erst möglich macht.

167 Pollak 2010 (Anm. 3), S. 86–87.

168 Claudia Ertl, Daniel Modl: Die Habsburger zwischen Antikenschwärmerei und Archäologie. In: Akten des 14. Österreichischen Archäologentages am Institut für Archäologie der Universität Graz vom 19. bis 21. April 2012. Graz 2014, S. 99–113.

169 Vgl. Raffler 2007 (Anm. 41), S. 311–329.

170 Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 1, 1856, S. 32.

Hofreise mit Folgen

Die denkmalschützerischen Bestrebungen des österreichischen Kaisers Franz I. am Beispiel der antiken Reste von Pola/Pula (1816)

Brigitta Mader

Mit dem Fall Venedigs im Jahre 1797 kam Österreich durch den Friedensschluss von Campo Formio in Besitz ganz Istriens, dessen innerer Bereich – die Grafschaft Mitterburg (Pazin, Kroatien) – seit jeher eng mit der Geschichte der österreichischen Länder und Geschlechter verbunden war. Die sogenannte Erste Österreichische Herrschaft sollte jedoch nicht von langer Dauer sein. Napoleon war im Vormarsch und nach der Schlacht von Austerlitz ging Istrien 1805 im Frieden von Pressburg gemeinsam mit Venedig und Dalmatien an das neugebildete Königreich Italien. Aber auch die französische Domäne währte nicht lange, denn als Österreich im August 1813 Frankreich den Krieg erklärte, besetzte es Venetien und die Illyrischen Provinzen, zu denen nunmehr auch Istrien gehörte. Auf dem Wiener Kongress wurden die Illyrischen Provinzen definitiv Österreich zugesprochen und damit in Istrien die Zweite Österreichische Herrschaft eingeleitet, die erst ein Jahrhundert später mit dem Zusammenbruch der k.u.k. Monarchie ihr Ende fand.

Bereits im Mai 1816 besuchte Kaiser Franz I.¹ das gerade wieder an Österreich gekommene Istrien im Zuge einer längeren Hofreise, die ihn von Frankreich über Venetien und Friaul bis an die obere Adria und anschließend nach Krain und die Steiermark führte. Einem dichten Programm folgend, durchquerte Franz die gesamte istrische Halbinsel. Wie üblich hielt er auch diesmal alle Einzelheiten der Reise schriftlich fest. Eine Gewohnheit von der im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv in den Beständen des Hausarchivs (1438–1918) unter Hofreisen Kaiser Franz I.² mehrere Kartons von Reisenotizen auf einfachen zu schmalen Faszikel zusammengehefteten Blättern in meist A5 oder Quartformat beredtes Zeugnis ablegen. Die vom Kaiser eigenhändig überwiegend mit Bleistift verfassten und erst nachträglich mit Feder und Tinte kopierten Aufzeichnungen gehen weit über das übliche Maß persönlicher Notizen und Bemerkungen hinaus. Sie bieten vielmehr in wohlgeordneter Form einen Reichtum an detaillierten Informationen, der an die in der Kameralistik übliche Systematik zur umfassenden Bestandsaufnahme des Staates und seiner Bewohner denken lässt und durchaus den Anschein erweckt, dass Franz diesem Muster folgte, wodurch er in geradezu multidisziplinärer Art Aufschluss über die von ihm bereisten Gebiete gibt.

Da finden sich nämlich Angaben zu Landschaft, Flora und Fauna, zu historischen Ereignissen, zu Bevölkerung, Religion, Sprachen und Brauchtum, zu wirtschaftlichen Verhältnissen, Handel und Gewerbe, zu Justiz-, Militär-, Schul- und Gesundheitswesen und dergleichen mehr; ja sogar der Zustand der Straßen findet Erwähnung. Ebenso eingehend werden sogenannte Sehenswürdigkeiten – kirchliche und weltliche Baudenkmäler oder Einrichtungen wie Bibliotheken und Museen –, nicht

- 1 Franz II. (I.), als ältester Sohn von Kaiser Leopold II. in Florenz geboren, folgte seinem Vater nach dessen Tod 1792 als Franz II. auf den römisch-deutschen Kaiserthron. Mit der Ausrufung Napoleons zum erblichen Kaiser der Franzosen nahm Franz II. am 11. August 1804 den Titel eines Kaisers von Österreich (Franz I.) an. Aus den alten habsburgischen Erbländern wurde gemeinsam mit den Königreichen Böhmen und Ungarn das erbliche Kaisertum Österreich gebildet. In der Gründung des Rheinbundes und dem damit verbundenen Austritt der Mitglieder aus dem Reichsverband aber sah Franz schließlich das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Er beschloss, die Kaiserkrone als Franz II. am 6. August 1806 niederzulegen, erklärte gleichzeitig das Kaisertum für erloschen sowie das Reich für aufgelöst und regierte fortan als österreichischer Kaiser Franz I.; s. Lorenz Mikoletzky: Franz II. (I.). In: Brigitte Hamann (Hrsg.) Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon. Wien, München 2001, S. 130–134, bes. S. 131–132.
- 2 Wien, Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Habsburgisch-Lothringische Hausarchive (12. Jahrhundert – 1918), Hofreisen Kaiser Franz I. (im Folgenden: ÖStA-HHStA/HR).

zuletzt aber auch antike Bauwerke, archäologische Fundstätten und Sammlungen beschrieben. Auf diese Weise verdanken wir Franz auch folgende während seines Aufenthalts in Pola (Pula, Kroatien) entstandene, höchst interessante Schilderungen der bedeutendsten aus der augusteischen Zeit stammenden antiken Bauten Polas:

„Das Amphiteater ist prächtig, steht am Abhang des Bergrückens; auf der unteren Seite hat es 2. Reihen Bogen aufeinander auf der oberen nur eine, oben liegen noch ein Stock mit 4 eckigen Fenstern, und darüber eine Gallerie, die schon zum Theil verdorben ist, die Form ist elyptisch, das Hauptthor in der schmalen Seite der Elypse gegen Pola zu dann sind 4 grosse Stiegenhäuser, mehr oder weniger zusammengefallen: Von dem Inneren ist nichts mehr da, als die Fundamenten, einige unterirdische Stiegen und Gänge, die man ausgegraben: es scheint die Scalinade auf der unteren Seite war auf Bogen gebaut, auf der oberen nur am Bergabhang angesetzt“,

so beschrieb er die Arena und fügte hinzu,

„[...] die Venetianer brauchten die Steine zu ihrem Gebäude, der Festung und Mauern von Pola. Ein gleiches sollen sie mit dem Theater gethan haben, welches gestanden seyn soll auf dem Berggupf bei Pola, [...]“.³

Zur baulichen Situation der beiden an der nördlichen Schmalseite des Stadtplatzes liegenden Tempel als Reste des ehemals hier befindlichen römischen Forums stellte der Kaiser fest:

„Auf dem Platz neben dem Gemeindehaus ist der schöne Tempel des Augustus mit einem Perystil und 4. Säulen, die Scalinade derselben ist zum Theil weg [...] hinter dem Gemeindehaus ist jener der Roma nicht weit von diesem, aber in ein Haus eingemauert“.

Da jedoch „der Terrain hinter ihm [Roma- oder Dianatempel – B.M.] [...] dem Domanio“ gehörte, könnte „er also frey gemacht werden“.⁴

Einem ähnlichen Problem begegnete Franz auch angesichts des Porta Aurea genannten Sergierbogens, zu dem er notierte,

„[...] bis an das Meer geht eine Mauer mit Thürmen, die ganz Pola umfasst, worin mehrere Alterthümer eingemauert sind, [...] in der Tiefe ist ein Stadthor, wodurch man von Pola gegen das Land rückwärts hinausgeht, an dieses Stadthor und Thurm ist die prächtige Römische Porta Aurea mit 4. Säulen, und von der schönsten Architektur und Proportion angepickt⁵, sie ist schon stark beschädigt worden, und ihr Bogen zum Einstürzen, es lohnte der Mühe ihn herzustellen, und das daran gepickte Thor und Thurm wegzureissen“.⁶

Franzens Aufzeichnungen sind nicht nur von der Begeisterung über die Schönheit der antiken Bauwerke Polas getragen, sie liefern, besonders aus heutiger forschungsgeschichtlicher Sicht, wesentliche Fakten zu deren damaligem Erhaltungszustand. Vor allem aber zeigen sie, dass Kaiser Franz I. auch die Notwendigkeit erkannte, sofort für deren Schutz und Erhaltung Sorge zu tragen. Da es jedoch nicht allein galt, dem Verfall entgegenzuwirken, sondern auch die Finanzierung ständig anfallender Erhaltungsarbeiten sicherzustellen und darüber hinaus Beschädigung oder sogar gänzliche Zerstörung durch private Willkür zu verhindern – so stand damals beispielsweise der Augustustempel in Funktion eines „Getreideschüttbodens“, für dessen Vermietung die Gemeinde Pola 40 Gulden bezog⁷ –, ordnete Franz die umgehende Übertragung der römischen Bauwerke in Staatseigentum an,⁸ und schuf damit die notwendige Voraussetzung sowohl zur direkten Einflussnahme und Umsetzung denkmalschützerischer Maßnahmen als auch zur ungehinderten Durchführung archäologischer Forschungen. Diese konnten nun auch mit staatlicher Unterstützung – ein

3 ÖStA-HHStA/HR, Karton 23/38-39, f. 505. – An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass alle im Text angeführten Zitate sowohl in Orthografie als auch Grammatik und Satzstellung in unveränderter Form wiedergegeben werden.

4 ÖStA-HHStA/HR, Karton 23/38-39, f. 504.

5 „Anpicken“ ist eine österreichische Wortvariante für „angeklebt sein“.

6 ÖStA-HHStA/HR, Karton 23/38-39, f. 503-504.

7 Trieste, Archivio di Stato, Luogotenenza del Litorale, Atti generali (im Folgenden: AStTS-LL/Agen.), busta 248, 525/879.

8 Wien, Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv (ÖStA-AVA), Unterricht&Kultus (UK) III/3 Sg. 15, Fasc. 3116; 11383-12705/1883.

Privileg, das bisher nur Aquileia zustand⁹ – weitergeführt werden, und sollten in der Folge vor allem das Amphitheater betreffen.

So wurden, um es vorwegzunehmen, von 1818 bis 1827 „Ausräumungen von allem Schutt“¹⁰ und archäologische Ausgrabungen unter der Leitung der beiden Architekten Pietro Nobile und Franz Bruyn durchgeführt, die der vollständigen Freilegung und Rekonstruktion der antiken Mauerwerke dienen. Gleichzeitig wurden neben Skulpturblocken und Inschriftenfragmenten auch zahlreiche Kleinfunde zu Tage gefördert. Weitere von Bruyn und Giovanni Carrara vorgenommene Untersuchungen zu Beginn der 1830er Jahre konzentrierten sich vor allem auf den Bereich der Arkaden, die Reste der Gangsysteme, die eigentliche Arena samt Untergeschoss und die antike Entwässerungsanlage.¹¹

Im Anschluss an den kaiserlichen Besuch in Pola gewährte die Hofkammer noch im selben Jahr „2803 F zur Vornahme von Schutzarbeiten am Augustustempel, am Amphitheater“ und „an der Porta aurea“.¹² Die Maßnahmen zum Schutz des Augustustempels wurden umgehend eingeleitet und ein Poleser Grundbesitzer wurde für eine „verlorene Gartenanlage anlässlich Zurückverlegung einer Mauer um den Augustustempel zu isolieren“ mit der Summe von 102 Gulden und 10 Kronen entschädigt.¹³ 1817 wurde zur „Isolierung des Dianatempels“ die Abtragung der an der Rückseite angebauten „Capelle St. Marco“ beschlossen. 1819 wollte man schließlich auch die „Framachung“ der Porta Aurea, die durch Ankauf der umliegenden Grundstücke realisiert werden sollte,¹⁴ in Angriff nehmen und erstellte zur Durchführung des Projektes „per la realizzazione della piazza prospiciente“ einen genauen „Piano di situazione della Porta Aurea“.¹⁵

Sämtliche dieser unmittelbar nach Franzens Besuch eingeleiteten denkmalgeschützerischen Maßnahmen bestanden in der Freistellung der antiken Bauten. Eine Entscheidung, die zweifellos auf Vorschlag des Architekten Nobile erfolgte, der in seiner damaligen Funktion als provisorischer Direktor des küstenländischen Landesbauamtes in Triest den Kaiser auf der Istrienreise begleitete.

Der 1774 im Tessin geborene Nobile wuchs in Triest auf, wo er die Nautische Akademie absolvierte, an der auch Architektur auf dem Lehrplan stand. Anschließend setzte er das Architekturstudium an der Accademia di San Luca in Rom fort. Hier sollte er auch Gelegenheit haben, sich direkt vor Ort mit den antiken Bauwerken und den Theorien Vitruvs, Vignolas und Palladios auseinanderzusetzen. 1800 übersiedelte Nobile nach Wien, um seine Studien an der Akademie der bildenden Künste zu vervollkommen. Im folgenden Jahr wurde er Kaiser Franz I. vorgestellt, den er mit einer seiner intensiven Beschäftigungen mit den antiken Resten Roms entsprungene Arbeit über ein imaginäres Kapitol unter dem Titel *Il Campidoglio in Trionfo* derart beeindruckte, dass ihm durch die Zuerkennung des Rompreises der Wiener Akademie ein weiterer Aufenthalt in der Ewigen Stadt ermöglicht wurde. Während dieser ausgedehnten Studienzeit in Rom trat Nobile mit Giuseppe Valadier in Kontakt und konnte auch dessen Ausgrabungen im Kolosseum in den Jahren 1804 und 1805 beiwohnen.¹⁶

In Rom hatte Nobile auch Antonio Canova kennengelernt, über dessen Empfehlung er 1809, nachdem er seit Ende 1807 in der küstenländischen Landesbaudirektion in Triest tätig war, in

9 Livia Rusconi: Pietro Nobile e i monumenti romani di Pola. In: *Archeografo Triestino* XIII, serie III, Triest 1926, S. 341–358, bes. 347.

10 AStT- LL/Agen., b. 233, 5475/870.

11 Brigitta Mader: Die österreichische Denkmalpflege in Pola 1816–1918. In: *Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse* 146/1, 2011, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien 2012, S. 5–89, bes. 12.

12 AStTS- LL/Agen., b. 248, 525/879.

Zum Vergleich: 2803,- Gulden Wiener Währung entsprechen im Jahre 1820 kaufkraftmäßig rund € 46.500,-; Statistik Austria – Verbraucherpreisindex, URL: https://www.statistik.at/web_de/statistiken/wirtschaft/preise/verbraucherpreisindex_vpi_hvpi/index.html [28.06.2013].

13 AStTS-LL/Agen., b. 248, 525/879. – 102,10 Gulden Wiener Währung entsprechen im Jahre 1820 kaufkraftmäßig rund € 1700,-; Statistik Austria (Anm. 12).

14 Der Ankauf der Grundstücke Mauroni, Fabretto und Blesich/Vlesitz erfolgte in den Jahren 1824–1826. AStTS- LL/Agen., b. 248, 525/879.

15 AStTS- LL/Agen., b. 164, 1814–1850. Situationsplan „zur Realisierung des davorliegenden Platzes“.

16 Constant von Wurzbach: Nobile, Peter. In: *Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Österreich*. Bd. 20. Wien 1869, S. 376–377. – Roland Schachel: Nobile, Peter. In: *Österreichisches Biographisches Lexikon (ÖBL) 1815–1950*. Bd. 7. Wien 1978, Lfg. 32, S. 139–140. – Gino Pavan: Pietro Nobile Architetto (1776–1854). Triest 1998, bes. S. 11–89. – Gino Pavan: Pietro Nobile. Architetto vita ed opere. In: *Archeografo Triestino* XLIX, serie IV. Triest 1989, S. 373–427.

französische Dienste gelangte. Nunmehr im Amt des Chefindgenieurs zur Errichtung von Gebäuden, Brücken und Straßen im Illyrischen Küstenland hatte Nobile auch häufig mit Istrien zu tun. Im Zuge dieser Tätigkeit befasste er sich mit den antiken Bauwerken Polas, die er in mehreren Skizzen und Zeichnungen¹⁷ festhielt. 1813 legte er schließlich sein im Auftrag der französischen Behörde erarbeitetes *Projet relatif aux Antiquités Architectoniques d'Illyrie* gleichzeitig mit einem für dasselbe Jahr geplanten Tätigkeitsprogramm vor, das die Aufdeckung eines Teils der Arena in Pola, die Einrichtung eines speziell für die antiken Fundstücke aus Istrien und Triest bestimmten Museums in Triest sowie die Freistellung des sogenannten Arco di Riccardo in Triest vorsah.¹⁸

Zwei Jahre später verfasste Nobile eine Studie über die römischen Denkmale von Pola, in der er auf die dringende Notwendigkeit der Durchführung von Restaurierungsarbeiten am Amphitheater, dem Augustustempel und der Porta Aurea (Sergierboden) hinwies.¹⁹ In der Hoffnung, wenigstens die vordringlichsten Arbeiten noch vor dem kaiserlichen Besuch vornehmen und abschließen zu können, wandte sich Nobile im Februar 1816 mit einem Kostenvoranschlag in der Höhe von 1953 Gulden²⁰ an den Hof in Wien. Seinem Ansuchen wurde aber wegen der Vorrangigkeit der archäologischen Untersuchungen in Aquileia nicht stattgegeben.²¹

Schließlich jedoch konnte Nobile dem Kaiser an Ort und Stelle selbst die prekäre Situation des antiken Bauerbes in Pola vor Augen führen und ihn von der Notwendigkeit eines umgehenden Einschreitens überzeugen. Nobile wurde die Durchführung der Restaurierungs- und Ausgrabungsarbeiten in Pola übertragen. Bereits ein Jahr später berief ihn jedoch Kaiser Franz I. zum neuen Direktor der Architekturschule an der kaiserlichen Kunstakademie in Wien, wo er, gleichzeitig zum k. k. Hofbaurat ernannt, im Juli 1818 sein Amt antrat.²² Während nun der Triestiner Architekt belgischer Herkunft und Inhaber des Lehrstuhles für Architektur an der Nautischen Akademie in Triest, Franz Bruyn,²³ die Arbeiten in Pola weiterführte,²⁴ erwartete Nobile als erste Aufgabe die vom Kaiser bereits seit Längerem erwünschte gründliche Reform des Architekturstudiums.²⁵

Franzens Wertschätzung für Nobile mag jedoch nicht allein für die rasche wie positive Entscheidung zur Veranlassung der Restaurierungsmaßnahmen in Pola verantwortlich gewesen sein. Kaiser Franz I. gehörte als ältester Sohn des Großherzogs der Toskana, Pietro Leopoldo, des späteren Kaisers Leopold II., der Toskana-Linie des Hauses Österreich an.

Die Angehörigen der durch Franz I. Stephan von Lothringen, den Gemahl der Habsburgerin Maria Theresia und späteren römisch-deutschen Kaiser (1745), im Jahre 1737 begründeten Linie waren seit jeher in besonderem Maße den Wissenschaften verbunden.²⁶ Der Geist der Aufklärung bestimmte die habsburgisch-lothringische Regentschaft in der Toskana. Bildung und Wissenschaft zum Nutzen und Wohl der Menschen standen im Vordergrund. Ein Prinzip, das aber nicht nur auf der Ebene des Staates, sondern auch in der Erziehung der großherzoglichen Kinder Anwendung fand, für die Pietro Leopoldo, dem Vorbild des eigenen Vaters Franz I. Stephan von Lothringen

17 Rund 80 Zeichnungen, s. dazu Marijan Bradanović: *Istra iz putnih mapa Pietra Nobilea*. Koper-Capodistria 2012.

18 Pavan 1998 (Anm. 16), S. 31.

19 Michèle Andrey, Mirko Galli: Pietro Nobile e il rilievo dell'Arena di Pola. In: *Archeografo Triestino* LX, serie IV. Triest 2000, S. 129–56, bes. S. 133. – Pavan 1989 (Anm. 16), S. 383. – Pavan 1998 (Anm. 16), S. 25.

20 1953,- Gulden Wiener Währung entsprechen rund € 35.700,-; Statistik Austria (Anm. 12).

21 Pavan 1989, (Anm. 16), S. 385–386.

22 Walter Wagner: *Die Geschichte der Akademie der bildenden Künste in Wien*. Wien 1967, S. 82–83.

23 Attilio Krizmanić: Brüyn, Franz. In: *Istarska Enciklopedija*. Zagreb 2005, S. 112.

24 Gino Pavan: *Il restauro dei monumenti romani di Pola*. Pietro Nobile, Francesco Bruyn e altro (1809–1860). In: *Archeografo Triestino* LVI, serie IV. Triest 1996, S. 127–172.

25 Wagner 1967 (Anm. 22), S. 82–83.

26 Zu den wissenschaftlichen Aktivitäten der „Toskaner“ s. Adam Wandruszka: *Die Habsburg-Lothringer und die Naturwissenschaften*. In: *Mitteilungen des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung* LXX, 1962, H. 3–4, S. 355–364. – Adam Wandruszka: *Leopold II. Erzherzog von Österreich, Großherzog der Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser*. Bd. 1: 1747–1780, Bd. 2: 1780–1792. Wien, München 1965. – Franz Pesendorfer: *Zwischen Trikolore und Doppeladler*. Wien 1987. – Brigitta Mader: „Man wird sich nie in diesem grossen Buche der Natur sattlesen...“. *Erzherzog Ludwig Salvator (1847–1915)*. Ein Leben für die Wissenschaft. Wien 2002, bes. S. 19–25. – An dieser Stelle sei auch erwähnt, dass Großherzog Leopold II., der Enkel von Pietro Leopoldo, 1828/29 gemeinsam mit Frankreich die große wissenschaftliche Expedition unter der Leitung von Jean-François Champollion nach Ägypten und Nubien finanzierte. Die reiche archäologische Ausbeute und die hervorragende zeichnerische Dokumentation bildeten in der Folge den Grundstock des Ägyptischen Museums von Florenz.

folgend, gemeinsam mit den Lehrern und Erziehern ganz persönliche Studienprogramme erstellte.²⁷ Franz' Studienplan, der im Besonderen dem Geschichts- und Lateinstudium großen Raum einräumte, wurde durch ein intensives Programm an täglichen „Lehrausgängen“ ergänzt, die Franz in die zahlreichen Gemäldegalerien, Sammlungen und Museen, die Bibliotheken, Archive und die Akademie von Florenz führte.²⁸ Als Franz 1784 im Alter von 16 Jahren als „Kaiserlehrling“ an den Wiener Hof unter die Fittiche seines Onkels Kaiser Joseph II. kam, übte dieser an dessen bisheriger Erziehung Kritik und nannte Franz „nur mit Buchweisheit vollgestopft“²⁹.

Dennoch, oder gerade deswegen, gehen eine Reihe bedeutender wissenschaftlicher Einrichtungen auf Franzens Initiative zurück. Es sei hier nur an den Ankauf der Südsee-Sammlung des James Cook, die Gründung des Botanischen Hofkabinetts, die Brasilienexpedition von 1817 unter Beratung durch Alexander von Humboldt oder die Bildung des Grundstockes zur Familien-Fideikommiss-Bibliothek (Grafik- und Porträtsammlung) erinnert.

Weitgehend unbekannt blieb allerdings, dass der wegen seiner botanisch-gärtnerischen Ambitionen auch als „Blumenkaiser“³⁰ bezeichnete Franz ebenso archäologische Interessen hegte. Wie aus seinen Reisetagebüchern hervorgeht, stellen nämlich die Aufzeichnungen über die antiken Reste Polas keineswegs einen Einzelfall dar.

So verfasste Franz beispielsweise für Cividale, das er gleichfalls im Jahre 1816 auf der Reise durch Friaul besuchte, eine genaue Schilderung, in der natürlich auch der „Longobardische Tempel“ nicht fehlt, den er als „4eckig mit steinernen und hölzernen Verzierungen und Säulen aus den verschwundenen Zeitaltern“ beschrieb und außerdem hinzufügte „ist selten“.³¹

1816 hielt er sich aber auch „1 2/4“ Tage in Aquileia auf, wo er die privaten Sammlungen von „Conte Cassiz“, „Moschettini“³² und „Medicus Zanini“ besuchte, die in Aquileia zu Tage geförderten und hier ausgestellten Fundstücke, wie „Münzen, Fibulen, Vasi, Urnen, Bronzen“ etc. vermerkte und von einer „Grabung auf Ärarialkosten“ im Garten des Hieronymus Moschettini berichtete. Hier waren eine „unterirdische Wasserleitung, eine Scalinade, die dahinführt und Grundpfeiler von Steinen, dann ein Stück gemachter (?) Mauer gefunden“ worden. Zum Verlauf der Ausgrabungen meinte er, „da aber nur 3000 f. auf 3 Jahre passirt wurden, kommt man nicht weit“ und fügte hinzu, „aber bis jetzt ist nicht methodisch gegraben worden, und man hat keinen rechten Begriff wie Aquileja war“.³³

Anlässlich seiner Mitte Mai 1818 nach Dalmatien unternommenen Hofreise, im Zuge derer er das antike Salona (Solin, Kroatien) und Spalato (Split, Kroatien) besuchte, bemerkte er zum Palast des Diokletian, er wäre „nach den Mauern zu schließen, ungeheuer“, aber „leider! durch die Hälfte der Stadt verbaut“.³⁴

1819 schließlich befand sich Franz I. anlässlich einer ausgedehnten Italienreise in Rom, wohin ihn Papst Pius VII. zu den Osterfeierlichkeiten eingeladen hatte. Höhepunkt des mehrwöchigen Aufenthaltes war die Besichtigung der antiken Stätten und Bauwerke, die gerade unter dem Pontifikat von Pius VII. verstärkt erforscht wurden. Kaiser Franz besuchte das Kolosseum, den Circus Maximus, die Caracalla- und Diokletiansthermen, das Forum Romanum, besichtigte die Säulen des Trajan und Marc Aurel sowie das Augustusmausoleum und unterstützte die unter der Leitung von Carlo Fea am Kolosseum und Forum Romanum durchgeführten Arbeiten mit einem finanziellen Zuschuss.³⁵ Gleiches tat er auch während seines Aufenthaltes in Neapel, von wo er die in Pompeji, Herculaneum und Paestum stattfindenden Ausgrabungen besuchte und mit größtem Interesse verfolgte. Von den Funden war Franz derart beeindruckt, dass er davon nicht nur selbst Skizzen in seinem

27 Wandruszka 1965 (Anm. 26). Bd. 1, S. 81–88.

28 Coelestin Wolfsgruber: Franz I. Kaiser von Österreich. Wien, Leipzig 1899, S. 230.

29 Walter Consuelo Langsam: Franz der Gute. Wien, München 1954, S. 96.

30 Die grüne Welt der Habsburger. Botanik, Gartenbau, Expeditionen, Experimente. Bearb. von Christa Riedl-Dorn. Ausst.Kat. Schloss Artstetten (Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum N.F. 23). Wien 1989.

31 ÖStA- HHStA/HR, Karton Nr.26/54, f. 1701.

32 Zu Hieronymus Moschettinis Verdiensten um das antike Aquileia s. Marianne Pollak: Die k. k. Zentralkommission und der Beginn der archäologischen Denkmalpflege in Aquileia. In: Österreichische Zeitschrift für Denkmalpflege LXV, H. 1/2, 2011, S. 5–27, bes. S. 12–13 u. Anm. 46.

33 ÖStA- HHStA/HR, Karton 26/53, f. 1685.

34 ÖStA- HHStA/HR, Karton 36/72, f. 582.

35 Thomas Kuster: Die Italienreise Kaiser Franz' I. von Österreich 1819. In: Römische Historische Mitteilungen 46, 2004, S. 305–334, bes. S. 327 u. Anm. 109.

Tagebuch machte, sondern auch für den mit auf der Reise befindlichen Kammermaler Johann Baptist Hoechle um Erlaubnis ansuchen ließ, von den antiken Stätten und Ausgrabungen in Pompeji und Portici Zeichnungen anfertigen zu dürfen.³⁶

Wie vor wenigen Jahren Nobile in Istrien, so begleitete Anton Steinbüchel von Rheinwall³⁷ den Kaiser auf seinen Reisen durch Dalmatien (1818) und Italien (1819). Steinbüchel war 1817 zum Professor für Münz- und Altertumskunde an der Universität in Wien ernannt worden und wurde 1819 auch mit der Leitung des Münz- und Antikenkabinetts, an dem er bereits seit 1809 tätig war, betraut. Die Gelegenheit der Hofreise nach Dalmatien im Mai des Jahres 1818 nutzte Steinbüchel mit Erfolg zur Vertiefung der eigenen Forschungen, wobei es ihm, wie seinen beiden später auch veröffentlichten Reiseberichten zu entnehmen ist, die Entdeckungen in Salona, dem „österreichischen Pompeji“, ganz besonders angeht hatten.³⁸ Im Zuge des Italienbesuches von 1819 wurde er, nachdem der kaiserliche Hof bereits die Rückfahrt nach Wien angetreten hatte, beauftragt, auf Staatskosten die Reise nach Süditalien und Sizilien als Begleiter des Zeichners und Kupferstechers Thomas Benedetti fortzusetzen. Benedettis zahlreiche unter Steinbüchels Anleitung vor Ort angefertigte Zeichnungen von antiken Monumenten und Skulpturen fanden schließlich Eingang in das Münz- und Antikenkabinett. Zwei Jahre später reiste Steinbüchel in ähnlicher Kommission mit dem Maler und Kupferstecher Peter Fendi nach Venedig und Oberitalien und brachte wieder eine reiche zeichnerische Ausbeute nach Wien. Diesmal war er aber auch mit der zusätzlichen Aufgabe betraut, auf der Rückfahrt die Abhebung und Versendung eines großen 1815 bei Loig (Salzburg) aufgedeckten römischen Mosaikbodens zu überwachen, der 1834, ein Jahr vor dem Tod Franz' I., in das kaiserliche Refugium in Laxenburg im Süden Wiens übertragen werden sollte.³⁹ Steinbüchel war es auch, der 1821 die erste größere Ausgrabung in Carnuntum durchführte. Die dabei geborgenen Funde dienten damals jedoch noch in erster Linie der Vermehrung der kaiserlichen Sammlung.⁴⁰

Franzens Begeisterung für die Antike findet nicht zuletzt auch in seinen Bauaufträgen an Nobile Ausdruck, der, um nur die bedeutendsten Beispiele zu nennen, in Wien das ursprünglich vom Mailänder Architekten Luigi Cagnola⁴¹ projektierte neue Burgtor in klassizistischem Stil gestaltete (1821–1824) und im nahen Volksgarten einen kleinen, dem griechischen Original nachgebildeten Theseustempel (1819–1823) ausführte. In dessen Halle sollte die 1805 von Napoleon I. in Auftrag gegebene und 1821 von Franz angekaufte marmorne Theseusgruppe von Canova Platz finden, während die Räumlichkeiten im Untergeschoss des Tempels zur Unterbringung und Ausstellung der kaiserlichen Antikensammlung bestimmt waren.⁴²

Kaiser Franz' persönliche Interventionen zum Schutz und zur Erforschung des antiken Erbes hatten sich, wie bereits dargestellt, stets auf einen konkreten Fall bezogen und waren, wie die Beispiele Rom und Neapel zeigen, weder ausschließlich auf den Bereich der Monarchie begrenzt noch erfolgten sie lediglich als offizielle Geste im Rahmen eines Staatsbesuches.⁴³ Ein Umstand, aus dem durchaus geschlossen werden kann, dass es Franz tatsächlich um die Sache an sich ging.

Wie aber sah die Situation in Österreich damals auf staatlicher Ebene aus? Gab es gesetzliche Handhaben, gab es Institutionen, die mit Archäologie im Sinne von Schutz, Sammlung, Lehre befasst waren? 1712 hatte Kaiser Karl VI. den aus Pommern stammenden und in Stettin, Frankfurt, Gießen und Utrecht ausgebildeten Carl Gustav Heraeus zum Medaillen- und Antiquitäteninspector nach Wien berufen

36 Kuster 2004 (Anm. 35), S. 330 u. Anm. 123.

37 Constant von Wurzbach: Steinbüchel von Rheinwall, Anton. In: Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Österreich. Bd. 38. Wien 1879, S. 53–56. – Alfred Bernhard-Walcher: Steinbüchel von Rheinwall Anton. In: Österreichisches Biographisches Lexikon (ÖBL). Bd. 13. Wien 2008, S. 163.

38 Marko Špičić: Anton Steinbüchel i začetak novoga doba u proučavanju dalmatinskih starina. In: *Kulturna Baština* 33, 2006, S. 171–186, bes. S. 176–177.

39 Wurzbach 1879 (Anm. 37), S. 53–56.

40 100 Jahre Österreichisches Archäologisches Institut 1898–1998. Forschungen in Carnuntum. Bearb. von Manfred Kandler. Ausst.Kat. Museum Carnuntinum Bad Deutsch-Altenburg (Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien 31). Wien 1998, S. 7.

41 Gino Pavan: La Burgtor di Nobile e di Cagnola a Vienna. In: *Archeografo Triestino* LXV, serie IV, Triest 2005, S. 183–214.

42 Eva Hüttl-Hubert: Nobile a Vienna. In: *Archeografo Triestino* LIX/2, serie IV, Triest 1999, S. 131–156, bes. S. 145.

43 Die Italienreise von 1819 hatte privaten Charakter und erinnert in ihrem Programm an die typische Grand Tour der Adligen zu Erziehungs- und Bildungszwecken. Kaiser Franz I. wollte vor allem die „interessanten und schönen Dinge“ des Landes sehen; nach Kuster 2004 (Anm. 35), S. 327, 329.

und ihn mit der Zusammenführung der Habsburgischen Münzsammlungen beauftragt, aus welchen das kaiserliche Münz- und Antikenkabinett hervorging. 1748 durch die Sammlung Kaisers Franz I. Stephan bereichert, verfügte es schließlich über nahezu 50.000 Objekte, worunter sich allein 21.000 antike Münzen befanden.⁴⁴

Der Jesuit Johann Josef Hilarius Eckhel, in dessen Händen seit 1774 die Leitung des kaiserlichen Münz- und Antikenkabinetts lag, ordnete die antiken Münzbestände erstmals nach geografischen und chronologischen Gesichtspunkten. Eckhel hatte gleichzeitig auch den Lehrstuhl für „Altertümer und historische Hilfsmittel“ an der Universität in Wien inne. Die Lehrkanzel für Klassische Archäologie wurde in Wien erst 1869 mit der Berufung von Alexander Conze eingerichtet. Nach Eckhels Tod ging die Professur, nun unter dem Titel „Münz- und Altertumskunde“ an Franz de Paula Neumann, der seit 1798 auch Direktor des Münz- und Antikenkabinetts war.⁴⁵

Unter der Regierung von Kaiser Franz I. wurden dem Münzkabinett auch antike Steinskulpturen, Büsten und Bronzen aus dem gesamten Hofbereich, der Schatzkammer sowie den beiden Schlössern Belvedere und Schönbrunn einverleibt und im Augustinergang der Hofburg unterbracht. Einen später nie mehr wieder erreichten Zuwachs an Beständen aber erfuhr das Münzkabinett durch umfangreiche Ankäufe antiker Vasen, Bronzen und Skulpturen aus verschiedenen in- und ausländischen Privatsammlungen – darunter auch in Rom und Neapel – für die im Zeitraum von 1802 bis 1815 insgesamt 166.500 Gulden⁴⁶ aufgewendet wurden.⁴⁷

Aufgrund dreier noch unter Maria Theresia und Joseph II. ergangenen Hofdekrete aus den Jahren 1776 und 1782 kam dem kaiserlichen Münzkabinett auch der Status eines offiziellen Sammelinstitutes zu, womit gleichzeitig die Meldung von Münzfunden wie die Pflicht zu deren Abgabe verbunden waren. Das rund 30 Jahre später unter Franz I. am 5. März 1812 ergangene Hofkanzlei-Dekret zur „Einsendung aufgefundenen Alterthümer ec.“⁴⁸ schließt zwar an die früheren Dekrete an, stellt jedoch eine wesentliche Erweiterung dar. Da heißt es nämlich zunächst:

„Vermöge der unter dem 24. Februar und 2. November 1776, dann 14. Februar 1782 erflossenen Verordnungen, besteht ohnehin ausdrücklich die Vorschrift: daß die von Zeit zu Zeit aufgefunden werdenden alten Münzen, von welcher Materie sie seyn sollen, um vergleichen Münzen, wenn sie noch nicht in dem k. k. Münz=Cabinette befindlich sind, gegen Vergütung des innerlichen Werthes an dasselbe abgeben zu können.“

Im Folgenden aber wird auf die „mehrfältig“ sich ergebenden „Fälle“ hingewiesen, „wo auch außer diesen alten Münzen noch andere Alterthümer und Denkmähler aufgefunden werden, welche zur Aufstellung in dem k. k. Münz=Antiken=Cabinette geeignet sind“, und den Verantwortlichen

„hiermit aufgetragen, das Erforderliche zu verfügen, und sich bey jeder Gelegenheit gegenwärtig zu halten, damit nicht nur in Gemäßheit der obgedachten Vorschriften noch fortan alle alten Münzen und Medaillen, sie mögen in Gold, Silber oder Kupfer bestehen, sondern in Zukunft auch alle andere aufgefunden werdende dergleichen Alterthümer und Denkmähler auf gleiche Art hierher eingesendet werden.“

Welche Objekte „vorzüglich“ als „solche“ angesehen werden „müssen“, wird im vorliegenden Dekret ebenfalls genau definiert. Demnach handelte es sich um:

- „1) Statuen, Brustbilder und Köpfe aus Erz oder Stein.
- 2) Kleinere Figuren oder sogenannte Götzenbilder von edlen oder unedlen Metallen, Steinen oder von Thon.
- 3) Waffen, Gefäße. Lampen und Geräthe von Erz oder anderen Stoffen.
- 4) Erhobene oder tief geschnittene Steine.
- 5) Steine mit halberhobener Arbeit (Bas-reliefs.)
- 6) Steine mit bloßen Aufschriften, und Grabmäler“.

44 Handbuch der Kunstpflege in Österreich. Bearb. von Wilhelm Freiherrn von Weckbecker. 3. Aufl. Wien 1902, S. 96–98.

45 Christa Schauer: Die Entwicklung der Archäologie im 19. Jahrhundert. In: Ausst.Kat. Bad Deutsch-Altenburg 1998 (Anm. 40), S. 1–11, bes. S. 2.

46 166.500,- Gulden entsprechen rund € 2.760.000,-; vgl. Statistik Austria (Anm. 12).

47 Alfred Bernhardt-Walcher u. a.: Antikensammlung. In: Wilfried Seipel (Hrsg.): Das Kunsthistorische Museum in Wien. München 2007, S. 44–45.

48 Sr. k. k. Majestät Franz des Ersten politische Gesetze und Verordnungen für die Oesterreichischen, Böhmisches und Galizischen Erbländer. Bd. 38. Wien 1813, S. 157.

Für den Fall aber, dass Inschriften in Stein oder Grabmäler aufgrund von Gewicht oder Größe nur schwer zu transportieren wären, sollte zuerst eine kurze Beschreibung oder Kopie eingesandt werden, um, wie es hieß, „hier den literarischen oder artistischen Werth derselben beurtheilen zu können“. Schließlich wurde noch festgehalten, dass für die „also eingesendet werdenen Alterthümer und Denkmähler [...] jederzeit nach der billigsten Schätzung und nach Maß des höheren oder minderen Grades ihrer Seltenheit der Werth ersetzt werden“ würde. Durch zwei weitere Hofkammerdekrete aus den Jahren 1816 und 1817 wurden Abgabe und Vergütung der sogenannten Schatzfunde mit direktem Bezug auf das inzwischen in Kraft getretene *Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch* geregelt.

Zu einem regelrechten Ausfuhrverbot von „Kunst- und Literaturgegenständen“, deren Veräußerung in der Masse der übrigen in der Monarchie vorhandenen Gegenstände dieser Art „eine schwer zu ersetzende Lücke“ bewirken würde, kam es Ende Dezember 1818, als mit den kaiserlichen Entschlüssen über „Ausfuhrverbot für Gemälde, Statuen, Antiken, Münz- und Kupferstichsammlungen, Manuskripte, Kodizes“ und „Erstdrucke im Bereich der gesamten Monarchie“ vom 19. September und 23. November, ein diesbezügliches, weiteres Hofkanzleidekret erging.

Den Anstoß dazu hatte der österreichische Einmarsch in Venetien und der Lombardei im Mai 1814 gegeben, der unter anderem den schwunghaften Verkauf von Antiquitäten ins Ausland, zur Folge hatte. Doch obwohl Franz I. bereits im Januar 1815 die Zentral-Organisierungs-Hofkommission mit der Ausarbeitung entsprechender Verfügungen beauftragt hatte, erging das bezügliche Dekret wegen wirtschaftspolitisch motivierter Widerstände von Seiten der Allgemeinen Hofkammer und der Vereinigten Hofkanzlei erst drei Jahre später. Im März 1824 stellte dann Staatskanzler Klemens Wenzel von Metternich den Antrag auf Einschränkung des seit 1818 in Kraft stehenden Ausfuhrverbotes. Dem Antrag wurde zwar im April 1827 stattgegeben, dafür aber der Staatsverwaltung das Vorkaufsrecht eingeräumt.⁴⁹

1828 erinnerte ein weiteres Hofkanzleidekret vom 30. Juli an jenes aus dem Jahre 1812, dessen Inhalt nun den „untenstehenden Obrigkeiten, Dominien und Pfarrern zur allgemeinen genauesten Danachachtung bekannt zu machen“ sei, und verfügte die Sicherung der „antiken Inschriften“, da jene „am häufigsten“ vorkämen und „eben die würdigste Classe antiker Monumente bilden“ würden. Sie sollten, da sie sich ihrer Größe wegen „in den wenigsten Fällen zu einer weiteren Verfügung“ eigneten, „bei, oder an der, dem Fundort nächst gelegenen Kirche in eine Außenmauer eingemauert, und der Obhut des jedesmaligen Pfarrers empfohlen werden“. Außerdem sollten die Abschriften „aller in den einzelnen Orten vorfindigen Inschriften solcher Steine mit den notwendigen Notizen über deren Vorfindungsart [...] behufs der Herausgabe eines Corpus antiquarium inscriptionum imperii austriaci [...]“ eingesandt werden.⁵⁰

Mit den beiden Dekreten, jenem von 1812, das die Erweiterung des Begriffes „Fund“ auch auf archäologische Objekte beinhaltete, sowie jenem von 1818, das ein Ausfuhrverbot für Antiquitäten vorsah, wurden zweifellos erste Schritte in Richtung einer staatlichen Denkmalpflege eingeleitet. Zur Einrichtung einer dafür zuständigen Institution sollte es jedoch erst über drei Jahrzehnte später kommen, als Ende 1850 auf Anregung des Wiener Historiografen Eduard Melly und Betreiben des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten, Karl Ludwig Freiherr von Bruck, eine eigene Kommission gegründet wurde.

Melly war Schüler von Steinbüchel, der ihn nicht nur sehr schätzte, förderte und finanziell unterstützte, sondern auch als Erzieher der Söhne von Erzherzog Ferdinand von Este vermittelte. Melly verbrachte in der Folge vier Jahre in Modena und Italien und wurde anschließend von Erzherzog Ferdinand zur Inventarisierung der Münzsammlung an der Ossolinskyschen Anstalt nach Lemberg gesandt.⁵¹ Wieder zurück in Wien widmete sich Melly mit großem Einsatz und Erfolg der Sigelkunde, als seine „wahre Lebensaufgabe“ aber sah er die Bemühungen um das „Zustandekommen einer staatlichen Kommission für Altertumpflege“ an, wobei er sich in erster Linie auf den,

49 Theodor Brückler: Vom Konsilium zum Imperium. Die Vorgeschichte der österreichischen Denkmalschutzgesetzgebung. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 45, 1991, S. 160–173, bes. S. 161.

50 Zitiert nach Walter Frodl: Idee und Verwirklichung. Das Werden der staatlichen Denkmalpflege in Österreich (Studien zum Denkmalschutz XII). Wien 1988, S. 31.

51 Franz Gall: Melly, Eduard. In: Österreichisches Biographisches Lexikon (ÖBL). Bd. 6, Lfg. 28. Wien 1974, S. 214–215.

seiner Ansicht nach, so vernachlässigten mittelalterlichen Baubestand bezog.⁵² Nach verschiedenen, allerdings vergeblichen Versuchen, auf privater Ebene Altertumsvereine ins Leben zu rufen, sah er in der nach 1848 herrschenden Aufbruchsstimmung den Moment für einen neuerlichen Anlauf gekommen, wozu er vor allem seine alte Bekanntschaft zum nunmehrigen Innenminister Alexander von Bach zu nutzen gedachte.

Im April 1850 trat Melly an Bach heran und brachte neben Vorschlägen zur Reform der Kunstakademie und einem Antrag zur „endlichen Einverleibung der nationalen Archäologie in den Doktrinkatalog unserer Lehranstalten“ einen umfangreichen Organisationsentwurf zur Gründung einer „Staatsanstalt“ für Denkmalpflege vor. Um seinem Anliegen besonderen Nachdruck zu verleihen, erinnerte er in seinem Begleitschreiben, dass auch Bach selbst sich einmal über die „Nothwendigkeit“ geäußert hatte,

„diese Zeugnisse ruhm- und kunstreicher nationaler Vergangenheit zur Ehre des Reiches, zur Bereicherung der Wissenschaft, zur Weckung und Erstarkung eines echten, weil auf soliden historischen Boden beruhenden Vaterlandsbewusstsein zu erhalten, zu schätzen und die Kenntnis ihrer Bedeutung zu vermitteln“.⁵³

Diesmal sollte Mellys Unternehmung von Erfolg begleitet sein. Noch im selben Jahr wurden von staatlicher Seite Schritte zur Bildung einer Denkmalschutz-Kommission unternommen. Die oberste Instanz sollte jedoch nicht dem Innenministerium, sondern dem auch für öffentliche Bauten zuständigen Handelsministerium übertragen werden. Die Aufgabe der weiteren Vorbereitung des neuen Projekts lag somit in Händen des Handelsministers Karl Ludwig Freiherr von Bruck, eines äußerst fähigen ursprünglich aus Deutschland stammenden juristisch gebildeten Mannes, der über Triest, wo er sich große Verdienste um die Gründung der Börse und der Schifffahrtsgesellschaft „Österreichischen Lloyd“ erworben hatte, nach Wien und in höchste österreichische Staatsdienste gelangte.⁵⁴ Bezugnehmend auf Mellys Entwurf, der sich am Beispiel Frankreichs orientierte, ließ Bruck nicht nur in Frankreich, sondern auch in Preußen, wo der österreichische Gesandte in Berlin, der Altertums- und Orientforscher, Anton Freiherr Prokesch von Osten mit der Angelegenheit betraut wurde, Erhebungen anstellen, um zuverlässige Informationen über „die Art und Weise“ zu erhalten, in der in diesen beiden Ländern von Seiten der Regierung „für die Erhaltung der historischen Baudenkmäler“ gesorgt wurde.⁵⁵ Der Entwurf zur Organisation der geplanten Denkmalkommission wurde schließlich von der Bausektion des Handelsministeriums ausgearbeitet. Am 18. Dezember 1850 gab Bruck in der Ministerratsitzung seine Absicht bekannt, eine „Central Commission zur Erforschung und Erhaltung der Bau Denkmäler“ einzurichten, und da dagegen keine Bedenken erhoben wurden, konnte sein *Vortrag über die Nothwendigkeit einer umfassenden Fürsorge zur Erhaltung der Bau-Denkmäler im österreichischen Kaiserstaate* dem Kaiser – nunmehr Franz Josef I. – dessen Zustimmung für die Gründung der Commission unabdingbar war, vorgelegt werden.⁵⁶

Am 31. Dezember genehmigte Franz Josef I. die „Errichtung einer Central-Commission in Wien, so wie Bestellung von Konservatoren in den Kronländern“ und ermächtigte seinen „Handels Minister, die Einleitungen hierzu, im Einvernehmen mit den beteiligten Ministerien zu treffen“. Im Übrigen aber behielt er sich vor, dass im Falle der über den „im §.18. der vorliegenden Grundzüge der Instruktionen angedeuteten Fond“ hinausgehenden, zusätzlichen Inanspruchnahme des Staatsschatzes seine „Genehmigung einzuholen sey“.⁵⁷

52 Zitiert nach Elisabeth Springer: Zur wissenschaftlichen und kulturpolitischen Tätigkeit Eduard Mellys. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 30, 1977, S. 67–96, bes. S. 92.

53 Zitiert nach Springer 1977 (Anm. 52), S. 91.

54 Constant von Wurzbach: Bruck, Karl Ludwig. In: Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Österreich. Bd. 2. Wien 1857, S. 165–166.

55 Frodl 1988 (Anm. 50), S. 68. – ÖStA-AVA, Denkmalmamt 64, 225-H.M./853. – H.M. Präs. 2241/1850. – H.M. Präs. 2602/1850.

56 ÖStA-AVA, H.M. Präs. 3184/1850 – 31.12.1850.

57 § 18 (Erhaltung der Bau-Denkmäler in Österreich) hielt fest, dass bei notwendigen „Restaurations-Arbeiten an Bau-Denkmalern durch die Staatsbaubeamten die erforderliche technische Hilfe“ gewährt sein sollte, „jedoch [...] die Gemeinden und Privatvereine oder die Ministerien, in deren Ressort die Erhaltung des betreffenden Objektes gehört, für die Beschaffung der weiteren Mittel Sorge zu tragen“ hatten. „Unmittelbare Geldbeträge“ von Seiten des Staates aber „können erst dann angesprochen werden, wenn einmal ein eigener Fond für diesen Zweck gegründet sein wird“. (ÖStA-AVA, H.M. Präs. 3184/1850 – 31.12.1950).

Die Central-Commission war somit beschlossene Sache, wurde jedoch erst 1853 aktiv und – nachdem schon kurz nach ihrer Gründung die Einschränkung auf Baudenkmale beanstandet wurde – 1872 zur „k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ erweitert. Gleichzeitig wurde sie zur Verbesserung der Kommissionsarbeit in drei Sektionen unterteilt. Sektion I. war für Denkmäler der Prähistorie und Antike, Sektion II. für Denkmäler des Mittelalters bis zum Ende des 18. Jahrhundert und Sektion III. für historische Denkmäler verschiedener Art – vornehmlich Archivalien – bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zuständig, wobei sich der Aufgabenkreis der II. Sektion seit 1899 auf auch auf Denkmäler bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erstreckte.⁵⁸

Eine grundlegende Reform erfuhr die Zentralkommission 1911 durch die Einführung eines neuen Statuts, dessen Urheber der am 22. Januar 1910 zum Protektor ernannte Erzherzog Franz Ferdinand⁵⁹ war. Selbst leidenschaftlicher Sammler von Kunst und Antiquitäten hatte Franz Ferdinand der Zentralkommission in der Vergangenheit bereits wiederholt „Unfähigkeit [...] zur Erhaltung der alten Denkmäler“ vorgeworfen und sich auch über die „Tätigkeit oder besser Untätigkeit“⁶⁰ des Kultusministeriums, dem die Zentralkommission seit 1859 unterstand, beschwert. Nun aber sollte der Zentralkommission, deren Weisungen bisher lediglich der Charakter von unverbindlichen Ratschlägen zukam, durch die Einrichtung des k. k. Staatsdenkmalamtes als zentralen Organs, des k. k. Denkmalrates als beratenden Gremiums und des Kunsthistorischen Institutes zur Betreuung wissenschaftlicher Fragen sowie durch die Ersetzung der bisher ehrenamtlich tätigen Konservatoren durch Landeskonservatoren im Range von Staatsbeamten⁶¹ weitreichende Kompetenz verliehen werden. Wenn es in den letzten Jahren der Habsburgermonarchie auch nicht mehr zu einem Denkmalschutzgesetz kommen sollte, so muss Franz Ferdinands Reform der „Zentralkommission für Denkmalpflege“ – wie der neue Name von nun an lautete – dennoch als wichtiger Schritt in diese Richtung gewertet werden.⁶²

Im Besonderen aber zeichnete sich Franz Ferdinand durch sein großes persönliches Engagement und direktes wie unbürokratisches Eingreifen aus, wenn es galt, akut gefährdete Objekte zu retten. Ein Vorgehen, das angesichts seiner zahlreichen in Istrien und Pola unternommenen Interventionen zum Schutz antiker und mittelalterlicher Denkmale⁶³ nicht nur an Kaiser Franz I. und dessen in Pola spontan angeordneten denkmalschützerischen Maßnahmen erinnert, sondern wie schon vor rund einem Jahrhundert für ein Handeln steht, dem aufgrund der Stellung des Agierenden offizieller Charakter zukommt, wodurch aus persönlichem Antrieb erfolgte Anordnungen auch Bedeutung auf staatlicher Ebene erlangen konnten.

Franz I. wird zwar allgemein stets als erkonservativer und jeglichen politischen Veränderungen abholder Kaiser angesehen, seine Beweggründe, sich für die Erhaltung antiker Altertümer einzusetzen, wurzeln aber vor allem in seiner vom Geist der Aufklärung bestimmten Erziehung. Sie entspringen daher nicht nur dem persönlichen Interesse, sondern auch dem Bestreben, Wissenschaft und Kunst zum Nutzen und Wohl der Untertanen zu fördern,⁶⁴ und dienten nicht dazu, über die antiken Baudenkmale und archäologischen Funde einen historisch-politischen, die Besitznachfolge

58 Walter Semetkowski: Vergangenheit und Gegenwart der österreichischen Denkmalpflege. In: Zbornik za umetnostno zgodovino V/VI, 1962, S. 543–552.

59 Franz Ferdinand von Österreich-Este war der älteste Sohn von Erzherzog Karl Ludwig, des Bruders von Kaiser Franz Joseph I. und galt nach dem Tod des Kronprinzen Rudolf als Thronfolger.

60 Zitiert nach Robert Hoffmann: Erzherzog Franz Ferdinand und der Fortschritt. Altstadterhaltung und bürgerlicher Modernisierungswille in Salzburg. Köln, Weimar 1994, S. 51–52.

61 Brigitta Mader: Sfinga z Belvederja. Nadvojvoda Franc Ferdinand in spomeniško varstvo v Istri. / Die Sphinx vom Belvedere. Erzherzog Franz Ferdinand und die Denkmalpflege in Istrien (Knjižnica Annales Majora). Koper 2000, S. 20–21.

62 Brückler 1991 (Anm. 49), S. 172. – Zur Geschichte der Zentralkommission insbesondere unter Franz Ferdinands Protektorat, s. auch Theodor Brückler: Thronfolger Franz Ferdinand als Denkmalpfleger. Wien, Köln, Weimar 2009.

63 Mader 2000 (Anm. 61), S. 49–124.

64 Eng mit der Bewahrung und Erhaltung antiker Reste ist auch das Sammeln und Einrichten musealer Kollektionen verbunden. Ein Bereich in dem Franz, wie bereits oben erwähnt, ebenso aktiv war und gerade durch den Umstand, dass die Sammlungen auch der Öffentlichkeit zugänglich waren und so auch als Bildungsstätten dienten, ganz im Sinne seiner aufklärerischen Erziehung zum Wohl der Untertanen beitrug.

legitimierenden Bezug zwischen antikem und eigenem Kaisertum herzustellen.⁶⁵ Und dies umso weniger, als Franz dem Mythos Kaiser und Reich nichts abgewinnen konnte und daher auch nach Napoleons Sturz nicht an die Erneuerung der römischen Kaiserwürde dachte.⁶⁶

Nicht zuletzt wurde Franzens Wertschätzung und persönliches Bemühen um das antike Erbe indirekt auch zu einem wichtigen Faktor für die Entwicklung des nationalen Bewusstseins der zur Monarchie gehörigen Völker und Länder, die gerade dadurch in der Besinnung auf die eigene Geschichte bestärkt wurden und Anregung zur Erforschung und Bewahrung des „eigenen“ archäologischen Erbes fanden.⁶⁷ Ein Prozess, der mit der während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im österreichischen Teil der Donaumonarchie intensiv betriebenen Erschließung prähistorischer Fundstätten, vor allem hinsichtlich des Verbleibs der ausgegrabenen Objekte, die von den jeweiligen in den Kronländern ansässigen Nationalitäten als wertvolle Zeugnisse der „eigenen“ Geschichte beansprucht wurden, besonders deutlich werden wird.

65 Friedrich Polleross: *Augusta Carolinae Virtutis Monumenta. Zur Architekturpolitik Kaiser Karls VI. und ihrer Programmatik.* In: 300 Jahre Karl VI. 1711–1740. Spuren der Herrschaft des „letzten“ Habsburgers. Bearb. von Stefan Seitschek, Herbert Hutterer, Gerald Theimer. Ausst.Kat. Österreichisches Staatsarchiv, Wien. Wien 2011, S. 218–234.

66 Adam Wandruszka: *Das Haus Habsburg. Die Geschichte einer europäischen Dynastie.* 8. Aufl. Wien, Freiburg, Basel 1995, S. 176.

67 Zu Dalmatien vgl. Špikić 2006 (Anm. 38), S. 180.

Der Fund der Negauer Helme aus der Perspektive „Central – Provincial“

Die Vorgeschichte zum k. k. Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 zur Einlieferung aller Altertümer anhand der zeitgenössischen Schriftquellen

Stephan Karl

Die Erforschung des „vaterländischen Alterthums“ im Herzogtum Steiermark war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ganz einer barocken Geistesströmung verhaftet, die eher auf das Kuriose ausgerichtet war, sich in den Schreibstuben historisch-topografischen Fragen zuwandte und eine Landesgeschichte von den Anfängen an – nämlich ab der römischen Provinzwerdung – zu konstruieren versuchte.¹ Sieht man von den Inschriftenmonumenten und Münzen der Römerzeit ab, deren Erforschung und Sammlung wie auch in anderen Ländern auf eine lange Tradition zurückblicken konnten, sind archäologische Unternehmungen in der Provinz Innerösterreich nur in wenigen privaten Initiativen fassbar.² Mit „Innerösterreich“ wurden noch bis zur Wende des 18. zum 19. Jahrhundert (Franzosenkriege) die Herzogtümer Steiermark, Kärnten, Krain, die Grafschaften Görz und Gradisca und das deutsch-österreichische Litorale um Triest samt kleinen Enklaven in Friaul zusammenfassend bezeichnet.³ Erst der Friede von Schönbrunn zwischen Österreich und Frankreich im Jahre 1809 reduzierte diese Provinz vorübergehend auf jene Länder, die für den folgenden Zeitraum von Relevanz sind: Steiermark und Kärnten.

- 1 * Die Quellensammlung zur Fundgeschichte der Negauer Helme stellt ein Produkt des von der Historischen Landeskommission für Steiermark betreuten Projektes „Quellen zur archäologischen Forschung in der Steiermark im Zeitraum 1811–1859“ (Bearbeiter: Verfasser und Gabriele Wrolli) und des vom Universalmuseum Joanneum geleiteten Projektes „InterArch-Steiermark – Interaktives archäologisches Erbe der österreichischen und slowenischen Steiermark / Interaktivna arheološka dediščina avstrijske in slovenske Štajerske“ dar; siehe dazu: www.interarch-steiermark.eu [22.02.2020]. Ein Dank gilt Alfred Bernhard-Walcher (Kunsthistorisches Museum Wien), Gernot Peter Obersteiner (Steiermärkisches Landesarchiv Graz), Bernhard Hebert und Marianne Pollak (Bundesdenkmalamt) sowie Marko Mele und Daniel Modl (Universalmuseum Joanneum Graz). Folgende Archivbestandskürzel werden verwendet: Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, Landschaftliches Archiv, Archiv Joanneum, Landesmuseum (StLA-LaA/LMJ), Archive der staatlichen Hoheitsverwaltung, Gubernium, Präsidium (StLA-HV/Gub), Joanneumsarchiv, Archiv Kalchberg, Familie (StLA-JoA/FK). Graz, Universalmuseum Joanneum, Abteilung Archäologie & Münzkabinett, Jahresakten (UMJ-ARCH/JA). Wien, Kunsthistorisches Museum, Antikensammlung, Akten des Münz- und Antikenkabinetts (KHM-ANSA/MAKa), Archiv der Antikensammlung (KHM-ANSA/Archiv), Objektdokumentationen (KHM-ANSA/Objekte). Wien, Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Oberstkämmereramt (ÖStA-HHStA/OKäA), Allgemeines Verwaltungsarchiv, Inneres, Hofkanzlei (ÖStA-AVA/HK). – Stephan Karl: Forschungsgeschichtliche Einführung: Die Entwicklung von Altertumskunde und Archäologie in der Steiermark. In: Bernhard Herbert (Hrsg.): Urgeschichte und Römerzeit in der Steiermark (Geschichte der Steiermark 1). Wien 2018, S. 51–168.
- 2 Zur Forschungsgeschichte siehe grundlegend Marianne Pollak: Vom Erinnerungsort zur Denkmalpflege. Kulturgüter als Medien des kulturellen Gedächtnisses (Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege 21). Wien 2010. – Manfred Alois Niegler: Die archäologische Erforschung der Römerzeit in Österreich (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Denkschriften 141). Wien 1980. – Die Entwicklung der archäologischen Forschung und die Auseinandersetzung mit dem Altertum verlief in den österreichischen Küstenlanden aufgrund der dort gut erhaltenen Großbauten aus der klassischen Antike unter anderen Voraussetzungen; siehe dazu Marianne Pollak: Zur Theoriebildung der archäologischen Denkmalpflege in Österreich. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 65, 2011, S. 227–239, bes. 231–233.
- 3 Joseph Carl Kindermann: Atlas von Innerösterreich. Die Provinz Inner-Oesterreich oder die Herzogthümer Steyermark, Kaernten und Krain, die Grafschaften Goerz und Gradisca und das Deutsch-Oesterreichische Litorale. Hrsg. von Gerhard Michael Dienes. Graz 1798. Nachdruck Wien 2005, Blatt 1: Die Provinz Innerösterreich. – Walter Neunteufel: Die Entwicklung der innerösterreichischen Länder. In: Innerösterreich 1564–1619. Bearb. von Alexander Novotny, Berthold Sutter. Ausst.Kat. Grazer Burg (Joannea 3). Graz 1968, S. 513–524, bes. 515–516.

Die ersten Ansätze einer „archäologischen Forschung“ in den innerösterreichischen Ländern des 18. Jahrhunderts waren mehr durch Hoffnung auf Verwertbares und durch Neugierde getrieben als durch historische Fragestellungen bestimmt. Unter den wenigen Ausnahmen sind aber jene Ausgrabungen zu nennen, die Erzherzogin Maria Anna von Österreich im Zeitraum von 1784 bis 1787 am Zollfeld in Kärnten veranlasste, um Hinweise auf den Namen der dort gelegenen römischen Stadt zu finden (Virunum).⁴ Größere Grabungsaktivitäten zur Freilegung archäologischer Bodenfunde fanden im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auch im Gebiet von Leibnitz/Wagna (Flavia Solva) in der Steiermark statt, wobei hier das Interesse mehr den zahlreichen Grabhügeln und weniger der römischen Siedlung galt.⁵ Bedeutende Ausgrabungsstätten wie Poetovio (Pettau/Ptuj) und Celeia (Cilli/Celje) im heutigen Slowenien standen natürlich in dieser frühwissenschaftlichen Periode im Blickfeld der Altertumsforschung; außer gelegentlichen Zufallsfunden und zuweilen dadurch bedingten Nachgrabungen fehlen aber Hinweise auf gezielte archäologische Unternehmungen.⁶

Bis zur Jahrhundertwende konnte sich die „vaterländische Altertumskunde“ in Innerösterreich nicht wesentlich von den Verzeichnissen römischer Inschriften lösen, die mehr oder weniger kritiklos seit dem Humanismus tradiert, jedoch kaum durch Neufunde erweitert wurden. Diese altertumskundlichen, mehr auf Inschriftensteine als auf Bodenbefunde basierenden Erkenntnisse fanden schließlich Eingang in lexikalische Arbeiten, die sich mit der Geschichte der Provinz Innerösterreich beschäftigten, wie unter anderen in die historisch-ethnografischen Werke des Geographen und Kartografen Joseph Carl Kindermann.⁷ Das 1782 gedruckte Werk des Sekretärs am Appellationsgericht in Klagenfurt Karl Wilhelm Mayer mit dem aussagekräftigen Titel *Versuch über steyerländische Alterthümer, und einige Merkwürdige Gegenstände* spiegelt daher wohl treffend den damaligen Zustand der altertumskundlichen Erforschung im Herzogtum Steiermark kurz vor der Jahrhundertwende wider.⁸

Die Gründung eines Nationalmuseums für Innerösterreich im Jahre 1811

Am 16. Juli 1811 legte Erzherzog Johann von Österreich durch die Schenkung seiner umfangreichen Sammlungen von Büchern, Pflanzen und Mineralien an die Stände der Steiermark den Grundstein für ein öffentliches Museum in Graz.⁹ Die Schenkungsurkunde wurde aufgrund längerer Abwesenheit Erzherzog Johanns erst am 26. November 1811 dem Landtag in Graz feierlich übergeben;

- 4 Niegl 1980 (Anm. 2), S. 76–77. – Franz Glaser: Frühwissenschaftliche Archäologie (1750–1850) in Kärnten. Forschungen und Funde in den Jahrzehnten vor und nach Napoleon. In: Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums Kärnten 2008, S. 75–88, bes. S. 76–78.
- 5 Albert von Muchar: Geschichte des Herzogthums Steiermark, Teil 1. Graz 1844, S. 431–432. – Stephan Karl, Gabriele Wrolli: Der Alte Turm im Schloss Seggau zu Leibnitz. Historische Untersuchungen zum ältesten Bauteil der Burgenanlage Leibnitz in der Steiermark (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 55). Wien 2011, S. 211 mit Anm. 234–235.
- 6 Eine Nachgrabung, die zur Entdeckung eines Mosaikbodens führte, fand u. a. in Celje/Cilli im Jahre 1572 statt; siehe Muchar 1844 (Anm. 5), S. 371. – Irena Lazar: Arheološka podoba mesta. An Archaeological Image of the Town. Celje 2001, S. 5.
- 7 Joseph Carl Kindermann: Beiträge zur Vaterlandskunde für Innerösterreichs Einwohner. Graz 1790. – Joseph Carl Kindermann: Repertorium der Steyerländischen Geschichte, Geographie, Topographie, Statistik und Naturhistorie. Graz 1798.
- 8 Karl Wilhelm Mayer: Versuch über steyerländische Alterthümer, und einige merkwürdige Gegenstände. Graz 1782.
- 9 Die Literatur zum Landesmuseum Joanneum, seit 2009 in „Universalmuseum“ umbenannt, und seiner Entwicklung ist nach seinem über 200-jährigen Bestehen kaum zu überblicken. Wichtige neuere Arbeiten, die Aspekte der Identität bzw. Nationalität oder der Ursprünge des Joanneums behandeln, sind: Bernadette Biedermann: Von der Kunstammer zum Landesmuseum. Sammlung und Museen als Ausdruck des Erbes des langen 18. Jahrhunderts in Graz. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 41, 2011, S. 105–134. – Marlies Raffler: Joanneum und nationale Identität. In: Peter Pakesch, Wolfgang Muchitsch (Hrsg.): 200 Jahre Universalmuseum Joanneum 1811–2011. Graz 2011, S. 16–19. – Grundlegend für das Museumswesen im Habsburgerreich: Marlies Raffler: Museum – Spiegel der Nation? Zugänge zur Historischen Museologie am Beispiel der Genese von Landes- und Nationalmuseen in der Habsburgermonarchie. Wien 2007, bes. zum Joanneum S. 183–188.

dieser Tag gilt daher als Gründungsdatum des nach seinem Stifter benannten Joanneums.¹⁰ Den Ideen der späten Aufklärung verhaftet, war das Joanneum sowohl Museum mit Schausammlungen, die der allgemeinen bürgerlichen Öffentlichkeit zugänglich waren, als auch Lehranstalt mit vorrangig naturwissenschaftlichen Lehrkanzeln.¹¹ Einen Vorläufer einer solchen musealen Institution gab es in der Habsburgermonarchie bereits mit dem Ungarischen Nationalmuseum in Pest. Dieses gilt mit der königlichen Bestätigung der Stiftung von Ferenc Graf Széchényi vom 26. November 1802 als gegründet und konnte ab August 1803 – auch unter dem Engagement von Erzherzog Joseph Anton, einem älteren Bruder Johanns – für das Publikum geöffnet werden.¹² Im Gegensatz zu anderen Museumsbildungen beruhte das Joanneum jedoch auf einer privaten Initiative eines Mitgliedes des Herrscherhauses wie auch unter Einsatz finanzieller Eigenmittel, indem Erzherzog Johann einen Plan für eine solche Einrichtung entwickelte und diesen zunächst im Land Tirol zu verwirklichen beabsichtigte. Erst der Verlust Tirols an Bayern entschied zu Gunsten Innerösterreichs und der Stadt Graz als Standort dieser Institution. Für diese Umorientierung war die Bitte der steirischen Stände um Errichtung einer landwirtschaftlich-ökonomischen Lehranstalt als auch der Einfluss durch den Grazer Gubernialrat, Dompropst und Professor für Moraltheologie Josef Alois Jüstel maßgeblich. Auch andere Faktoren wie Erzherzog Johanns eigene Landeskenntnis aus der Zeit der Organisation der innerösterreichischen Landwehr oder sein enger Kontakt zu Franz Joseph Graf von Saurau, dem Gouverneur von Innerösterreich von 1805 bis 1809, beeinflussten diese Entscheidung.¹³

In den von Erzherzog Johann persönlich entworfenen Statuten vom 1. Dezember 1811 als „National-Musäum“ für Innerösterreich bezeichnet,¹⁴ nahm das Joanneum als Volksbildungsinstitution eine wichtige Stelle für das Entstehen eines kulturellen Landesbewusstseins ein. Neben der Vermittlung naturwissenschaftlicher und technischer Kenntnisse war dem Stifter die Bedeutung der Landesgeschichte¹⁵ für das Erreichen seiner Ziele – Erziehung und Belehrung der Bevölkerung sowie Hebung der Lebensstandards¹⁶ – bewusst. Dementsprechend kam den historischen Disziplinen eine bedeutende Rolle zu. Ziel war es, durch systematische Sammlungstätigkeit von Urkunden, Altertümern, Münzen, Genealogien und historischen Manuskripten und Druckwerken, eine Geschichte Innerösterreichs von der Urzeit bis heute zu verfassen.¹⁷ Im Absatz I. b) der Statuten heißt es: „Sollen alle im Lande vorfindige Denkmähler der Vorzeit, Meilen und Grabsteine, Inschriften, Statuen, Basreliefs etc. etc. zusammengereihet werden.“¹⁸ Diese Sammeltätigkeit sollte auch der Erhaltung der historischen Denkmale dienen. „Dem Verderben der Witterung, den Mißhandlungen durch Unkenntniß und Muthwillen preisgegeben, oder in nutzloser Verborgenheit egoistisch bewahret, liegen die lehrreichen Reste der vaterländischen Vorzeit zerstreut.“¹⁹

10 Viktor Theiss: *Leben und Wirken Erzherzog Johanns. Thernberg und Joanneum (1810–1811)*. Bd. 2. Mit einem Nachruf auf Viktor Theiss von Reiner Puschnig (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 18). Graz 1969, S. 46–62, bes. S. 56–57.

11 Gottfried Fliedl: *Das Joanneum – „... kein normales Museum ...“*. In: Gottfried Fliedl, Roswitha Muttenthaler, Herbert Posch (Hrsg.): *Museumszeit – Museumsraum. Aufsätze zur Geschichte des österreichischen Museums- und Ausstellungswesens*. Wien 1992, S. 11–30.

12 Raffler 2007 (Anm. 9), S. 262–309, bes. S. 279–295.

13 Theiss 1969 (Anm. 10), S. 52–53. – Viktor Theiss: *Leben und Wirken Erzherzog Johanns. Im Kampf um Österreichs Freiheit (1806–1809)*. Bd. 1 (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 17). Graz 1960–1963, S. 206 mit Anm. 5, S. 220, 230–231, 242–243. – Johann kannte die Steiermark seit 1804.

14 Jahresbericht des Joanneums 1811, S. 5–11, bes. S. 6.

15 Hermann Wiesflecker: *Erzherzog Johanns Verhältnis zur Geschichte*. In: Othmar Pickl (Hrsg.): *Erzherzog Johann von Österreich. Sein Wirken in seiner Zeit. Festschrift zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages* (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 33). Graz 1982, S. 53–60.

16 Das Joanneum soll dem allgemeinen praktischen Nutzen dienen; s. die Einleitung zu den Statuten im Jahresbericht des Joanneums 1811, S. 5: „für den Zweck der ausgebreitetsten Gemeinnützigkeit“.

17 So auch von Johann in einem Aufruf an „sämmliche Werbbezirke der Herzogthums Steiermark und Kärnthen“ vom 10. September 1811 formuliert: „Dessen ungeachtet haben wir noch immer keine [...] Geschichte Innerösterreichs. Tiefes Dunkel hängt schwer über jenen Zeiten, wo die Mark Steyer und das karantianische Herzogthum [...]. Alles soll in das Landes-Musäum gebracht, geordnet, daraus sodann [...], eine Geschichte dieser Lande [sc. Innerösterreichs] hergestellt werden, [...]“; Georg Göth: *Das Joanneum in Gratz, geschichtlich dargestellt zur Erinnerung an seine Gründung vor 50 Jahren*. Graz 1861, S. 77, 276–277, Nr. VIII.

18 Jahresbericht des Joanneums 1811, S. 6.

19 Jahresbericht des Joanneums 1, 1812, S. 10.

Exhib. Nro. 1824.

Nro. 17

CIRCULARE.

An sämtliche Bezirkskommissariate, Dominien, und
Magistrate.

Gegründet ist Joanneum — dieses ewig bleibende Denkmal der väterlichen unerschöpfbaren Liebe und Sorgfalt Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann seines erhabenen Stifters, dem für diese besondere Auszeichnung und für die so vielen Beweise seiner huldreichen Herablassung und Güte froh, liebend und dankend jedes Steyermärkers Herz entgegenschlägt. Groß und edel ist die Bestimmung dieser Anstalt, und der unberechenbare Nutzen derselben zu einleuchtend, als daß nicht jedes Bezirkskommissariat, jedes Dominium, jeder Magistrat, und überhaupt jeder Steyermärker mit Bereitwilligkeit und Vergnügen das, was er zur Bereicherung der vaterländischen Geschichte und des Joanneums an geschichtlichen Urkunden und Handschriften, an Kunstprodukten, Alterthümern und anderen Merkwürdigkeiten Dienliches besiget, in dieses Heiligthum des Vaterlandes, in welchem sich alle Mäßen zur thätigen Beförderung der vaterländischen Bildung schwehertlich die Hände bieten, niederlegen soll. Das Kreisamt hegt das volle Vertrauen, daß die sämtlichen Bezirkskommissariate, Dominien, Magistrate, und überhaupt die sämtlichen Kreisbewohner, die ihre rege Vaterlandsliebe, und ihr Gefühl für das Gute und Nützliche bereits in den Probe-Tagen bewährten, auch dormalen die zum allgemeinen Besten gereichenden, und in den im Anbuge j. mitfolgenden vom Landtage aus erlassenen Bescheiden enthaltenen Anträge Sr. kaiserlichen Hoheit mit verdienter Würdigung aufnehmen, dem Wunsche des allgeliebten Prinzen vollkommen entsprechen, und so durch reichliche Beiträge aller Art, vorzüglich aber durch Einsendungen von geschichtlichen Urkunden und Manuskripten nützend für sich, und nützend für ihre Nachkommen wirken werden.

Die hohe Zufriedenheit Sr. kaiserlichen Hoheit des allverehrten Prinzen, dem sie dadurch den schönsten Beweis ihrer Liebe und Erkenntlichkeit geben können, und dem sie nahmentlich bekannt gemacht werden, die Achtung und der Dank ihres Vaterlandes, dem sie dadurch so manches Nützliche und Merkwürdige dem Verderben und der Vergessenheit entreißen, der heisse Dank ihrer Zeitgenossen, und selbst jener der spätem Nachkommen deren Bildung und Bereicherung des Geistes sie dadurch liebend sorgen, wird sie reichlich dafür lohnen. Nur durch gemeinschaftliches Zusammenwirken kann und wird aus dem hier und da zerstreut, und ungeordnet liegenden Notizen der vaterländischen Geschichte, wie aus einem dunklen Chaos ein helles, schönes Ganze geschaffen werden.

Wohl dann! wenn dieses Werk gelingt — dann werden selbst nach Jahrhunderten bey dem Geiste des wißbegierigen Nachkommen die Bilder und Thaten seiner Ahnen und Vordahern ihn lehrhend und warnend in die Gegenwart versinnlicht — vorübergeleit, und das, was Einstens war, wird unterweisend vor ihm stehen. Darum, damit dieses schöne große Werk ganz und bald gelingt, gäbe jeder, was er am dazu Dienlichen besiget.

K. K. Kreisamt Cilli am 1ten März 1814.

Ziernfeld,
Amtsverwalter.

Röschner Sekretär

Abb. 1 Circulare des Kreisamtes Cilli vom 1. März 1814 zur Aufforderung, u. a. Altertümer an das Joanneum einzusenden. Steiermärkisches Landesarchiv Graz, Archiv Joanneum, Landesmuseum, K. 13, H. 56, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 380

Durch das „Durchforschen“ des Landes und das Sammeln bei gleichzeitigem Präsentieren in einem öffentlichen Museum wurde ein patriotisches Gefühl der Gemeinsamkeit geschaffen, etwas „Nationales“ konstruiert. In Beziehung auf das Vaterland übernahm das Joanneum von Beginn an eine kulturstiftende Tätigkeit und förderte so eine territoriale Identitätsfindung. Quellenmäßig ist jedoch für die Frühzeit des Joanneums keine Auseinandersetzung mit einem Nationsgefühl belegbar, das nach gemeinsamen sprachlichen und kulturellen Eigenschaften sucht.²⁰ Eine „steiermärkische“ oder sogar „innerösterreichische“ Nation gab es in diesem Sinne nicht. Eine zeitgemäße Anpassung an den Nationalgeist und eine Steigerung eines eigenständigen innerösterreichischen Nationalgefühls fanden im Joanneum eher eine konsequente Fortsetzung zu jenen politischen Ideen, die Erzherzog Johann als Protagonist der Landwehr bestimmten und die eher von romantisch-verklärten und patriotischen Idealen geprägt waren.²¹ Der Patriotismus, der in der Bevölkerung geweckt wurde, schuf eine emotionale Verbundenheit zum eigenen Land, egal von welcher Abstammung und Sprache der einzelne Bürger war.

Wiederholte Aufrufe an die betreffenden Behörden und an die Bevölkerung – gelegentlich auch in Form von gedruckten Circularen (Abb. 1) – unterstützten das Anliegen von Erzherzog Johann:²²

„Groß und edel ist die Bestimmung dieser Anstalt, und der unberechenbare Nutzen derselben zu einleuchtend, als daß nicht jedes Bezirkskommissariat, jedes Dominium, jeder Magistrat und überhaupt jeder Steyerländer mit Bereitwilligkeit und Vergnügen das, was er zur Bereicherung der vaterländischen Geschichte und des *Joanneums* an geschichtlichen Urkunden und Handschriften, an Kunstprodukten, Alterthümern und anderen Merkwürdigkeiten Dienliches besitzt, in dieses Heiligthum des Vaterlandes, in welchem sich alle Musen zur thätigen Beförderung der vaterländischen Bildung schwesterlich die Hände biethen, niederlegen soll.“

Bereits die ersten in den Jahresberichten des Joanneums publizierten Schenkungen von Altertümern an das Joanneum bezeugen, dass mit diesen Aufrufen ein Bewusstsein für den ideellen Wert von Altertümern geschaffen wurde. So überführte Johann Nepomuk Händl, Pächter der Herrschaft Lichtenwald, im Jahre 1812 auf eigene Kosten zwei Sarkophage aus der Höhensiedlung Ajdovski gradec bei Vranje nach Graz.²³ Diese Schenkung begleitete er mit einem Schreiben vom 21. Januar 1812 an die Kuratoren des Joanneums: „Von dem Augenblicke an, als dem Vaterlande die wohlthätige Stiftung des Museums durch diesen großmüthigen Verehrungswürdigsten *Prinzen* kund gethan war, hab ich diese Sarkophagen als ein Eigenthum dieser herrlichen Anstalt betrachtet, und ich eile, sie *Ihnen* Verehrtesten Kuratoren, die das Vertrauen des Durchlauchtigsten Stifters zur Leitung seines schönsten Werkes erhob, ehrfurchtsvoll zu übergeben.“²⁴

Der Aufbau einer eigenen Sammlung von Altertümern aus der Provinz Innerösterreich durch das Joanneum mag zu einer Konkurrenz gegenüber dem 1798 von Kaiser Franz II. begründeten beziehungsweise reorganisierten Münz- und Antikenkabinett (vormals Münzkabinett) in Wien geführt haben.²⁵ Das kaiserliche Münz- und Antikenkabinett war damals die einzige Institution innerhalb

20 Zum Negativbefund siehe Raffler 2007 (Anm. 9), S. 150–154. Zu den Problemen des Nationalbewusstseins s. Robert Adolf Kann: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. Geschichte und Ideengehalt der nationalen Bestrebungen vom Vormärz bis zur Auflösung des Reiches im Jahre 1918. Bd. 1 (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft Ost 5). 2. Aufl. Graz 1964, S. 25–30, 40–56.

21 Theiss 1960–1963 (Anm. 13), S. 181–252, bes. S. 185, 212–213.

22 StLA-LaA/LMJ, K. 13, H. 56, Kuratorium Jahresakten 1814, Beilage zu Nr. 380.

23 Jahresbericht des Joanneums 1811, S. 9. Zur Fundgeschichte siehe Peter Petru, Thilo Ulbert: Vranje pri Sevnici. Starokṛṣcanske cerkve na Ajdovskem gradcu. Vranje bei Sevnica. Frühchristliche Kirchenanlagen auf dem Ajdovski gradec (Katalogi in Monografije 12). Ljubljana 1975, S. 12–13. – Gabriele Wrolli: Erzherzog Johann und sein Interesse an der Styria Romana am Beispiel der Orte Cilli, Pettau und Lichtenwald. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 110, 2019, S. 47–78.

24 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 90.

25 Zur Entwicklung des Münz- und Antikenkabinetts in der Epoche von Kaiser Franz II. (I.) siehe Joseph Bergmann: Pflege der Numismatik in Österreich im XVIII. Jahrhundert mit besonderem Hinblick auf das k. k. Münz- und Medaillen-Cabinet. In: Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 19, 1856, S. 31–108; 24, 1857, S. 296–364; 28, 1858, S. 537–598. – Eduard von Sacken, Friedrich Kenner: Die Sammlungen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes. Wien 1866, S. 11–21. – Alphons Lhotsky: Die Geschichte der Sammlungen. Von Maria Theresia bis zum Ende der Monarchie. In: Fritz Dworschak (Hrsg.): Festschrift des Kunsthistorischen Museums zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes, 1891–1941. Zweiter Teil: Die Geschichte der Sammlungen. Wien 1941–1945, S. 467–530, bes. 476–484 (Personalstand), 502–508 (Sammlungen). – Niegl 1980 (Anm. 2), S. 68–73.

der Monarchie, die archäologische Funde wissenschaftlich beurteilen konnte.²⁶ Nichtsdestoweniger forderte Erzherzog Johann die Kuratoren seines Museums in einem Schreiben vom 10. Februar 1812 auf, sich den Altertümern zuzuwenden:²⁷

„Aus den Protokollen die Mir eingesendet wurden, habe Ich ersehen, welche schöne Beiträge beständig von allen Seiten eingehen: ein Beweis wie sehr man es sich angelegen seyn läßt, etwas zur Vermehrung des Instituts beizutragen. Vorzüglich jenes von *Händl* freute Mich ungemein, mehr noch die Äußerung voll patriotischen Sinnes, mit welcher er sein Geschenk begleitete.

Was die Alterthümer betrifft die, im Lande zerstreut liegen, und so viel als möglich nach *Gratz* zu bringen sind, um sie vor Verderbniß zu schützen, gedenke Ich ein Verzeichniß jener aufzusetzen, welche von der Art sind, daß sie im *Museo* zu stehen verdienen: die bereits geschehenen und im Laufe des Jahres noch zu geschehen habenden Untersuchungen, werden dazu den besten Fingerzeig geben. *Pettau, Cylly, Seggau* enthalten das Beste. Es wäre zu wünschen, daß das *Gubernium* angegangen würde zu veranlassen, daß jenes was im Lande gefunden wird, dem *Museo* nach Billigkeit vorbehalten bliebe, und nicht durch fremde Menschen, so wie es itzt in *Marburg* geschah, vorenthalten werde.“

Diesen Bestrebungen des Joanneums wurde bald darauf ein Riegel durch die Hofkanzlei vorge-schoben, als am 5. März 1812 ein neues Hofkanzleidekret zur Einsendung aller Altertümer nach Wien in Kraft trat. Es mag ein „Topos der steirischen Landesarchäologie“²⁸ sein, die diese Polarität zwischen einem „Provincial-Museum“ und dem „Central-Museum der österreichischen Monarchie“²⁹ aus ihrem eigenen Blickwinkel betont, jedoch geht dies keineswegs an der historischen Realität vorbei; und betroffen waren nicht nur Altertümer. Anlässlich einer Gubernial-Intimation vom 20. Januar 1829, die eine Einlieferung der Autografen an die Hofbibliothek ankündigte, fasste der langjährige, seit Beginn der geschichtlichen Abteilung vorstehende Joanneums-Archivar Joseph Wartner die Benachteiligungen in einem langen Schreiben vom 26. März 1829 an Erzherzog Johann zusammen, in dem er die neuen Absichten in Bezug auf die Autografen überhaupt als „Todesstoß“ für das Joanneumsarchiv bezeichnete und im folgenden auch auf die Altertümer einging:³⁰

„Die hier ausgedrückte Besorgniß ist das durch die neueste Erfahrung begründete traurige Resultat der beiden im vorigen Jahre am 21. März und 12. August [= Bekanntmachung des Hofkanzleidekretes vom 30. Juli 1828, Z. 17405³¹] erflossenen Gubern. Erlässe, wodurch nach dem Inhalte der Gubern. Kurrende vom 1. April 1812 [Bekanntmachung des Hofkanzleidekretes vom 5. März 1812, Z. 2665] die Einlieferung aller aufgefundenen alten Münzen und transportablen Antiken an das k. k. Münz- und Antiken-Kabinet nach Wien, neuerdings ernstlich befohlen wurde. Mit der Bekanntwerdung dieser Befehle versiegte für das Joanneum auch aller Zufluß an alten Münzen und Antiken, die in der neuesten Zeit in Steiermark ausgegraben worden seyn mögen.“

Wie im Folgenden zu zeigen ist, stellt das Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 eine Reaktion auf die Erwerbung eines besonderen Fundkomplexes, des Negauer Helmdepots, durch das Joanneum dar. „Ob das Hofkanzleidekret, das die Einsendepflicht anordnete, etwa gar eine Folge der Stiftung des ersten Landesmuseums war, das bleibe dahingestellt.“³² Diese Vermutung von Manfred Alois Niegl erweist sich nach Durchsicht der erhaltenen behördlichen Akten nur insofern als richtig, da diese bislang von der Hofkanzlei nicht berücksichtigte Fundkategorie, die sich das Joanneum im speziellen Fall der Negauer Helme angeeignet hatte, zumindest den Anstoß gab, die Einsendepflicht auf alle Altertümer auszuweiten. „Inwieweit das Hofkanzlei-Dekret vom 5. März 1812, das den Umfang abgabepflichtiger Funde, insbesondere Münzen und ‚andere Alterthümer und Denkmähler‘, zu bestimmen trachtete, mit dem Anfang desselben Jahres in Kraft tretenden Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch (ABGB) in Zusammenhang steht, bedarf noch eingehender

26 Marianne Pollak: Die Rechtsstellung von Schätzen. In: Fundberichte aus Österreich 50, 2011, S. 170–175, bes. S. 172–173. – Pollak 2010 (Anm. 2), S. 78.

27 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 105.

28 Pollak 2011 (Anm. 26), S. 173.

29 So die Worte aus der Wiener Perspektive: Johann Gabriel Seidl: Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie. In: Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen 6, 1851, S. 205–271, bes. S. 209–210.

30 StLA-LaA/LMJ, K. 16 H. 72, Kuratorium Jahresakten 1829, Nr. 1033½.

31 Gabriele Wrolli: Römersteine aus dem Schloss Seggau und das Hofkanzleidekret von 1828. In: Karl/Wrolli 2011 (Anm. 5), S. 142–147, bes. S. 146–147.

32 Niegl 1980 (Anm. 2), S. 110.

archivalischer Untersuchungen.“³³ Auch zu diesem Hinweis von Theodor Brückler geben die Archivalien indirekt Antwort: der zeitgenössische Schriftverkehr zum Erlass des Hofkanzleidekretes vom 5. März 1812 berührt mit keinem Wort eigentumsrechtliche Bestimmungen bezüglich eines Schatzes, wie sie im ABGB zur Anwendung gekommen waren.³⁴

Marianne Pollak hat diese frühen Verordnungen treffend und prägnant charakterisiert: „Die österreichischen Hofdekrete zeigen die Fürsorge der Habsburger für die eigene Sammlung, nicht für das kulturelle Erbe in seiner Gesamtheit.“³⁵

Der Fund der Negauer Helme im November 1811

Im oben zitierten Schreiben Erzherzog Johanns an die Kuratoren des Joanneums vom 10. Februar 1812 wird ein aktueller Vorfall in Marburg/Maribor erwähnt, bei dem in seinen Worten „fremde Menschen“ Altertümer, die im Land gefunden worden waren, dem Joanneum vorenthalten hätten. Dabei bezog er sich auf einen aus 19 oder 25 Bronzehelmen – abzüglich einem bereits an Ort und Stelle zerbrochenen Helm – bestehenden Depotfund, der im November 1811 auf einem Acker der Gemeinde Schöniagg (heute Ženjak, konkret der Weiler Spodnji Ženjak) beim Weiler Obratten in der Pfarre St. Benedikten in den Windischen Büheln und in der fürstlich Trauttmansdorff'schen Herrschaft Negau³⁶ von einem Bauer namens Georg Slatschegg zufällig entdeckt worden war,³⁷ welcher die Helme in der Folge dem Schmied (konkret ein Schwertfeger) Johann Denzel in Marburg verkaufte.³⁸

„Negauer Helme“ – der Fundort in der Herrschaft Negau wurde für diesen Helmtyp namensgebend³⁹ – zeigen eine kräftige Krempe, über der Einkerbung einen meist aus gepunzten Palmetten gebildeten Ornamentstreifen und einen stark betonten Mittelgrat.⁴⁰ Diese Helme gehören zum Formenkreis etruskischer Helmhauben und wurden in Werkstätten im südost- und zentralalpinen Gebiet vom 5. bis 1. Jahrhundert v. Chr. nachgeahmt. Seit der Erstpublikation durch Anton Steinbüchel von Rheinwall im Jahre 1826 stehen die eingravierten Inschriften auf den Helmen des Depotfundes von Spodnji Ženjak im Zentrum der wissenschaftlichen Diskussion.⁴¹ Nach Markus Egg werden die ältesten Helme aus diesem Depot, darunter auch der Helm mit der

- 33 Theodor Brückler: Vom Konsilium zum Imperium. Die Vorgeschichte der österreichischen Denkmalschutz-Gesetzgebung. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 45, 1991, S. 160–173, bes. 161.
- 34 Zwei später erlassene Hofkammerdekrete vom 12. Juni 1816 und 8. März 1817 beziehen sich aufgrund ihres Inhaltes, der Abgabe und Vergütung von Schätzen, verständlicherweise auf das ABGB; s. Brückler 1991 (Anm. 33), S. 161. – Sr. k. k. Majestät Franz des Ersten politische Gesetze und Verordnungen. Bd. 44 (Verordnungen 1816). Wien 1818, S. 224–228 Nr. 79; Bd. 45 (Verordnungen 1817). Wien 1819, S. 68 Nr. 37.
- 35 Pollak 2010 (Anm. 2), S. 81.
- 36 Carl Schmutz: Historisch-topographisches Lexicon von Steyermark. Teil 3. Graz 1822, S. 6–7. – Negau (Gemeinden „Oberratten“ und „Schöniak“). In: Josef Andreas Janisch: Benedikten, St. (Ortschaften „Obratten“ und „Schönjack“). In: Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark. Bd. 1. Graz 1878. Nachdruck Graz 1978, S. 52–53.
- 37 Die damals phonetisch bevorzugte Schreibweise für „Schöniagg“, „Obratten“, „Benedikten“ und „Slatschegg“ in den Altmatriken der Pfarre St. Benedikten (Graz, Diözesanarchiv) sowie in den Grundstücks- und Bauparzellen-Protokollen des Franziszeischen Katasters zur Gemeinde St. Benedikten (Graz, Steiermärkisches Landesarchiv) wird hier übernommen.
- 38 Die wichtigsten Arbeiten zu den Negauer Helmen, die Aspekte ihrer Fundgeschichte bringen, sind: Paul Reinecke: Der Negauer Helmfund. In: Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 32, 1942, S. 117–198, bes. S. 117–127. – Markus Egg: Italische Helme. Studien zu den ältereisenzeitlichen Helmen Italiens und der Alpen (Römisch-Germanisches Zentralmuseum Monographie 11). Mainz 1986, S. 3–5, 41–44, 62–87, 217–218.
- 39 Stane Gabrovec: Chronologie der Negauer Helme. In: Atti del VI Congresso Internazionale delle Scienze Preistoriche e Protostoriche, Roma, 29 agosto–3 settembre 1962. Bd. 3. Bearb. von Massimo Pallottino. Rom 1966, S. 114–120. – Stane Gabrovec: Kronologija čelad negovskega tipa [Chronologie der Helme des Negauer Typs]. In: Arheološke študije II (Situla 8), 1965, S. 177–186. Das Schloss Negau (heute Negova) liegt ca. 5 km vom Fundort entfernt.
- 40 Egg 1986 (Anm. 38), S. 41–44.
- 41 Anton Steinbüchel von Rheinwall: Ueber die in Steyermark gefundenen, nunmehr in dem k. k. Wiener Münz- und Antiken-Cabinette vorfindlichen Römischen Helme von Erz. In: Steiermärkische Zeitschrift 7, 1826, S. 48–60. – Muchar 1844 (Anm. 5), S. 446. – Bergmann 1858 (Anm. 25), S. 555. – Steinbüchel und Bergmann erwähnen die Anzahl von 20 Helmen; beiden war offenbar der ausführliche Bericht von Sentscher vom 24. Februar 1812 nicht bekannt. Muchar irrt mit der Angabe von 12 Helmen.



Abb. 2 Negauer Helm mit Harigast-Inschrift.
Kunsthistorisches Museum, Wien, Antikensammlung, Inv.-Nr. VI 1660 (Foto: Wien, KHM, Fotoatelier 2002)

Harigast-Inschrift (Abb. 2), in die späte Hallstattzeit (5. Jahrhundert v. Chr.⁴²) datiert, die jüngsten in die Stufe La-Tène D (1. Jahrhundert v. Chr.⁴³).

Die zeitliche Stellung der Negauer Helme des slowenischen Typs ist derzeit jedoch in Revision und es ist zu erwarten, dass der Depotfund von Ženjak nunmehr Exemplare umfassen wird, die in ihrer Entstehungszeit enger beisammen liegen als bisher angenommen wurde.⁴⁴ Prinzipiell kennzeichnen Negauer Helme im slowenischen Raum innerhalb der hallstattzeitlichen Unterkrain/Dolenjska-Gruppe den sogenannten Negova-Horizont (2. Hälfte des 5. bis 4. Jahrhundert v. Chr.).⁴⁵ Der in den Quellen genannte Acker, auf dem Georg Slatschegg das Helmdepot entdeckte, wurde etwa 100 Jahre später, im Jahre 1903, vom Pfarrer in St. Benedikt Franc Zmazek lokalisiert und mit der Grundparzelle 803 des Franziszeischen Katasters identifiziert, wobei die Gleichsetzung mit der zur Zeit von Franc Zmazek bestehenden und heute noch vorhandenen Grundstücksnummer 802 der betreffenden Indikationsskizze beziehungsweise der Riedkarte aus dem Jahre 1824/25 widerspricht.⁴⁶ Auch welche der heute noch erhaltenen Helme gesichert diesem Depotfund zuzuweisen sind und wie viele Helme damals tatsächlich an Johann Denzel verkauft wurden, bedarf

42 Egg 1986 (Anm. 38), S. 66. 217–218 Nr. 296–297 (italisch-slowenischer Typ).

43 Egg 1986 (Anm. 38), S. 86. 230–231 Nr. 336–337 (slowenischer Typ, Variante Idrija).

44 Freundlicher Hinweis von Dragan Božič. Egg 1986 (Anm. 38), S. 86–87 nimmt noch eine Zeitspanne von über 300 Jahren an. Jüngst ist dazu erschienen: Biba Teržan: Negau (Negova), Slowenien. In: Lexikon zur keltischen Archäologie. Bd. 2: L–Z (Mitteilungen der Prähistorischen Kommission 73). Wien 2012, S. 1357–1359.

45 Allgemein zur Hallstattzeit in Slowenien s. Stane Gabrovec: 50 Jahre Archäologie der älteren Eisenzeit in Slowenien. In: Arheološki vestnik 50, 1999, S. 145–188.

46 Franc Zmazek: Kje so bile izkopane „negovske čelade“? In: Časopis za zgodovino in narodopisje. Izdalo Zgodovinsko društvo v Mariboru 1, 1904, S. 185–186. – Balduin Saria: Der Fundort der sogenannten Negauer Helme. In: Germania 26, 1942, S. 55–56. Die Grst.-Nr. 802 wurde in allen nachfolgenden Publikationen bis hin zur Unterschutzstellung des Grundstückes übernommen.

einer erneuten Diskussion, die jedoch hier nicht geführt werden soll.⁴⁷ Der Originalbericht des Pächters der Herrschaft Negau Alois Sentscher vom 24. Februar 1812, den Paul Reinecke im Jahre 1940 noch einsehen konnte, nennt 20 Helme; „ein nachträglicher Zusatz zu diesem Bericht von anderer Hand korrigiert diese Zahl in 26, ein weiterer Zusatz, [...], gibt 25 an“.⁴⁸ Die angenommene Gesamtanzahl von 25 war Voraussetzung dafür, dass später in einem Rückschluss behauptet werden konnte, dass Johann Denzel „acht Helme teils anderweitig veräußert, teils ‚verarbeitet‘, d. h. doch wohl eingeschmolzen haben“, muss.⁴⁹ Die Bedeutung des Negauer Depotfundes liegt auch darin, dass aufgrund seiner Zusammensetzung und seines Fundortes angenommen wird, dass die Helme ursprünglich als Trophäen an einem unbekanntem „Opferplatz“ aufgestellt worden waren, bevor sie nach Ženjak kamen, um dort vergraben zu werden.⁵⁰

Die Anzeige des Fundes der Negauer Helme im Januar 1812

Aus diesem Depotfund wurden bereits in der letzten Januarwoche 1812 „4 bey Abstockung eines Waldes ausgegrabene alte Helme dem Vermuthen nach aus den Zeiten der Römer“ durch den Kreishauptmann von Marburg Johann von Grimschitz an das Joanneum vermittelt, worüber er auch in einem Schreiben vom 27. Januar 1812 seine vorgesetzte Behörde, das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium, informierte.⁵¹ Er selbst hatte diese vier Helme vom Schmied Johann Denzel erhalten, dem der Bauer Georg Slatschegg die Helme verkaufte, und der bezeichnenderweise „4 davon für das Joanneum abgegeben hat.“⁵² In diesem nicht erhaltenen Schreiben, von dessen Inhalt auch das Museum Kenntnis erlangte, wurden auch jene weiteren Helme bei Johann Denzel erwähnt. Während die vier „schönsten“ Helme durch das Joanneum, darunter die beiden bekannten Inschrifthelme⁵³ mit *HARICHAISTI* und *SIRAKUTUPRPI*, in der Woche

- 47 Nach Markus Egg: Einige Bemerkungen zum Helmdepot von Negau (S-Steiermark). In: Archäologisches Korrespondenzblatt 6, 1976, S. 299–303, bes. S. 299, können 23 Helme aus dem Depotfund („Negau-Obrat“) noch heute nachgewiesen werden. Unsichere Zuweisungen stellen jedoch folgende fünf Helme dar: der einzige Helm des alpinen Typs Egg 1986 (Anm. 38), S. 236, Nr. 353 (Berlin Fr 1019) sowie die Helme Egg 1986 (Anm. 38), S. 225, Nr. 319 (München 71); S. 221, Nr. 304 (Graz 6470), Nr. 305 (Graz 6129b [bei Egg 6132]) und S. 225, Nr. 318 (Graz 6129a [bei Egg 6129]). – Zur Problematik s. Otto Helmut Urban: Negauer Helm. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Bd. 21. 2. Aufl. Berlin 2002, S. 52–56, bes. S. 54–55. – Zu den gesicherten 17 Helmen aus dem Depotfund, die im Jahre 1812 in die Museen Graz und Wien gelangten, kann eigentlich nur ein Helm anhand der konkreten Fundortangabe dazugerechnet werden: Egg 1986 (Anm. 38), S. 227, Nr. 326 (Ljubljana 6291). Zum Depotfund siehe nun ausführlich: Stephan Karl, Mathias Mehofer und Marko Mele: Die Negauer Helme aus Ženjak (Schöniagg) in den Slovenske gorice – neue Erkenntnisse zu einem alten Depotfund. In: Holger Baitinger, Martin Schönfelder (Hrsg.): Hallstatt und Italien. Festschrift für Markus Egg (Monographien des RGZM 154). Mainz 2019, S. 313–332.
- 48 Reinecke 1942 (Anm. 38), S. 121. In der Abschrift UMJ-ARCH/JA, K. 1811–1861, Nr. 1 ist bereits die Anzahl auf 26 bereinigt. Es ist jene Abschrift, die im zweiten Bericht von Pohlner vom 27. Februar 1812 vom Kreisamt Marburg an das Joanneum ging (siehe unten). Daraus ist kein unabhängiger Beleg für die Richtigkeit der Stückzahl von 25 – so Reinecke 1942 (Anm. 38), S. 120 – zu gewinnen. Dasselbe gilt auch für die gekürzte Abschrift des Originalberichtes in Wien KHM-ANSA/Archiv. Bd. 70: Notitia varia, S. 207–208.
- 49 Reinecke 1942 (Anm. 38), S. 120–122. – Gesichert ist nur, dass 17 Helme nach Wien gingen.
- 50 Erstmals im Jahre 2012/13 – nach mehr als 200 Jahren – wurde der gesamte Depotfund in einer Ausstellung mit dem Titel „Waffen für die Götter. Krieger, Trophäen, Heiligtümer“ im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck vereint gezeigt: Markus Egg: Der Helmfund von Negau – Ženjak in Slowenien. In: Waffen für die Götter. Krieger. Trophäen. Heiligtümer. Bearb. von Wolfgang Meighörner. Ausst.Kat. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck. Innsbruck 2013, S. 149–151.
- 51 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 169. – Der gesamte Aktenbestand des Guberniums wurde leider skartiert; erhalten hat sich nur der Protokollband. Noch schlimmer traf es den Archivbestand des Kreisamtes Marburg, der im Steiermärkischen Landesarchiv in Graz erst mit dem Jahr 1841 beginnt.
- 52 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 102.
- 53 Egg 1986 (Anm. 38), S. 218 Nr. 297, 227 Nr. 324. – Der Erwerb der Inschrifthelme ergibt sich aus einem Brief Johanns an die Kuratoren vom 26. Februar 1812: StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 111: „Die hier im *Museo* sich befindlichen Helme sollen eine Aufschrift haben, diese abzuschreiben und Mir einzusenden“ und aus einem nicht erhaltenen Brief von Kalchberg an Johann vom 4. März 1812 (siehe unten). – Bei den zwei weiteren Helmen handelt es sich vielleicht um Egg 1986 (Anm. 38), S. 227, Nr. 325; S. 231, Nr. 338. – Vgl. Steinbüchel 1826 (Anm. 41), Taf. 2.

vom 27. bis 1. Februar 1812 übernommen wurden,⁵⁴ zeigte der Gouverneur von Innerösterreich Ferdinand Graf von Bissingen-Nippenburg den Fund der Negauer Helme in einem Schreiben vom 29. Januar 1812 dem Hofkanzlei-Präsidium an und legte gleichzeitig gegenüber dem Marburger Kreisamt einen Beschlagnahmeauftrag auf diese Funde.⁵⁵

Paul Reinecke⁵⁶ vermutete, dass diese Anzeige gemäß den Vorschriften des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches (ABGB) erfolgte, welches am 1. Juni 1811 kundgemacht wurde und seit 1. Januar 1812 in Kraft war.⁵⁷ Eine Meldepflicht der Obrigkeit an die Landesstelle ist im ABGB jedoch nur bei Schätzen vorgesehen, die gemäß § 398 ABGB folgendermaßen definiert sind: „Bestehen die entdeckten Sachen in Geld, Schmuck oder anderen Kostbarkeiten, [...], dann heißen sie ein Schatz.“⁵⁸ Der Negauer Depotfund besteht weder aus Geld noch aus Schmuck, besitzt jedoch aus heutiger Sicht einen hohen Wert („Kostbarkeit“), der sich aus seiner herausragenden archäologischen Bedeutung ergibt.⁵⁹ Aufgrund des Gesamtgewichtes allein der 19 sicher beziehungsweise mit guten Gründen dem Depot zuzuweisenden Helme von über 28,9 kg zählt er zu den größten Bronzedepotfunden Österreichs. Dagegen wird in keiner der doch zahlreichen zeitgenössischen Schriftquellen zum Negauer Depotfund diese Entdeckung als Schatz bezeichnet. Dem gegenüber ist der Fund sonstiger verborgener Gegenstände (§§ 395–397) nur bei der Obrigkeit anzuzeigen, die in solchen Fällen wie bei verlorenen Sachen vorzugehen hat (§§ 390–392).⁶⁰ Der Schatzbegriff laut ABGB blieb in vielen Fällen sicherlich Auslegungssache; wesentlich und entscheidend war, wie zu zeigen ist, bis zum Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes im Jahre 1923⁶¹ der Materialwert der Fundgegenstände. Schon damals war den Behörden die Unschärfe der Formulierung bewusst. So war nach Johann Gabriel Seidl, Kustos am Münz- und Antikenkabinett und später Schatzmeister zwischen 1840 und 1871, „[...] das k. k. Münz- und Antikenkabinett, [...] nur auf die Einlieferung jener Gegenstände zu dringen gesetzlich berechtigt [...], welche unter den ziemlich schwanken Begriff eines ‚Schatzes‘ fallen.“⁶²

Der Finder Georg Slatschegg meldete den Depotfund aus folgenden Gründen nicht der Bezirksobrigkeit: „Nachdem ich auf diese gefundenen Helme gar keinen besonderen Werth legte,

54 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 97½ (Sitzungsprotokolle). Die Helme waren ein Besprechungspunkt während der 9. Kuratoriumssitzung am 1. Februar 1812. Auffällig ist jedoch, dass die vier Helme keine Erwähnung unter der Rubrik „An Beyträgen ist eingegangen“ finden.

55 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 169: „Tag der Expedition: 29^{ten} [Januar]; an wen: An den Kreishauptmann in Marburg / An das Hofkanzley-Präsidium“. Diese Meldung an die Hofkanzlei geht auch aus dem Schreiben von Bissingen-Nippenburg vom 13. April 1812 hervor (siehe unten), der Beschlagnahmeauftrag der Helme durch das Schreiben Johanns an die Kuratoren vom 10. Februar 1812 (siehe oben).

56 Reinecke 1942 (Anm. 38), S. 122.

57 Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten Deutschen Erblaender der Oesterreichischen Monarchie, Teil 2. Wien 1811. – Manfred Alois Niegler: Die Entwicklung der generellen gesetzlichen Normen betreffend das Fundwesen und die archäologische Forschung in Österreich. In: Römisches Österreich 4, 1976, S. 189–206, bes. 192. – Ralf Fischer zu Cramburg: Das Schatzregal. Der obrigkeitliche Anspruch auf das Eigentum an Schatzfunden in den deutschen Rechten (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Historische Hilfswissenschaften 6). Höhr-Grenzhausen 2001, S. 95–96. – Erika Pieler: Der Schatzfund in der österreichischen Rechtsordnung. In: Mitteilungen der Österreichischen Numismatischen Gesellschaft 46, 2006, S. 189–200, bes. 189. – Pollak 2011 (Anm. 26), S. 173.

58 ABGB 1811 (Anm. 57), S. 42–43, § 398.

59 Pollak 2011 (Anm. 26), S. 170–171. – Fischer zu Cramburg 2001 (Anm. 57), S. 30: „Ansammlung von kostbaren Dingen mit hohem Materialwert, insbesondere Schmuck, Edelsteine, Gegenstände aus edlem Metall (Münzen) [...]“. In der modernen Sicht auch ideelle Werte: Bernhard Echer: Von der Erwerbung des Eigentumes durch Zueignung. In: Helmut Koziol, Peter Bydliński, Raimund Bollenberger (Hrsg.): ABGB. Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch. Kurzkommentar. 2. Aufl. Wien 2007, S. 357–373, bes. S. 370 zu § 398. – Pieler 2006 (Anm. 57), S. 190.

60 ABGB 1811 (Anm. 57), S. 42, § 395. In der heutigen Fassung heißt es unter § 397: „Werden vergrabene, eingemauerte oder sonst verborgene Sachen eines unbekanntem Eigentümers entdeckt, so gilt sinngemäß das, was für die verlorenen Sachen bestimmt ist.“

61 Pieler 2006 (Anm. 57), S. 189–191, 194–195.

62 Johann Gabriel Seidl: Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie I. 1840–1845. In: Österreichische Blätter für Literatur und Kunst 3, 1846, S. 137–142, bes. S. 137.

und auch nicht wuste, von was für einen Gehalt, oder *Materiæ* sie wären, so fand ich es nicht der Mühe werth der Löbl. Bezirks-Herrsch[aft]⁶³ hievon eine Anzeige zu machen.⁶⁴

Beim Verkauf der Helme an Johann Denzel erhielt er gerade einmal 20 Kreuzer pro Helm – falls die Angabe „d[a]ß Stück pr 20 kr“ überhaupt glaubwürdig ist –, das wären insgesamt bei 20 Helmen nämlich nur 6 Gulden und 40 Kreuzer, bei 25 Helmen 8 Gulden und 20 Kreuzer.⁶⁵ Interessant im Zusammenhang mit dem ABGB ist weiters, dass sich der Pächter der Herrschaft Negau Alois Sentscher über einen möglichen Vorbesitzer der „sehr alten“ oder „römisch“ eingestuft Helme Gedanken machte:

„Unterzeichneter geruth dahero auf die Vermuthung, d[a]ß diese Helme eins[mas]mahls in einer benachbarten Riestkammer (vielleicht fände man ähnliche bey der Herrschaft Guttenhaag⁶⁶ entwendet und aus Furcht vor der häuslichen Untersuchung vergraben, und in der Erde belassen worden sind; [...].“⁶⁷ Wie auch immer, im Bericht des ersten Kreiskommissars in Marburg Johann Cajetan Pohlner vom 27. Februar 1812 an das Kuratorium des Joanneums, in dem auf Basis des Berichtes von Alois Sentscher die wesentlichen Fakten zum Fund des Negauer Helmdepots resümiert wurden, spricht gleich der erste Punkt das Verhältnis zwischen Finder und Eigentümer des Grundstückes an: „daß [a.] 25 Stük dieser Helme durch den Herrschaft Neggauer Unterthan Georg Slatschegg auf seinem ihm eigenthümlichen Acker in der Gemeinde Schöniagg ausgegraben worden sind, [...].“⁶⁸

Das unerwartete Geschenk der vier Helme durch Johann Denzel veranlasste das Joanneum in seiner 9. Kuratoriumssitzung am 1. Februar 1812, den Marburger Kreishauptmann Johann von Grimshitz zu ersuchen, Erkundigungen nach dem Fundort der Negauer Helme anzustellen und diese dem Joanneum zu melden sowie den Besitzer zu bitten, die restlichen Helme dem Museum gegen Vergütung zu überlassen.⁶⁹ In einem Schreiben vom 16. Februar 1812 berichtete Johann von Grimshitz den Kuratoren des Joanneums:⁷⁰

„Da ich über einen Auftrag der hohen Landesstelle mich in Geschäften nach Klagenfurt verfügen muß, und den von der Wohlöbl. *Direction* in der gefälligen Zuschrift vom 6. dieses geäußerten Wünschen dermal persönlich nicht entsprechen kann, so habe ich den 1^{ten} Herrn Kreiskommissär Johann Cajetan Pohlner angewiesen, die ferneren Auskünfte der Wohlöbl. *Direction* zu unterlegen, einweilen aber habe ich dem Bürger Johann Denzel, der die ausgegrabenen alten Helme an sich gebracht, und 4 davon für das Joanneum abgegeben hat, bedeutet, keinen weiter zu verkaufen, oder zu verarbeiten, welchem ich nur noch die Erinnerung beirücken muß, daß diese Helme bey Stangelberg in der Pfarre Benedikten im Bezirke Neggau gefunden worden seien.“

- 63 Die Bezirksherrschaft Negau gemeint. Der Schreiber begann zuerst mit „Herrsch[aft]-“, korrigierte dies dann in „Bezirks-“. In der rezenten Abschrift der gekürzten Abschrift des Originalberichtes von Sentscher vom 24. Februar 1812 (siehe oben) steht „löbl. Bezirkshauptschaft“: KHM-ANSA/Objekte, Unterlagen zu den Negauer Helmen. Bezirkshaupt(mann)schaften (BH) wurden erst 1850 eingerichtet; der Ort Negau zählte dann zur BH Radkersburg. Zur Bezirksherrschaft siehe u. a. Borut Holcman: Der Wandel in der Grundherrschaft. In: Wandel einer Landschaft im langen 18. Jahrhundert. Hrsg. von Harald Heppner/Nikolaus Reisinger. Wien 2006, S. 177–189, bes. S. 181–184.
- 64 UMJ-ARCH/JA, K. 1811–1861, Nr. 1.
- 65 Erst wenn aufgefundene Sachen einen Wert von 25 Gulden überschreiten, hat die Obrigkeit, wenn sich kein Eigentümer meldet, den Fund dreimal in öffentlichen Zeitungsblättern bekannt zu machen. Der damalige gültige Materialwert erschließt sich aus dem Verkauf der restlichen 13 Helme an das Joanneum (siehe unten); Denzel hätte so einen Gewinn von über 6000 % getätigt! Dennoch liegt der Materialwert weit unter jenen der „echten“ Schatzfunde, wie von Szilágyosmyló (Siebenbürgen) des Jahres 1797, bei dem der „innere Werth“ 2411 Gulden und 51 Kreuzer betrug (Alfred Bernhard-Walcher: Der Schatzfund I von Szilágyosmyló. In: Barbarenschmuck und Römergold. Der Schatz von Szilágyosmyló. Bearb. von Wilfried Seipel. Ausst.Kat. Kunsthistorisches Museum Wien. Wien 1999, S. 17–25) oder von Nagyszentmiklós (Banat) des Jahres 1799 mit einem „innerlichen Werthe“ von 10086 Gulden 25 Kreuzer (ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 25, Akten 1799, Nr. 290½. – Gyula László, István Rácz: Der Goldschatz von Nagyszentmiklós. Wien 1983, S. 20–22).
- 66 Schloss Gutenhaag bei St. Leonhard (Hrastovec bei Lenart v Slovenskih gorica); etwa 7,8 km südwestlich vom Fundort gelegen; siehe Janisch 1878 (Anm. 36), S. 513–515 s. v. Gutenhaag.
- 67 UMJ-ARCH/JA, K. 1811–1861, Nr. 1.
- 68 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 112. Als Untertan der Herrschaft Negau war Georg Slatschegg Nutzungseigentümer; das Grundstück geteilt.
- 69 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 97½ (Sitzungsprotokolle). Dass ein Helm dem Joanneum vor diesem Beschluss zur Ansicht eingesendet wurde – so Reinecke 1942 (Anm. 38), S. 120 – geht aus den Schriftquellen nicht hervor.
- 70 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 102.

Parallel dazu und außerhalb des behördlichen Informationsflusses kam auch Franz de Paula Neumann, Direktor des Münz- und Antikenkabinetts von 1798 bis 1816, in Kenntnis dieses Fundes und meldete diesen Vorfall in einem Schreiben vom 17. Februar 1812 dem ihm vorgesetzten Oberstkämmerer Rudolph Graf von Wrba und Freudenthal:⁷¹

„Der Unterzeichnete hat zufällig erfahren, daß vor ungefähr sechs Wochen⁷² zwanzig antike Römische Helme, worunter mehrere mit Aufschriften geziert sind, zwischen Marburg und Radkersburg von einem Bauern ausgegraben worden sind, welcher sie an einen Kupferschmied verkauft haben soll. Der Herr Kreishauptmann von Marburg, welcher dieß vernommen, bemühte sich die vier schönsten und mit Aufschriften versehenen zu erhalten, und übersandte dieselben, wie es scheint, eigenmächtig, dem Johanneum zu Grätz.⁷³ Die übrigen sind, der Sage nach, von dem Kupferschmiede verschiedenen Privaten verkauft worden, welches um so gewisser scheint, da wirklich Herr Neubauer in Grätz⁷⁴ einen dieser Helme seinem Freunde zum Besehen nach Wien gesendet hat, der auch hier allenthalben gezeigt, und von dem Unterzeichneten selbst gesehen wurde.

Da Alles bei diesem Falle Vorgegangene der allerhöchsten k. k. Verordnung geradezu entgegen ist, vermöge welcher die in den k. k. Staaten gefundenen Münzen und antiken Monumente den hohen Behörden nach Wien, und von diesen dem k. k. Münz- und Antikenkabinete zur Einsicht und Auswahl eingesendet werden sollen, so bittet Unterzeichneter Eure Excellenz sich gütigst dahin zu verwenden, daß

Erstens: die erwähnten antiken Helme, da wo sie noch auszumitteln sind, sogleich in Anspruch genommen, für den Allerhöchsten Hof vindiciret, und den bestehenden Gesetze gemäß, sobald möglich, für das k. k. Antikenkabinete hieher gesendet werden, dem sie eine wahre Zierde seyn würden.

Zweitens: daß bei dieser Veranlassung die für dergleichen Fälle bestehende Allerhöchste Verordnung erneuert und publiciret werde, indem dieselbe von dem größeren Theil des Volks ignoriret, von dem anderen nicht befolget wird, wovon dieser letztere Fall ein neuer nur zu laut sprechender Beweis ist.“

Die Hofdekrete des 18. Jahrhunderts zur Einsendung von Münzen

Auf welche „bestehenden Gesetze“ konnte sich der Direktor des Münz- und Antikenkabinetts Franz de Paula Neumann am 17. Februar 1812 überhaupt berufen, in denen festgelegt worden wäre, dass auch die „antiken Monumente den hohen Behörden nach Wien, und von diesen dem k. k. Münz- und Antikenkabinete zur Einsicht und Auswahl eingesendet werden sollen“? Dass er sich auf die landesherrliche Drittelregelung bei einem Schatz mit dem entsprechenden an das Staatsvermögen fallenden Anteil bezog, ist aufgrund der kaum einen „inneren Wert“ aufweisenden Fundkategorie wie den Negauer Helmen wenig plausibel.⁷⁵ Dazu ist anzumerken, dass die Anzeige und Drittelregelung bei Schätzen bereits im Hofdekret vom 25. Oktober 1771 im *Codex Theresianus* bekannt gemacht wurde; Neumann hätte also auf dieses verweisen können:⁷⁶

„Ein zufälligerweise entdeckter Schatz soll in drei Theile vertheilet, und zwar ein Theil dem Aerarum der zweite Theil dem Eigenthümer des Grunds, und der dritte Theil dem Erfinder, wenn nämlich dieser letztere den gefundenen Schatz, quo ad Quantum, & Quale sogleich getreulich anzeigt, und nicht hinterlistig zurückhält, vertuschet, oder verbirgt, zugewendet werden. In jenem Falle hingegen, da von dem Erfinder derlei Schatz verschwiegen, oder listigerweise verhehlet und hinterhalten würde, soll dessen sonst zuständiger Theil entweder in totum, vel pro parte, nach erwogenen Umständen dem Angeber, und Denunzianten zu Guten gehen, und falls kein Denunziant vorhanden wäre, der Fund des Schatzes aber durch andere Wege veroffenbaret würde, das solchergestalten überbleibende eine Drittel dem Grundherrschaft, dann dem Aerarium in gleichen Theilen zufallen.“

71 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 94, Akten 1812, Nr. 241. Vergleiche das Konzept: KHM-ANSA/MAKa, Akten 1812, Nr. 322.

72 Damit wäre der Fund der Negauer Helme in der ersten Woche des Jahres 1812 geschehen; eine Jahreszeit, in der eher nicht zu erwarten wäre, dass ein Bauer seinen Acker pflügt.

73 Dies steht im Widerspruch zur Aussage von Grimschitz (siehe oben).

74 Reinecke 1942 (Anm. 38), S. 123 nennt ihn einen Grazer Advokat, ohne jedoch seine zusätzliche Quelle zu bezeichnen. Die Identifizierung diesen Herren wird aufgrund der Häufigkeit des Namens in Graz schwer bleiben.

75 Zum Drittelanteil an einem Schatz in den frühneuzeitlichen Landrechten siehe Ernst Eckstein: Das Schatz- und Fundregal und seine Entwicklung in den deutschen Rechten. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 31, 1910, 193–244, bes. S. 240. – Niegl 1976 (Anm. 57), S. 191. – Fischer zu Cramburg 2001 (Anm. 57), S. 79–83. – Pollak 2010 (Anm. 2), S. 70, 82. – Pollak 2011 (Anm. 26), S. 172.

76 Sammlung aller k. k. Verordnungen und Gesetze vom Jahre 1740 bis 1780, Bd. 6 (1770–1773). Wien 1786, S. 421–422 Nr. 1351. Zum *Codex Theresianus* – jedoch ohne auf dieses Dekret zu verweisen – siehe Fischer zu Cramburg 2001 (Anm. 57), S. 88–89.

Dieses Dekret fand Eingang in das ABGB (§§ 399–400).⁷⁷ Dass der Negauer Helmdepotfund nicht unter den erwähnten Schatzbegriff gemäß § 398 ABGB fallen kann, zeigen auch die über mehrere Jahre hinziehenden Verhandlungen zu einem Gesetzesentwurf, in dem der Schatz vom archäologischen Fund getrennt werden sollte, der in dieser Form jedoch nicht in Kraft trat.⁷⁸ In einem Vortrag an Kaiser Ferdinand I. vom 22. Oktober 1841 lautete die Begriffsdefinition des archäologischen Fundes:⁷⁹

„§. 1. Als archäologische Funde sind alle jene werthvollen Gegenstände anzusehen, welche zwar auch, wie es der § 398 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches bey einem Schatze verzeichnet, so lange im Verborgenen gelegen haben, daß man ihren vorigen Eigenthümer [nicht mehr] erfahren kann, deren Wert jedoch [nicht] so sehr in der Materie als in der äussern Form, künstlichen Zubereitung, der Seltenheit, und dem Alter der Sache liegt, also insbesondere Antiken von Bronze, oder Metalle geringern Werths, Alterthümer, und Denkmähler mit Ausschluß von alten Münzen, und Medaillen aus Gold und Silber.

Dahin gehören

- a) Statuen, Brustbilder und Köpfe;
- b) kleinere Figuren oder sogenannte Götzenbilder aus Erz, Stein oder Thon;
- c) Waffen, Gefäße, Lampen und Geräte aus Erz oder andern Stoffen mit Ausschluß edler Metalle;
- d) Erhabene oder tief geschnittene Steine;
- e) Steine mit halb erhabener Arbeit;
- f) Steine mit bloßen Aufschriften.“

Nach dieser Definition sind die Negauer Helme kein Schatz, sondern ein archäologischer Fund. Die Liste der unter einen archäologischen Fund fallenden Altertümer folgt nicht ganz überraschend im Wortlaut jener des im Folgenden vorzustellenden Hofkanzleidekretes vom 5. März 1812.

Die Sicht von Neumann ist die eines hohen Beamten der Sammlung des Herrscherhauses, für deren Verwaltung das Oberstkämmereramt als zweitwichtigstes Oberstes Hofamt zuständig war. Geeignete Strukturen der kaiserlichen Sammlung, führende Gelehrte als Direktoren des Münz- und Antikenkabinetts und kaiserliche Verordnungen zur Einlieferung von Münzen und Altertümern aus der gesamten Habsburgermonarchie samt Auswahl- und Vorkaufsrecht durch dieses Kabinetts waren die Garanten für eine positive Entwicklung des Hofmuseums. Maßnahmen zur Begutachtung, zum Erwerb aber damit auch zum Erhalt von Fundgegenständen – von den eigentumsrechtlichen Verordnungen zu scheiden – fanden dementsprechend bereits im 18. Jahrhundert statt. Bezeichnend ist, wie Anton Steinbüchel von Rheinwall, der nachfolgende Direktor des Münz- und Antikenkabinetts in Wien von 1819 bis 1840, die frühen Dekrete im Jahre 1829 beschrieb: „Die Staatsverwaltung hatte diesen merkwürdigen Ueberresten [den Altertümern] ihre hohe Aufmerksamkeit schon vor lange her geschenkt, sie gegen muthwillige oder unwissende Zerstörung gesichert, den Findern genügenden Ersatz angewiesen, und für die Aufstellung derselben in den entsprechenden öffentlichen Sammlungen gesorgt: so kann das k. k. Münz- und Antikenkabinet eine Reihe von Denkmälern aufstellen, die aus dem Innern der Monarchie stammen, [...]“.⁸⁰

Als im Jahre 1774 die kaiserliche Münzsammlung neu gegliedert und Johann Josef Hilarius Eckhel als Kurator mit der antiken Abteilung betraut wurde und von 1776 bis 1798 als Direktor dem Münzkabinetts vorstand, wurde bereits am 24. Februar 1776 durch Erzherzogin Maria Theresia ein Hofdekret erlassen, in dem verordnet wurde: „Die von Zeit zu Zeit sich vorfindenden alten Münzen sind jedesmal nach Hof einzusenden.“⁸¹ Ein Hofdekret vom 2. November 1776 erging offenbar – wie

77 Das ergibt sich (vorerst) aus den Unterlagen zur Erlassung des Hofkanzleidekretes vom 14. August 1846: ÖStA-AVA/HK, Allgemeine Reihe, K. 1807, Konvolut Nr. 23154/1846.

78 Es waren Vorarbeiten zum Hofkanzleidekret vom 15. Juni 1846 (siehe unten).

79 ÖStA-AVA/HK, Allgemeine Reihe, K. 1807, Konvolut Nr. 19704/1846, fol. 23^v-24^r. Die eckigen Klammern bedeuten hier speziell Verluste, die diese Archivalien durch den Brand des Justizpalastes am 15. Juli 1927 erlitten haben; vieles ist jedoch (noch) gut rekonstruierbar. – Nachtrag 2021: Der Bestand ist nun umfassend bearbeitet. Siehe dazu Stephan Karl, Iris Koch, Erika Pieler: Revidierung der gesetzlichen Vorschriften zu archäologischen Funden und Schätzen in der österreichischen Monarchie zwischen 1834 und 1846. Mit einem Ausblick auf die heutige Situation. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 71, 2017, S. 86–119. Zu den Volltexteditionen siehe Stephan Karl, Iris Koch: Editionen zum Projekt: Revidierung der gesetzlichen Vorschriften zu archäologischen Funden und Schätzen in der österreichischen Monarchie zwischen 1834 und 1846. In: Fundberichte aus Österreich 55, 2016, D430–D575 (E-Book).

80 Anton Steinbüchel von Rheinwall: Alterthümer in der österreichischen Monarchie. In: Jahrbücher der Literatur 45, 1829, Anzeigeblatt, S. 55–65, bes. S. 56.

81 Sammlung aller k. k. Verordnungen und Gesetze vom Jahre 1740 bis 1780. Bd. 7: 1774–1776. Wien 1786, S. 497 Nr. 1764. – Brückler 1991 (Anm. 33), S. 161, Anm. 4.

im Folgenden zu erkennen ist – nachträglich an das 1772 an Österreich angegliederte Galizien.⁸² Auf Anregung von Johann Josef Hilarius Eckhel⁸³ anlässlich der in Siebenbürgen nach Anzeige und Übergabe von Münzschätzen sofort eingeschmolzenen Funde, um den Finder- und Grundstücksbesitzeranteil gemäß bestehender landesherrlicher Rechte beziehungsweise dem Hofdekret vom 25. Oktober 1771 umgehend auszahlen zu können, wurde die bestehende Einsendepflicht in einem Hofdekret vom 14. Februar 1782 wieder in Erinnerung gerufen:

„Alle in k. k. Erbländern gefunden werdende alte Münzen, von was immer für einer Materie solche seyn mögen, sollen fernerhin, wie es bisher zu Folge Verordnung vom 2. November 1776 geschehen, gegen Vergütung des innerlichen Werthes nach Wien eingesendet werden, um derlei Münzen, wenn selbe in dem k. k. Münzkabinete noch nicht befindlich wären, an selbes abgeben zu können.“⁸⁴

Diese Hofdekrete des 18. Jahrhunderts betreffen jedoch ausschließlich Münzen bzw. Medaillen und dienten der Erwerbung geeigneter Stücke für das kaiserliche Münzkabinett.⁸⁵ Johann Gabriel Seidl brachte diese Hofdekrete und das nun folgende Hofkanzleidekret mit der Genese der kaiserlichen Sammlung in direkten Zusammenhang:

„Nach dem Sinne der bestehenden A. H. Vorschriften über Münzfunde (durch deren Ausdehnung auf Antiquitäten jeder Art Kaiser Franz I. gewissermaßen eben so der Begründer des Antikenkabinetes wurde, wie die große Maria Theresia mit ihrem Gemale das Münzkabinete im engern Sinne des Wortes begründet hatte) sollte [...] das k. k. Münz- und Antikenkabinete das Becken bilden, in welches alle derartigen Gegenstände von allen Seiten zusammenfließen; [...]“⁸⁶

Auch die Negauer Helme sollten dem kaiserlichen Münz- und Antikenkabinete eingereiht werden. In einem Schreiben vom 18. Februar 1812, in dem die Angelegenheit dem obersten Hofkanzler Aloys Graf von Ugarte mitgeteilt wurde, bezog sich der Kanzleidirektor des Oberstkämmereramtes Johann Vesque von Püttlingen auf das Hofdekret vom 2. November 1776:⁸⁷

„Laut einer mir zugekommenen Anzeige, sollen vor ungefähr sechs Wochen zwanzig antike römische Helme, worunter mehrere mit Aufschriften sind, zwischen Marburg und Radkersburg in Steyermark, von einem Bauern ausgegraben, dann an einen Kupferschmid verkauft worden seyn. Der Hr. Kreishauptmann von Marburg soll sich bemühet haben, die vier schönsten und mit Aufschriften versehenen zu erhalten, und solche dem Johanneum zu Grätz geschenkt haben, indem die übrigen, der Sage nach, von dem Kupferschmid verschiedenen Privaten verkauft wurden. Bey dieser Gelegenheit muß ich mich die Ehre geben, und die gefällige Verfügung E. E. zu ersuchen, daß nicht nur diese 20 antike Helme, die wo solche noch zu auszumitteln seyn dürften, für das k. k. Antikenkabinete, in Gemäßheit der, bereits unterm 2^{ten} November 1776, an alle Länderstellen ergangenen *Circularis*, in Anspruch genommen werden, sondern auch daß diese Verordnung erneuert und publizirt werden wolle, indem solche von dem größeren Theile des Volkes unbekannt geblieben ist, und von dem anderen Theile wenig bis gar nicht befolgt wird.“

Das Hofkanzleidekret vom 5. März 1812

Aufgrund dieser Anzeige nahm der oberste Hofkanzler Aloys Graf von Ugarte, einer der bedeutendsten Staatsmänner dieser Epoche,⁸⁸ zum Fund der Negauer Helme und zum erwähnten Hof-

- 82 Das betreffende Dekret wurde wohl vom galizischen Gubernium kundgemacht. Das Dekret scheint – so Brückler 1991 (Anm. 33), S. 161, Anm. 4 – nicht in den bekannten Gesetzesbüchern auf.
- 83 Walter Frodl: Idee und Verwirklichung. Das Werden der staatlichen Denkmalpflege in Österreich (Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege 13). Wien 1988, S. 27, Anhang Nr. 2–3.
- 84 Johann Dominik Caspar: Der Amtsschreiber in allen Amts-, Gerichts-, Grundbuchs-, Wirtschafts- und Rechnungsverrichtungen von allerhöchsten Gesetzen und Verordnungen geleitet, Bd. 1. Brünn 1822, S. 202, § 854. Vergleiche mit leicht verändertem Text: Handbuch aller unter der Regierung des Kaisers Joseph des II. für die K. K. Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze in einer Systematischen Verbindung, enthält die Verordnungen und Gesetze vom Jahre 1780 bis 1784, Bd. 4. Wien 1785, S. 17, Nr. VI (Hofdekret Böhmen). Siehe Brückler 1991 (Anm. 33), S. 161, Anm. 4. – Zum Reskript Kaiser Josephs II. an die Hofkammer bezüglich der in Siebenbürgen gefundenen Münzen: Frodl 1988 (Anm. 83), S. 27 Anhang Nr. 3.
- 85 In diesem Sinne Sacken/Kenner 1866 (Anm. 25), S. 10. – Zu den Dekreten siehe Niegl 1976 (Anm. 57), S. 191–192. – Frodl 1988 (Anm. 83), S. 27. – Brückler 1991 (Anm. 33), S. 161. – Pollak 2010 (Anm. 2), S. 78. – Pollak 2011 (Anm. 26), S. 172–173. Diese Hofdekrete des 18. Jahrhunderts verdienen eingehender archivalische Studien.
- 86 Seidl 1846 (Anm. 62), S. 138.
- 87 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 94, Akten 1812, Nr. 241 (interner Schriftverkehr).
- 88 Constant von Wurzbach: Ugarte, Alois Graf. In: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Teil 48. Wien 1883, S. 223–225.

dekret vom 2. November 1776 Stellung, das für die aufgefundenen Helme gar keine Gültigkeit hatte, und stellte in einem Schreiben vom 5. März 1812 an den Oberstkämmerer Rudolph Graf von Wrba und Freudenthal fest:⁸⁹

„In Ansehung der in dem Marburger-Kreis gefundenen 20 Stück alten Helmen, wovon Euer Exzellenz in der gefälligen Note vom 18. Febr. l. J. Erwähnung zu machen beliebten, ist bereits untern 13. Febr. l. J. an das steyerisch-kärntnerisch. Landespräsidium der Auftrag erlassen worden, daß solche alsogleich anher zur näheren Untersuchung befördert werden sollen, daher ich auch nicht ermangeln werde, sobald selbe anher gelangen, solche Euer Exzellenz zu übergeben, und hierwegen die weitere Rücksprache zu pflegen.

Was aber die angetragene Erneuerung des untern 2^{ten} 9^{ber} 1776 ergangenen Circulars betrifft, so ist besagte Verordnung nur an das galizische Gubernium nachträglich zu einem bereits früher an die übrigen Länderstellen ergangenen *Circular* erlassen worden. Dieses Circular redet aber nur von Einbeförderung der gefunden werdenden alten Münzen, um die darunter befindlich seyn mögende, für das k. k. Hof-Münzkabinet dienliche, und daselbst noch abgängige Stücke gegen Vergütung des innerlichen Werthes zurückhalten zu können.

Nach dieser Normalverordnung wird sich nach hierortigen Ermessen von den Länderstellen genau benommen, daher eine neuerliche Bekanntmachung derselben an und für sich aber nicht nothwendig seyn dürfte. Um jedoch Euer Exzellenz geäußerten Wunsche wegen Erlangung auch der von Zeit zu Zeit aufgefunden werdenden anderweitigen Alterthümer, und Denkmähler zur Aufstellung in das k. k. Münz- und Antikenkabinet nachzukommen, wird unter einem allen Länderstellen mit der hier in Abschrift ./- beykommenden Verordnung aufgetragen, daß sich in Zukunft auch auf gleiche Weise mit den gefunden werdenden Alterthümern und Denkmählern zu benehmen seye.“

Wie aus dem Schreiben hervorgeht, wurde unabhängig von der Anzeige von Franz de Paula Neumann das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium bereits am 13. Februar 1812 durch die Hofkanzlei aufgefordert, alle Helme einzusenden.⁹⁰ Um auch in Zukunft, dem Wunsch „wegen Erlangung auch der von Zeit zu Zeit aufgefunden werdenden anderweitigen Alterthümer, und Denkmähler zur Aufstellung in das k. k. Münz- und Antikenkabinet nachzukommen“, wurde von der Hofkanzlei ein neues „Dekret an sämtliche Länderstellen / dt^a 5^{ten} März 1812“ erlassen, das in einer Abschrift dem oben zitierten Schreiben von Ugarte unter derselben Zahl (Z. 2665) beigelegt wurde:

„Vermög den untern 24. Hornung, und 2^{ten} Nov. 1776, dann 14. Hornung 1782 erflossenen Verordnungen bestehet ohnehin die ausdrückliche Vorschrift, daß die von Zeit zu Zeit aufgefunden werdenden alten Münzen, von welcher Materie sie seyn mögen, jedesmal hieher eingesendet werden sollen, um dergleichen Münzen, wenn sie noch nicht in dem k. k. Münzkabinet befindlich sind, gegen die Vergütung des innerlichen Werthes an dasselbe abgeben zu können. Da sich jedoch mehrfällige Fälle ergeben, wo auch ausser diesen alten Münzen noch andere Alterthümer, und Denkmähler aufgefunden werden, welche zur Aufstellung in dem k. k. Münz- und Antiken Kabinet geeignet sind. So wird demselben hiemit aufgetragen das Erforderliche zu verfügen, und sich bey jede Gelegenheit gegenwärtig zu halten, damit nicht nur in Gemäßheit der obgedachten Vorschriften nach fortan alle alten Münzen, und Medaillen, sie mögen in Gold, Silber, oder Kupfer bestehen, sondern in Zukunft auch alle andern aufgefunden werdende derley Alterthümer, und Denkmähler auf gleiche Art hieher eingesendet werden. Als solche müßen vorzüglich folgende angesehen werden: nemlich

1^{ten} Statuen, Brustbilder, und Köpfe aus Erz, oder Stein.

2^{ten} Kleinere Figuren, und sogenannte Götzenbilder von edlen, oder unedlen Metallen, Steinen, oder von Thon.

3^{ten} Waffen, Gefässe, Lampen, und Geräthe von Erz, oder andern Stoffen.

4^{ten} Erhabene, oder tiefgeschnittene Steine.

5^{ten} Steine mit halberhabener Arbeit (*Basreliefs*).

6^{ten} Steine mit bloßen Aufschriften, und Grabmähler. Sollte es sich jedoch ergeben, daß eine Steinschrift, oder ein Grabmahl von bedeutender Größe, und Schwere aufgefunden würde, so ist von derselben Einsendung ungesäumt eine vorläufige Anzeige mit einer kurzen Beschreibung, oder *Copie* (Zeichnung) davon vorzulegen, um hier den literarischen, oder artistischen Werth derselben beurtheilen zu können.

Für die also eingesendet werdenden Alterthümer, und Denkmähler wird jederzeit nach der billigsten Schätzung und nach Maaß des höheren, oder minderen Grades ihrer Seltenheit der Werth ersetzt werden.“

In einem Schreiben vom 28. März 1812 brachte Rudolph Graf von Wrba und Freudenthal sowohl die bereits vor einiger Zeit veranlasste Einsendung der Helme als auch das neu erlassene Hofkanzleidekret dem Direktor des Münz- und Antikenkabinetts Neumann zur Kenntnis:⁹¹

89 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 485.

90 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 327. Die Aufforderung erging an Bissingen-Nippenburg, der am 29. Januar 1812 auch den Fund der Hofkanzlei gemeldet hatte (siehe oben).

91 KHM-ANSA/MAKa, Akten 1812, Nr. 324. – Vgl. ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 485 (interner Schriftverkehr).

K u r r e n d e des kais. kön. steyerisch - kärntnerischen Guberniums.

Die Einlieferung nicht nur der alten Münzen, von welcher Materie sie auch seyn mögen, sondern auch aller Alterthümer und Denkmähler für das höchste Münz- und Antiquen-Kabinet betreffend.)

Nach einer eingelangten Verordnung der k. k. Hofkanzley vom 5., S. 29. v. M. sollen in Zukunft nicht nur die von Zeit zu Zeit aufgefunden werdenden alte Münzen (von welcher Materie sie auch seyn mögen) sondern auch alle Alterthümer und Denkmähler, als:

- 1) Statuen, Brustbilder, und Köpfe aus Erz oder Stein.
- 2) Kleinere Figuren und sogenannte Götzenbilder von edlen oder unedlen Metallen, Steinen, oder von Thon.
- 3) Waffen, Gefässe, Lampen, und Geräthe von Erz, oder andern Stoffen.
- 4) Erhabene oder tiefgeschnittene Steine.
- 5) Steine mit halberhobener Arbeit (Bas-reliefs.) und
- 6) Steine mit blossen Aufschriften, und Grabmähler, gegen Vergütung nach der billigsten Schätzung, und nach Maaß des höheren und minderen Grades der Seltenheit, für das k. k. Münz- und Antiquen-Kabinet nach Wien abgesendet werden.

Sollte es sich jedoch ergeben, daß eine Steinschrift oder ein Grabmahl von bedeutender Größe aufgefunden würde; so seye vor derselben Einsendung ungesäumt eine vorläufige Anzeige, mit einer kurzen Beschreibung oder Copie (Zeichnung) davon vorzulegen, um bey dem Allerhöchsten Hof den litterarischen oder artistischen Werth derselben beurtheilen zu können.

Wornach sich also Jedermann zu achten, und von derley von Zeit zu Zeit künftig aufgefunden werdenden alten Kunstkabinetwürdigen Münzen, Medaillen, Alterthümern, Denkmählern u. dgl. die schleunige Anzeige an das betreffende Kreisamt, oder auch unmittelbar an diese Länderstelle, mit deutlicher Auführung der Fundsumstände, Nahmen des eigentlichen Finders, dann des Orts, wo, und auf wessen Grund solche gefunden worden sind, zu erstatten hat.

Graz den 1. April 1812.

Ferd. Graf v. Bissingen - Rippenburg,
Gouverneur.

Anton Freyherr v. Marenzi,
Vize-Präsident.

Dismas Franz Graf v. Dietrichstein,
Subernialrath.

Abb. 3 Gubernialkurrende vom 1. April 1812 zur Bekanntmachung des Hofkanzleidekretes vom 5. März 1812. Steiermärkisches Landesarchiv, Graz, Archiv Joanneum, Landesmuseum, K. 16 H. 71, Kuratorium Jahresakten 1828, Nr. 1008

„Dem Hr. Direktor wird auf deßen Bericht vom 17^{ten} v. M. zur Wissenschaft bekannt gemacht, daß der Hr. k. k. Oberste Kanzler Graf v. *Ugarte*, wegen Einsendung der im Marburger Kreise gefundenen 20 Stück antike Helme, bereits das Nöthige an das Steyerische-Kärntnerische Landespräsidium, dann, wegen Einsendung aller entdekt werdenden Alterthümer und Denkmähler die in Abschrift beyliegende Verordnung unterm 5^{ten} dieses an sämtliche Landesstellen erlaßen hat.“

Wie kommt die Hofkanzlei zu dieser umfassenden und überlegten Liste von „vorzüglich anzusehenden“ Altertümern – die noch später dienlich war (siehe oben) – ohne in der Zwischenzeit mit dem Oberstkämmereramt in Kontakt getreten zu sein? Es ist vorerst zu vermuten, dass die Hofkanzlei direkt Rücksprache mit Neumann hielt.⁹² Auf ihn geht bereits für das Jahr 1799 der Gedanke zurück, ein „vollständiges Antikenkabinett“ zu gründen.⁹³ Diese Idee war durch die großen Grabungen in Italien angeregt, bei denen seit der Wiederentdeckung von Pompeji zahlreiche Funde wie griechische oder italische Vasen, Terrakotten, Bronze- und Marmorarbeiten zu Tage gefördert wurden und zumeist in die Sammlungen Adelliger gelangten. Die Bestellung von Neumann zum Direktor im Jahre 1798 wird zu Recht als das Geburtsjahr der Antikensammlung bezeichnet: durch seine Initiative wurden diverse für das Kabinett geeignete antike Objekte aus der Schatzkammer, aus den Wiener Schlössern Schönbrunn und Belvedere sowie aus Salzburg in einer zentralen Sammlung zusammengeführt.

Das Hofkanzleidekret vom 5. März 1812, Z. 2665⁹⁴ wurde schließlich durch die jeweiligen Landesstellen über Kurrenden – im Falle der Steiermark und Kärnten in der Gubernialkurrende vom 1. April 1812, Z. 7509 (Abb. 3) – kundgemacht.⁹⁵ In dieser Kurrende wurde weiter präzisiert, dass die Anzeige von „kunstkabinettswürdigen“ Gegenständen an die jeweiligen Kreisämter oder Landesstellen ehest erfolgen sollte und dass diese mit „deutlicher Ausführung der Fundsumständen, Nahmen des eigentlichen Finders, dann des Orts, wo, und auf wessen Grund solche gefunden worden sind, zu erstatten [...]“ ist.

Der Erwerb aller Helme durch das Joanneum im Februar 1812

Während in der Hofkanzlei die Anzeige vom Gouverneur von Innerösterreich Ferdinand Graf von Bissingen-Nippenburg vom 29. Januar 1812 einging und parallel dazu der Direktor des Münz- und Antikenkabinetts Franz de Paula Neumann den Fund am 17. Februar 1812 beanstandete, hatte das Joanneum nach Erhalt der erwähnten vier Helme durch den Schmied Johann Denzel, die über das Kreisamt Marburg eingesendet worden waren, bereits am 1. Februar 1812 beschlossen, die restlichen Helme, wenn möglich, anzukaufen und Erkundigungen zum Fundort einzuholen.⁹⁶ Der erste Kreiskommissar in Marburg Johann Cajetan Pohlner informierte in Abwesenheit seines Vorgesetzten, des Kreishauptmanns Johann von Grimschitz, die Kuratoren des Joanneums in einem Schreiben vom 23. Februar 1812 zum ersten Mal über die Fundstelle und über weitere Helme.⁹⁷

92 Nach Pollak 2011 (Anm. 26), S. 173 erfolgte das Dekret auf Anregung Neumanns. Laut Auskunft von Alfred Bernhard-Walcher gibt es jedoch dazu keine Unterlagen im Kunsthistorisches Museum, Antikensammlung, Akten des Münz- und Antikenkabinetts bzw. Archiv. Das Zustandekommen des Hofkanzleidekretes vom 5. März 1812 könnte sich aus dem nur teilweise durch Brand vernichteten Archivbestand ÖStA-AVA/HK sowie durch Archivbestände damals involvierter Behörden (z. B. Hofkammer, Inneres und Justiz) mit deren Abschriften und Ausfertigungen rekonstruieren lassen.

93 Sacken/Kenner 1866 (Anm. 25), S. 15. – Alfred Bernhard-Walcher: Gemmen aus Aquileia in der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien. In: Fulvia Ciliberto, Annalisa Giovannini (Hrsg.): Preziosi ritorni. Gemme aquileiesi dai musei di Vienna e Trieste, Ausstellungskatalog Aquileia – Vicenza 2008–2009. Aquileia 2008, S. 32–63, bes. S. 33.

94 Sr. k. k. Majestät Franz des Ersten politische Gesetze und Verordnungen, Bd. 38. Wien 1813, S. 157–158 Nr. 38. – Niegl 1976 (Anm. 57), S. 192–193. – Frodl 1988 (Anm. 83), S. 28, Anhang 4. – Brückler 1991 (Anm. 33), S. 161. – Bernhard-Walcher 2008 (Anm. 93), S. 33–34. – Pollak 2010 (Anm. 2), S. 80. – Pollak 2011 (Anm. 26), S. 173.

95 StLA-LaA/LMJ, K. 16, H. 71, Kuratorium Jahresakten 1828, Beilage zu Nr. 1008. Die Gubernialkurrende vom 1. April 1812 findet sich mehrfach in den Jahresakten des Kuratoriums.

96 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 97½ (Sitzungsprotokolle).

97 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 109. Der zweite Bericht von Pohlner vom 27. Februar 1812 mit dem ausführlichen Bericht von Sentscher vom 24. Februar 1812 (siehe oben) ging an das Joanneum als auch an das Gubernium, wo er aber „ad acta“ gelegt wurde: StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 112. – StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 350.

„Im Nachhange der dießämtlichen, an die Wohllobliche Direction unterm 16. d. M. erlassenen Zuschrift, gibt man sich die Ehre zu eroffnen, man habe von dem hiesigen Bürger Johann Denzel die bestimmte Erklärung eingehohlet, daß er von den antiken Helmen noch dreyzehn Stück, die 34½ lb⁹⁸ schwer sind, besitze, und dafür das Pfund zu acht Gulden gerechnet, zusammen 276 fl. im Nennwerthe der Banco-Zettel anspreche.

Da man übrigens vorläufig erhoben hat, daß diese Helme im Bezirke Negau in der Gegend Stangelberg gefunden worden seyn sollen, so hat man dem Pächter der Herrschaft Negau, Aloys Sentscher, welcher seines Eifers wegen, das Gute jeder Art bey allen Gelegenheiten möglichst zu befördern, diesem Kreisamte rühmlich bekannt ist, bereits den Auftrag gemacht, persönlich zu erheben, wo eigentlich diese Helme ausgegraben, dann ob nicht auch andere Waffen oder sonst etwas vom Belange dabey aufgefunden wurde, sohin das Resultat hievon, sobald immer möglich, anher mitzutheilen, unter Einem aber auch gutächtlich zu berichten, ob es rätlich und mit dem erwünschten Erfolge zu erzwecken sey, kostspielige Nachgrabungen derley Alterthümer in dem Orte und der Gegend, wo die Helme gefunden wurden, zu unternehmen.

Sobald nun der abgeforderte Bericht des gedachten Pächters eingelangt ist, wird man es sich zur angenehmen Pflicht rechnen, der Wohlloblichen Direction die erhaltenen Aufschlüsse auf der Stelle dienstfreundschaftlich mitzutheilen.“

In der 13. Kuratoriumssitzung des Joanneums am 29. Februar 1812 wurde schließlich entschieden, dass der Kustos des Joanneums Johann Nepomuk Gebhard die übrigen Helme „um den angebotenen Preise von 276 f. B. Z. also gleich anzukaufen“ hat.⁹⁹ Zwischen dem 2. und 4. März 1812¹⁰⁰ wurden die 13 restlichen Helme – jedoch um 272 Gulden und nicht um 276 Gulden laut dem Angebot von Johann Denzel – erworben und in das Joanneum gebracht, womit das Museum nun über insgesamt 17 Helme aus dem Negauer Depotfund verfügte. Der Bericht von Johann Cajetan Pohlner vom 23. Februar 1812 ging auch an das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium, das ihn an die Hofkanzlei expedierte, womit für Bissingen-Nippenburg die Anzeige „über die im Marburger Kreise aufgefundenen alten Helme bey Abstockung eines Waldes“ und der Auftrag sie „zur näheren Untersuchung nach Wien einzubefördern“, die ihm durch ein Hofkanzlei-Präsidialschreiben vom 13. Februar 1812 erteilt worden war, als erledigt galten.¹⁰¹

Die Beanstandung der Helme und ihre Einsendung nach Wien im März/April 1812

Ernüchterung machte sich dann in der 14. Kuratoriumssitzung des Joanneums am 7. März 1812 breit, denn diese erste Märzwoche brachte eben nicht nur jene weiteren Helme des Negauer Depotfundes, sondern durch den Ankauf gelangte man auch in Kenntnis, dass das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium „auf die Helme den Beschlag gelegt hat, selbe doch für das Museum des Joanneum als Eigenthum sind angekauft worden.“¹⁰² In einem sich im Archiv der Familie Meran am Steiermärkischen Landesarchiv in Graz durch die Wirren des 2. Weltkrieges nicht erhaltenen Brief an Erzherzog Johann vom 4. März 1812, der hier nach einem Exzerpt von Anton Schlossar wiedergegeben wird, äußert sich der Kurator Johann von Kalchberg zu diesem unangenehmen Sachverhalt:

„Von Seite des Guberniums wurde jedoch der Fund dieser Helme beanständet und nicht nur die betreffende Persönlichkeit, welche aus Interesse für das Museum die Helme an sich gebracht, sondern auch die Curatoren selbst waren dadurch in Verlegenheit gebracht, zumal die Sache das peinlichste Aufsehen erregte und auch zu befürchten war, daß bei fortgesetzter Beanständung derartiger archäologisch werthvoller Funde überhaupt das Publicum von der Nachforschung abgehalten und dem Institut indirect hiedurch wesentlicher Schaden zugefügt werde. Johann von Kalchberg stellte in diesem Schreiben auch die Bitte, „es könne vielleicht ein Auftrag an das hiesige Gubernium erwirkt werden, Alterthümer, die in diesem Gouvernement gefunden werden, dem Museum zuzuwenden und den Ständen, vorzüglich den Curatoren zu erlauben, solche Alterthümer aufzusuchen und sich mit den Besitzern in Unterhandlungen einzulassen.“¹⁰³

98 34,5 Pfund (lb) für die 13 verbliebenen Helme entsprechen etwa 19,32 kg.

99 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 111½ (Sitzungsprotokolle).

100 Der terminus ante quem ergibt sich aus dem Brief von Kalchberg an Johann vom 4. März 1812 (siehe unten).

101 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 169, Nr. 327 und 328.

102 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 111½ (Sitzungsprotokolle).

103 Anton Schlossar: Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben in Steiermark. Originalbriefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810–1825. Wien 1878, S. 229–230 zu Nr. XIII. Nach diesem Exzerpt von Schlossar hätte Kalchberg in diesem Brief einen geringeren Ankaufspreis angegeben: „Ein Bürger in Marburg hatte nämlich 17 Stück antike, bei Negau ausgegrabene Helme gekauft und die vier schönsten derselben dem Joanneum geschenkt. Die übrigen dreizehn Helme überließ er ebenfalls der Anstalt um die geringe Entschädigung von 50 fl.“

Das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium erfuhr erst am 23. März 1812 durch den Kreishauptmann von Marburg Johann von Grimschitz, dass die 13 Helme vom Joanneum angekauft worden waren, wovon wiederum die Hofkanzlei unterrichtet wurde.¹⁰⁴ Das Gubernium wurde umgehend durch ein Hofkanzlei-Präsidialschreiben vom 1. April 1812 noch einmal aufgefordert, der Einlieferung der Helme nach Wien – nämlich auch „der für das Joanneum eingelösten Helme“ – nachzukommen, was Ferdinand Graf von Bissingen-Nippenburg in einem Schreiben vom 13. April 1812 an die Kuratoren des Joanneums in die Wege leitete:¹⁰⁵

„Auf die von mir bereits unterm 29^{ten} Jäner d. J. an die Hofkanzley gemachte Anzeige, daß im Marburger Kreise bey Abstockung eines Waldes 20 Stück alter Helme ausgegraben wurden, erhielt ich unterm 13^{ten} Februar d. J. den Auftrag, selbe alsogleich zur näheren Untersuchung nach Wien einzubefördern; allein, da das Joanneum diesselben mittlerweile käuflich an sich gebracht hat, wie mir solches von dem Marburger Kreisamte angezeigt worden ist; so bin ich nun neuerlich mit Präsidial-Hofkanzley-Decrete vom 1^{ten} d. M. angewiesen, diese 20 Stük Helme mit Bemerkung des Einlösungspreises binnen 8 Tagen verlässlich einzusenden, damit unter denselben die Auswahl für das k. k. Antikenkabinet geschehen könne.
Ich gewärtige daher von den Herren Curatoren, daß diese Helme unverzüglich zu meinen Händen geliefert werden, mit der Anzeige welcher Geldbetrag für die nachträglich gekauften Stücke bezahlet worden sey.“

Durch den erwähnten Brief von Johann von Kalchberg vom 4. März 1812 setzte sich auch Erzherzog Johann persönlich für den Erhalt der Helme am Joanneum ein, indem er am 16. März 1812 ein diesbezügliches Schreiben an die Hofkanzlei richtete.¹⁰⁶ Obwohl er noch in einem Brief an Johann von Kalchberg vom 14. März 1812 seine Hoffnung ausdrückte, den gesamten Fundkomplex der Helme zurückzuerhalten,¹⁰⁷ scheinen sich seine Bemühungen später darauf zu beschränken, dass, nachdem eine Auswahl der für das Münz- und Antikenkabinett in Wien geeigneten Helme gemäß der bestehenden Verordnung vorgenommen worden wäre, zumindest die übrigen Stücke wieder nach Graz an das Joanneum zurückkommen sollten.¹⁰⁸

Am 18. April 1812 übergaben die Kuratoren des Joanneums dem steiermärkisch-kärntnerischen Gubernium die 17 Helme, die am 19. April 1812 an die Hofkanzlei weiter geleitet wurden.¹⁰⁹ Dort wurde der Empfang durch den obersten Hofkanzler Aloys Graf von Ugarte in einem Schreiben vom 29. April 1812 an den Oberstkämmerer Rudolph Graf von Wrbna und Freudenthal bestätigt:¹¹⁰

„In mitfolgender Kiste [./, Kiste] erhalten Eure Exzellenz, die in einer Anzahl von 16 und rüksichtlichen 17 Stücken vorfindigen antiken Helme aus dem Marburger-Kreise, wie sie der innerösterr. Gouverneur von dem Musäum in Graz, welches nebst den vieren zum Geschenke erhaltenen, auch die übrigen um 272 f. B. Z. an sich gelöst hatte, so eben einsendete, zur beliebigen Auswahl für das k. k. Antikenkabinet.
Bey dieser Gelegenheit muß man aber bemerken, daß des Erzherzogs Johann kaiserliche Hoheit von hierortiger Reklamirung erwähnter Helme für das k. k. Antikenkabinet erfahren, und zufolge seiner in der zweiten Beilage vorfindigen Note [./,] hieher den Wunsch geäußert hat, wenn einmal für das k. k. Antikenkabinet unter diesen Helmen die Auswahl getroffen seyn werde, die übrigen für das Joanneum in Gratz wieder zu erhalten, welches als ein blos für die Geistesbildung der Jugend in dem Lande, wo diese Helme beerdigt lagen, bestehendes Institut allerdings darauf Anspruch machen dürfe.“

104 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 484.

105 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 137. Siehe StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 620. – Vgl. die rezente Abschrift: KHM-ANSA/Objekte, Unterlagen zu den Negauer Helmen.

106 Das Datum des Briefes Johanns ergibt sich aus dem Antwortschreiben von Ugarte an Johann vom 2. Juli 1812. Johann informierte Kalchberg über dieses Schreiben an die Hofkanzlei in einem Brief vom 27. März 1812: StLA-JoA/FK, K. 1, H. 8, Briefe Johanns an Kalchberg 1810–1825, Nr. 14: „Wegen der Helme habe ich eine nachdrückliche Vorstellung an die Hofkanzley gethan und werde nicht ruhen, sie haben noch nicht geantwortet.“ – Vgl. Schlossar 1878 (Anm. 103), S. 75–77, Nr. 14.

107 StLA-JoA/FK, K. 1, H. 8, Briefe Johanns an Kalchberg 1810–1825, Nr. 13: „Was die Helme betrifft werde ich das nothwendige hier veranlassen, ich hoffe mit zuversicht daß wir sie zurück erhalten werden.“ – Vgl. Schlossar 1878 (Anm. 103), S. 73–75, Nr. 13.

108 Walter Schmid übertrieb später die Rolle Johanns in Bezug auf die Negauer Helme, u. a. in einem Schreiben vom 21. Juli 1938: „Aus verschiedenen Akten des Joanneums vom Jahre 1812 ist ersichtlich, welche Mühe sich Erzherzog Johann angelegen sein liess, um gerade diesen Fund, den ersten bedeutenden Depotfund des neugegründeten Museums für das Land Steiermark zu retten.“; s. UMJ-ARCH/JA, K. 1938, Nr. 41 (Kopie).

109 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 681.

110 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 731.

Ich habe die Ehre Eure Exzellenz zu ersuchen, hierwegen die beliebige Einleitung treffen, und mir mit Rückzug des Komunikats seiner Zeit das Verfügte erinnern zu wollen, damit ich des Erzherzogs Johann kaiserl. Hoheit in die Kenntniß setzen kann.

Indessen bestätigte ich dem innerösterreich. Gubernial-Präsidium den Empfang dieser Helme mit dem Auftrage da die ad 3^{ten} [./3.] folgenden bisher eingelangten Berichte diese Hinsicht gar nicht berühren, auch eine chemische Beschreibung der Erdbestandtheile jener Waldstrecke bey deren Abstokung diese Helme ausgegraben wurden, dann eine Schilderung der näheren Umgebungen Lage etc. hieher nachzutragen, deren Mittheilung an Eure Exzellenz mir vorbehalte, und es Eurer Exzellenz einsichtsvollen Ermessen überlasse, ob dem Bürger Denzel, dessen Uneigennützigkeit man diese Seltenheiten um einen Preis von 272 f. B. Z. verdankt, zum ermunternden Beispiele für andere noch sonst eine Belohnung zuzusprechen seyn dürfte.“

Am 1. Mai 1812 wurden die 17 Helme an das Münz- und Antikenkabinett abgegeben sowie die beiden erwähnten Beilagen, das Schreiben von Erzherzog Johann und die bislang eingelangten Berichte aus dem steiermärkisch-kärntnerischen Gubernium zum Fund des Negauer Helmdepots¹¹¹ dem Direktor des Münz- und Antikenkabinetts Neumann zur Äußerung zugestellt.¹¹² Gegenüber dem Gubernium wurde einerseits der Erhalt der Helme durch ein Hofkanzlei-Präsidialschreiben vom 29. April 1812 bestätigt, andererseits das Gubernium noch einmal daran erinnert, einen zur Auffindung des Helmdepots und zur Fundstelle diesbezüglichen Bericht an die Hofkanzlei zu senden.¹¹³ Eine Angelegenheit, die umgehend vom Gubernium erledigt werden konnte (expediert am 5. Mai 1812), da es bereits im Besitz des ausführlichen Berichtes vom Pächter der Herrschaft Negau Alois Sentscher vom 24. Februar 1812 war.¹¹⁴

In einem Schreiben vom 15. Mai 1812 an Rudolph Graf von Wrba und Freudenthal übergab Aloys Graf von Ugarte den Bericht von Alois Sentscher – es handelt sich dabei um den Originalbericht – dem Oberstkämmereramt „zum beliebigen Gebrauche“:¹¹⁵

„Die mir von dem innerösterreich. Landes Praesidium eingesendete Beschreibung jener Gegend von Steiermark, worin die 17 Stücke antiker Helme gefunden worden sind, habe ich die Ehre Euer Exzellenz im Nachhange meiner Zuschrift vom 29. v. M. zum beliebigen Gebrauche mitzutheilen.“

Von dort wurde der Bericht am 8. Juni 1812 Neumann „zur Einsicht und gegen Zurückstellung“ zugestellt.¹¹⁶

Die Abtretung von fünf Helmen sowie Vergütung, Entschädigung und Belohnung der Hauptprotagonisten

Die erwähnte Intervention von Erzherzog Johann vom 16. März 1812 hat das Münz- und Antikenkabinett dazu bewogen, fünf der insgesamt 17 Helme dem Joanneum zu überlassen. Von dieser Absicht informierte der Direktor des Münz- und Antikenkabinetts Franz de Paula Neumann den Oberstkämmerer Rudolph Graf von Wrba und Freudenthal in einem Schreiben vom 22. Juni 1812, in welchen er nicht nur die Vergütung der bereits getätigten Auslagen des Joanneums sondern auch eine Entschädigung für den „armen“ Finder Georg Slatschegg, der die Helme weit unter dem Materialwert abgab, als auch eine Belohnung für den Schmied Johann Denzel, der die Helme zu einem sehr günstigen Preis verkauft hatte, aussprach:¹¹⁷

111 Bei diesen Berichten müsste es sich um jenen von Pohlner vom 23. Februar 1812 und von Grimschitz vom 23. März 1812 handeln.

112 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 731 (interner Schriftverkehr).

113 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 732.

114 Der Bericht lag „ad acta“ (siehe oben).

115 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 902.

116 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 902 (interner Schriftverkehr). – Der Bericht von Sentscher liegt diesem Akt nicht bei; auch eine spätere Zurückstellung konnte im Exhibitenprotokoll bis Ende 1812 (Bücher Serie A 7) nicht festgestellt werden. Das Auffinden dieses Berichtes wäre aber von Bedeutung für die archäologische Interpretation des Befundes (siehe oben).

117 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 939. – Vgl. das Konzept: KHM-ANSA/MAKa, Akten 1812, Nr. 336.

„Da S^a Kais. Hoheit der Erzherzog Johann den Wunsch geäußert hat, daß von den in Steiermark gefundenen und hieher gesendeten siebzehn Helmen einige dem *Joannäum* in Grätz überlassen werden mögen, so könnten in dieser Rücksicht, nach der unmaßgeblichen Meinung des Unterzeichneten, fünf dieser Helme für erwähntes Institut abgegeben werden. Immer wird es dem k. k. Münz- und Antikenkabinete ein angenehmes Geschäft sein bei jeder Gelegenheit zu dessen Bereicherung beizutragen, jedoch nur in der Voraussetzung und Überzeugung, daß die in der Folgezeit etwa noch in Steiermark und Kärnten zu entdeckenden Seltenheiten unmittelbar an dasselbe, als das Haupt- und Centralantikenkabinet der Monarchie, zur Auswahl eingesendet werden, so wie dieses bisher geschehen, in allen andern Provinzen geschieht, und ohnehin vermöge der bestehenden Gesetze, und erst neulich hierüber eingeschärften, an die Länderstellen ergangenen Verordnungen zu geschehen hat. Was von dergleichen Seltenheiten doppelt, entbehrlich, oder für das k. k. Münz- und Antikenkabinet nicht geeignet, wohl aber für das Joannäum geeignet sein dürfte, wenn sie auch anderswo, als in Steiermark entdeckt worden, wird man mit Vergnügen jenem Institute widmen, und gegen Ersatz der allenfalls dafür gemachten Auslagen überlassen. In der Anlage hat Unterzeichneter die Ehre den von dem bürgerlichen Schwertfeger Denzel für die abgegebenen Helme verlangten Betrag pr 272 fl. in Bankzetteln, das ist 54 fl. 24 xr. in Einlösungsscheinen zu vergüten. Da zudem sehr billig scheint, daß sowohl dem Bürger Denzel, welchem man diese Seltenheiten für diesen geringen Preis verdanket, als auch dem armen Finder Slatscheg, der für jeden Helm von Denzels Gemahlin nur 20 xr. bezahlt erhalten hat, zu einiger Entschädigung und zum ermunternden Beispiel für ähnliche Fälle, eine Belohnung zugetheilt werde, so hat Unterzeichneter, mit vorausgesetzter Genehmigung, den erwähnten 54 fl. 24 xr. noch 50 fl. in Einlösungsscheinen beigelegt, deren Vertheilung unter beide Genannte höherem Ermessen überlassen wird.“

Dieses Ansuchen von Neumann wurde in einer kurzen Stellungnahme vom 24. Juni 1812 durch den Kanzleidirektor des Oberstkämmereramtes Johann Vesque von Püttlingen vollinhaltlich genehmigt:¹¹⁸

Dem Hr. Direktor wird aus den in deßen Berichte vom 22^{ten} d. M. angeführten Gründen die Bewilligung hiemit ertheilt, dem *Joannaemum* zu Gratz von den aus Steyermark eingesendeten 17 Stücken antiken Helme, fünf Stücke überlassen, und die dem Schwertfeger zu Mahrburg *Johann Denzel* für 13 dieser Helme bezahlten Zweyhundert. Zwey und Siebenzig Gulden in B. Z. mit Vier und Fünfzig Gulden 24 xr. in E. S. vergüten, dann zu einiger Entschädigung, wie auch zum ermunternden Beispiele diesem Schwertfeger und dem Finder der Helme Georg *Slatscheg* eine Belohnung von Fünfzig Gulden W. W. für beyde erfolgen zu dürfen.

Gleichzeitig informierte Johann Vesque von Püttlingen, in Abwesenheit des Oberstkämmerers Rudolph Graf von Wrbna und Freudenthal, in einem Schreiben vom 24. Juni 1812 die Hofkanzlei über diesen Entschluss und übergab die fünf Helme zur Weiterleitung an das Joanneum:¹¹⁹

„Da S. K. H. der durchlauchtigsten Erzherzog Johann den Wunsch zu äußern beliebt hat, daß von den in Steyermark gefundenen mittelst verehrlicher Präsidial-Note vom 29^{ten} April d. J. anher gefälligst mitgetheilten 17 Stücken antiker Helme einige dem Joannäum in Grätz überlassen werden mögen: so gibt man sich die Ehre, Seiner Löbl. k. k. vereinigten Hofkanzlei unter danknehmiger Zurückstellung der Kommunikate [./₁], fünf dieser Helme, in der mitgesende[te]n Kiste [./₂], mit dem dienstfreundschaftlichen Ersuchen zu übergeben, solche dem erwähnten Institute gefälligst zukommen lassen zu wollen, indem die übrigen 12 Stücke für das k. k. Antikenkabinett beybehalten werden. Diesem Kabinete wird übrigens immer ein angenehmes Geschäft seyn, bey jeder Gelegenheit, zu der Bereicherung des Grätzer Joannäums beyzutragen, jedoch in der Voraussetzung und Überzeugung, daß die in der Folgezeit etwa noch in Steyermark und Kärnten zu entdeckenden Alterthümer und Seltenheiten unmittelbar an dasselbe in Wien, als das Haupt- und Zentral-Kabinett der österreichischen Monarchie, zur Auswahl eingesendet werden, so wie dieses bisher geschehen ist, in allen anderen Provinzen geschieht, und ohnehin, vermöge der bestehenden Vorschriften und erst neulich hierüber von Seiner Löbl. k. k. vereinigten Hofkanzlei eingeschärften an die Länderstellen ergangenen Verordnungen zu geschehen hat. Was von dergleichen Seltenheiten doppelt, entbehrlich oder für das k. k. Münz- und Antikenkabinett nicht geeignet, wohl aber für das Joannäum brauchbar seyn dürfte, wenn die Gegenstände auch anderswo als in Steyermark entdeckt worden wären, wird man mit Vergnügen dem Grätzer Institute widmen, und gegen Ersatz der allenfalls dafür gemachten Auslagen überlassen. In der Beilage [./₃] hat man auch die Ehre, die dem Schwertfeger Denzel für die abgegebenen 13 [gestrichen: 17] Helme bezahlten 272 f. in B. Z. mit 54 f. 24 x. in E. S. zu vergüten. Da zudem allerdings sehr billig scheint, daß sowohl dieser Mann, welchem man diese Seltenheiten für einen so geringen Preis verdanket, als auch dem armen Finder Jury Slatscheg, der für jeden Helm von Denzels Gattin nur 20 Kreuzer erhalten hat, zu einiger Entschädigung, und zum ermunternden Beispiele für ähnliche Fälle, eine kleine Belohnung zugetheilt werde. So werden dem erwähnten Betrage von 54 f. 24 x. noch 50 f. W. W., deren gefällige Vertheilung unter beyden genannte Individuen, dem erlauchtem Ermessen Seiner Löbl. k. k. vereinigten Hofkanzley überlassen wird, beygelegt.“

118 KHM-ANSA/MAKa, Akten 1812, Nr. 338. – Vgl. ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 939 (interner Schriftverkehr).

119 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 939 (interner Schriftverkehr). – Vgl. die Abschrift: StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 162.

Erst daraufhin konnte der oberste Hofkanzler Aloys Graf von Ugarte den erwähnten Brief von Erzherzog Johann in einem Schreiben vom 2. Juli 1812 persönlich beantworten, in dem er die Überlassung der fünf Helme bestätigte, aber auch die Abtretung eines mittelalterlichen Münzschatzfundes, der bei der Burg Schielleiten bei Stubenberg (Herrschaftsbezirk Herberstein) in der Oststeiermark gefunden wurde, in Aussicht stellte:¹²⁰

„Nur die verspätete Einsendung von Seite des Innerösterreichischen Landespräsidiums der 17 Stück antiken Helme, welche in der Gegend von *Negau* in Steyermark gefunden worden sind und der Umstand, daß auf einen dießfalls unterm 29^{ten} April i. J. an den Herrn Oberstkämmerer gemachten Eröffnung erst gegenwärtig die Beantwortung erfolgte, ist die Ursache, daß ich nicht früher die gnädigste Zuschrift vom 16^{ten} März beantworten konnte. Aus der hier beykommenden Abschrift der unterm 24^{ten} v. M. erhaltenen Note des Herrn Oberstkämmerer werden *Eure Kaiserliche Hoheit* zu ersehen geruhen, daß das k. k. Antiken-Kabinet von den eingesendeten 17 Stück Helmen fünf Stück dem *Joannaem* überlassen habe, und daß dasselbe sich bereitwillig erkläre, zur Bereicherung des erstgedachten so gemeinnützigen Instituts bey jeder Gelegenheit beyzutragen, und zu diesem Ende die noch zu entdeckenden Seltenheiten und Alterthümer, wenn solche doppelt, entbehrlich oder für das k. k. Münz und Antiken-Kabinet nicht geeignet, wohl aber für das *Joannaem* brauchbar seyn dürften, wenn die Gegenstände auch anderswo, als in Steyermark entdeckt worden wären, dem Grätzer Institute zu widmen, und gegen Ersatz der allenfalls dafür gemachten Auslagen zu überlassen.

Da ich mir nun schmeicheln darf, daß diese umfassende Aeusserung dem Wunsche *Eurer kaiserlichen Hoheit* vollkommen entsprechen dürfte, so gebe ich mir die Ehre lediglich noch die Bemerkung beyzufügen, daß unter einem die obgedachten 5 Stücke Helme durch das Inneroester. Landespräsidium den *Curatoren* des *Joannaem* zugemittelt worden seyen, und daß ich mich ebenfalls an die k. k. Hofkammer verwendet habe, damit von den in dem Bezirke Herberstein aufgefundenen Münzen aus dem Mittelalter jene in das öftergedachte Institut gegen Vergütung des Werthes abgegeben werden wollen, welche für dasselbe von einiger Brauchbarkeit sind.“

Ebenfalls am 2. Juli 1812 wurde das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium von der Hofkanzlei unter Zurückstellung von fünf Helmen von dieser Abtretung und Vergütung sowie der Entschädigung und Belohnung informiert.¹²¹ Der Gouverneur von Innerösterreich Bissingen-Nippenburg konnte schließlich in einem Schreiben vom 28. Juli 1812 fünf Helme (Abb. 4) aus dem Negauer Depotfund den Kuratoren des Joanneums übergeben:¹²²

Von den 17 Stücken alten Helmen, welche mir die Hrn. Kuratoren mit 18. April d. J. über einen mir zugegangenen Auftrag des hochl. Hofkanzley Präsidiums anher vorgelegt haben, hat das k. k. Antikenkabinet 12 Stücke zur Aufstellung in demselben zurückbehalten, die übrigen 5 Stücke aber sind dem höchsten Wunsche Sr. k. Hoheit des *E.H. Johann* gemäß durch eigenes Hofkanzley Präs. Dekret v. 2. d. J. für das hiesige Joanneum wieder an mich zurückgestellt worden, welche ich in der mitgehenden Kiste den Hrn. Kuratoren gegen Empfangsbestätigung hiemit zu übergeben, mich beeile. In der weitem Anlage folgt der von dem Antikenkabinete vergütete Betrag mit 54 f. 24 x. W. W. welches der Werth der rückbehaltenen 13 Stück Helme ist, wie solcher dem Schwertfeger Denzel in Marburg von dem *Joanneum* bezahlt wurde. Über welchen Betrag ich ebenfalls eine Empfangsbestätigung zur Einsendung an die Hofstelle gewärtige.

Die letzten Archivalien aus dem Jahr 1812 in Bezug auf den Negauer Depotfund umfassen neben der Bestätigung des Erhalts der fünf Helme und des Kostenersatzes durch das Joanneum¹²³ – die Quittungen wurden vom Kustos Johann Nepomuk Gebhard am 29. Juli 1812 ausgestellt – die Entschädigung des Finders Georg Slatschegg und die Belohnung des Schmieds Johann Denzel.

120 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 162. – Der Empfang der fünf Helme durch die Hofkanzlei wurde am selben Tag gegenüber dem Oberstkämmereramt bestätigt: ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 95, Akten 1812, Nr. 1108. Zum Münzschatzfund siehe Jahresbericht des Joanneums 3, 1814, S. 9. – Von diesem Fund wurden 737 Stück Silbermünzen vom Gubernium um „den alleinigen Gewichtswerth“ im Jahre 1814 dem Joanneum überlassen. Der Schatzfund wurde auf der Burg Schielleiten entdeckt: Joseph August Kumar: Geschichte der Burg und Familie Herberstein. Teil 1. Wien 1817, S. 47–48: „Auch hat vor einigen Jahren ein Bauersmann eine nicht unbedeutende Anzahl alter Münzen, 700 Gulden in Silber an Werth, neben der alten Feste [sc. Schielleiten] ausgegraben, welche von der Herrschaft Herberstein für das Institut der Landeskunde in Grätz abgeliefert wurde.“

121 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 1217.

122 StLA-LaA/LMJ, K. 12, H. 54, Kuratorium Jahresakten 1812, Nr. 175.

123 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 1269. – ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 101, Akten 1812, Nr. 1304.



Abb. 4 Negauer Helm. Universal-
museum Joanneum, Graz,
Archäologiemuseum, Inv.-Nr. 6130
(Foto: Nikolaus Lackner)

Die Einholung der betreffenden Quittungen enthüllt die Aufteilung des Betrages von 50 Gulden in Einlösungsscheinen (in Bankozettel entsprach diese Summe 250 Gulden): so erhielt Georg Slatschegg zwei Drittel (33 fl. 20 kr.), bestätigt am 19. Oktober 1812, dagegen Johann Denzel nur ein Drittel (16 fl. 40 kr.), bestätigt erst am 28. November 1812.¹²⁴ Ugarte teilte dies in einem Schreiben vom 17. Dezember 1812 dem Oberstkämmereramt mit, „daß dem Schwertfeger Denzel, dem der Ankaufspreis für diesen Helme baar ersetzt worden ist, für das Ueberliefern derselben ein Drittheil, und dem Georg Slatschegg als Finder zway Drittheile dieser Belohnung zuerkannt, und verabfolgt worden sey.“¹²⁵

Die Konsequenzen

Mit dem Hofkanzleidekret vom 5. März 1812, Z. 2665 bestand eine Einsendepflicht für alle aufgefundenen Altertümer und Denkmäler in allen Ländern der Habsburgermonarchie samt Vorkaufsrecht durch das Münz- und Antikenkabinett in Wien. Nur bei Steindenkmälern „von bedeutender Größe“ beschränkte sich die Hofkanzlei auf Anzeige und Übermittlung „einer kurzen Beschreibung, oder *Copie* (Zeichnung)“. Es steht außer Diskussion, dass dieses Hofkanzleidekret aus der Sicht des Joanneums eine Einschränkung im Aufbau einer Altertumssammlung für die Provinz Innerösterreich darstellte. So finden sich entsprechende Klagen der Kuratoren des Joanneums in den ersten Jahrzehnten des Bestehens des Joanneums, die auf diese Problematik hinwiesen; so unter anderen in einem Schreiben vom 18. April 1828 an Erzherzog Johann:¹²⁶

124 StLA-HV/Gub, Index- und Einreichungsprotokoll 1812, Nr. 1364, 2013 und 2049. – ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 101, Akten 1812, Nr. 1917. – Vgl. Lhotsky 1941/1945 (Anm. 25), S. 504 Anm. 229.

125 ÖStA-HHStA/OKäA, Serie B, K. 101, Akten 1812, Nr. 1917.

126 StLA-LaA/LMJ, K. 16, H. 71, Kuratorium Jahresakten 1828, Nr. 1008. Vergleiche Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, Sammlung Joannea, K. 35, Z. 3685 (Reinschrift). – Zu diesem Schreiben und dem Versuch vom Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 abzukommen, s. Wrolli 2011 (Anm. 31), S. 142–147, bes. S. 145–146.

„Sie halten es für ihre Pflicht, diesen Erlaß, Euerer kais. Hoh. in der Nebenlage abschriftlich mitzutheilen, und fügen auch eine Abschrift der Gub. Currende vom 1^{ten} April 812 Z. 7509 [= Bekanntmachung des Hofkanzleidekretes vom 5. März 1812, Z. 2665], auf welche in demselben hingewiesen wird, im Anschlusse bey, und erlauben sich hiebey Euerer kais. Hoheit unterthänigst vorzustellen, daß durch die Anwendung dieser neuen Anordnung auf das Joanneum-Institut eben dasselbe in der vollkommeneren Ausstattung seiner Alterthums-Sammlung wesentlich beeinträchtigt werden müßte, indem die unvermeidliche Folge davon wäre, daß bey allenfalls vorkommenden Entdeckungen von Alterthümern gerade die interessanteren Stücke von dem k. k. Kunst- u. Antikenkabinete eingelöst, und nur die unbedeutenden dem Joanneum überlassen werden würden, ferner, daß eben darum, weil die neu aufgefundenen Alterthümer dem vaterländischen Institute nicht zunächst zukommen, nur wenig Liebhaber zu solchen Nachforschungen sich zeigen, manche gefundene Alterthümer wohl gar verschwiegen, oder an Private und mitunter wohl gar in das Ausland verkauft werden dürften, und endlich selbst die Curatoren des Joanneums sich nicht dazu geneigt finden könnten, auf Kosten dieses Institutes Nachforschungen zu veranstalten.“

Die Behauptung, dass trotz des Hofkanzleidekretes zahlreiche archäologische Fundgegenstände aus der Steiermark beziehungsweise Innerösterreich bereits in den ersten Jahrzehnten ins Joanneum gelangten, widerlegen die diesbezüglichen Jahresberichte des Joanneums.¹²⁷ Erst die Gründung des Historischen Vereines für Innerösterreich im Jahre 1843 und das neue Hofkanzleidekret vom 15. Juni 1846, welches die „Verpflichtung zur Anzeige und Einlieferung der Funde aufhob“, aber auch das ärarische Drittel aufgab,¹²⁸ brachten eine Änderung.¹²⁹ Dementsprechend fiel auch eine Ausgrabungsaktivität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch das Joanneum aus. Natürlich waren archäologische Grabungen kostspielig, aber in zwei Fällen belegen die Schriftquellen eindeutig, dass dafür die für das Joanneum nicht zumutbare Ablieferung der Fundgegenstände gemäß Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 den Ausschlag gab, von solchen Nachgrabungen abzusehen.¹³⁰

Schluss

Weder das seit 1. Januar 1812 in Kraft getretene Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch (ABGB)¹³¹ noch das Hofkanzleidekret vom 5. März 1812, Z. 2665¹³² war ausschlaggebend dafür, dass der im November 1811 entdeckte Depotfund der Negauer Helme nach Wien abgegeben werden musste. Entscheidend war ein Hofkanzlei-Präsidialschreiben vom 13. Februar 1812, welches das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium aufforderte, die Negauer Helme zur näheren Untersuchung nach Wien einzusenden. Dieses Vorgehen geschah ohne Veranlassung des Direktors des Münz- und Antikenkabinetts Franz de Paula Neumann, der erst später von diesem Fund erfuhr. Dass für die Hofkanzlei die landesherrliche Drittelregelung bei Schätzen beziehungsweise das diesbezügliche Hofdekret vom 25. Oktober 1771 maßgeblich war, scheint nach den zeitgenössischen Schriftquellen eher ausgeschlossen zu sein, da der Negauer Helmdepotfund nach damaligen Verständnis

127 Von den wenigen bedeutenderen Bodenfunden, die bis 1846 in das Joanneum kamen, z. T. auch nach Wien gemeldet wurden, sind zu nennen: Jahresbericht des Joanneums 15, 1826, S. 18 (Bronzedeptfund Plabutsch bei Graz, keine Anzeige); 23, 1834, S. 11 (Bronzedeptfund Trössing unter Gnas, keine Anzeige); 29, 1840, S. 11 (Bronzedeptfund Lannach); 32, 1843, S. 14 (Münzschatzfund Mürzzuschlag).

128 Seidl 1851 (Anm. 29), S. 210: „Der empfindlichste Schlag wurde geführt durch das neue Fundgesetz, ...“. – Noch positiv sah es Seidl im Jahre 1847: Johann Gabriel Seidl: Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie III. 1846–1847. In: Österreichische Blätter für Literatur und Kunst 4, 1847, S. 937–939, bes. S. 937. – Vgl. Fischer zu Cramburg 2001 (Anm. 57), S. 95. – Pollak 2011 (Anm. 26), S. 172, 174.

129 Daniel Modl: Forschungsgeschichtliche Einführung: Die Entwicklung von Altertumskunde und Archäologie in der Steiermark. In: Bernhard Hebert (Hrsg.): Urgeschichte und Römerzeit in der Steiermark (Geschichte der Steiermark 1). Wien 2015, S. 67–164. – Zum Hofkanzleidekret vom 15. Juni 1846 siehe Sr. k. k. Majestät Ferdinand des Ersten politische Gesetze und Verordnungen. Bd. 74. Wien 1848, S. 138–140, Nr. 77. – Niegl 1976 (Anm. 57), S. 195–196. – Brückler 1991 (Anm. 33), S. 162. – Pieler 2006 (Anm. 57), S. 191. – Pollak 2010 (Anm. 2), S. 82. – Pollak 2011 (Anm. 26), S. 174.

130 Niegl 1980 (Anm. 2), S. 109. – Nachgrabungen fielen in Peggau und in Lembach/Limbuš bei Marburg/Maribor in den Jahren 1827/28 aus; siehe dazu Wrolli 2011 (Anm. 31), S. 145–146.

131 So zum Beispiel Reinecke 1942 (Anm. 38), S. 122–123.

132 So zum Beispiel Richard Mell: Prähistorische Sammlung, Münzen- und Antiken-Kabinet. In: Anton Mell (Hrsg.): Das steiermärkische Landesmuseum Joanneum und seine Sammlungen. Mit Zustimmung des steiermärkischen Landes-Ausschusses zur 100jährigen Gründungsfeier des Joanneums. Graz 1911, S. 267–306, bes. S. 271.

kein Schatz war. Das zweite Hofkanzlei-Präsidialschreiben vom 1. April 1812,¹³³ das sich auf die Ablieferung der vom Joanneum noch vor dem 5. März 1812 angekauften Helme gegen Vergütung bezog, beschloss endgültig die Angelegenheit. Dies erfolgte bereits unter Mitwirkung von Neumann. Wir würden zu gerne wissen, wie die zwei Hofkanzlei-Präsidialschreiben im genauen Wortlaut formuliert gewesen waren, die sich an das steiermärkisch-kärntnerische Gubernium mit dem Auftrag richteten, die Helme zur näheren Untersuchung nach Wien zu befördern, doch sind die Akten des Guberniums aus diesem Zeitraum skartiert, jene des Hofkanzlei-Präsidiums durch Brand stark beeinträchtigt, vom Jahresbeginn bis etwa Mitte Juni 1812 komplett vernichtet.¹³⁴ Allein der Initiative von Erzherzog Johann ist es zu zuschreiben, dass fünf Helme am 28. Juli 1812 wieder an das Joanneum zurückkamen, wodurch aber auch dieses einzigartige Fundensemble getrennt wurde. Rückblickend beschrieb Seidl diese Funderwerbung folgendermaßen: „Unseres Wissens bestand der Fund, welcher schon im J. 1812 geschah, in 20 Helmen, welche wahrscheinlich in der Provinz zu Grunde gegangen wären, wenn nicht der damalige Direktor des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes, der umsichtige und gelehrte Fr. Neumann, durch Zufall von dem Funde in Kenntniß gesetzt, auf die offizielle Behandlung desselben gedrungen hätte.“¹³⁵ Man fühlt sich an die in Deutschland neben dem Schatzregal bestehenden Ablieferungsregelungen erinnert, wie sie heute u. a. in den Denkmalschutzgesetzen von Hessen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland, Sachsen, Schleswig-Holstein und Thüringen verankert sind.¹³⁶ Diese werden angewendet, wenn zu befürchten ist, dass der Erhaltungszustand eines Fundes sich verschlechtert oder der Öffentlichkeit, also der Wissenschaft verloren geht. Beim Negauer Helmdepotfund stand wohl eher der Seltenheitswert im Vordergrund, dem das Interesse der kaiserlichen Sammlung galt. Das Hofkanzlei-Präsidialschreiben vom 13. Februar 1812 setzte ein „Privileg des Staates“ um, bei dem in Form eines Erlasses Altertumsfunde – mögen sie anzeigepflichtig sein, oder nicht – gegen Vergütung der Obrigkeit zu überlassen sind. Man könnte demnach im Sinne von Ernst Eckstein von einem Regal sprechen, da es sich um eine Enteignung in Folge einer Allerhöchsten Entschliebung handelt.¹³⁷ Seit dem Einsetzen von Maßnahmen zum Erhalt archäologischer Kulturgüter wurden so im Interesse der Öffentlichkeit und der Wissenschaft, Verordnungen aber auch Bescheide erlassen, Altertumsfunde unter bestimmten Voraussetzungen gegen Ersatz des Wertes respektive des Seltenheitswertes dem Staat zu überlassen.

133 Dieses Hofkanzlei-Präsidialschreiben ist nicht mit der Gubernialkurrende vom 1. April 1812, Z. 7509 desselben Tages zu verwechseln.

134 ÖStA-AVA/HK, Präsidium A 30–34. – Der restliche Bestand ist nur mehr mühsam zu entziffern. Ein Protokollband aus dem Jahr 1812 hat sich nicht erhalten, jedoch gibt es zuweilen monatliche Protokolle innerhalb des Bestandes. Wie beim Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 (siehe oben) sind auch bei den Präsidialakten noch weitere Anstrengungen notwendig.

135 In einer Rezension zu Muchar 1844 (Anm. 5): Johann Gabriel Seidl: Geschichte des Herzogthums Steiermark. In: Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst 2, 1845, S. 281–285, bes. S. 284.

136 Verena Sautter: Fundrecht. In: Dieter Martin, Michael Krautzberger (Hrsg.): Handbuch Denkmalschutz und Denkmalpflege. 2. Aufl. München 2006, S. 702–707, bes. S. 707 zu I 146. – Zu den Ländern mit Schatzregal s. Fischer zu Cramburg 2001 (Anm. 57), S. 20 (Karte 1), 152 (Karte 2), 191–192.

137 Eckstein 1910 (Anm. 75), S. 244.

Tschechische Nationalbewegung, Revolution 1848 und die Wissenschaft

Jan Erazim Wocel und die erste mitteleuropäische Professur für prähistorische Archäologie in Prag

Vladimír Salač

In Studien zur Geschichte der europäischen Archäologie wird erst allmählich wahrgenommen, dass die erste Professur für prähistorische Archäologie in Mitteleuropa 1850 Jan Erazim Wocel in Prag verliehen wurde, einem für die einheimische Altertumsforschung engagierten Dichter, Kunsthistoriker und Patrioten.¹ Die Umstände der Verleihung dieser Professur sind selbst in Böhmen bisher wenig bekannt, geschweige denn im Ausland. Dieser Beitrag soll die Person Wocels und die Zeitumstände seiner akademischen Karriere näherbringen.

Die politische Lage in Böhmen vor 1848

Nach der Niederlage Napoleons wurde auf dem Wiener Kongress im Jahre 1815 die Wiederherstellung der alten Ordnung in Europa, also des Status quo vor der Französischen Revolution, vereinbart. Es formierte sich die sogenannte Heilige Allianz, ein Bündnis, das zunächst die drei Siegermächte Österreich, Preußen und Russland zusammenschloss, bis ihr 1818 auch Frankreich beitrug. Später vereinte sie alle christlichen Herrscher Europas mit Ausnahme des englischen Königs und des Papstes. Das Hauptanliegen dieses restaurativen Bündnisses bestand darin, die Bürger- und Nationalbewegungen einzudämmen. Bei den diplomatischen Verhandlungen bewährte sich vor allem der österreichische Außenminister Klemens Wenzel von Metternich, der zum Symbol der alten Ordnung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa wurde. Auch als österreichischer Kanzler setzte er diese monarchistische Politik konsequent fort.²

Trotz Metternichs Bemühungen gelang es in Böhmen nicht, die aufkommende tschechische Nationalbewegung zum Schweigen zu bringen. Die sogenannte Nationale Wiedergeburt, deren Wurzeln bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichen, stand zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter dem Eindruck der freisinnigen Ideen der Französischen Revolution. Auch die sozialen Umschichtungen, vor allem die erstarkende tschechische Bourgeoisie und die Zuwanderung der tschechischsprachigen Bevölkerung vom Land in die Stadt mit ihren vielfältigen Arbeitsmöglichkeiten, gaben der tschechischen Nationalbewegung Auftrieb. Manchmal wird der Zeitraum von 1805 bis 1830 als eine zweite, offensive Phase der Nationalen Wiedergeburt angesehen. Während dieser Zeit bildete sich die Schriftform der tschechischen Sprache heraus. Wissenschaftler und Litera-

- 1 Grundlegend zu Jan Erazim Wocel siehe: Karel Sklenář: Jan Erazim Wocel. Zakladatel české archeologie (Odkazy pokrokových osobností naší minulosti 61). Prag 1981. – Karel Sklenář: Archaeology in Central Europe. The First 500 Years. Leicester, New York 1983. – Karel Sklenář: Biografický slovník českých, moravských a slezských archeologů a jejich spolupracovníků z příbuzných oborů. Prag 2005. – Vgl. Vladimír Salač: Abriss der Geschichte der Universitätsarchäologie in Tschechien bis zum Zweiten Weltkrieg. In: Johann Callmer, Michael Meyer, Ruth Struwe, Claudia Theune (Hrsg.): Die Anfänge der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie als akademisches Fach (1890–1930) im europäischen Vergleich. Rahden 2006, S. 221–236.
- 2 Helmut Rumpel: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (Österreichische Geschichte 1804–1914 8). Wien 1997. – Václav Veber u.a.: Dějiny Rakouska. Prag 2002.

ten bedienten sich in ihren Publikationen nun verstärkt der Landessprache. Zahlreiche patriotische Vereine sowie Kultur- und Wissenschaftsinstitutionen wurden gegründet, in denen die tschechische Sprache zuerst im gesprochenen Wort und bald auch in der Schriftform vorherrschte.³

In den Jahren 1830 bis 1848 erlebte die tschechische Nationalbewegung einen rasanten Aufschwung und suchte sich sozial wie kulturell zu emanzipieren. Während dieser Prozess auf individueller Ebene schon vor 1830 vor allem unter dem Eindruck der Feudalverhältnisse und der allmählichen Industrialisierung zum Abschluss gekommen war, vollzog sich die Emanzipation breiterer tschechisch sprechender Schichten erst danach. Besonders in den 1840er Jahren nahmen die politischen Bestrebungen zu, die Selbstständigkeit des böhmischen Königreichs wiederzugewinnen, die nach dem Dreißigjährigen Krieg auf formelle Krönungen der Habsburger zu böhmischen Königen beschränkt blieb. Diese politischen Bemühungen widerstrebten aber den Zentralisierungsabsichten der Wiener Regierung Metternichs.

Ende der 1840er Jahre nahmen die Spannungen zwischen den bürgerlich-nationalen Bewegungen und den konservativen Regierungen in vielen europäischen Ländern deutlich zu, was schließlich zur Revolution des Jahres 1848 führte.⁴ In Prag bildete die Einberufung des Slawenkongresses einen wichtigen Höhepunkt der Nationalbewegung. Dieser hatte sich zum Ziel gesetzt, alle slawischen Völker der Habsburgermonarchie zu vereinen und Beziehungen zu anderen slawischen Völkern aufzunehmen, vor allem zu Russland. Während des Kongresses kam es zwischen radikalen Studenten und der Armee zu gewaltsamen Auseinandersetzungen, die im Prager Pfingstaufstand vom 12. bis 17. Juni 1848 ihren Höhepunkt erreichten. Der Kongress wurde aufgelöst. Ähnlich wie in anderen Teilen der Habsburgermonarchie und in anderen europäischen Staaten wurde die Revolution im Keim erstickt. Nach der Niederschlagung des Wiener Oktoberaufstands 1848 wurde das absolutistische Regiment wiedereingesetzt, zu dessen Symbol der Minister Alexander von Bach wurde.⁵

In den Jahren 1848/49 profilierten sich verschiedene politische Strömungen, aus denen sich zum ersten Mal in der tschechischen Geschichte auch eine bürgerliche politische Vertretung formierte. Die Nationalbewegung spaltete sich in verschiedene Gruppen auf, die vor allem auf soziale Unterschiede zurückzuführen waren. Nicht zuletzt liefen die Wege der Nationalbewegung und der aristokratischen konservativen Kreise auseinander. Auch wenn die Revolution in Böhmen unterbunden und die tschechische Nationalbewegung hierdurch vorübergehend geschwächt wurde, entfaltete die tschechische Nationalopposition gegenüber der zentralistischen und zudem deutschsprachig agierenden habsburgischen Regierung eine nachhaltige Wirkung. Genauso wichtig war die Abgrenzung gegenüber der deutschen Nationalbewegung, die sich der Ablehnung einer tschechischen Teilnahme an der Frankfurter Nationalversammlung oder umgekehrt in der Suche nach Verbündeten bei anderen slawischen Völkern äußerte.⁶

Trotz der Unterdrückung revolutionärer Umtriebe war sich die neue österreichische Regierung darüber im Klaren, dass der politische Status quo nicht nur durch Machtpräsenz aufrechtzuerhalten war. Daher begann man, Verbündete im böhmischen Adel und im konservativen Flügel der tschechischen Nationalbewegung zu suchen.⁷

3 Miroslav Hroch: Die ersten Phasen der tschechischen Nationalbewegung. In: Heiner Timmermann (Hrsg.): Die Entstehung der Nationalbewegung in Europa 1750–1849 (Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzenhausen 71). Berlin 1993, S. 229–240.

4 Heiner Timmermann (Hrsg.): Die Entstehung der Nationalbewegung in Europa 1750–1849 (Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzenhausen 71). Berlin 1993.

5 Veber u.a. 2002 (Anm. 2).

6 Veber u.a. 2002 (Anm. 2).

7 Ralph Melville: Adel und Revolution in Böhmen. Strukturwandel von Herrschaft und Gesellschaft in Österreich um die Mitte des 19. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte 95). Mainz 1998.

Die Archäologie als Wissenschaft in Böhmen bis 1848

Die Wurzeln der tschechischen Wissenschaft einschließlich der Archäologie sind, abgesehen von ersten Ansätzen in der Renaissance, im 18. Jahrhundert zu suchen.⁸ Einen wichtigen Meilenstein stellt die Gründung der Böhmisches Gelehrten Privatgesellschaft⁹ im Jahre 1773/74 dar, die seit 1775 ihre *Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Naturgeschichte, Mathematik und vaterländischen Geschichte* herausgab. An ihrer Gründung beteiligte sich auch Ignaz von Born, Montanist und Mineraloge, mit großem Interesse für Geschichte und Archäologie. Noch etwas früher, im Jahre 1773, hatte Karl Joseph von Bienenberg die erste Übersicht über die archäologischen Funde Böhmens in Form eines Briefes veröffentlicht.¹⁰ Fünf Jahre später ließ er schon eine spezielle Arbeit zum gleichen Thema drucken mit dem Titel *Versuch über einige merkwürdige Alterthümer im Königreich Böhmen*.¹¹ Im Jahre 1780 machte von Bienenberg die Beschreibung archäologischer Funde zum ersten Mal zum Gegenstand einer landeskundlich-historischen Studie, seiner *Geschichte der Stadt Königgrätz*.¹²

Zu dieser Zeit beschränkte sich der tschechische Patriotismus vor allem auf das Land Böhmen und man könnte ihn als Landespatritismus bezeichnen, denn er war noch nicht national und sprachlich empfunden. Doch schon damals zeigten sich erste Anzeichen für eine Nationalbewegung. Von Anfang an standen an ihrer Spitze bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeiten, nicht selten mit ausgeprägtem Interesse für Archäologie oder Geschichte. Josef Dobrovský war ein Vertreter der ersten Generation der Nationalen Wiedergeburt. Er gilt als Gründer der Slawistik und verfasste grundlegende sprachwissenschaftliche Werke wie *Ausführliches Lehrgebäude der Böhmisches Sprache* (1809) oder *Deutsch-böhmisches Wörterbuch* (1802/21).¹³ Als einer der ersten Gelehrten in Europa schrieb Dobrovský archäologischen Denkmälern eine erstrangige Bedeutung für die Erforschung von Zeiten vor der Schriftüberlieferung zu, so etwa in seiner Arbeit *Ueber die Begräbnisart der alten Slawen überhaupt, und der Böhmen insbesondere* (1786).¹⁴ Deshalb wird Dobrovský manchmal auch als „Vater der tschechischen Archäologie“ bezeichnet.¹⁵

Für die tschechische Nationalbewegung wie auch für die Entwicklung der Altertumswissenschaft war die Gründung des Nationalmuseums in Prag im Jahr 1818 von herausragender Bedeutung.¹⁶

- 8 Zur Entwicklung von Wissenschaft und vor allem der Archäologie im 18. und 19. Jahrhundert in den deutschsprachigen Ländern siehe: Sebastian Brather: *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie* (Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Ergänzungsbände 42). Berlin, New York 2004. – Ingo Wiwjorra: *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumforschung des 19. Jahrhunderts*. Darmstadt 2006.
- 9 Aus ihr entstand 1784 die Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften, deren Nachfolgerin 1790 die Königlich-Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften wurde. In dieser Tradition steht auch die heutige Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik.
- 10 Karl Joseph Biener von Bienenberg: Schreiben des Hr. von B.*** Liebhabers der Alterthümer an den Verfasser der Chronologischen Geschichte Böhmens, die in Böhmen gefundenen Aschekrüge (Urnas) betreffend. In: František Pubička: *Chronologische Geschichte Böhmens unter den ersten Prager Bischöfen*. Dritter Theil. Leipzig, Prag 1773, unpag. nach S. 478.
- 11 Karl Joseph Biener von Bienenberg: *Versuch über einige merkwürdige Alterthümer im Königreich Böhmen*. 3 Bde. Königgrätz, Prag 1778–1785.
- 12 Karl Joseph Biener von Bienenberg: *Geschichte der Stadt Königgrätz*. Prag 1780.
- 13 Josef Dobrovský: *Deutsch-böhmisches Wörterbuch*. 2 Bde. Prag 1802/1821. – Josef Dobrovský: *Ausführliches Lehrgebäude der Böhmisches Sprache, zur gründlichen Erlernung derselben für Deutsche, zur vollkommenern Kenntniß für Böhmen*. Prag 1809.
- 14 Josef Dobrovský: *Ueber die Begräbnisart der alten Slawen überhaupt, und der Böhmen insbesondere*. Eine Abhandlung, veranlaßt durch die bey Hofin im Jahr 1784 auf einer ehemaligen heydnischen Grabstätte ausgegrabenen irdenen Geschirre. In: *Abhandlungen der Königl. Böhmisches Gessellschaft der Wissenschaften* [2], 1786, S. 333–359.
- 15 Z. B. Sklenář 2005 (Anm 1), S. 134.
- 16 Das Museum wurde 1818 als Vlastenecké muzeum Království českého (Vaterländisches Museum des Königreiches Böhmen) gegründet. Seit 1848 trug es den Namen České muzeum (Böhmisches Museum), in den Jahren von 1854 bis 1919 Muzeum Království českého (Museum des Königreichs Böhmen). Vor dem Neubau auf dem Wenzelsplatz (1893) war der Sitz zeitweise im Palais Sternberg auf dem Hradšchin (1821–1846) und im Nostitz-Palais in der Straße Am Graben (1846–1893). Im Text fortan nur als Nationalmuseum bezeichnet.

Die Museumsidee ging auf eine gelehrte Gründungsgesellschaft zurück, in der die wichtigsten Persönlichkeiten der Wissenschaft und des patriotisch engagierten Adels mit Kaspar Maria Graf von Sternberg an der Spitze zusammenwirkten.¹⁷ Die adeligen Familien setzten sich auch weiterhin für die Aufrechterhaltung des Museumsbetriebes ein, indem sie das Museum nicht nur ideell-politisch, sondern auch finanziell protegierten. Das Museum wurde im Jahre 1824 eröffnet und gab seit 1827 eine eigene Zeitschrift in einer tschechischen und einer deutschen Fassung heraus (*Časopis společnosti vlastenského Museum v Čechách / Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen*).¹⁸ Die Zeitschrift war von grundlegender Bedeutung sowohl für die Wissenschaften einschließlich der Archäologie als auch für die tschechische Nationalbewegung. Da sie sich nicht nur an das Fachpublikum wendete, trug sie zur Popularisierung der Geschichtswissenschaft sowie der Archäologie entscheidend bei.

Für die Entwicklung der Wissenschaften und der tschechischen Nationalbewegung waren ferner zwei Persönlichkeiten und ihre Werke überaus einflussreich: Ab 1836 publizierte František Palacký, der bedeutendste tschechische Historiker und Politiker des 19. Jahrhunderts, seine monumentale Geschichte der böhmischen Länder.¹⁹ Im Revolutionsjahr 1848 war er Vorsitzender des Slawenkongresses und bestimmte die Haltung gegenüber Wien und der Frankfurter Nationalversammlung mit. Zur gleichen Zeit gab Pavel Josef Šafařík eines der grundlegenden Werke der Slawistik heraus, nämlich *Slovanské starožitnosti* (Slawische Altertümer).²⁰ In beiden Arbeiten spielten die archäologischen Denkmäler zwar nur eine Nebenrolle, aber gerade der erste Teil von Palackýs *Geschichte von Böhmen* sowie auch die *Slovanské starožitnosti* beschäftigten sich mit der ältesten Geschichte des Landes und widmeten deshalb den Kelten, Germanen und natürlich den Slawen eine große Aufmerksamkeit. Besonders Šafařík behandelte die Herkunft und Geschichte der Slawen sowie weiterer Altvölker in ihren europäischen Zusammenhängen. Diese von Wissenschaft und Öffentlichkeit weithin beachteten Werke waren für die Wahrnehmung der ältesten tschechischen Geschichte und der archäologischen Denkmäler grundlegend.

Für die Entwicklung der archäologischen Forschungen in Böhmen hatte die Gründung des Nationalmuseums eine organisatorisch-institutionelle Schlüsselstellung, denn es bot erstmals die Möglichkeit, archäologische Funde aufzubewahren und der Öffentlichkeit zu präsentieren. Mit der Ernennung Palackýs zum fest angestellten Geschäftsführer der Museumsgesellschaft im Jahre 1840 machte das Haus einen wichtigen Schritt zur wissenschaftlichen Professionalisierung. Gleichzeitig agierte Palacký als einer der wichtigsten Protagonisten der tschechischen Nationalbewegung. Er war darum bemüht, das bis dahin vor allem naturwissenschaftlich ausgerichtete Museum zu einem Identifikationsort für die tschechische Nation auszubauen.²¹ Vor allem Sprachforschung, Geschichte und Archäologie erhielten fortan ein größeres Gewicht.

Schon im Jahre 1841 hatte der Verwaltungsausschuss des Nationalmuseums die Einrichtung einer „Museumssection für böhmische Archäologie“ beschlossen.²² Auf Vorschlag Palackýs wurde Franz Anton Graf von Thun und Hohenstein zum Vorsitzenden gewählt. Diese Kommission stellte die archäologischen Denkmäler unter ihre Aufsicht und setzte damit für die Entwicklung der Bodendenkmalpflege in Böhmen ein wichtiges Signal. 1842 wurde die archäologische Sammlung zu einer selbständigen Abteilung des Nationalmuseums, deren Leitung ein Sonderkustos, der

17 Das Joanneum in Graz wurde für die Gestaltung des Prager Museums zum Vorbild genommen. Kaspar von Sternberg war im Juni 1814 vom Prager Oberstburggrafen Franz Anton von Kolowrat-Liebsteinsky (1778–1861) eigens nach Graz geschickt worden, um das Joanneum zu besichtigen; siehe: Karel Sklenář: *Obraz vlasti. Příběh Národního muzea*. Prag 2001, S. 61.

18 Siehe dazu ausführlich Sklenář 2001 (Anm. 17). – Die Zeitschrift erscheint bis heute unter dem Namen *Časopis Národního muzea v Praze* und gehört zu den ältesten wissenschaftlichen Zeitschriften weltweit. Im Text fortan bezeichnet als Zeitschrift des Nationalmuseums.

19 František Palacký: *Geschichte von Böhmen*. 5 Bde. Prag 1836–1867. Gleichzeitig erschien das Werk auch auf Tschechisch: František Palacký: *Dějiny národu českého v Čechách a v Moravě*. Prag 1848–1867.

20 Pavel Josef Šafařík: *Slawanské starožitnosti*. Prag 1836–37. Auf deutsch erschienen als: Paul Joseph Schafarik: *Slawische Alterthümer*. Leipzig 1843–1844.

21 Karel Sklenář: *Vývoj péče o archeologické památky v českých zemích do roku 1989* [Entwicklung der archäologischen Denkmalpflege in den böhmischen Ländern bis 1989]. In: *Sborník Národního muzea v Praze*, Serie A, 65, 2011, S. 3–106, hier S. 8–10.

22 Vgl. Sklenář 2011 (Anm. 21), S. 12.

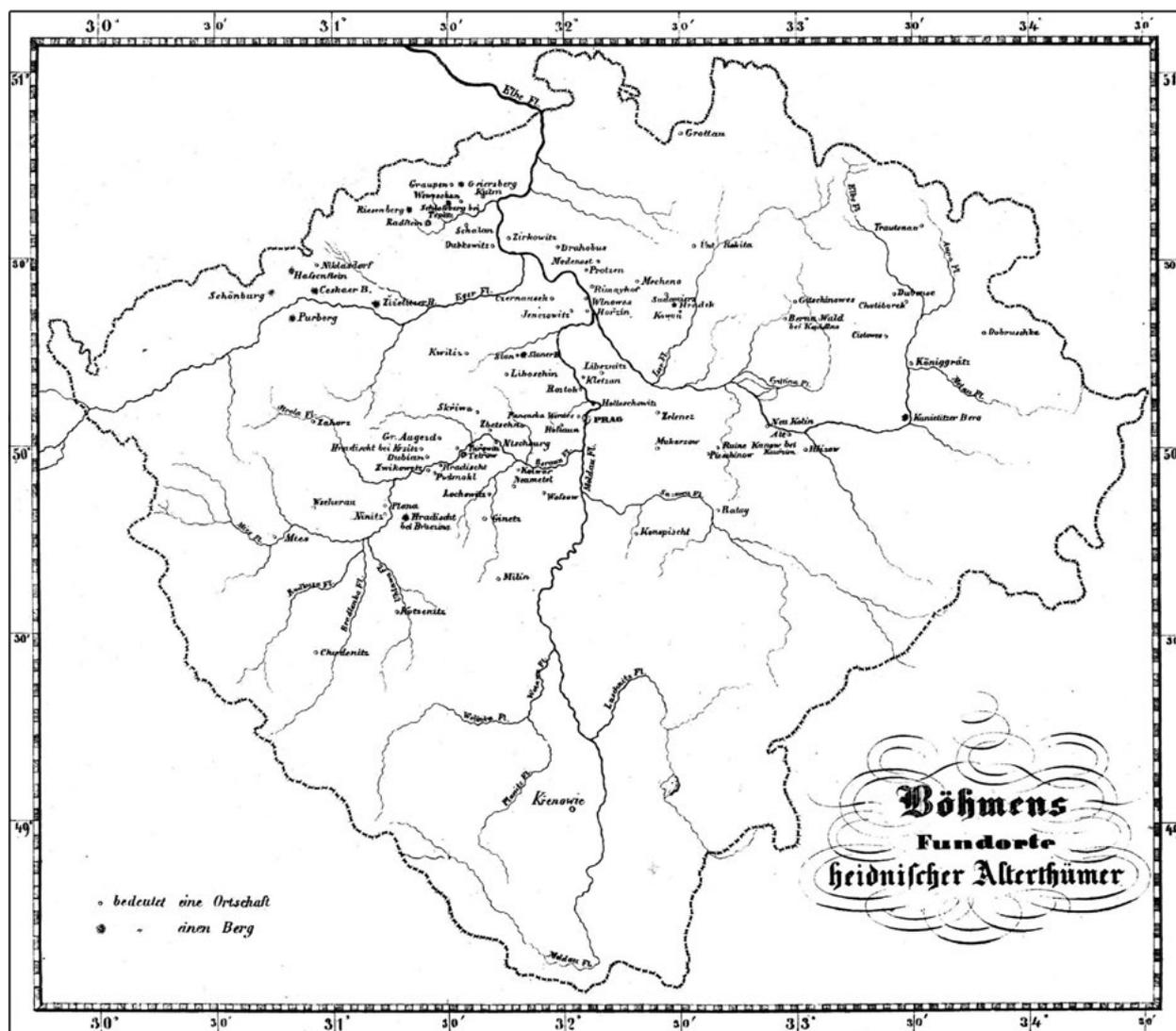


Abb. 1 Die erste archäologische Karte Böhmens. In: Mathias Kalina von Jäthenstein: *Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer*. Prag 1836, Taf. XXXV

Maler und Lithograf Josef Hellich übernahm.²³ Dieser hatte bereits 1843 die ersten offiziellen archäologischen Ausgrabungen im Auftrag des Nationalmuseums bei Skalsko und Poběžovice durchgeführt.²⁴

Eine erste Zusammenfassung der böhmischen Vorgeschichte mit dem Titel *Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer* gab 1836 der Historiker und Jurist Mathias Kalina von Jäthenstein heraus.²⁵ Er beschrieb über 80 archäologische Fundstellen (Abb. 1), während Dobrovský 50 Jahre zuvor nicht mehr als zehn kannte.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es in Böhmen, ähnlich wie in den anderen Ländern Europas, zu einer intensiven Entwicklung der Wissenschaften. Vor allem die Geisteswissenschaften waren mit der Formierung eines sprachnational ausgerichteten tschechischen Patriotismus eng

23 Sklenář 2001 (Anm. 17), S. 164–165).

24 Karel Sklenář: Archeologická činnost Josefa Vojtěcha Hellicha v Národním muzeu (1842–1847) [The First Professional Archaeologist at the National Museum in Prague: Josef Vojtěch Hellich (1842–1847)]. In: Sborník Národního muzea Serie A, 34/3–4, 1980, S. 109–236.

25 Mathias Kalina von Jäthenstein: *Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer*. Prag 1836. – Zum Werk von Kalina von Jäthenstein siehe Karel Sklenář: Počátky české archeologie v díle M. Kaliny z Jäthensteinu [The role of Matthias Kalina of Jäthenstein in the history of Bohemian archaeology]. In: Sborník Národního muzea v Praze Serie A, 30/1–2, 1976, S. 1–136.

verzahnt. Dies führte zur Entwicklung der Schriftform der tschechischen Sprache und zur Etablierung des Tschechischen als Wissenschaftssprache. Hiermit konnten sich tschechischsprachige Gelehrte in einem patriotischen Akt vom Deutschen, der *ingua franca* der Donaumonarchie, abgrenzen. Von dieser unter dem Vorzeichen des Patriotismus stehenden Entwicklung der Geisteswissenschaften in Böhmen profitierte insbesondere die vaterländische Archäologie. Oft wurden gerade im Vordergrund stehende Gelehrte, wie der prominente Historiker František Palacký, zu wichtigen politischen Persönlichkeiten. Zu Beginn der 1840er Jahre war die „heidnische“ Archäologie ein tolerierter, wenn nicht völlig anerkannter Fachbereich, der sich auch mit institutionell selbstständigen Sammlungen etabliert hatte und durch den Kustos im Nationalmuseum und durch die „Museumssection für böhmische Archäologie“ repräsentiert wurde. Zu dieser Entwicklung hat Jan Erazim Wocel einen bedeutenden oder sogar entscheidenden Beitrag geleistet.

Jan Erazim Wocel – Student und Erzieher²⁶

Jan Erazim Wocel (ursprünglich: Wotzel) wurde am 23. August 1802 in Kuttenberg (Kutná Hora, Tschechische Republik) als Sohn eines Bäckers geboren. Die Familie begriff sich zwar als tschechisch, bediente sich im Alltag jedoch vor allem der deutschen Sprache. Wocel absolvierte deutsche Schulen, die tschechische Sprache eignete er sich erst als junger Erwachsener während seines Studiums an. Zu dieser Zeit änderte er auch, deutlich beeinflusst von der aufstrebenden Nationalbewegung, seinen Namen zu Wocel, dem tschechischen Wort für Stahl. Seine Korrespondenz führte er seit 1834, sein Tagebuch seit 1835 auf Tschechisch.



Abb. 2 Jan Erazim Wocel, wahrscheinlich aus seiner Zeit als Erzieher. In: Karel Sklenář: *Jan Erazim Wocel. Zakladatel české archeologie*. Prag 1981, o. S.

Ab 1816 besuchte Wocel das Piaristengymnasium in Prag und finanzierte sich durch Nachhilfestunden. Nach dem Gymnasium begann er um 1823 an der Prager Universität Philosophie zu studieren. Nach dem ersten Studienjahr besuchte er agrarwissenschaftliche Vorlesungen. Im Herbst 1824 brach er allerdings unter unklaren Umständen das Studium ab und zog nach Wien. Dort arbeitete er als Erzieher und Tschechischlehrer in adeligen Familien. Über seine neuen Lebensverhältnisse schrieb er seinem Cousin Anfang 1825:

„Meine Verhältnisse hier sind zimlich angenehm; ich bin gar nicht mit Stundengeben überhäuft, kann also recht bequem studieren. Durch die Verhältnisse, in welche ich plötzlich getreten bin, eröffnen sich mir wirklich erfreuliche Aussichten, denn ich bin dadurch nicht bloß in unserem Hause [...], sondern auch mit den jungen Fürsten Lichtenstein, Schwarzenberg, Grafen Herberstein u.s.f. Zum Juristen bin ich schon zu alt, mein Ziel ist also eine Professur, – doch bei den sich mir eröffnenden Aussichten steigere ich meine Wünsche und hoffe statt einer Gymnasial[professur], einmal eine philosophische zu erlangen.“²⁷

Aus dem Brief geht hervor, dass Wocel auf keinen Fall auf eine akademische Karriere verzichten wollte und sich deshalb weiter bildete (Abb. 2). Dem Brief ist ferner zu entnehmen, dass sich Wocel von den Kontakten zu Adelskreisen eine berufliche Karriere versprach. Jedoch ließ ihm die Arbeit als Erzieher, der häufige Aufenthalt in Adelshäusern auch außerhalb Wiens oder sogar

26 Sofern nicht anders angegeben, sind die Angaben über Wocels Leben der Monografie von Sklenář 1981 (Anm. 1) entnommen.

27 Zitiert nach Emanuel Leminger: Činnost Jana Erazima Wocela v letech 1824–1842. In: Časopis Musea Království Českého 95, 1921, S. 1–16, 81–98, hier S. 24.

außerhalb der Monarchie kaum Spielräume für ein regelmäßiges Studium. Trotz wiederholter Versuche hat er sein Universitätsstudium nie beendet.²⁸

Er blieb bis 1842 in Diensten adeliger Familien, nicht zuletzt, weil er 1836 eine Professur der tschechischen Sprache und Literatur in Prag abgelehnt hatte. Er glaubte, den Anforderungen nicht gewachsen zu sein, weil – wie er meinte – seine Tschechischkenntnisse nicht ausreichten. Während dieser Jahre bildete er sich weiter und widmete sich auch der Malerei und Literatur. Wocel schrieb unter anderem das „heidnische“ Drama *Die Harfe* (1825), lyrische und epische Gedichte, wie etwa *Die Premysliden* (1834), *Schwert und Kelch* (1843) oder *Das Labyrinth des Ruhms* (1846) und wandte sich in *Der letzte Orbit* (1832) auch der historischen Novelle zu. Allen diesen Texten ist ein patriotischer Zug deutlich anzumerken. Obwohl er sich in den Jahren 1824 bis 1842 überwiegend außerhalb Böhmens aufhielt, verlor er nie die Verbindung zum böhmischen Milieu. Besonders sorgfältig pflegte er seine Kontakte zur patriotischen Bewegung, in der er allmählich zum bekannten Literaten avancierte. Nachdem er 1842 alle seine Dienstverpflichtungen aufgegeben hatte, ließ er sich langfristig in Prag nieder.

Jan Erazim Wocel als Politiker und Archäologe

Als Wocel 1842 seine langjährigen Dienste quittierte, war er hoch gebildet und weit gereist, sprach mehrere Sprachen, konnte in höherer Gesellschaft sicher auftreten, verfügte über reiche pädagogische Erfahrungen und vor allem hatte er viele nützliche Kontakte in Adelskreisen. Darüber hinaus hatte er sich als Literat und tschechischer Patriot einen gewissen Ruf erworben und war mit der Rente, die er von den Adelsfamilien erhielt, finanziell abgesichert und unabhängig.²⁹

Wocel erlebte Prag in der Phase eines enormen Aufschwungs der Wissenschaften wie der nationalen Bewegung, eine Entwicklung, für die vor allem das Nationalmuseum stand, wo derzeit Palacký die entscheidende Rolle spielte. Ihn hatte Wocel während seines Aufenthalts in Wien kennengelernt, und aus ihrem Briefwechsel geht hervor, wie nahe sie sich in ihren Ansichten und gesellschaftlichen Beziehungen standen. Palacký setzte sich dafür ein, Wocel die Redaktion der Zeitschrift des Nationalmuseums zu übertragen, nachdem sich Šafařík dazu entschieden hatte, zugunsten eines Wechsels zur Universitätsbibliothek von dieser Tätigkeit zurückzutreten. Wocel war aufgrund seiner Ausbildung und Berufserfahrung hierfür der geeignete Mann und konnte sich dank seiner Rente mit einem niedrigen Gehalt begnügen. Zum 1. Januar 1843 wurde er nach Palacký und Šafařík der dritte Redakteur der Zeitschrift des Nationalmuseums. In dieser Tätigkeit war er überaus erfolgreich. Innerhalb von fünf Jahren, bis 1848, konnte er die Auflage der Zeitschrift auf über 3.000 Exemplare steigern. Wocel gab der Zeitschrift ein prägnanteres wissenschaftliches Profil und etablierte die vorgeschichtliche und christliche Archäologie als festen Inhaltsbestandteil.

Im Jahr 1843 nahm die schon 1841 gegründete „Museumssection für böhmische Archäologie“ ihre praktische Tätigkeit auf. Palacký konnte durchsetzen, dass Wocel die Funktion des Geschäftsführers übernahm. Aus Wocels Tagebuch geht hervor, dass er schon 1842 über diese Stellenbesetzung mit Palacký verhandelt hatte.³⁰

Die Ernennung eines Dichters und Literaten zum Geschäftsführer der archäologischen „Museumssection“ war zwar ungewöhnlich, doch war Wocel aufgrund seiner Redaktionserfahrung bereits an die Materie herangeführt worden. Sein erster archäologischer Beitrag erschien noch im Jahr 1843.³¹ Warum und unter welchen Umständen sich Wocel der Archäologie zuwandte, ist nicht bekannt. Zu Anfang waren seine archäologischen Kenntnisse nicht sehr umfangreich. Was den theoretischen Hintergrund anbelangt, so bezog er sich auf Louis Batissiers *Éléments d'archéologie*

28 Am 15. Juli 1827 schrieb er seinem Freund: „Ich habe heuer in Wien zum zweiten Male die Philosophie begonnen; durch eine sonders Fügung der Umstände musste ich vor 2 Jahren es bloß beim ersten Kurs beenden lassen.“ Zitiert nach Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 33.

29 Diese Rente war sogar höher als sein späteres Einstiegsgehalt als Universitätsprofessor; siehe Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 68.

30 Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 104–113.

31 Jan Erazim Wocel: O zachování starobylostí českoslovanských. In: Časopis Českého Musea 17, 1843, S. 286–291.

nationale.³² In dieser Studie fand er Anregungen für die Organisation der Denkmalpflege und übernahm auch den Terminus „nationale Archäologie“, der mit den Bedürfnissen der tschechischen Nationalbewegung gut korrespondierte. In praktisch-inhaltlicher Hinsicht schöpfte er vor allem aus der Arbeit Kalina von Jäthensteins (1836) mit ihrer immer noch aktuellen Übersicht über die archäologischen Fundstellen in Böhmen. Wocel arbeitete sich in das für ihn neue Fachgebiet schnell ein und erkannte die Notwendigkeit, dass während der Baumaßnahmen an den neuen Straßen- und Eisenbahnverbindungen (z. B. zwischen Prag und Dresden) die hierbei entdeckten archäologischen Denkmäler unter einen besonderen Schutz gestellt werden sollten. Vor diesem Hintergrund erschien 1845 seine programmatische Schrift *Über böhmische Alterthümer und die Nothwendigkeit, dieselben vor Verderben zu schützen* in einer tschechischen und einer deutschen Fassung, die in ihrer Art die erste in Böhmen war und zu den ersten in Mitteleuropa überhaupt gehört.³³

Neben der Denkmalpflege widmete er sich vor allem der Problematik der „heidnischen“ Gräber, über die er mehrere Arbeiten verfasste und in der Königlich-Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften vortrug. Im Jahre 1845 gab Wocel seine erste zusammenfassende archäologische Arbeit heraus, die *Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde*,³⁴ die in Böhmen auf große Resonanz stieß. Obwohl diese Studie vom tschechischen Patriotismus stark beeinflusst war, wurde sie auch von deutschen Autoren positiv aufgenommen.³⁵ Wocel erklärte, dass er auch eine tschechische Ausgabe des Buches vorbereite, doch kam es nie zu einer Publikation. Nur einige tschechische Auszüge gab er separat heraus.³⁶

Die in dem Buch zusammengefassten Erkenntnisse zeugen von Wocels wissenschaftlichem Überblick und seinem Bewusstsein für die Grenzen der eigenen Interpretation, wie etwa eine Passage des Prologs zeigt:

„Die in Heidengräbern aufgefundenen Urnen, Waffen und Schmuckgegenstände versetzen uns lebhaft in unseres Volkes Urzeit, [...] sie drängen den Scharfsinn des Forschers hin, sich nach neuen Radien zu bewegen, und führen zuweilen auf Resultate, welche die schriftlichen Denkmale der Vergangenheit, weil meistens das Gepräge der Individualität ihrer Verfasser tragend, nicht ahnen ließen.“³⁷

Auf der anderen Seite bekannte er sich ohne Umschweife zu einer dem Patriotismus verpflichteten Sichtweise:

„Schließlich bekenne ich mich offen zu der Ansicht, daß böhmische Alterthümer bloß von böhmisch-nationalem Standpunkte richtig aufgefaßt und geschildert werden können; von da aus erblickt man dieselben in ihrem wahren, natürlichen Lichte, während die fremde Fackelbeleuchtung zu grelle, unheimliche Streiflichter wirft und zu dunkle Schlagschatten verursacht.“³⁸

- 32 Louis Batissier: *Éléments d'archéologie nationale, précédés d'une histoire de l'art monumental chez les anciens*. Paris 1843.
- 33 Jan Erazim Wocel: O starožitnostech Českých a o potřebě chrániti je před zkázau. In: *Časopis Českého Musea* 19, 1845, S. 649–682. – [Jan Erazim Wocel]: *Über böhmische Alterthümer und die Nothwendigkeit, dieselben vor Verderben zu schützen*. Prag 1845.
- 34 Johann Erasmus Wocel: *Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde*. Prag 1845.
- 35 Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 115–116. – Gustav Friedrich Waagen (1794–1868), Leiter der Berliner Gemäldegalerie, schrieb in seiner Rezension: „Der Verf. ist mit Leib und Seele ein Böhme und sein Buch athmet daher durchweg den wärmsten Patriotismus.“ Siehe G[ustav] F[riedrich] Waagen: [Rezension] *Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde*. In: *Blätter für literarische Unterhaltung* 1, Nr. 84, 25.3.1846, S. 333–334, hier S. 333. – Vgl. Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 115. – Für weitere Rezensionen vgl. Květy 12, 1845, S. 12, 16. – Franz Klutschak: *Böhmische Alterthumskunde*. In: *Bohemia* 17, Nr. 94, 1844, 6.8. – Franz Klutschak: *Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde*. In: *Bohemia* 17, Nr. 134, 1844, 8.11; Nr. 134, 1844, 19.11. – L[wudwig] A[ugust] Frankl: *Böhmische Alterthumskunde*. In: *Sonntagsblätter* (Wien), 1844, S. 744. – A. Adolf Schmidl: *Wocel, Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde*. In: *Österreichische Blätter für Literatur und Kunst* (Wien) 2, 1845, Nr. 51, S. 393–397. – J[an] Ohéal: *Wocels Alterthumskunde*. In: *Moravia* 9, Nr. 63, 1846, S. 252. – [Carl Borromäus Alois] Fickler: *Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde von Johann Erasmus Wocel*. In: *Heidelberger Jahrbücher der Literatur* 38, 1845, Nr. 59, S. 927–932 und Nr. 59, S. 933–934.
- 36 Jan Erazim Wocel: *Začátkové českého umění*. In: *Časopis Českého Musea* 21, 1847, 2, S. 308–322, 440–451, 530–544, 641–654.
- 37 Wocel 1845 (Anm. 34), S. S. VII–VIII.
- 38 Wocel 1845 (Anm. 34), S. S. XIV.

Dieser Patriotismus machte sich vor allem dann bemerkbar, wenn es um als „slawisch“ zu interpretierende prähistorische Funde ging.

Wocel wurde 1843 in die Königlich-Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen, wo er regelmäßig die Sitzungen der philosophischen und historischen Klasse besuchte. 1846 wurde er ordentliches Mitglied der Gesellschaft. Schon 1844 gehörte er dem Kuratorium für die Heranbildung der tschechischen Sprache und Literatur (*Sbor musejní pro vědecké vzdělání řeči a literatury české*) an. Dieses Gremium der patriotischen Gesellschaft *Malice česká* war bereits 1830 im Umfeld des Nationalmuseums gegründet worden.³⁹ Wocel bewegte sich dort im Kreise der wissenschaftlichen wie politischen Prominenz, so etwa mit František Palacký, Josef Jungmann, Pavel Josef Šafařík, Leo von Thun und Hohenstein und anderen. Im Jahr 1845 war er sogar für ein Jahr Geschäftsführer des Vereins. Er arbeitete hier unter anderem an der Reform der tschechischen Rechtschreibung mit.

Nicht zuletzt widmete sich Wocel der politischen Publizistik. Er schrieb vor allem in der damals viel gelesenen *Augsburger Allgemeinen Zeitung* über die tschechische Kultur und warb für deren stärkere Anerkennung.⁴⁰ Bisweilen reagierten deutsche Autoren auf die Artikel mit scharfer Polemik, in Böhmen stärkten sie Wocels Ruf als tschechischen Patrioten. Diese Texte gehörten im Übrigen zu den ersten, die böhmische Interessen im Ausland artikulierten und den sogenannten Austroslawismus einleiteten.⁴¹ Wocel befand sich diesbezüglich in Übereinstimmung mit dem Graf Leo von Thun und Hohenstein, der als wichtiger Vertreter der böhmischen adeligen Standesopposition gegenüber der Wiener Regierung fungierte und mit der tschechischen patriotischen Bewegung eng verbunden war. Seine politischen Ansichten vertrat Wocel natürlich auch in zahlreichen programmatischen Artikeln, die in der renommierten Zeitschrift des Nationalmuseums erschienen.

Seine Erfahrung als Wissenschaftler und Publizist trug ihm kurzzeitig auch die weniger populäre Tätigkeit als Zensor für tschechische Literatur ein. Seit 1844 unterstützte er Šafařík, der diese Funktion 1837 bis 1847 ausübte. Nach dem Rücktritt Šafaříks sollte Wocel dessen Nachfolge antreten und wurde für diesen Posten sogar vom Polizeidirektorat in Prag empfohlen, das ihn trotz seiner patriotischen Grundhaltung als einen maßvollen Mann schätzte. Er übernahm dieses Amt tatsächlich nur kurze Zeit, bis ihn der Schriftsteller und Philologe Jan Pravoslav Koubek ablöste. Seine Zeit als Zensor hatte zu Folge, dass sich die literarischen und patriotischen Kreise Wocel gegenüber noch bis in die 1860er Jahre eher reserviert verhielten.⁴²

Insgesamt gesehen nahm Wocel in der Nationalbewegung beziehungsweise als Anhänger der Nationalen Wiedergeburt eine eher bedachtsame und dabei deutlich konservative Haltung ein. Seine beruflichen Kontakte und Erfahrungen brachten es mit sich, dass er eher einer aristokratischen oder auch bürgerlich-konservativen Einstellung zuneigte, die eine gewisse Distanz zu den unteren Gesellschaftsschichten hielt.

- 39 *Malice česká* war eine 1830 auf Initiative Palackýs gegründete Gesellschaft, die sich im Geist der Aufklärung der Förderung von Literatur und Wissenschaft verschrieben hatte. Die Gesellschaft war mit dem Nationalmuseum eng verbunden. Der Verlagsfonds des Nationalmuseums wurde 1831 konstituiert und rief ein Kuratorium für die Förderung der tschechischen Sprache und Literatur ins Leben. Dieses Kuratorium verwaltete auch den Geldfonds der *Malice*. Bis 1841 hieß der Fonds Schatzkammer für die Herausgabe tschechischer Bücher. Aus deren Mitteln wurden anfangs vor allem Werke des tschechischen Schrifttums der Jahre 1834 bis 1839 gefördert, so etwa Jungmanns *Tschechisch-Deutsches Wörterbuch* oder Šafaříks *Slovanské starožitnosti*. Seit 1832 wurde die Zeitschrift des Nationalmuseums durch den Fond finanziert.
- 40 Z. B. *Die Westslawen und die böhmische Literatur* (1839), *Aufklärung über die Westslawen* (1840), *Die Czechofobie* (1845), *Prager Briefe* (1846).
- 41 Der Austroslawismus war ein politisches Konzept, das die Bestrebungen zu einer Selbstbestimmung der slawischen Völker, insbesondere der Tschechen, im Rahmen der Habsburgermonarchie lösen wollte.
- 42 Josef Václav Frič (1829–1890), ein radikaler Journalist und Politiker schrieb, Wocel soll als Zensor gesagt haben: „Wir haben eine volle Freiheit [...] nur sollten wir nichts gegen die Kirche, Regierung und Ehrenmoral schreiben.“ Zitiert nach Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 78.

Jan Erazim Wocel in den Revolutionsjahren 1848/49

Schon 1847 und zu Beginn des Jahres 1848 nahm Wocels politisch-publizistische Tätigkeit in der Zeitschrift des Nationalmuseums zu. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht vor allem sein Aufsatz *Budoucnost české národnosti* (Zukunft der tschechischen Nationalität), in dem er nicht nur auf die ideellen Werte wie Kultur und Aufklärung abhob, sondern auch die Bedeutung von Handel und Industrie betonte. Eine Reform des tschechischen Schulwesens könnte Böhmen wirtschaftlich voranbringen. Ähnlich wie England gegenüber dem europäischen Festland eine Vorreiterrolle inne hätte, könnte Böhmen innerhalb der slawischen Länder eine Spitzenposition besetzen. Allerdings redete Wocel hiermit keineswegs dem Panslawismus das Wort, sondern plädierte lediglich für eine Festigung der tschechischen Eigenständigkeit.⁴³

Im März 1848 wurde unter der Führung von Vertretern des liberalen Bürgertums und der Intelligenz der „Ausschuss des Hl. Wenzel“ gegründet, der zur führenden Macht der tschechischen politischen Bewegung wurde. Mit der Aufnahme der radikalen Demokraten erweiterte sich der Ausschuss im April 1848 unter der Bezeichnung Národní výbor (Nationalausschuss) auf 100 Mitglieder und entwickelte sich zu einer wichtigen politischen Institution. Auch wenn Wocel sich an dem Ausschuss nicht beteiligte, gehörte er zu den Erstunterzeichnern seines politischen Programms, ließ sich in die Nationalgarde einschreiben und nahm mit Begeisterung an deren Aktivitäten teil. Er wurde zum Hauptmann befördert und beauftragt, eine tschechischsprachige Militärterminologie zu erarbeiten. Mit der sukzessiven Radikalisierung der Nationalbewegung sah sich Wocel zunehmend an den konservativen Rand des politischen Spektrums gedrängt. Als Militär ließ Wocel im April 1848 sogar gegen die radikalen Studenten und Arbeiter vorgehen, als diese gegen das neue Pressegesetz protestierten. Obwohl Wocel das Gesetz damals selbst noch nicht kannte, versuchte er im Interesse der öffentlichen Ordnung die Demonstration zu verhindern. Die Radikalen kritisierten ihn dafür heftig.

Wocel nahm am politischen Geschehen aktiv teil. Im April 1848 wurde er zum Vorsitzenden der Gubernialkommission und später des Nationalausschusses für sprachliche und nationale Gleichberechtigung (Národní výbor pro jazykovou a národnostní rovnoprávnost) gewählt. Er half bei der Vorbereitung der Reform des Schulwesens und bemühte sich vor allem um die Durchsetzung einer



Abb. 3 Barrikade unweit der Universität während des Prager Pfingstaufstandes 1848. In Jan Havránek (Hrsg.): *Dějiny univerzity Karlovy*. Bd. III: 1802–1918. Prag 1997, S. 376

Gleichberechtigung der tschechischen Sprache an den Schulen. Auch sprach er sich gegen eine tschechische Beteiligung an der Frankfurter Nationalversammlung aus. Seine politischen Ansichten verbreitete er in Ansprachen, Vorträgen und Artikeln, nicht zuletzt auch in der Zeitschrift des Nationalmuseums. Wocel arbeitete an der Vorbereitung des Slawenkongresses mit, der im Juni 1848 in Prag stattfand und zu dessen Auftakt er in den sogenannten Großen Ausschuss gewählt wurde.⁴⁴ Jedoch brachen während des Prager Kongresses Kämpfe zwischen tschechischen Nationalisten und der österreichischen Armee aus (Abb. 3). Der Kongress wurde aufgelöst. Wocel

43 Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 84.

44 Gleich am ersten Kongresstag unterlief ihm eine Peinlichkeit, als ihm beim feierlichen Mittagessen sein Gardesäbel gestohlen wurde. Vgl. Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 90.

zog sich während dieses sogenannten Pfingstaufstandes aus dem öffentlichen Leben zurück und konzentrierte sich auf die Sicherung von Schriften und Katalogen der archäologischen Sammlung. Offenbar hielt er die politische Situation für derart besorgniserregend, dass er sogar sein Testament machte.⁴⁵

In Prag kam es nach der Niederschlagung des Pfingstaufstandes zu Verhaftungen und zu spürbaren Einschränkungen der Presse- und Versammlungsfreiheit. Noch vor dem Ausbruch des Aufstandes war Wocel für seine Geburtsstadt Kuttenberg in den böhmischen Landtag gewählt worden. Nach Beruhigung der Lage wandte er sich gemeinsam mit weiteren Abgeordneten (wie etwa Palacký und Šafařík) an den Statthalter Graf von Thun und Hohenstein mit dem Anliegen, den gewählten Landtag einzuberufen. Dieser löste den Nationalausschuss jedoch auf und der österreichische Ministerpräsident Franz von Pillersdorf untersagte die Zusammenrufung des böhmischen Landtages. Wenig später wurde Wocel zum Abgeordneten des Reichstages gewählt, dessen Hauptaufgabe die Ausarbeitung einer neuen Verfassung sein sollte. Daraufhin legte er das Landtagsmandat nieder und fuhr im Juli 1848 nach Wien.

Im Reichstag, der vom Juli 1848 bis März 1849 zuerst in Wien, später im ostmährischen Kroměříž (Tschechische Republik) tagte, reihte sich Wocel in den konservativen Flügel ein, war dort aber nicht besonders aktiv.⁴⁶ Laut der stenografischen Berichte⁴⁷ hat er sich auf keiner der 88 Sitzungen zu Wort gemeldet. Sein Name wird in den Aufzeichnungen überhaupt nur sechsmal erwähnt. Am 17. Januar 1849 ließ er sich zum stellvertretenden Vorsitzenden des Schulausschusses wählen, was darauf hindeutet, dass er sich auf Schulfragen konzentrierte. Auch unter einer parlamentarischen Anfrage an den Justizminister, die eine Untersuchung der Prager Geschehnisse vom Juni 1848 forderte, findet sich mit Datum vom 24. Januar 1849 Wocels Unterschrift. In Verbindung mit dem Aufruf, die verhafteten Aufständischen zu amnestieren, sollte über die Anfrage der Nachweis geführt werden, dass der Slawenkongress nicht auf die Zerstörung der österreichischen Monarchie abzielte.⁴⁸ Bis zur Auflösung des Reichstages im März 1849 passierte in dieser Hinsicht jedoch nichts.

Im Oktober 1848 wurde die neue österreichische Regierung mit Felix zu Schwarzenberg an der Spitze gebildet. Sie hatte zwar versprochen, im Sinne des Konstitutionalismus zu regieren, war jedoch nicht bereit, die vom Reichstag vorgelegte Verfassung anzunehmen, und arbeitete ohne Mitwirkung des Parlaments eine eigene Verfassung aus, was im Januar 1849 zum Eklat im Reichstag führte. Wocel gehörte zu denjenigen Abgeordneten, die zur Regierung und ihren Ministern gute Beziehungen pflegten, was ihm bei den tschechisch-patriotischen Kreisen Misskredit einbrachte. Um die Angelegenheit zu einem schnellen Abschluss zu führen, erließ Franz Josef I., der seinem Onkel Ferdinand I. am 2. Dezember 1848 auf dem Thron gefolgt war, am 7. März 1849 ein Manifest zur Auflösung des Reichstages und der Aufhebung der oktroyierten Märzverfassung. Dies war aber nur ein taktisches Unterfangen, denn am 31. Dezember 1851 wurde auch diese Verfassung durch das sogenannte Silvesterpatent außer Kraft gesetzt.

Wocels Aktivitäten belegen, dass er im Rahmen der Geschehnisse der Jahre 1848/49 durchaus zu den Mitwirkenden, jedoch nie zu den Hauptakteuren der Revolutionsereignisse gehörte. War er anfangs noch sehr engagiert, zog er sich allmählich in eine mehr zurückhaltende konservative Position zurück, oft zum Missfallen vor allem der jüngeren und radikaleren Anhänger der patriotischen Bewegung.

45 Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 90.

46 Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 91.

47 Verhandlungen des Österreichischen Reichstages nach der stenografischen Aufnahme 4, Wien 1849, URL: <http://www.psp.cz/eknih/1848urrs/index.htm> [20.2.2013].

48 Die Anfrage beginnt mit folgenden Worten: „Von dem Augenblicke an, wo die slavischen Völkerstämme in Österreich zum Selbstbewussten erwacht, für wahre gesetzliche Freiheit thätig geworden sind, waren sie und ihr Streben der Gegenstand maßloser Verdächtigungen. Und endet wie folgt: Die Untersuchungsacten sollen zeigen, daß wir ein freies, einiges, starkes Österreich aufrichtig wollen; sie sollen jede Verdächtigung unmöglich machen, damit wir durch Vertrauen einig, durch Einigkeit stark bleiben; damit wir frei bleiben, und nicht unseren Feinden erliegen.“ Zitiert nach: Verhandlungen 1849 (Anm. 47), URL: <http://www.psp.cz/eknih/1848urrs/stenprot/077schuz/s077001.htm> [20.2.2013].

1850: Die erste Professur für vorgeschichtliche Archäologie in Mitteleuropa

Nach der Niederschlagung der Revolution gerieten nicht nur die böhmische Nationalbewegung selbst in eine Krise, sondern auch alle Einrichtungen, die durch sie maßgeblich mitgeprägt worden waren – also auch die vom Gedanken einer tschechischen Eigenständigkeit geprägte Wissenschaft und vor allem das Nationalmuseum. Selbst die „Museumssection für böhmische Archäologie“ wurde abgeschafft. Mit Auflösung des Reichstages hatte sich Wocels Status als Abgeordneter ebenfalls erledigt. Nach seiner Rückkehr nach Prag gab er unter dem Eindruck einer spürbar strengeren Zensur seine literarische Tätigkeit und die Leitung der Zeitschrift des Nationalmuseums auf und versuchte an der Universität Fuß zu fassen.

Schon früh erkannte Wocel die Notwendigkeit, Archäologen und Denkmalpfleger akademisch auszubilden. Mit seinen in den Jahren 1848/49 gesammelten Erfahrungen im Bereich der Bildung und des Schulwesens war er für eine Tätigkeit an der Universität gut vorbereitet, und dies nicht nur fachlich, sondern dank seiner langjährigen Tätigkeit als Erzieher auch pädagogisch. Ferner halfen ihm seine guten Kontakte zu Adelsfamilien sowie die in seiner Zeit als Reichstagsabgeordneter geknüpften Verbindungen zu einflussreichen Politikern und Mitgliedern der Wiener Regierung.

Die Zeit nach 1848 war für eine Universitätskarriere außerordentlich günstig. Die konservative Regierung von Schwarzenberg blieb gegenüber der Bevölkerungsmehrheit isoliert und suchte deswegen Unterstützung und Verbündete vor allem in den adeligen und konservativen Kreisen. Zu dieser Politik gehörte die großzügige Vergabe von Ehren- und Amtsposten sowie von Professorenstellen an den Universitäten. Insbesondere in Böhmen hoffte man auf diesem Wege, die Loyalität der alten Nationalisten zu gewinnen, um sie dadurch zu kontrollieren und möglicherweise auch zu beeinflussen.⁴⁹ In einem Ministerialerlass vom 19. Dezember 1848 wurde sogar festgelegt, dass für ordentliche Mitglieder der wissenschaftlichen Gesellschaften – mithin auch der Königlich-Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften – eine Lehrbefugnis an allen österreichischen Universitäten besteht. Damit sollte vermutlich die Stellenbesetzung mit regierungstreuen Gelehrten erleichtert werden. Wocel, der über keinen akademischen Abschluss und keinen Dokortitel verfügte, konnte nun an der Universität lehren. Dabei war es nicht unbedeutend, dass auch Jan Kollár, der bedeutende slowakische Lyriker, jedoch keineswegs Slawist oder Archäologe, auf diese Weise die Professur für slawische Altertümer an der Universität Wien erhalten hatte. Die in Wien auf Deutsch gelesenen Fächer sollten in Prag auch auf Tschechisch gehalten werden.

Wocel ergriff die Gelegenheit und beantragte am 29. Oktober 1849 beim Professorenkollegium der Philosophischen Fakultät der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag eine außerordentliche Professur für böhmische Archäologie und Kunstgeschichte. Nach seiner erfolgreichen Probevorlesung legte er einen Plan über künftige Vorlesungen vor. Eine dotierte Stelle für ein bislang nicht etabliertes akademisches Fach an der Universität durchzusetzen war nicht einfach. Der Prager Statthalter Karl Freiherr Mecséry von Tsoor nahm zu Wocels Antrag nur sehr zurückhaltend und mit Vorbehalt Stellung. Entscheidend war schließlich das Votum des Ministers für Cultus und Unterricht Leo von Thun und Hohenstein. Der studierte Jurist hatte wie andere Angehörige dieses Adelsgeschlechtes⁵⁰ mit der tschechischen Nationalbewegung sympathisiert und gehörte noch in den 1830er und 1840er Jahren zur adeligen Opposition gegen die Wiener Regierung. Der in Böhmen populäre Autor slawophiler politischer Pamphlete wurde 1848 zum Gubernialpräsidenten berufen, obwohl ihn einige Patrioten am liebsten auf einem böhmischen Thron gesehen hätten. Während der Prager Demonstrationen wurde er von Studenten verhaftet, an der Universität festgehalten und im Juli 1848 von seinem Amt suspendiert. Von Thun und Hohenstein distanzierte sich darauf von der Nationalbewegung. Er zog sich vorübergehend von der politischen Bühne zurück und änderte seine bisherigen patriotischen und politischen Ansichten. Diesen Schritt vollzog er so entschieden, dass er im Jahre 1849 für die konservative antirevolutionäre und zentralistische Regierung Schwarzenbergs das Amt des österreichischen Ministers für Cultus und Unterricht übernahm. Die Wiener Regierung verfügte damit

49 Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 174–177.

50 Der Bruder Franz Anton Graf von Thun und Hohenstein (1809–1870) wirkte bei der Gründung der „Museumssection für böhmische Archäologie“ mit und war Mitglied des Ausschusses des Nationalmuseums, wie auch sein Cousin Joseph Mathias von Thun und Hohenstein (1794–1868).

über einen intimen Kenner der böhmischen Patriotenszene.⁵¹ Von Thun und Hohenstein beurteilte Wocel als eine konservative und integre Persönlichkeit, die ihm für die fragile Professorenstelle insofern geeignet erschien, als es „durch deren Mitwirkung [...] allein gelingen kann, die studierende Jugend dem Einflusse eines gehaltlosen Nationalitätsschwinds minder zugänglich zu machen“.⁵²

Vor dem Hintergrund dieser historischen Umstände wurde Jan Erazim Wocel am 7. Februar 1850 auf Vorschlag des Grafen von Thun und Hohenstein durch Kaiser Franz Joseph I. zum außerordentlichen Professor der böhmischen Archäologie und Kunstgeschichte an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag ernannt. Mit einer Verpflichtung zu fünf Wochenstunden Vorlesungstätigkeit betrug sein Gehalt 600 Gulden pro Jahr. Wocel wurde damit der erste Professor für vorgeschichtliche Archäologie in Mitteleuropa überhaupt (Abb. 4).

Jan Erazim Wocel in der Zeit nach der Revolution

Wocel erhielt seine Professur in einer Zeit, als andere und vor allem radikalere Protagonisten der tschechischen Nationalbewegung von ihren Positionen entfernt wurden. Einigen wurde die Universitätsprofessur entzogen, andere wurden ins Exil geschickt oder ins Gefängnis gesperrt. Selbst der gemäßigt konservative František Palacký musste 1852 seinen Posten im Nationalmuseum räumen, woran auch Wocel – der sich bei einigen Abstimmungen beteiligte – einen Anteil hatte.

Das Nationalmuseum galt wegen seines Engagements in der Nationalbewegung und während der Ereignisse des Jahres 1848 als Zentrum revolutionärer und separatistischer Ideen und wurde deshalb unter polizeiliche Kontrolle gestellt. Ehemalige Vertreter der Nationalbewegung mussten ihre Posten nach und nach räumen und wurden durch konservative Kräfte ersetzt. Im Jahr 1851 konnte die „Museumssection für böhmische Archäologie“ ihre Tätigkeit wieder aufnehmen, allerdings unter dem formellen Vorsitz des Prager Polizeipräsidenten Leopold Sacher-Masoch. Die Leitung der „Museumssection“ lag aber bei Wocel, der einen entscheidenden Beitrag zur Erneuerung ihrer fachlichen Tätigkeit leistete. Der Zusammenarbeit mit der Polizei konnte Wocel unter den gegebenen Umständen nicht ausweichen. Wie intensiv diese tatsächlich war, lässt sich aber nicht sicher sagen. Von eher guten Beziehungen zum Polizeipräsidenten zeugt Wocels Vorschlag vom 7. April 1852, Sacher-Masoch zum Ehrenmitglied der Königlich-Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu wählen, was bereits in der Sitzung am 5. Mai 1852 einstimmig beschlossen wurde. Wocel folgte 1854 als erster Nichtadeliger auf den Posten des Vorsitzenden der „Museumssection“. Er

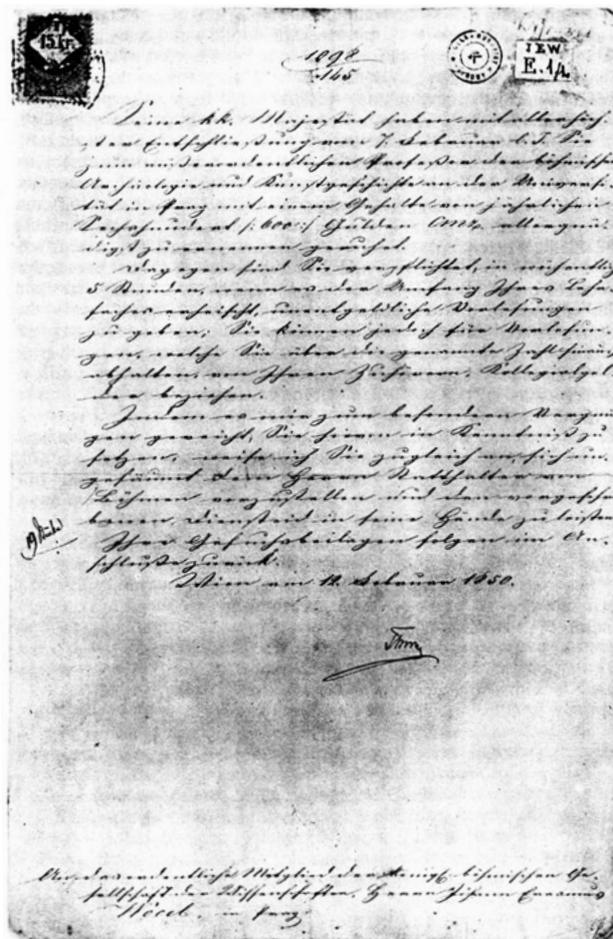


Abb. 4 Berufungsurkunde für Jan Erazim Wocel, unterzeichnet vom Minister für Cultus und Unterricht, Leo Graf von Thun und Hohenstein. In: Jan Havránek (Hrsg.), *Dějiny univerzity Karlovy*. Bd. III: 1802–1918. Prag 1997, S. 403

51 Seine Ansichten über die politischen Verhältnisse in Böhmen hat er kurz nach der Revolution sogar publiziert: Leo Graf von Thun und Hohenstein: *Betrachtungen über die Zeitverhältnisse, insbesondere im Hinblick auf Böhmen*. Prag 1849.

52 Zitiert nach Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 193.

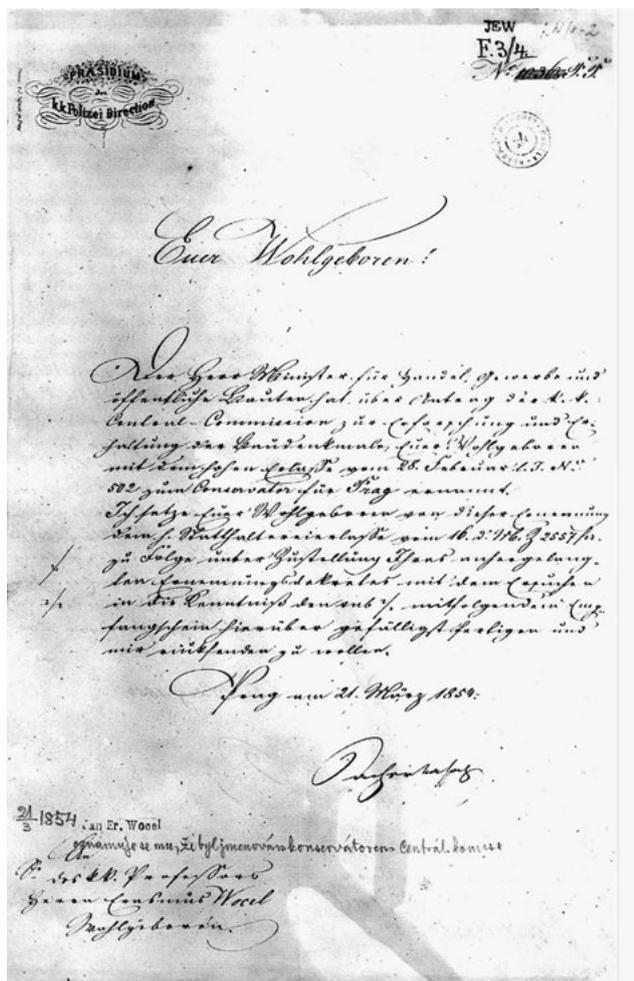


Abb. 5 Schreiben zur Ernennung Wocels zum Konservator der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, ausgestellt von der Prager Polizeidirektion. In: Karel Sklenář: Jan Erazim Wocel. *Zakladatel české archeologie*. Prag 1981, o. S.

forschung und Erhaltung der Baudenkmale für die Stadt Prag ernannt (Abb. 5).⁵³ Ferner bemühte er sich um den Zuwachs der archäologischen Sammlung des Nationalmuseums, für die er bis zu seinem Tode tätig war.

Wocel ist schließlich die Gründung einer der ältesten, allein der Archäologie vorbehaltenen Fachzeitschriften zu verdanken, *Archeologické listy – Archäologische Blätter*. Sie erschien in einer tschechischen und einer deutschen Fassung. Jedoch war die erste 1852 erschienene Ausgabe zugleich die letzte Nummer, da es nicht gelang, genügend Abonnenten für eine so spezialisierte Zeitschrift zu werben.

Erfolgreicher gestaltete sich seit 1854 das Erscheinen der Zeitschrift *Památky archeologické a místopisné* (Archäologische Denkmäler), an der Wocel ebenfalls beteiligt war. Unter dem Titel *Památky archeologické* wird sie bis heute herausgegeben.

Wocel publizierte in den Jahren 1843 bis 1870 über vierzig archäologische Beiträge mit einem inhaltlich breiten Spektrum.⁵⁴ Darunter sind interessanterweise eine ganze Reihe von Arbeiten über die Kelten,⁵⁵ die in den Jahren nach 1848 im Gegensatz zu slawischen Themen politisch neu-

übte dieses Amt mit großer Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Tode aus.

Offenbar musste sich Wocel seine Professur dadurch erkaufen, dass er half, die Vertreter der Nationalbewegung aus ihren Stellungen zu drängen und diese durch loyales Personal zu ersetzen. Für seine Professur, seine Position in der archäologischen „Museumssection“ und seine am 28. Juni 1851 erfolgte Wahl zum korrespondierenden Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften verspielte sich Wocel insbesondere bei der jüngeren, deutlich radikaleren Generation alle Sympathien. Für die ihm unterstellten Verbiegungen musste er noch in den 1860er Jahren auch Kritik und Spott ertragen, obwohl er seiner patriotischen Grundhaltung stets treu geblieben war und gegen den tschechischen Nationalgedanken nie das Wort ergriffen hatte.

Über sein Wirken an der Universität und am Nationalmuseum konnte er verlorenen Respekt allmählich zurückgewinnen und versöhnte sich auch mit Palacký. Seine frühere Beliebtheit und Autorität konnte er jedoch nicht wiedererlangen.

Für die Institutionalisierung der Archäologie und Denkmalpflege konnte Wocel wichtige Fortschritte erzielen. Über seine Tätigkeit in der „Museumssection“ beim Nationalmuseum hinaus wurde er 1854 zum Konservator der vier Jahre zuvor gegründeten k. k. Central-Commission zur Er-

53 Sklenář 2011 (Anm. 21), S. 19–21.

54 Siehe die vollständige Bibliografie in Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 407–409.

55 Z. B. Jan Erazim Wocel: Mince celtické v Čechách. In: Časopis Českého Musea 24, 1850, S. 103–114. – Jan Erazim Wocel: V které době opanovali Bojové nynější zemi Českou a kdy opustili zemi tuto. In: Časopis Musea Království Českého 39, 1865, S. 14–30. – Jan Erazim Wocel: Keltické ohrady. In: Památky archeologické 6, 1865, S. 254–263. – Jan Erazim Wocel: Ueber den Zug der Kelten nach Italien und zum hercynischen Walde. Prag 1865.

tral waren. Wocel kann in diesem Zusammenhang als Begründer der Latène-Forschung in Böhmen gelten und als einer der ersten Archäologen, der vorgeschichtliche Burgwälle mit Caesars *Oppida* in Beziehung setzte.⁵⁶ Später widmete er sich wieder slawischen Altertümern.⁵⁷ In diesen späteren Arbeiten ist der frühere nationalromantische Geist zwar immer noch zu spüren, doch sind Diktion und Argumentation deutlich rationeller als in den 1840er Jahren. Wocels Texte spiegeln nun einerseits seine Erfahrung als Wissenschaftler wider, andererseits mag ihn auch die politische Situation nach 1848 zu einer vorsichtigeren Ausdrucksweise angehalten haben. Seine archäologischen Arbeiten konnten sich nicht mehr offen zu einem tschechischen Patriotismus bekennen. Auf der Suche nach objektiven Kriterien für die Arbeit mit archäologischen Funden fand Wocel in chemischen Analysen eine Methode, mit der er versuchte, Metallgegenstände zu datieren und den einzelnen Völkern der Kelten, Germanen und Slawen zuzuschreiben.⁵⁸

Wocels Publikationen wurden im In- und Ausland wahrgenommen. Selbst Rudolf Virchow hob auf der anthropologisch-archäologischen Konferenz 1875 in München die Bedeutung chemischer Analysen zur Lösung von Chronologiefragen hervor und würdigte Wocels Beitrag.⁵⁹ Obwohl Wocel eine gewisse Aversion gegenüber Keramikfunden hatte, konnte er den Horizont der „slawischen Keramik“ herausarbeiten und datieren. Dazu nochmals Virchow:

„Wocel, der den Fund von Königgrätz weitläufiger erörtert und die Stempel der Topfböden genauer beschreibt [...], hat sich, wie ich sehe, schon vor zwanzig Jahren für die Uebereinstimmung dieses Thongeräthes mit dem vom Burgwall Werle in Mecklenburg ausgesprochen.“⁶⁰

Der Höhepunkt seines Schaffens war die zusammenfassende Darstellung *Pravěk země České* (Vorgeschichte Böhmens).⁶¹ Dieses Standardwerk war über Böhmen hinaus einmalig, hinsichtlich des Umfangs und der Mühe, die vorgeschichtliche Entwicklung eines bestimmten Gebietes aufgrund konkreter archäologischer Fundstellen und Funde darzustellen.

Dank seiner Position konnte Wocel in den 1850er und 1860er Jahren, gefördert von verschiedenen Fonds, Studienreisen ins Ausland unternehmen, auf denen er zahlreiche neue Kontakte knüpfte, unter anderem zu den Altertumsforschern Jens Jacob Asmussen Worsaae und Carl Christian Rafn oder den Chemikern Nils Johan Berlin und Friedrich Rochleder. Wocel genoss auch außerhalb Böhmens hohes Ansehen und wurde Mitglied mehrerer europäischer wissenschaftlicher Gesellschaften. So wurde er 1859 in den Gelehrtenausschuss des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg für das Fach „Heidnische, insbesondere böhmische Altertumskunde“ aufgenommen.⁶² Der dänische König Frederik VII., der sich sehr für Archäologie interessierte, zeichnete Wocel 1860 mit dem Kreuz des Danebrog-Ordens III. Klasse aus. Wocel bekam auch die Ehrendoktorwürde der Universität in St. Petersburg verliehen.

56 Vladimír Salač: Zur Oppidaforschung in Böhmen und Mähren. In: Sabine Rieckhoff, Susanne Grunwald, Karin Reichenbach (Hrsg.): Burgwallforschung im akademischen und öffentlichen Diskurs des 20. Jahrhunderts. (Leipziger Forschungen zur Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie 5). Leipzig 2009, S. 109–123.

57 Z. B.: Jan Erazim Wocel: Ueber den Culturzustand der Slaven zur Zeit ihres ursprünglichen Gesamtverbandes. In: Österreichische Wochenschrift 5, 1865, S. 353–358, 392–396.

58 Z. B. Jan Erazim Wocel: Kelternes, Germanernes og Slavernes Bronzer. En archaeologisk Parallell; efter J. E. Wocel. In: Antiquarisk Tidsskrift 1852–1854, 1854, S. 206–247. – Jan Erazim Wocel: Archäologische Parallelen. In: Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 11, 1854, S. 716–761; Jan Erazim Wocel: Archäologische Parallelen. Zweite Abtheilung. In: Sitzungsberichte der der philosophisch-historischen Classe kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 16, 1855, S. 169–227.

59 Rudolf Virchow: Über verschiedene deutsche Alterthümersammlungen, sowie neue Ausgrabungen bei Priment, Zaborowo und Wollstein. In: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1875, S. [95]–[112].

60 Virchow 1875 (Anm. 59), S. [98].

61 Jan Erazim Wocel: *Pravěk země České*. Prag 1866/1868. – Die Arbeit wurde auch ins Russische übertragen und erschien erst nach Wocels Tod unter dem Titel: *Drevnjschaja bytowaja istorija Slawjan woobschtsche i Tschechow w ossobennosti*. Kiew 1875.

62 Ursula Mende: Die Mitglieder des Gelehrtenausschusses. In: Bernward Deneke, Rainer Kahsnitz (Hrsg.): *Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg 1852–1977. Beiträge zu seiner Geschichte*. München, Berlin 1978, S. 1064–1106, hier S. 1066, 1105.

Wocels archäologische Professur

Jan Erazim Wocel begann mit seiner Vorlesungstätigkeit im Jahr 1850 (Abb. 6). Zu seiner ersten gut besuchten Lehrveranstaltung mit dem Titel *Česká archeologie doby pohanské* (Böhmische Archäologie der heidnischen Zeit) hatten sich 60 Hörer eingeschrieben. Von Anfang an überzeugte er mit pädagogischem Geschick. Seit seiner zweiten Vorlesung veranschaulichte er seinen Vortrag regelmäßig mit Originalfunden aus der Sammlung des Nationalmuseums. Diese archäologische Vorlesung wiederholte er in Abwandlung im Lehrjahr 1851/52 vor 17 Hörern und 1852/53 nur noch vor 8 Studenten.⁶³ Dieser Rückgang kann mehrere Ursachen haben: Zu einen war die Archäologie noch keine allgemein bekannte Studienrichtung, zweitens nahmen die Studentenzahlen an der Prager Universität insgesamt stark ab⁶⁴ und drittens hatte Wocels seine ursprüngliche Popularität in der tschechischen Nationalbewegung längst eingebüßt.

Seine ersten Vorlesungen hielt Wocel in tschechischer Sprache, die seit 1848 eine gleichberechtigte Stellung neben der deutschen einnahm.⁶⁵ Nach dem dramatischen Rückgang der Hörerzahlen hielt er ab dem Wintersemester 1854



Abb. 6 Jan Erazim Wocel als erster Professor für prähistorische Archäologie in Mitteleuropa. Lithografie, um 1865/70. In: Karel Sklenář: Jan Erazim Wocel. *Zakladatel české archeologie*. Prag 1981, o. S.

Vorlesungen auf Deutsch. Auf Tschechisch lehrte er unter veränderten politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen erst wieder in den 1860er Jahren.

Um eine größere Hörerschaft zu erreichen, setzte Wocel ab 1854 seine Vorlesung zur heidnischen Archäologie aus und dozierte zur Kunstgeschichte, kirchlichen Kunstarchäologie, Paläografie, aber auch zur Literaturgeschichte. Erst 1861/62 nahm er die heidnische Archäologie wieder in seine Vorlesungen auf. Zum ordentlichen Professor wurde Wocel – wiederum aus politischen Gründen⁶⁶ – erst im Jahre 1862 ernannt, musste dabei aber seine Lehre zur Archäologie und Kunstgeschichte noch um tschechische Literatur erweitern.

Während seiner Zeit an der Universität hatte Wocel nicht viele Hörer im Fach böhmische Archäologie. Dies ist insofern nachvollziehbar, als die neue Fachrichtung aufgrund fehlender Stellen keine Berufschancen eröffnete. Seine Absolventen nahmen das Lehrangebot sozusagen aus freien Stücken, wenn nicht sogar als Freizeitbeschäftigung wahr. Unter Wocels Schülern befand sich daher nur eine bedeutende Persönlichkeit der tschechischen Archäologie, und zwar der spätere Kustos der archäologischen Sammlung des Nationalmuseums in Prag, Josef Ladislav Píč. Er hatte an Wocels Vorlesung im akademischen Jahr 1867/68 teilgenommen.

63 Sklenář 1981 (Anm. 1), S. 200–205.

64 Im Jahre 1849 waren 657 Studenten an der Philosophischen Fakultät der Prager Universität eingeschrieben, im Jahr 1853 hingegen nur 114.

65 Zu dieser Problematik siehe: Die Sprachenfrage und ihre Lösung in den böhmischen Ländern nach 1848. Bearb. von Kristina Kaiserová (Acta Universitatis Purkynianae/Slavogermanica 8 = 35). Ústí nad Labem 1998.

66 Offensichtlich hatte sich Wocel in den 1850er Jahren nicht aktiv genug gegen patriotische Kreise gewandt, wie es von ihm erwartet wurde.

Schluss

Das Schicksal hat Jan Erazim Wocel ein ungewöhnliches und sicher nicht leichtes Leben beschert. Aus bescheidenem Elternhaus stammend, konnte er sich mit eigenem Fleiß bis zu einem anerkannten Literaten, Politiker und vor allem Wissenschaftler hocharbeiten. Als Literat und Politiker ist Wocel kaum mehr bekannt; sein Ruf als Archäologe wirkt aber bis heute nach.

Wocel hat mit seinen Forschungen auf dem Gebiet der böhmischen Archäologie seiner Zeit in vielerlei Hinsicht vorgegriffen. Er vermochte die stürmische Entwicklung der tschechischen Nationalbewegung für die Wissenschaft zu nutzen und die Archäologie auch durch seine bisweilen zwiespältige Persönlichkeit zu fördern. Bis zu Wocels Tod 1871 hatten sich die politischen Verhältnisse geändert und es war unmöglich, den Lehrstuhl wieder zu besetzen. Auch wenn Wocel auf seiner Professur keinen unmittelbaren Nachfolger hatte, konnte die Wiederbelebung der böhmischen Archäologie am Ende des 19. Jahrhunderts auf den von ihm gelegten organisatorischen und wissenschaftlichen Grundlagen aufbauen.⁶⁷

67 Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Projektes Reg. Nr. 405/11/0603, das von der Grantagentur der Tschechischen Republik unterstützt wurde.

Von der Aufklärung zur vaterländischen Altertumskunde

Das Wirken der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz und der Beginn der archäologischen Forschung in der Oberlausitz

Jasper von Richthofen

Am 21. April 1779, in der Spätphase der deutschen Aufklärungszeit, kamen in der einstigen kur-sächsischen Provinzstadt Görlitz 18 forschende oder wissenschaftlich interessierte Oberlausitzer Herren zusammen und begründeten „zur Beförderung der Natur- und Geschichtskunde“ die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz (Abb. 1). Initiatoren dieser Zusammenkunft waren der Gutsbesitzer Carl Adolph Gottlob von Schachmann, Karl Gottlob Anton, Provinzialadvokat bei den Oberlausitzer Landständen, und der Gutsbesitzer, Ökonom und Naturforscher Adolph Traugott von Gersdorf.

Als regionale Vereinigung adeliger und bürgerlicher Vertreter akademischer Berufe und ökonomisch-rationell denkender Landwirte war die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften über die erklärten Gründungsziele hinaus vor allem dem Gedanken der Humanität und dem „allgemeinen Fortschritt“ zugewandt. Die Altertumsforschung mit ihren verschiedenen Fachrichtungen Archäologie, Diplomatik (Urkundenlehre), Sphragistik (Siegelkunde) und Numismatik (Münzkunde) bildete nur eines der verschiedenen Betätigungsfelder und Sammlungsgebiete.

Während das Interesse der Gründungsmitglieder der Gesellschaft an der Altertumskunde im späten 18. Jahrhundert noch eher allgemeinen und allenfalls landeskundlichen Charakter besaß, wurde vor allem die archäologische Forschung seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in der Ober- und Niederlausitz von einem in Folge der Befreiungskriege angefachten vaterländischen Gedanken geleitet.

Neben der archivalischen Arbeit traten, für die sorbisch geprägten Lausitzen naheliegend, nun vermehrt auch ethnische Fragen in den Vordergrund. In dieser vaterländischen Tradition entstanden zeitgleich mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutschlandweit zahlreiche Geschichts- und Altertumsvereine. Das in dieser Zeit auch in Görlitz und der Oberlausitz mit der Gründung der Gesellschaft



Abb. 1 Die Gründung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahr 1779, Hans Koberstein, 1904, Öl und Pastell auf Karton. © Kulturhistorisches Museum, Görlitz

für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz nach einer Phase geringerer Aktivität erneut aufgekeimte Interesse an archäologischer Forschung wurde vor allem durch einen nationalen Blickwinkel bestimmt.

Archäologie

Erst Johann Joachim Winckelmann erhob die sich mit griechischen und römischen Altertümern befassende klassische Archäologie durch seine Schrift von 1755 *Gedancken über die Nachahmung der griechischen Wercke in der Malerey und Bildhauer-Kunst* zur wissenschaftlichen Disziplin und forderte darin zur Nachahmung der griechischen Kunst auf. Er begründete damit die Stilepoche des Klassizismus in Architektur und Kunst. Die Archäologie gehört insoweit generell zu den eher jungen Wissenschaften. Auch die heimatlichen archäologischen Hinterlassenschaften rückten mehr und mehr in das Blickfeld der Gelehrten. Ausgehend von der Archäologie der klassischen Antike entwickelte sich die nord- und mitteleuropäische Prähistorische Archäologie, oder auch Ur- und Frühgeschichte, zur eigenständigen, wenn auch lange noch vorakademischen Disziplin.¹ Weitere thematisch, vor allem aber regional spezialisierte archäologische Fachrichtungen, wie etwa die Ägyptologie, die Vorderasiatische Altertumskunde, die Christliche Archäologie oder auch die Altamerikanistik, traten später hinzu.

Von archäologischen Funden und hier besonders von Urnenfunden aus der Nieder- und der Oberlausitz berichten Chroniken bereits seit dem 16. Jahrhundert. Erste Nachrichten zu Urnen, die „bey Lübben in der Niederlausitz“ gefunden wurden, überliefert uns Georg Agricola in seinem Werk *De natura fossilium* 1546.² Seiner bereits sehr fortschrittlichen Ansicht nach handelte es sich um Urnen, „worin die alten Germanen [...] die Asche der verbrannten Leichname aufbewahrten“.³ Der Görlitzer Geschichtsschreiber Christoph Manlius schrieb im Kapitel XXIII *De urnis in Lusatia inferiori effossis* in seinem *Libri VII Commentariorum rerum Lusaticarum Deigma* über Urnenfunde bei Sagan (Żagań, Polen) und dem schlesischen Trebnitz (Trzebnica, Polen).⁴ Im Jahre 1595 empfing der spätere Kaiser Matthias für seine Sammlungen in Prag angeblich bronzezeitliche Urnen, die bei Muskau gefunden worden sein sollen.⁵ Schon dessen Bruder, Kaiser Rudolf II., soll im Jahr 1557 anlässlich einer Huldigungsfahrt durch Schlesien den „Glücksberg“ bei Greisitz (Gryzyce, Polen) in der Nähe von Sagan aufgesucht und hier einige Urnen gefunden haben.⁶ 1572 berichtete Leonhard Thurneysser in seinem Werk *Pison* ebenfalls von Urnenfunden in der Niederlausitz. Diese würden „geformiert [aus der Erde] wachsen“ und durch „Zwerglein“ produziert, welche „in den heimlichen Speluncken wohnen“.⁷ Als Leibarzt des brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg war er unter anderem auch fest von der medizinischen Wirkung zerstoßener Urnenscherben überzeugt.⁸ Der Gelehrte Leonhard David Hermann berichtet in seiner 1711 erschienenen *Maslographia* auf einen

1 Die erste Professur für Deutsche Vorgeschichte wurde 1902 in Berlin eingerichtet und von Gustaf Kossinna versehen.

2 Günter Wetzel, Achim Leube: Archäologische Forschung und Bodendenkmalpflege in der Niederlausitz und angrenzenden Regionen. Eine kleine Personen- und Forschungsgeschichte (Niederlausitzer Studien, Sonderh. 12). Cottbus 2010, S. 6.

3 Zitiert nach Wetzel/Leube 2010 (Anm. 2), S. 6.

4 Christophori Manlius: Commentariorum Rerum Lusaticarum Deigma Sive Epitome Nondum Usquam Impressum, Nunc Cum Ipsis Commentariis Omni Modo Expoliturum Et Perfectum In Lucem Prodit Ex Senatus Zittaviensis Bibliotheca. In: Christian Gottfried Hoffmann: Scriptorum Rerum Lusaticarum Antiqui & recentiores Seu Opus, In quo Lusaticae Gentis Origines, Res gestae, Temporum vices, & alia ad Slavicarum Lusaticarum & vicinarum Gentium Antiquitates & Historiam pertinentia Monumenta recensentur. Leipzig, Bautzen 1719, S. 131–132.

5 Robert Behla: Die Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus. Luckau 1882, S. 14. – Ludwig Feyerabend: Einleitung und Jahresbericht. In: Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz 1, H. 1, 1890, S. 1–17, hier S. 2. – Ernst-Heinz Lempert: Die ur- und frühgeschichtliche Forschung in der Ostoberlausitz. In: Die Abteilung für Urgeschichte der städtischen Kunstsammlungen und ihre Arbeit in der östlichen Oberlausitz. Görlitz 1954 (Schriftenreihe der Städtischen Kunstsammlungen N. F. 4), S. 6–13, hier S. 6.

6 Wetzel/Leube 2010 (Anm. 2), S. 6.

7 Zitiert nach Wetzel/Leube 2010 (Anm. 2), S. 6.

8 Wetzel/Leube 2010 (Anm. 2), S. 6–7.

Bericht Georg Ubers vom Januar 1535 bezogen, dass man in der Niederlausitz zu Pfingsten nach selbst wachsenden Urnen grübe. Hermann erkannte in den ausgegrabenen Tongefäßen allerdings vorgeschichtliche Grabfunde.

Das Kulturhistorische Museum Görlitz verwahrt vier Tongefäße (Abb. 2), die laut ihrer lateinischen Beschriftung von 1741 aus der Sammlung des Görlitzer Bürgermeisters Johann Wilhelm Gehler stammen. Eine kleine Tasse der späten Bronzezeit trat zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Großendorf, Kreis



Abb. 2 Tongefäße aus der Sammlung Johann Wilhelm Gehlers mit lateinischen Beschriftungen von 1741. © Kulturhistorisches Museum, Görlitz (Foto: René Pech)

Wohlau (Dłuzyce, Powiat Wołowski, Polen) in Niederschlesien zutage.⁹ Ein kleiner Krug der frühen Eisenzeit wurde 1732 auf einem Fundplatz bei See unweit von Niesky gefunden.¹⁰ Zwei weitere hochmittelalterliche Keramiken kamen 1722 in der Hellen Gasse in der Görlitzer Altstadt zum Vorschein und wurden ebenso wie die übrigen Gefäße als „uralte heidnische Ascheurnen“ gedeutet.¹¹ Ein weiteres, in die frühe Eisenzeit zu datierendes, analog beschriftetes Gefäß aus Gehlers Sammlung wurde 1733 ebenfalls in See gefunden und befindet sich heute in der Sammlung des Landesmuseums für Vorgeschichte in Dresden.¹² Die Beschriftungen überliefern nicht nur die ältesten Fundberichte aus der Oberlausitz und dem sächsischen Raum, sondern auch zugleich die Kenntnis ihrer einstigen, im Hinblick auf die mittelalterlichen Gefäße jedoch fehlinterpretierten Funktion als heidnische Grabgefäße.¹³

Um die Erforschung archäologischer Altertümer der Oberlausitz bemühte sich neben den Gründungsmitgliedern der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften Carl Adolph Gottlob von Schachmann und Karl Gottlob Anton auch Samuel Traugott Pannach, Pastor in Malschwitz. Auf Pannach gehen unter anderem die einheimischen Funde mehrerer Tongefäße der frühen Eisenzeit zurück, die 1771 bei Groß Särchen, unweit von Hoyerswerda, gefunden wurden. Diese befinden sich bis heute in der Görlitzer Sammlung und sind in der Ausstellung im Barockhaus Neißstraße 30 zu besichtigen. Die aufgeklebte poetische Inschrift Pannachs auf einer bauchigen, tonnenförmigen Urne mit Leichenbrand gibt anschaulich die Vanitas-Vorstellungen der Zeit wieder (Abb. 3):¹⁴

„Nos quoque florimus, sed flos fuit ille caducus –
 Auch wir, wir blühten einst, doch kurz war unser Blühen,
 Des Todes Windt entsteht, und Blum' und Blätter fliehen,
 Zum Zeugen uns'rer Blüth' blieb dieser Rest zurück:
 Das was uns widerfuhr, ist, Freund, auch dein Geschick.
 Gefunden in Groß-Särchen bei Hoyerswerda den 4. Sept. 1771
 P(annach), P(astor)“

- 9 Tasse, Fundort Großendorf (Dłuzyce, Polen), späte Bronzezeit, Keramik. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. HK 23190.
- 10 Krug, Fundort See bei Niesky, frühe Eisenzeit, Keramik. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. EK 4-1989.
- 11 Zwei bauchige Gefäße mit profiliertem Rand, Fundort Helle Gasse, Görlitz, 13./14. Jh., Keramik (harte Grauware). Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. EK 2-1989 und 3-1989.
- 12 Kleines Kegelhalsgefäß, Fundort See bei Niesky, frühe Eisenzeit, Keramik. Landesmuseum für Vorgeschichte, Dresden.
- 13 Arndt Günhe, Luise Hallof, Klaus Hallof: „Urnea Ferales“ aus der Oberlausitz. Ein Beitrag zur Forschungsgeschichte. In: Arbeits- u. Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 31, 1987, S. 29–36.
- 14 Tonnenförmiges Tongefäß, Fundort Groß Särchen bei Hoyerswerda, frühe Eisenzeit, Keramik. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. EK 12-2010/1.

Ein weiteres Gefäß der mittleren Bronzezeit aus der Görlitzer Sammlung trägt folgende Inschrift:¹⁵

„Dieses Trinck-Geschirr ist nebst Urne, welche mit Knochen gefüllt, circa annum 1765 auf Koppaczes Acker bei Sdier ohnweit Klix ausgeackert und zu einem Ofen-Ruß-Behälter bis 1795 genuzzet worden S. P(annach), P(astor).“

Schachmann beschäftigte sich bereits auf seinen als Kavaliereisen zu bezeichnenden Fahrten im Jahr 1746 mit Altertumskunde und besichtigte offenbar auch diverse antike Stätten.¹⁶ Im Graphischen Kabinett des Kulturhistorischen Museums finden sich unsignierte Handzeichnungen unter anderem auch von wikingerzeitlichen Runensteinen, deren Standort unlängst im mittelschwedischen Bällsta bei Vallentuna, nördlich von Stockholm lokalisiert wurde.¹⁷ Es handelt sich dem Volksmund nach um „Arkells Thingplatz“, einen romantischen Platz mit zwei Runensteinen und weiteren Steinsetzungen, der in einem Waldstück, direkt am Ufer eines Sees gelegen ist. Seine Schwedenreise

führte Schachmann 1746 offenbar an diesen abgelegenen Ort. Die Zeichnung dürfte die früheste Ansicht von „Arkells Thingplatz“ darstellen. Weitere Zeichnungen aus Schachmanns Hand zeigen das berühmte jungsteinzeitliche Megalithbauwerk von Stonehenge im englischen Wiltshire (Abb. 4). Andere Blätter geben antike Stätten und Denkmäler wieder, so zum Beispiel eine Skizze des Pont du Gard, eines römischen Aquädukts, unweit der südfranzösischen Stadt Nîmes, sowie das römische Theater in Nîmes.¹⁸ Dorthin führte im Frühjahr des Jahres 1746 Schachmanns Kavaliertour. Die erhaltene Bleistiftzeichnung des Pont du Gard diente einem in späteren Jahren entstandenen Ölgemälde als Vorlage und ist im Altertümerkabinett des Barockhauses Neißstraße 30 zu besichtigen.¹⁹ Das Werk



Abb. 3 Früheisenzeitliche Tongefäße aus Groß Särchen bei Hoyerswerda und mittelbronzezeitliches Gefäß von Sdier (re.) mit historischen Beklebungen. © Kulturhistorisches Museum, Görlitz (Foto: René Pech)

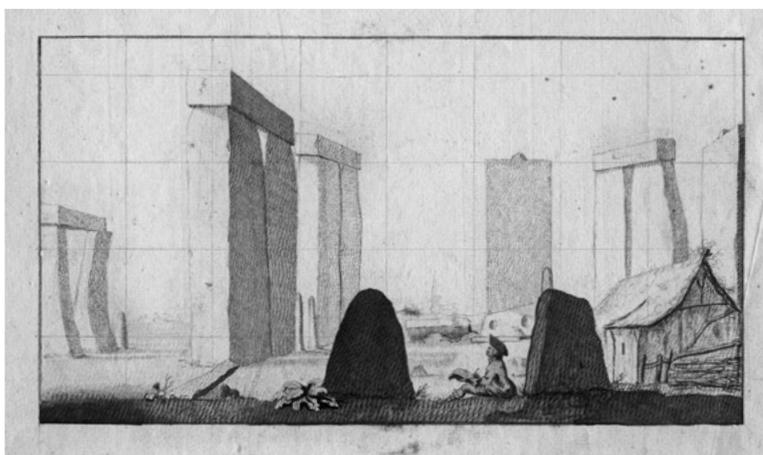


Abb. 4 Stonehenge, Carl Adolph Gottlob von Schachmann, 1746, Grafit. © Kulturhistorisches Museum, Görlitz

15 Trichterhalsgefäß, Fundort Sdier bei Klix, mittlere Bronzezeit, Keramik. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. EK 14-2010.

16 Ernst-Heinz Lemper: Carl Adolph Gottlob von Schachmann. Görlitz, Zittau 2001, S. 18–19. – Anke Fröhlich, Kai Wenzel: Meisterwerke auf Papier. Das Graphische Kabinett zu Görlitz (Sächsische Museen. Fundus 5). Döbel 2008, S. 88–89.

17 Carl Adolph Gottlob von Schachmann, Die Runensteine von Bällsta bei Vallentuna, 1746, Feder und Pinsel in Braun. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Graphisches Kabinett, Inv.-Nr. 679-2001. – Für die freundliche Unterstützung bei der Bestimmung des Motivs danke ich Frau Dr. Lydia Klos, Schleswig.

18 Carl Adolph Gottlob von Schachmann, Vue du Pont-du-Gard, 1746, Grafit. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Graphisches Kabinett, Inv.-Nr. 2117-2008. – Carl Adolph Gottlob von Schachmann, Römisches Amphitheater von Nîmes, 1746, Feder und Pinsel in Braun. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Graphisches Kabinett, Inv.-Nr. 680-2001.

19 Carl Adolph Gottlob von Schachmann, Pont-du-Gard, 1776, Öl auf Leinwand. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. BK 1620.

ist das einzige bekannte Ölgemälde aus seiner Hand. Allein dem Altertumsinteresse geschuldet ist zweifellos auch die Zeichnung der Ausgrabungsarbeiten am 1763 entdeckten Isis-Tempel von Pompeji, die von der identisch komponierten und von William Hamilton in dessen Buch *Campi Phlegraei* 1779 veröffentlichten Gouache des Italieners Pietro Fabris abgezeichnet und durch Schachmann um weitere Architekturdetails ergänzt wurde. Ein Italienaufenthalt Schachmanns war zwar geplant, ist aber offenbar niemals realisiert worden. Über Schachmanns künstlerische Ausbildung ist leider nichts bekannt.

Seine Reise führte den altertumsbegeisterten Schachmann 1781 offenbar auch ins schweizerische Augst bei Basel, wo er die Ruinen der römischen Stadt Augusta Raurica besichtigte. Von dem Besuch zeugen bis heute einige römische Terra-Sigillata-Scherben des 1. und 2. Jahrhunderts, die er 1782 der Altertümersammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften überließ und heute im Schweiz-Kabinett des Barockhauses Neißstraße 30 zu sehen sind.²⁰

Von diesen wenigen Scherben und einer umfangreichen Münzsammlung abgesehen sind Sammlungen griechischer und römischer Altertümer oder ägyptischer Grabfunde als Betätigungsfeld der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften ansonsten nicht überliefert, wären aber in vergleichbaren Altertumsammlungen durchaus üblich gewesen. Zur Gesellschaftssammlung zählten dagegen verschiedene Gipsplastiken klassisch antiker Motive.

Die dennoch aber heute in Görlitz vorhandenen Kollektionen antiker Fundgegenstände verdanken ihre Entstehung vor allem wohl der Reiselust Görlitzer und Oberlausitzer Bürger im 19. und frühen 20. Jahrhundert, die ihre Reiseandenken später dem Görlitzer Museum übereigneten. Darunter befinden sich einige wenige herausragende Stücke ebenso wie Massenartikel und sogar regelrechte, eigens für den frühen Tourismus hergestellte Fälschungen oder Nachahmungen. Auch der angesehene Görlitzer Chemiefabrikant Theodor Schuchardt brachte von seinen weiten Reisen zahlreiche Altertümer mit nach Görlitz.²¹ Viele seiner griechischen und römischen Antiken – in der Mehrzahl Tongefäße – stammten aus dem sizilianischen Agrigento, andere aus Bajae, Kumaee, Karthago, Zypern oder Troja. Zur Sammlung zählen unter anderem auch einige kostbare griechische Terrakotta-Figuren. Als altertumsbegeisterter Chemiker soll Schuchardt angeblich für den Troja-Ausgräber Heinrich Schliemann wichtige Analysen durchgeführt haben.²² Die beachtliche Antikensammlung wurde nach seinem Tod mitsamt der dazugehörigen, im Stil des Historismus gehaltenen Sammlungsschränke durch den jüdischen Kommerzienrat und Museumsmäzen Martin Ephraim erworben, 1894 der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz gestiftet und gelangte so in die heutige Museumssammlung.

Bereits 1780 veröffentlichte wiederum Schachmann sein Büchlein *Beobachtungen ueber das Gebirge bey Koenigshayn in der Oberlausiz*. Darin behandelte er unter anderem auch den Totenstein bei Königshain und dort zu beobachtende archäologische Funde. Das markante Felsmassiv gilt in der Forschung seither als „heidnischer“ Opferplatz der späten Bronzezeit und stand 150 Jahre später im Mittelpunkt mehrerer Ausgrabungen. Die Funde datieren aus heutiger Sicht dessen mutmaßliche Nutzung als Befestigung in die späte Bronzezeit und die spätslawische Periode.

„Nach der von vielen angenommenen meinung, diente die platteform des felsens rechter hand, zu einem opferplatz. [...] Wie aber der goetze geheissen hat, der hier verehrt wurde, weiss niemand zu sagen. Ueberhaupt wissen wir sehr wenig von dem goetterdienst der alten Germanen [...]“.²³ So schrieb Schachmann und sah offenkundig die Germanen, die als „unsere Vorfahren“ in dieser Gegend „[...] bis zu den zeiten Carls des Grossen lebten [...]“²⁴, als Nutzer des Platzes. An anderer Stelle seines Textes wies er bereits damals auf die Bedrohung des archäologischen Denkmals Totenstein durch Raubgräberei hin: „Tausende besuchten den felsens, und durchwühlten die erde der platteforme, um urnen und vielleicht auch um schaetze zu entdecken. Bey dieser gelegenheit wurde vieles zerbrochen, und das ganze so gut wie viele scherben mit fortgeschleppt.“²⁵

20 Scherben, Fundort Augst (Augusta Raurica), römische Kaiserzeit, 1./2. Jh., Terra Sigillata. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. EK 207-1999.

21 Jasper von Richthofen: „Wenn einer eine Reise tut.“ Archäologische Reiseandenken aus aller Welt. In: Görlitzer Magazin 14–15, 2000–2001, S. 3–30, hier S. 24.

22 Ludwig Feyerabend: Jahresbericht 1894. In: Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte 4, 1894, S. 259.

23 Carl Adolph Gottlob von Schachmann: Beobachtungen Ueber das Gebirge bey Koenigshayn in der Oberlausiz. Dresden 1780, S. 44.

24 Schachmann 1780 (Anm. 23), S. 37

25 Schachmann 1780 (Anm. 23), S. 47–48.

Der Vergleich mit Landschaftsansichten des 18. Jahrhunderts zeigt darüber hinaus die massiven Veränderungen des Geländes durch den Granitbergbau. Die bereits 1844 erfolgte Unterschutzstellung durch den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. gewährleistete immerhin die Erhaltung der Felsgruppe. Die Anlage von Schotterhalden und die beängstigend tiefen Steinbrüche in unmittelbarer Nähe zum Totenstein waren dadurch dennoch nicht aufzuhalten. Die massiven Geländeänderungen verhindern heute die wünschenswerte archäologische Nachuntersuchung des unmittelbaren Umfelds des Totensteins.

Die archäologische Altertumssammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften blieb trotz diverser Schenkungen anfangs eher bescheidenen Umfangs. Beim ersten 1780 eingelieferten Stück handelt es sich um ein bis heute erhaltenes frühbronzezeitliches Randleistenbeil, das 1778 in einem Hort der Aunjetitz-Kultur mit 48 weiteren Beilen in Olbersdorf bei Zittau gefunden wurde.²⁶ Ein weiteres in den Sammlungsakten 1798 erwähntes Beil desselben Fundortes ist heute verschollen. Zu den Sammlungseingängen des Jahres 1780 zählen auch zwei eiserne Äxte, zwei Pfeilspitzen und zwei Griffangelmesser nebst einem mutmaßlichen Meißel der spätrömischen Kaiserzeit, die „in Urnen“ wohl im Jahr 1771 bei Jauernick und dort in germanischen Brandgräbern des 2. bis 4. Jahrhunderts gefunden wurden.²⁷

Zu den ältesten Sammlungsteilen sind ferner neun Tongefäße aus spätbronzezeitlichen und früheisenzeitlichen Brandgräbern zu rechnen, die bereits um 1722 im niederschlesischen Großendorf ausgegraben und 1794 vom Senator und späteren Bürgermeister von Görlitz Samuel Traugott Neumann der Gesellschaft geschenkt wurden. Diese mit historischen Aufklebern versehenen Keramiken sind heute im Riesengebirgs-Kabinett des Barockhauses Neißstraße 30 ausgestellt. Zum Fund gehört auch die bereits erwähnte kleine Tasse, die eine lateinische Beschriftung mit Angaben zum Fundort und dem Jahr der Auffindung trägt. Bei einem der vorgenannten Gefäße fand sich ein auf die verblichenen antiken Helden von Großendorf verfasstes, handschriftliches Sonett eines unbekanntes Autors, das wohl ebenfalls im Jahr 1722 vielleicht während der Auffindung niedergeschrieben wurde. Diese und andere „ausländische“ Stücke zeigen, dass das Sammelgebiet vor allem in der Frühzeit der Wissenschaftsgesellschaft keineswegs auf die Oberlausitz beschränkt blieb. Unterstrichen wird dies durch exotisch anmutende Sammlungseingänge, wie ein reich verzierter japanischer Bronzespiegel in seiner originalen hölzernen Schachtel, der ebenfalls 1780 in die Sammlung der Wissenschaftsgesellschaft gelangte.²⁸ Zu den 1780 in die Sammlung eingegangenen „Ausländischen Merkwürdigkeiten“ zählt unter anderem auch ein kleiner hölzerner Schemel in Gestalt eines Jaguars mit fellartiger Bemalung aus Surinam (Niederländisch-Guayana), den Schachmann 1780 der Gesellschaft schenkte und der auf dessen enge Verbindungen zur Herrnhuter Brüdergemeine und deren Begründer, Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf hinweist.

Weitere Verbindungen zur Brüdergemeine zeigen die 1798 durch den Herrnhuter Inspektor Rösch geschenkten frühbronzezeitlichen Fundgegenstände, darunter eine Amphore sowie ein verzierter bronzener Dolch, welche 1790 in Körpergräbern der Aunjetitz-Kultur in der Nähe von Pawlowitzke (Pawłowiczki, Polen) in Oberschlesien gefunden wurden.²⁹ Im Ort Pawlowitzke bestand seit 1779 eine Herrnhuter Brüdergemeine.

Ebenfalls im Jahre 1798 wurde die Sammlung durch eine bedeutsame Erwerbung bereichert. Für 200 Taler, eine beträchtliche Summe, die über mehrere Jahre ratenweise durch die Gesellschaft abbezahlt werden musste, kaufte man in Königswartha ausgegrabene bronzezeitliche Tongefäße an – im Ganzen 230 Objekte.

26 Randleistenbeil, Hortfund, Fundort vermutl. Olbersdorf, Oberlausitz, frühe Bronzezeit, Bronze, Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. HK 2213.

27 Zwei Äxte, zwei Pfeilspitzen, zwei Griffangelmesser, ein pfriemartiges Gerät, Fundort Jauernick, spätrömische Kaiserzeit, 3./4. Jh., Eisen. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, o. Inv.-Nr., Sachsenkatalog Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden S: 1003-1009/69. – Vgl. Elmar Meyer: Die germanischen Bodenfunde der spätrömischen Kaiserzeit und der frühen Völkerwanderungszeit in Sachsen. Katalog (Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beih. 9). Berlin 1971, S. 86–88.

28 Japanischer Bronzespiegel in Holzschatulle, 18. Jh., Messing und Holz. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. 224-2009.

29 Bronzene Dolchklänge, Pawlowitzke, Aunjetitz-Kultur, frühe Bronzezeit, Bronze. Kulturhistorisches Museum, Görlitz, Inv.-Nr. HK 23817.

Dieser offenbar kostspielige und in der späteren Forschung vielbeachtete Ankauf wird überraschenderweise in den Rechenschaftsberichten eher lapidar in wenigen Zeilen abgehandelt:

„230 bis 240 Urnen, einige geformte Steine, messingene und Kupferne Ringe [...], so alles in Königswarthe gefunden worden. Aus dem Nachlasse des Herrn Grafen von Dallwitz erkaufte, wozu das schöne illuminierte Werk in Groß=Quart von fast 200 Vorstellungen dieser Alterthümer gehört.“³⁰

Zwischen 1786 und 1793 hatte der Prälat und Domdechant zu Meißen, Graf Johann Carl Friedrich von Dallwitz, Besitzer des Gutes Königswartha bei Bautzen, auf seinem Grund und Boden unweit des Schlosses einen Brandgräberfriedhof der bronzezeitlichen Lausitzer Kultur ausgraben lassen. Die Grabungsarbeiten gingen offenbar mit größter Behutsamkeit vonstatten. Dies zeigt die außerordentlich gute Erhaltung der über 200 Tongefäße, die sämtlich bis heute in der archäologischen Sammlung des Kulturhistorischen Museums Görlitz aufbewahrt werden. Die ersten Funde waren zuvor bei Anlage einer Allee in den Pflanzlöchern der Bäume zutage getreten. Der vorzeitige Tod des altertumsbegeisterten Grafen verhinderte allerdings die geplante Veröffentlichung des schon damals als bedeutend angesehenen Fundes. Dallwitz' handschriftliche Notizen und Anmerkungen sind leider nach seinem Ableben verschollen.³¹ Eine erste wissenschaftliche Publikation der Grabfunde sollte daher erst hundert Jahre später durch den Görlitzer Oberlehrer und Begründer der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, Ludwig Feyerabend, erfolgen.³²

Die Fundstücke, die zunächst nach Dresden abgegeben worden waren, kehrten auf Wunsch der verwitweten Gräfin Johanna Margarethe von Dallwitz in die Oberlausitz, „zum vaterländischen [d. h. oberlausitzischen] Grund und Boden“ zurück – wie es der königlich-sächsische Staatsminister und spätere Präsident der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, Gottlob Adolph Ernst von Nostitz und Jänkendorf, 1798 formulierte.³³

Zu den erworbenen Fundgegenständen gehörte außerdem ein Exemplar der durch den Dresdener Architekten und Maler Julius Friedrich Knöbel gefertigten Prachtbände *Königswartha subterranea* mit getreuen Abbildungen sämtlicher Objekte. Das folioformatige Görlitzer Exemplar enthält in Aquarelltechnik ausgeführte, sehr qualitätvolle Darstellungen der Funde. Beachtenswert ist vor allem das Vorsatzblatt (Abb. 5). Es zeigt auf einem Sockel mit massivem Kapitell sowie am Boden links daneben mehrere bronzezeitliche Tongefäße. An einem liegenden Baumstamm lehnen noch Schaufel und Hacke, offenbar das Arbeitsgerät der Ausgräber. Im Hintergrund erkennt man den Eingang zu einer antiken Grabkammer. Dem Illustrator war die dargestellte Materie von Kindheit an vertraut: Sein Vater, Johann Friedrich Knöbel, gleichfalls Architekt und Zeichner, gehörte um 1770 zu den wegweisenden sächsischen Gartenkünstlern der Empfindsamkeit. Für Parkanlagen hat er künstliche Ruinen und Grabhöhlen

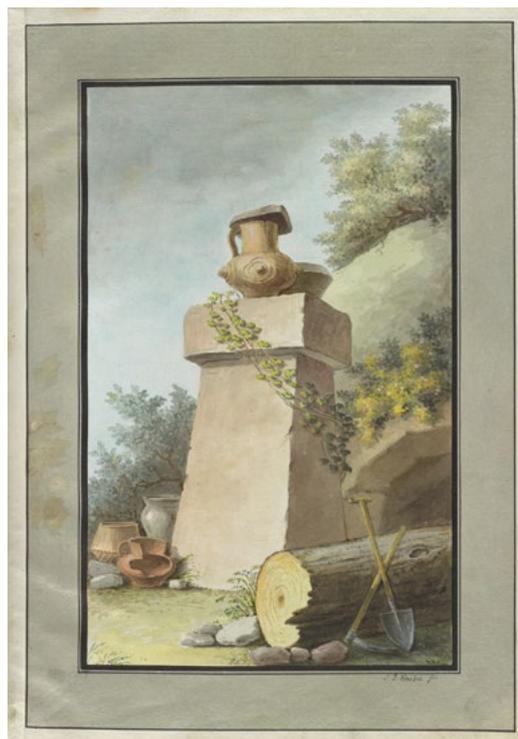


Abb. 5 Julius Friedrich Knöbel: *Königswartha subterranea*. O.O., um 1795, aquarelliertes Vorsatzblatt. Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaften, Görlitz

30 Anzeige von den Sammlungen einer Privatgesellschaft in der Oberlausitz 12, 1798, S. 43.

31 Feyerabend 1890 (Anm. 5), S. 3.

32 Ludwig Feyerabend: *Königswartha subterranea*. I. Theil. In: Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz 1, H. 3, 1893, S. 186–195. – Ludwig Feyerabend: *Königswartha subterranea*. II. Theil. In: Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz 1, 1894, H. 4, S. 239–258.

33 Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf: Üeber die in Königswartha entdeckten Lausitzischen Alterthümer. In: Lausitzische Monatsschrift 11, 1798, S. 252–262, hier S. 261

geschaffen. Das romantische Motiv ist vom Künstler frei erfunden und ganz dem Stil seiner Zeit verpflichtet – dem Klassizismus als Ausdruck des neu erwachten Interesses an der klassischen Antike als idealisierten Epoche der Heroen und Philosophen.

Einen weiteren, im Format abweichenden Band besaß der als Begründer der sächsischen Ur- und Frühgeschichtsforschung geltende Karl Benjamin Preusker, der seit 1817 Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften war. Das Buch wird heute im Stadtarchiv seiner Geburtsstadt Löbau aufbewahrt. Ein drittes Exemplar befand sich angeblich in der Sammlung des Dresdener Bibliotheksdirektors, Altertumsforschers und Gesellschaftsmitgliedes (seit 1833) Gustav Klemm und ist heute verschollen. Vermutlich ist dieser „Band“ jedoch identisch mit einer Mappe von 67 Aquarellzeichnungen jener Funde, die sich wohl noch bis 1947 im Museum Dippoldiswalde befunden hat und nach dessen Auflösung nicht mehr auffindbar war.³⁴

Auch wenn man anfänglich keinerlei Vorstellung vom wahren Alter der Funde von Königswartha hatte – nach damaligem Kenntnisstand handelte es sich um „serbische Begräbnis- und andere Urnen“ – markieren die Ausgrabung und später der Ankauf durch die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften dennoch den Beginn einer systematischen archäologischen Erforschung der Ur- und Frühgeschichte.

In den Jahren nach 1800 ging das Engagement für die einheimische Altertumskunde nicht zuletzt aufgrund der Napoleonischen Kriege spürbar zurück. Auch insgesamt kam die Aktivität der Wissenschaftsgesellschaft kriegsbedingt weitgehend zum Erliegen. Erneut erwachte das Interesse an Archäologie im Zuge „vaterländischer“ Bestrebungen erst wieder gegen Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts. In Folge der Niederlage der napoleonischen und der verbündeten sächsischen Armee am 19. Oktober 1813 bei der Völkerschlacht von Leipzig und der Verhandlungsergebnisse des Wiener Kongresses 1815 kam es zur Teilung der Oberlausitz in einen preußischen und einen sächsischen Teil. Die fortan so genannte preußische Oberlausitz wurde der Provinz Niederschlesien und dort dem Regierungsbezirk Liegnitz zugeschlagen. Bis dahin war die Oberlausitz als eigenständiges Markgraftum Nebenland der seit 1806 bestehenden sächsischen Krone.

Für die Fortsetzung nicht nur der archäologischen Forschung in der Lausitz spielte diese Teilung als tiefer Einschnitt in die Struktur der regionalen Verwaltung jedoch offenbar eine untergeordnete Rolle. Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften blieb trotz ihrer Sinnkrise zwischen 1813 und 1816³⁵ ungeteilt und repräsentierte selbstverständlich und nahezu bruchlos weiterhin Wissenschaft in beiden Teilen der Oberlausitz sowie in der ebenfalls preußischen Niederlausitz. So veröffentlichte auch Preusker im Jahre 1827 im *Neuen Lausitzischen Magazin* ein Verzeichnis der Oberlausitzischen Altertümer aus vorchristlicher Zeit und bezog sich darin selbstverständlich auf beide Landesteile. In dieser Schrift ging er unter anderem auch auf die Frage ein, ob die in der Oberlausitz so zahlreichen (bronze- und früheisenzeitlichen) Gräberfelder nun eher „slavischen“ oder „germanischen Ursprungs“ seien. Da die Metallgegenstände solchen aus „rein deutschen Gegenden“ sowie römischen Fabrikaten glichen, vermutete er in den Bestatteten überwiegend Germanen.³⁶

Im gleichen Jahr gab der Königlich Preußische Polizeisekretär Johann Traugott Schneider unter dem Titel *Beschreibung der heidnischen Begräbnis-Plätze zu Zilmsdorf*³⁷ den ersten Teil seiner Untersuchungen am bronze- und früheisenzeitlichen Gräberfeld von Zilmsdorf im Sorauer Kreis (Cielmów, Powiat Żarski, Polen), unweit von Bad Muskau heraus. Der zweite Teil folgte im Jahre 1835.³⁸ Die Publikation enthält maßstäbliche Übersichtspläne und Fundzeichnungen. Die sorgfältig-

34 Anne Homann: „Königswartha Subterranea“. Eine Ausgrabung im Zeitalter der Aufklärung. In: Görlitzer Magazin 20, 2007, S. 42–53, hier S. 46–47. – Anne Homann: Das bronzezeitliche Gräberfeld von Königswartha, Lkr. Bautzen im forschungsgeschichtlichen Kontext. In: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 51–52, 2009–2010, S. 213–263.

35 Richard Jecht: Kurzer Wegweiser durch die Geschichte der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften von 1779 bis 1928. In: Neues Lausitzisches Magazin 105, 1929, S. 1–59, hier S. 8.

36 Karl Benjamin Preusker: Oberlausitzische Alterthümer. In: Neues Lausitzisches Magazin 6, 1827, S. 96–130, 165–209, 301–359, 516–560, hier S. 351–352.

37 Johann Traugott Schneider: Beschreibung der heidnischen Begräbnis-Plätze zu Zilmsdorf. Erstes Heft. Görlitz 1827.

38 Johann Traugott Schneider: Beschreibung der heidnischen Begräbnis-Plätze zu Zilmsdorf. Zweites Heft. Görlitz 1835.

tigen Beschreibungen der Befunde sowie deren Interpretation fallen zuweilen überraschend modern aus: So beobachtete er die nach anatomischen Gesichtspunkten erfolgte Schichtung des Leichenbrandes in den Urnen und deutete die zahlreich in den Gräbern angetroffenen Gefäßbeigaben als Behältnisse für Speisen. Als Urheber der Gräber vermutete auch er – ähnlich wie zuvor Preusker – aufgrund eines angeblich entdeckten, völlig zu Rost zerfallenen Schwertes mit gerader Klinge allerdings die Vandalen des 6. nachchristlichen Jahrhunderts, „da die slavischen Völker gekrümmte Klingen hatten“.³⁹ Regionale Vergleiche mit in Brandenburg und bei Bautzen gefundenen Tongefäßen führten Schneider schließlich zu der Ansicht, dass die Zilmsdorfer Funde, von denen noch einige in der Görlitzer archäologischen Sammlung vorhanden sind, ihre nächsten Parallelen in Schlesien haben.⁴⁰

Johann Traugott Schneider war von 1816 bis 1835 Präsident der seit 1811 zunächst unter dem Namen Ornithologische Gesellschaft bestehenden Naturforschenden Gesellschaft – der zweiten bedeutenden Görlitzer Wissenschaftsgesellschaft, die sich nun vor allem der Naturforschung widmete. Im Jahre 1830 rief er unter dem Dach der Naturforschenden Gesellschaft eine „Alterthums-Section“ ins Leben. Mit großem Eifer unternahmen die Mitglieder Ausgrabungen in der Görlitzer Umgebung, über die in den angelegten Altertumsakten Bericht erstattet wurde. Gesammelt wurden noch heute wertvolle Informationen über archäologische Funde, Befunde und Denkmale der Region. Ausgrabungen fanden unter anderem auf der Landeskronen, dem Görlitzer Hausberg mit großzügiger slawischer Befestigung, und auf der sogenannten Hussitenschanze bei Lichtenberg (Białogórze, Polen) statt, einem kleinen ebenfalls slawischen Burgwall wenige Kilometer östlich des heutigen Zgorzelec. Das wohl beachtlichste Zeugnis der beinahe professionellen Forschungsarbeit der Gesellschaft liegt aber vor allem in dem von Schneider selbst verfassten vorgenannten Büchlein über das Brandgräberfeld von Zilmsdorf vor.

Bereits im Jahre 1841 stellte die nach dem Tod Schneiders nunmehr führerlose Altertums-Sektion ihre Arbeit ein. Die Altertumsforschung kam in der Region wiederum zum Erliegen und geriet auch aus dem Blickfeld der beiden Wissenschaftsgesellschaften. Ein Großteil der Sammlung der „Alterthums-Section“ der Naturforschenden Gesellschaft ging in das 1873 neu gegründete Städtische Museum für Alterthum und Kunst ein und ist bis heute erhalten.

Erst mit der im Jahre 1888 durch Ludwig Feyerabend gegründeten Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz kam erneut Bewegung in die archäologische Erforschung der Oberlausitz. Im ganzen Land und so auch 1884 in der Niederlausitz gründeten sich zeitgleich Geschichtsvereine und Gesellschaften, die sich um die Altertumsforschung bemühten. Unter den namhaften Mitgliedern der dritten Görlitzer Wissenschaftsgesellschaft befand sich unter anderem der bekannte Arzt und Anthropologe Rudolf Virchow, der 1869 bereits in Berlin die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gegründet und 1870 Ausgrabungen in der östlichen Oberlausitz unternommen hatte. Zum Aufbau einer archäologischen Sammlung führte Feyerabend zahlreiche Ausgrabungen durch – so etwa 1888 auf den früheisenzeitlichen Gräberfeldern von Görlitz-Weinhübel oder 1890 auf den unweit der Neiße gelegenen Friedhöfen bei Zentendorf und Nieder Bielau (Bielawa Dolna, Polen). Auch im Jahre 1892 gruben die Teilnehmer der Jahrestagung der Gesellschaft bei Muskau früheisenzeitliche Brandgräber aus. Die reichhaltigen Funde wurden bis 1903 in Räumlichkeiten aufbewahrt, die die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in ihrem Haus Neißstraße 30 kostenlos nebst „einiger Schränke“ zur Verfügung stellte.⁴¹ Darüber hinaus überließ die Oberlausitzische Gesellschaft der neuen Wissenschaftsgesellschaft „unter Wahrung des Eigentumsrechtes“ ihre eigene archäologische Sammlung. Damit endete auch das Engagement der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften für die regionale Archäologie. Fast symptomatisch steht dieser Vorgang auch für die zunehmende Auffächerung und Spezialisierung der wissenschaftlichen Fachrichtungen und das Ende der Ära universell forschender Wissenschaftsgesellschaften. In eben diesen der Anthropologischen Gesellschaft zur Verfügung gestellten Räumen im zweiten Obergeschoss des Barockhauses ist heute wieder das Altertümerkabinett des Kulturhistorischen Museums zu besichtigen.

39 Schneider 1827 (Anm. 37), S. 24.

40 Schneider 1827 (Anm. 37), S. 22.

41 Feyerabend 1890 (Anm. 5), S. 9.

Diplomatik

Mit dem Ziel der Erforschung der Oberlausitzer Urkunden als historische Quelle zur Landesgeschichte beschäftigten sich Mitglieder der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften innerhalb der Altertumsforschung auch mit Diplomatik, der Urkundenlehre. So wurde in der Hauptversammlung der Gesellschaft am 28. Oktober 1793 der Antrag auf Einrichtung einer Deputation gestellt, die sich mit dem Erfassen und Sammeln der die Oberlausitz betreffenden Urkunden befasste. Neben dem Ratssyndikus Johann Gottlob Zobel berief die Gesellschaft unter anderem den Mitbegründer der Gesellschaft Karl Gottlob Anton sowie Samuel Traugott Neumann, den Gesellschaftsschatzmeister. Immerhin 7000 Urkunden bis in das Jahr 1637 wurden gesammelt, transkribiert und verzeichnet. Das Resultat dieser bemerkenswert fleißigen Sammelarbeit lag zunächst allerdings in lediglich vier handschriftlichen Exemplaren vor. Dieses unter dem Titel *Verzeichniss Oberlausitzischer Urkunden* schließlich unter der Regie Zobels in gedruckter Form publizierte Verzeichnis umfasst in chronologischer Folge den Inhalt der Urkunden, beginnend mit dem Jahr 965, und erschien heftweise ab 1799. Die sehr ambitionierte Reihe brach jedoch „kriegsbedingt“ 1805 mit dem achten Heft ab. Erst 1824 veröffentlichte der Gesellschaftssekretär Johann Gotthelf Neumann mit maßgeblicher finanzieller Unterstützung der königlich-preußischen Archivbehörde das noch unveröffentlichte, aber immer noch unvollständige Material. Nach weiteren fortlaufenden Ergänzungen der Sammlung veranlassten schließlich Joachim Leopold Haupt, Gesellschaftssekretär von 1833 bis 1845, und dessen Nachfolger Gustav Köhler im Jahr 1851 den Druck des Werkes unter dem Titel *Codex diplomaticus Lusatiae superioris*. Eine zweite korrigierte Auflage des Bandes erschien 1856.⁴² Richard Jecht, Ratsarchivar und ebenfalls langjähriger Sekretär der Gesellschaft, bezeichnete später die Arbeit Köhlers als unbefriedigend: „Die Urkundenarbeit von Gustav Köhler genügen, was Zuverlässigkeit und Korrektheit anbelangt, auch den bescheidensten Ansprüchen nicht.“⁴³ Jecht selbst setzte die Bearbeitung und Publikation der Oberlausitzer Urkunden, beginnend mit jenen der Hussitenkriege, fort. Den vierten und letzten Band des *Codex diplomaticus Lusatiae superioris* gab Jecht im Auftrag der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zwischen 1911 und 1927 heraus; er umfasst die Urkunden der Zeit 1437 bis 1457.⁴⁴

Sphragistik

Mit Siegelkunde oder Sphragistik befasste man sich seit dem 17. Jahrhundert. Anfänglich standen rechtliche Fragen des Siegelwesens im Vordergrund. Als klassische Hilfswissenschaft der Geschichtswissenschaften ging es zunächst vornehmlich um die Prüfung der Echtheit und Herkunft gesiegelter Urkunden.

Im 19. Jahrhundert beschäftigte sich die Forschung mit dem Siegelbild und der Beschriftung als kunstgeschichtliche und geschichtliche Quelle. Auch Familienforscher (Genealogen) und Wappenkundler (Heraldiker) befassten sich mit der Siegelkunde. Zu Vergleichszwecken wurden seit dem 17. Jahrhundert zahlreiche Sammlungen angelegt. Auch die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften verfügte mit immerhin 3350 Stücken über einen reichen Fundus an Originalsiegeln, Lackabdrücken sowie Gips- und Keramikabgüssen kirchlicher und weltlicher Siegel. Weniger die Anzahl der Einzelstücke als vielmehr der Inhalt selbst heben die Bedeutung der Sammlung hervor. Zu nennen sind hier Abgüsse der Siegel fast sämtlicher deutscher Kaiser und Könige sowie eine große Anzahl von regelrechten Meisterstücken der Stempelschneiderkunst. Die Stücke wurden vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Schenkungen einiger Mitglieder zusammengetragen. Insgesamt setzt sich die Sammlung aus zwölf verschiedenen Kollektionen zusammen.

42 Gustav Köhler (Hrsg.): *Codex diplomaticus Lusatiae superioris*. Sammlungen der Urkunden für die Geschichte des Markgrafentums Oberlausitz. Bd. 1. Zweite Aufl. Görlitz 1856, Einleitung, S. VII.

43 Richard Jecht: *Codex diplomaticus Lusatiae superioris*. Bd. 2. Görlitz 1896–1899, Vorwort, S. III.

44 Richard Jecht: *Codex diplomaticus Lusatiae superioris*. Bd. 4. Görlitz 1911–1927.

men und wurde 1891 in einem eigens dafür zur Verfügung gestellten Schrank der Gesellschaft untergebracht. Unter den Schenkern befand sich Paul Fritsch, Görlitzer Landgerichtsrat und seit 1882 Mitglied der Wissenschaftsgesellschaft. Große Teile der Sammlung gehen auch auf Georg Starke zurück, Inhaber des ehemals in Görlitz ansässigen Verlagshauses Starke. Der seit 1950 in Limburg an der Lahn ansässige Verlag gibt bis heute vor allem genealogische Schriften, wie etwa den sogenannten *Gotha*, das *Genealogische Handbuch des Adels*, heraus.

Von 1891 bis 1895 ordnete und katalogisierte der Stadtarchivar Theodor Heinrich die inzwischen umfangreiche Siegelsammlung. Er selbst befasste sich in einer im *Neuen Lausitzischen Magazin* erschienenen Abhandlung mit den Siegeln und Wappen der Stadt Görlitz.⁴⁵ Im gleichen Heft findet sich auch ein Aufsatz von Hermann Knothe zu den ältesten Siegeln des Oberlausitzer Adels.⁴⁶ Knothe war seit 1879 Ehrenmitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und setzte sich maßgeblich mit der Geschichte des Oberlausitzer Adels auseinander. Von diesen zwei Publikationen abgesehen erfuhren die doch beachtliche Siegelsammlung und die Sphragistik insgesamt jedoch bis heute ansonsten keine weitere wissenschaftliche Beachtung durch die Gesellschaftsmitglieder.

Numismatik

Die Numismatik oder Münzkunde ist heute eine Hilfswissenschaft der Archäologie einerseits und der Geschichtswissenschaft andererseits. Seit dem 16. Jahrhundert widmete man sich anhand antiker Münzen vor allem der Interpretation der bildlichen Darstellung und der schriftlichen Legende als Geschichtsquelle. Erst später rückte auch die Erforschung der Geldgeschichte in den Mittelpunkt der Münzkunde. Die heutigen großen deutschen Münzkabinette lassen sich häufig auf landesfürstliche oder königliche Sammlungen zurückführen. Dazu zählt etwa auch das Dresdener Münzkabinett, das im 16. Jahrhundert seinen Ausgang nahm und durch die Sammelleidenschaft August des Starken zur Blüte gelangte.

Das Münzkabinett der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften geht maßgeblich auf das Gründungsmitglied Anton zurück. Nach seinem Tod vererbte er, wie in einem gemeinsamen Testament mit Gersdorf 1801 festgeschrieben, seine gesamte Sammlung an die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften. Dazu gehörten auch ein von Anton selbst verfasster Katalog mit 600 antiken Münzen sowie eine wertvolle numismatische Bibliothek.⁴⁷ Aber bereits die Sammlungsakten der Anfangszeit der Gesellschaft enthalten diverse Schenkungen ganzer Konvolute von Einzelstücken antiker und mittelalterlicher Münzen.

Eine weitere Münzsammlung unterhielt auch Schachmann, die er allerdings 1788, kurz vor seinem Ableben, für immerhin 600 Louis d'or an den Herzog Ernst II. Ludwig von Sachsen-Gotha-Altenburg verkaufte und sich heute noch zu großen Teilen im Münzkabinett in Schloss Friedenstein in Gotha befindet. Die Sammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft wurde durch Fundmünzen, weitere Schenkungen und Ankäufe im 19. und 20. Jahrhundert fortlaufend erweitert. Sie enthielt 1929 etwa 2300 Stücke.

Die wissenschaftliche Beachtung des Münzkabinetts blieb allerdings ähnlich wie bei der Siegelsammlung eher bescheiden. Verschiedene, vornehmlich archivalische Veröffentlichungen des Bestandes verfasste Alfred von Sallet im *Neuen Lausitzischen Magazin*. Sallet, Assistent und später Direktor beim Münzkabinett des Königlichen Museums in Berlin, war seit 1864 Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und legte im selben Jahr ein Verzeichnis der antiken Münzen vor.⁴⁸ Eine in der Vorbemerkung zum vorgenannten Aufsatz durch Theodor Paur angekündigte Bearbeitung auch der mittelalterlichen und jüngeren Münzen sowie der Medaillen

45 Theodor Heinrich: Die Siegel und Wappen der Stadt Görlitz. In: Neues Lausitzisches Magazin 67 (1891), S. 33–42.

46 Hermann Knothe: Die ältesten Siegel des oberlausitzischen Adels. In: Neues Lausitzisches Magazin 67 (1891), S. 1–32.

47 Alfred von Sallet: Die antiken Münzen der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. In: Neues Lausitzisches Magazin 41, 1864, S. 209–220, hier S. 209.

48 Sallet 1864 (Anm. 47).

erfolgte allerdings nicht. Paur war seit 1858 Ehrenmitglied und von 1860 bis 1891 Vizepräsident der Gesellschaft.

Im Jahr 1864 zählte Sallet immerhin 2.157 antike Münzen zum Besitz der Gesellschaft, die er mit Ausnahme weniger seltener ausführlich beschriebener griechischer und römischer Münzen, lediglich tabellarisch auflistete und bestimmte. Zum Abschluss seiner Vorlage weist Sallet außerdem auf eine weitere bedeutende Görlitzer Münzsammlung hin, nämlich die 500 Stücke enthaltende Sammlung der Milich'schen Bibliothek, und erwähnt unter anderem einen heute nicht mehr in der Sammlung nachgewiesenen Stater aus Gold Philipps II., ebenfalls nicht mehr vorhandene keltische Goldmünzen, sogenannte Regenbogenschüsselchen, sowie weitere bemerkenswerte Goldmünzen. Der Schweidnitzer Advokat Johann Gottlob Milich hatte im Jahr 1727 seine wertvolle Bibliothek mit dazugehörigen Musealien der Stadt Görlitz vererbt. Die Museumssammlung der Milich'schen Bibliothek bildete 1873 den Grundstock für das Städtische Museum für Alterthum und Kunst in Görlitz, dessen Bestände 1903 in die Sammlung des Kaiser-Friedrich-Museums gingen. Im Jahr 1866 erfolgte durch Sallet im *Neuen Lausitzischen Magazin* eine knappe Vorlage der in der Sammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft befindlichen, bis dahin bekannten griechischen und römischen Fundmünzen der römischen Kaiserzeit aus der Ober- und Niederlausitz.⁴⁹ 1870 legte er außerdem eine Veröffentlichung der bis dahin immerhin 58 neu eingegangenen antiken Münzen vor.⁵⁰ In den Vorbemerkungen zu diesem Beitrag erläutert Sallet seine Ansicht über den Sinn und Zweck der Münzsammlung der Gesellschaft: Es soll der geschichtliche Unterricht der höheren Lehranstalten illustriert und die Privatstudien der Schüler höherer Klassen durch lebendige Anschauung gefördert werden. Daher müsse ein besonderes Augenmerk auf die Vervollständigung der beinahe schon jetzt lückenlos vorhandenen Münzen der römischen Kaiserzeit gelegt werden.⁵¹

Schluss

Die kriegerischen Auseinandersetzungen des Jahres 1806 und der endgültige Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation unter dem letzten Habsburger Kaiser, Franz II., sowie die damit verbundenen Veränderungen führten auch in den Lausitzen zu einer zunächst unsicheren politischen Lage, in deren Folge die jährliche Hauptversammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften abgesagt wurde.⁵² Die Arbeit der Gesellschaft war ansonsten aber offenbar kaum durch die Ereignisse beeinträchtigt. Tiefgreifender wirkte sich demgegenüber die anlässlich des Wiener Kongresses 1815 beschlossene Teilung der Oberlausitz in einen sächsischen und einen preußischen Teil auf das Selbstverständnis der Wissenschaftsgesellschaft und deren Aktivitäten aus. Auch in diesem Jahr wurde die Hauptversammlung der Gesellschaft abgesagt. Von der Absicht aber, die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften vor dem Hintergrund der neuen politischen Gegebenheiten 1816 aufzulösen, wurde aufgrund eines „aufmunternen“ Schreibens durch die Königlich Preußische Regierung an die Gesellschaft zügig abgesehen. Stattdessen schlug nun der inzwischen geadelte Anton der neuen Regierung vor, ob nicht aufgrund der idealen Wissenschaftsstrukturen in der Stadt, die Universität Wittenberg nach Görlitz zu verlegen oder aber zumindest das örtliche Gymnasium Augustum zu einer Landesanstalt mit mehreren Professoren zu erweitern sei.⁵³ Neben der professionellen Arbeit der Oberlausitzischen Gesellschaft verweist er als Argument auf die in Görlitz bereits vorhandenen Wissenschaftsbibliotheken (Abb. 6) und auf die wissenschaftlichen Sammlungen der Gesellschaft.

49 Alfred von Sallet: Griechische und römische Münzen aus der Ober- und Niederlausitz. In: Neues Lausitzisches Magazin 43, 1866, S. 51–55.

50 Alfred von Sallet: Neue Erwerbungen der Münzsammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. In: Neues Lausitzisches Magazin 47, 1870, S. 203–210.

51 Sallet 1870 (Anm. 50), S. 203.

52 Tino Fröde, Steffen Menzel: Ein Streifzug durch die Geschichte der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. In: Ines Anders u.a.: Kunst und Wissenschaft um 1800. Die Sammlungen der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaft zu Görlitz. Bielefeld, Berlin 2012, S. 21–47, hier S. 27

53 Richard Jecht: Kurzer Wegweiser durch die Geschichte der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften von 1779 bis 1928. In: Neues Lausitzer Magazin 105, 1929, S. 1–59, hier S. 8.



Abb. 6 Historischer Saal der Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften im Barockhaus Neißstraße 30, eingerichtet 1806. © Kulturhistorisches Museum, Görlitz (Foto: René Pech)

An der frühen Geschichte der Gesellschaftssammlung und der anfänglichen Beliebigkeit der Sammlungseingänge scheint sich noch die Tradition der Raritäten- und Kuriositätenkabinette widerzuspiegeln, wie sie bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts angelegt wurden. Bei der Sammlungerweiterung und der Gliederung der Bereiche der Altertümer-Sammlung nach römischen Münzen, „neuere“ Münzen sowie „Lausitzische“ und „Ausländische Alterthümer“ wird spätestens ab 1797 allerdings der wissenschaftliche Anspruch der Oberlausitzischen Gesellschaft deutlich. Die Rubrik „Ausländische Altertümer“ verzeichnete vor allem archäologische Fundstücke aus dem benachbarten Schlesien.⁵⁴

Ausgehend von einer zunächst universell forschenden Wissenschaftsgesellschaft lässt sich an der Gesellschaftsgeschichte und deren Tätigkeitsfeldern nach 1815 die fortschreitende Spezialisierung der verschiedenen Fachdisziplinen nachvollziehen. Nach Abspaltung der Ornithologischen Gesellschaft und späteren Naturforschenden Gesellschaft im Jahr 1811 sowie der Gründung des Gewerbevereins 1830 befasste sich die Oberlausitzische Gesellschaft fortan weder mit naturkundlichen Themen noch mit Fragen der regionalen Ökonomie.⁵⁵ Landesgeschichtliche Inhalte spielten zunehmend die Hauptrolle. Mit Gründung der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz im Jahr 1888 gehörten schließlich auch archäologische Fragestellungen nicht mehr zum Kanon der Gesellschaft. Gleichzeitig übergab man „unter Wahrung des Eigentums“ auch die dazu gehörige Sammlung nebst Sammlungsschränken in die Obhut der mietfrei im Gesellschaftshaus Neißstraße 30 untergebrachten Anthropologischen Gesellschaft.⁵⁶ Die Sammlungen zur Diplomatie, Numismatik und Sphragistik blieben der Gesellschaft hingegen erhalten. Anders als die verschiedenen Fachrichtungen der Archäologie, die man nach heutigem Verständnis gemeinhin unter dem Oberbegriff Altertumforschung subsumieren kann, gelangten die Sphragistik, die Numismatik und die Diplomatie nicht über den Status historischer Hilfswissenschaften hinaus.

Dennoch erhielt auch die Ur- und Frühgeschichtsforschung erst im Jahre 1902 mit der Einführung einer außerordentlichen Professur für deutsche Archäologie an der Universität Berlin erstmals in Deutschland auch akademischen Status. Der erste Lehrstuhlinhaber war Gustaf Kossinna, dessen „siedlungsgeschichtliche Methode“, vor allem die damit verbundene ethnische Interpretation bis heute umstritten sind und Folie für völkischen Deutungen der Nationalsozialisten wurde.

54 Vgl. Anzeige von den Sammlungen einer Privatgesellschaft in der Oberlausitz 12, 1797, S. 23.

55 Fröde/Menzel 2012 (Anm. 52), S. 28.

56 Ludwig Feyerabend: Einleitung und Jahresbericht. In: Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz 1, 1890, S. 1–17, hier S. 9.

Die erste ordentliche Professur für Vor- und Frühgeschichte wurde sogar erst 1927 in Marburg geschaffen und mit Gero von Merhart besetzt.

In Görlitz berief man im Jahr 1903 den Gründer und langjährigen Vorsitzenden der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte, Ludwig Feyerabend, zum Direktor des neu begründeten Kaiser-Friedrich-Museums. Der Aufbau und die Betreuung des 1904 mit Gemäldegalerie, Volkskunde-, Kunsthandwerk- sowie Ur- und Frühgeschichtsabteilung in der neu erbauten Oberlausitzer Gedenkhalle eröffneten Provinzialmuseums nahm Feyerabends Aufmerksamkeit ganz in Anspruch, sodass seine bis dahin intensive feldarchäologische Forschung dahinter zurücktrat.

Nach dem Tod Feyerabends im Jahr 1927 übernahm Otto-Friedrich Gandert ab 1928 als erster studierter Prähistoriker die Betreuung der inzwischen umfangreichen archäologischen Sammlung und wurde zum Leiter der Vorgeschichtsabteilung des Görlitzer Museums ernannt.⁵⁷ Eine wesentliche Aufgabe und Herausforderung Ganderts war 1932 der Umzug der Sammlung in den neu zum Museum ausgebauten Kaisertrutz, wo bis heute die stadt- und regionalgeschichtliche Dauerausstellung des Kulturhistorischen Museums zu besichtigen ist.

57 Alfred Hartmann: 50 Jahre „Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Volkskunde der Oberlausitz“ (1888–1938). In: Ludwig Feyerabend (Hrsg.): Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Volkskunde. Görlitz 1938, S. 7–20, hier S. 16.

ERKENNTNISINTERESSEN IM WETTSTREIT:

VÖLKER UND VORFAHREN

Zu den Anfängen der Klassischen und „vaterländischen“ Altertumskunde

Stephan Lehmann

Die folgenden Überlegungen betreffen eine Entwicklung in der deutschen Altertumskunde des späteren 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts und haben insbesondere die Differenzierung von klassischem und „vaterländischem“ Altertum zum Gegenstand.¹ Dass sich dieser Prozess gerade um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vollzog, war kein Zufall. War es doch die Zeit, in der sich die Altertumswissenschaften insgesamt aus dem direkten Einfluss königlicher, mindestens aber fürstlicher und adliger Mäzene lösten und zu akademischen Disziplinen der neuen, mehrheitlich von bürgerlichen Kräften und Konzepten bestimmten Universitäten wurden. Damit wird klar, dass es im Folgenden vor allem darum gehen wird, die Gründe zu bestimmen, die zur Abspaltung des „vaterländischen“ Altertums von den Klassischen Altertumswissenschaften führten: Wie wurden beide zunächst zu Disziplinen der bürgerlichen Bildung und warum gingen sie dann sehr bald, nämlich schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts getrennte Wege?

Dazu kann zunächst festgehalten werden, dass die Spezialisierung des „Vaterländischen“ schon seit der Renaissance in der Altertumskunde angelegt ist, und zwar im Sinne der Aneignung der Antike im Rahmen der Staaten respektive Großregionen, wie sie im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit existierten. Ein neuer Impuls ging dann während der Aufklärung von dem vielfach begabten und universal gebildeten halleischen Philologen und Universitätsprofessor Friedrich August Wolf aus. Wolfs Vorlesungen, die ursprünglich nur für seine Hörer bestimmt waren, wurden nach der 1806 durch Napoleon I. verfügten Schließung der halleischen Universität im Jahre 1807 auf Anregung von Johann Wolfgang von Goethe in Berlin in Buchform vorgelegt, und zwar unter dem Titel *Darstellung der Alterthums-Wissenschaft*.² Dieses Werk umfasst praktisch alle altertumswissenschaftlichen Disziplinen von der Klassischen Philologie über die Alte Geschichte, Epigraphik, Numismatik und Glyptik bis hin zur Archäologie, die man damals freilich noch als eine Philologie der Monumente verstand. Entgegen Wolfs eigentlichen Absichten markierte sein Werk einen wichtigen Schritt im Prozess der Konstituierung und Systematisierung der einzelnen Fächer der Altertumswissenschaften, wie wir sie heute kennen. Das bedeutete, dass die ursprünglich als Zweige der einen „Alterthums-

- 1 Für die Einladung, im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg als Klassischer Archäologe zu reden, danke ich ebenso wie für manche Hinweise und fruchtbare Gespräche herzlich Ingo Wiwjorra und Dietrich Hakelberg. Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der Tagung danke ich für die anregende Diskussion. Der Text des Vortrages wurde nur leicht verändert und mit Nachweisen versehen (Stand 2014). Der Beitrag versteht sich als eine Vorarbeit zu diesem herausfordernden und kontrovers diskutierten Thema.
- 2 Friedrich August Wolf: *Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert*. Berlin 1807. Nachdruck mit einem Nachwort von Johannes Irmscher, Weinheim 1986. – Otto Kern: *Friedrich August Wolf*. In: *Mitteldeutsche Lebensbilder*. Bd. 1: *Lebensbilder des 19. Jahrhunderts*. Magdeburg 1926, S. 1–11. – Peter L. Schmidt: *Friedrich August Wolf und das Dilemma der Altertumswissenschaft*. In: *Innere und äußere Integration der Altertumswissenschaften. Konferenz zur 200. Wiederkehr der Gründung des Seminarium Philologicum Halense durch Friedrich August Wolf, Halle 15.–16. Oktober 1987*. Halle 1989, S. 64–78. – Gerrit Walther: *Friedrich August Wolf und die Hallenser Philologie – ein aufklärerisches Phänomen?* In: *Notker Hammerstein (Hrsg.): Universitäten und Aufklärung (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa 3)*. Göttingen 1995, S. 125–136. – Reinhard Markner, Giuseppe Veltri (Hrsg.): *Friedrich August Wolf: Studien, Dokumente, Bibliographie (Palingenesia 67)*. Stuttgart 1999.

Wissenschaft“ eng miteinander verbundenen Disziplinen sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in selbstständige und sich spezialisierende universitäre Fächer aufspalteten, womit sich die programmatisch auch „Klassische Archäologie“ nennende Archäologie und zunächst antike Kunstgeschichte herausbildeten. Beide Fächer wurden, sobald sie an den Universitäten etabliert waren, anfänglich von der Klassischen Philologie dominiert. Das stellte zu Zeiten, als jeder Gebildete noch gründlich das Lateinische und zumeist auch das Griechische beherrschte, zunächst kein Problem dar. Zudem gab es oftmals – anders als man heute vermuten würde – keine klare institutionelle Abgrenzung zwischen den verschiedenen Zweigen der Altertumswissenschaften.

Der deutsche Adel und die Altertümer

Der frühneuzeitliche Adel interessierte sich im Allgemeinen für Altertümer, das heißt von den Antiquaren seit der Renaissance gesammelte und untersuchte Artefakte vergangener Zeiten. Bei der antiquarischen Altertumskunde handelte es sich nicht um eine ausdifferenzierte akademische Disziplin, sondern um ein weites Fachgebiet, dessen zeitliche, räumliche und sprachliche Grenzen vergleichsweise offen waren und das über ein reiches, aber wenig erschlossenes Material verfügte.³ Es versprach Überraschungen und Entdeckungen, erlaubte kühne geistige Kombinationen und bot überhaupt ein hohes Maß persönlicher Gestaltungsfreiheit. Attraktiv also scheint auch für deutsche Adlige an der Altertumskunde gerade deren Unfertigkeit – das Imperfekte – gewesen zu sein, ihr nicht festgelegter Charakter. Diese Eigenschaften nämlich erlauben es, die eigene adlige Qualität in unterschiedlichster Weise zu manifestieren.

Der Aristokrat, der sich mit Altertümern beschäftigte und sich damit auskannte – die römischen blieben für den elitären Diskurs unter Kennern entscheidend – ließ erkennen, dass er über gesellschaftliche Beziehungen und finanzielle Mittel verfügte, sich die Originale in den weit verstreuten adligen Sammlungen anzusehen sowie teure Stichwerke zu erwerben und sich im gelehrten Gespräch mit anderen Kennern auszutauschen. Über antike Kunst verständig mitzureden, zeichnete seine Kennerschaft aus und vermittelte die Zugehörigkeit zur elitären *res publica litteraria*. Für gebildete Adlige war es obligatorisch, über Münz- und Gemmenbildnisse römischer Kaiser zu allgemeinen Erörterungen über die Präsentation der Herrscher und über die damit verbundenen Motive vorzudringen. Wenn auf den Gütern englischer, französischer, dänischer und deutscher Adliger etwa Hünengräber oder keltische, gallo-römische, germanische oder slawische Überreste gefunden wurden, welche die vermeintlich „uralten“ Verbindungen des Familienbesitzes mit Heimat, Vaterland oder Volkszugehörigkeit durch archäologische Bodenfunde sichtbar machten, waren damit ein gehobener Status und gewachsenes Prestige verbunden. Hieraus erklärt sich die Unterscheidung solcher Legitimierungsstrategien etwa zwischen Adelsfamilien in Süd- und Westdeutschland und in Nord- und Ostdeutschland (einschließlich Schlesien und Ostpreußen). Die einen lagen innerhalb der Limesgrenze des Römischen Reiches und die anderen außerhalb dieser historischen Legitimierung durch eine römisch-deutsche Vergangenheit. Aber auch gewachsene Antikensammlungen, die teuer in Rom und anderswo erworben werden mussten, deuten auf adelige Tugenden hin, denn die Kunstwerke und Inschriften verwiesen auf die Verantwortung für das antik-christliche Erbe und darüber hinaus auf politische Herrschaftsansprüche. Dieses gelehrte Ambiente der antiken Objekte in der antiquarisch-gelehrten Welt weist auf eine weltläufige Souveränität und lässt das Selbstbild des Adels erkennen.⁴

3 Hierbei berufe ich mich insbesondere auf die Forschungsergebnisse von Gerrit Walther: Gerrit Walther: Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der Frühen Neuzeit. In: Historische Zeitschrift 266, 1998, S. 359–385. – Gerrit Walther: Schöne Freiheit. Motive adligen Interesses für „Antiquitäten“ in der Frühen Neuzeit. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewusstseins in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 124). Wiesbaden 2010, S. 209–228. – Siehe allgemein: Dietrich Boschung, Henner von Hesberg (Hrsg.): Antikensammlungen des europäischen Adels im 18. Jahrhundert als Ausdruck einer europäischen Identität (Monumenta Artis Romanae 27). Mainz 2000.

4 Gerrit Walther: Barocke Antike und barocke Politik. Ein Überblick. In: Ulrich Heinen u. a. (Hrsg.): Welche Antike? Konkurrierende Rezeptionen des Altertums im Barock (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 47). Wiesbaden 2011, S. 79–115.

Das deutsche Bildungsbürgertum und die Altertümer

Zunächst waren durchaus noch enge personelle Verbindungen und ein fachlich reger Austausch zwischen der Klassischen und „vaterländischen“ Altertumskunde üblich. Beide Seiten waren sich nämlich ihrer gemeinsamen wissenschaftlichen Wurzeln bewusst. Mit der Zeit und auch bedingt durch die zunehmende Institutionalisierung und Professionalisierung der deutschen Klassischen Altertumswissenschaft an den Universitäten und in den regionalen Altertums- und Geschichtsvereinen wurde dann das im 18. Jahrhundert noch völlig geläufige Wechselverhältnis von schönem (gleich klassischem) und „vaterländischem“, mithin auch als slawisch-germanisch und später deutsch aufgefasstem Altertum allmählich aufgelöst. Nun dominierte, zumindest im universitären Bereich, ein neues, ganz auf den Raum und die Zeit der Antike zentriertes Verständnis der schönen (gleich klassischen) Antike, die sich genau besehen in die beiden großen Bereiche der griechischen und der römischen Geschichte sowie Kultur und der damit eng verbundenen Wissensgebiete unterteilte, wobei die antiquarische Wissenschaftstradition immer noch wirkungsmächtig war.

Dabei bildete sich im Zuge der Ablehnung des Römerkultes und der Zentralisationsbestrebungen innerhalb des napoleonischen Frankreich und dann auch des Rheinbundes ein neuer Zugang zum antiken Griechentum heraus. Dieser eindeutig bürgerliche Standpunkt knüpfte an die Forschungen und Veröffentlichungen des Antiquars und Kunstschriftstellers Johann Joachim Winckelmann an und wuchs zu der Utopie eines privilegierten Verhältnisses der Deutschen zur vielgestaltigen Welt der Hellenen heran. Diese Gedanken sollten dann unter dem Eindruck des griechischen Freiheitskampfes in den 1820er Jahren aktuelle politische Bedeutung gewinnen. Eine geradezu gegenläufige und anti-, mindestens aber un-bürgerliche – und deshalb *à la longue* wirkungslose – Tendenz findet sich in der fortdauernden Pflege des gesamten, also auch des „vaterländischen“ Altertums an den deutschen Fürstenhöfen. Im bürgerlich-gelehrten Diskurs aber bildete sich, wie oben bereits angedeutet wurde, schnell ein freilich konstruierter Traditionsstrang heraus, der im Kern auf der ahistorischen Rezeption des durch Winckelmann propagierten Griechenideals beruhte. Dieses wurde politisch und insofern wiederum ahistorisch zur Grundlage eines nahezu kanonischen Griechen-Deutschen-Paradigmas, das maßgeblich zur Herausbildung eines heroisch-deutschen Nationalbewusstseins beitragen sollte, indem es bewusst von den slawisch-germanischen sowie den mittelalterlichen Aspekten der deutschen Geschichte, Kunst und Kultur absah.

Unter diesen gesellschaftlichen Umständen gerieten die Vorstellung und Erforschung eines „vaterländischen“ Altertums, das aufgrund seiner ursprünglichen Abhängigkeit von den Zuwendungen der deutschen Fürstenhäuser zudem in den verschiedenen Regionen des späteren Deutschen Kaiserreiches unterschiedlich konnotiert wurde, zunächst an den Rand des akademischen Diskurses. Gleichwohl blieb es gesellschaftlich wirkungsmächtig, indem gerade dieser Bereich der Altertumsforschung sich in Richtung der sich herausbildenden und sich seit dem beginnenden 19. Jahrhundert gründenden bürgerlichen Altertums- und Geschichtsvereine wie Regionalmuseen verschob, also in einen Bereich, für den sich die akademischen Zweige der Altertumswissenschaft nicht zuständig fühlten. Diese Entwicklungen betrafen auch die Erforschung des „vaterländischen“ Altertums, die aber weiter in einem engen Zusammenhang mit Disziplinen der Klassischen Altertumskunde stand.

Diese Entwicklung soll zunächst an den folgenden Beispielen näher erklärt werden:

1. Beispiel: „Vaterländische“ und „antike“ Scheingräber im Gartenreich Dessau-Wörlitz – Denkmale einer konstruierten Vergangenheit des späten 18. Jahrhunderts

Die in der Zeit vor 1800 zum allgemeinen Bildungsgut gehörende Wahrnehmung von Zeugnissen der ältesten heimischen oder „vaterländischen“ Geschichte wurzelt ebenso in der reichen, seit dem 16. Jahrhundert blühenden historiografischen Tradition wie auch in eigenständigen Erfindungen des 18. Jahrhunderts. Wenn im sogenannten Gartenreich von Dessau-Wörlitz im ausgehenden 18. Jahrhundert im Georgengarten „Altdeutsche Gräber“ inszeniert wurden, so wollten die Schöpfer hier die romantische Vorstellung von in der künstlich angelegten Wildnis eines altdeutschen Eichenwaldes liegenden Resten angeblicher deutscher Heldengräber und steinerner Sitze aus Findlingsblöcken hervorrufen, neben denen sich Relikte der ebenfalls untergegangenen antiken



Abb. 1 Im ausgehenden 18. Jahrhundert wurde ein Eichenwald im Dessauer Georgengarten angelegt, in dem verstreute künstliche Hügel als „Altdeutsche Gräber“ inszeniert wurden. Im Hintergrund das klassizistische „Urnhaus“. (Foto: Georg Pöhlein)

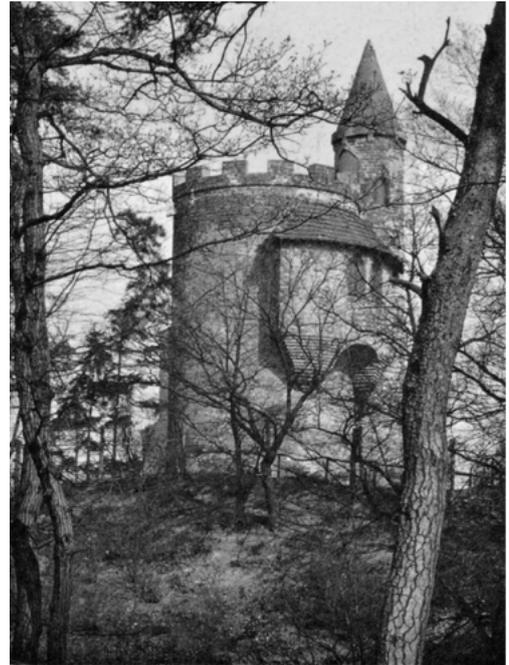


Abb. 2 Auf dem Wallwitzberg im Georgengarten fanden sich Reste einer slawischen Befestigung. Hier wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert eine künstliche „mittelalterliche“ Burg errichtet. Postkarte, 1930



Abb. 3 Die heute umgestaltete Wallwitzburg (Foto: Stephan Lehmann)

Kultur in Form von verfallenen Andachtsstätten erhalten zu haben schienen (Abb. 1).⁵ Unweit davon, auf einem Hügel namens Wallwitzberg, fanden sich tatsächliche Reste einer ursprünglich slawischen Befestigung. Hier wurde dann allerdings eine verfallene wirkende, scheinbar mittelalterliche Burg errichtet. Mit den Gräbern und der „Wallwitzburg“ sollten Anspielungen auf die heidnische und „vaterländische“ Vor- und Frühgeschichte als gedankvolle Gegenstücke zur reichen Rezeption antiker Bauten, Altäre, Gräber und Skulpturen hier im Georgengarten konstruiert werden (Abb. 2, 3). Ebenso wie im Dessauer Georgengarten finden sich im Wörlitzer Park Sinnbilder einer bedeutungsschwangeren „vaterländischen“ Vergangenheit, etwa das „Skalden Grab“ in der Nähe der Grotte unter der Luisenklippe, mit dem der ab 1758 regierende Leopold III. Friedrich Franz, Fürst und Herzog von Anhalt-Dessau, genannt Fürst Franz, die hohe Kultur der nordischen Dichter

5 Darauf aufmerksam macht: Peter Findeisen: Carl Peter Lepsius (1775–1853) und die Erkundung der vaterländischen Altertümer. In: Ingelore Hafemann (Hrsg.): Preußen in Ägypten – Ägypten in Preußen. Berlin 2010, S. 96–114, hier 97–98. – Dieser Aspekt ist bislang in den Forschungen zum Gartenreich nicht berücksichtigt worden; s. Hubertus Günther: Stilpluralismus in Wörlitz. Verwendung und Bedeutung der Stile. In: Erhard Hirsch (Hrsg.): Zwischen Wörlitz und Mosigkau (Schriftenreihe zur Geschichte der Stadt Dessau und Umgebung 53). Dessau 2002, S. 8–35.



Abb. 4 Im Würmlitzer Park wurde ein „Skalden Grab“ angelegt, mit dem Pseudograb wollte Fürst Franz an die hohe Kultur der nordischen Dichter erinnern. (Foto: Georg Pöhlein)



Abb. 5 Im sogenannten Schoch-Garten erhebt sich ein fiktiver heidnischer Grabhügel, in dem der Gärtner Schoch bestattet ist. (Foto: Georg Pöhlein)

ehren wollte (Abb. 4). Unweit von diesem Fantasiegrab, im sogenannten Schoch-Garten und in unmittelbarer Nähe vom Nymphäum, befindet sich ein fiktiver heidnischer Grabhügel, der durch vorgetäuschte Spuren einer Ausgrabung als halb geöffnet erscheint (Abb. 5). Dieses romantische Vanitas-Ambiente war allerdings nicht nur für ein Scheingrab bestimmt, sondern hier befindet sich tatsächlich auch das Grab des Hofgärtners Johann Leopold Ludwig Schoch d. Ä. Das Grab inmitten des von Schoch selbst angelegten Gartens unweit des Gotischen Hauses ist Denkmal, Grab und Gartenmotiv. Diese „vaterländischen“ Reminiszenzen sind deutliche visuelle Zeichen. Sie können als Wertschätzung und Integration in das historistische „Weltbild“ des Fürsten Franz und seiner künstlerischen Berater, des Architekten Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorf und des Hofgärtners Schoch, gedeutet werden. Es ist bezeichnend, dass innerhalb des klassizistischen Gesamtkunstwerkes dieser Gesichtspunkt der „vaterländischen“ Vorzeit wissenschaftlich bislang



Abb. 6 Auf dem Drehberg, unweit des Wörlitzer Gartens, stehen noch Reste des 1775 errichteten Kenotaphs für Fürst Franz und seine Frau Luise. Hier fanden zwischen 1777 und 1799 Wettkämpfe der Untertanen nach dem Vorbild der antiken Olympischen Spiele statt. (Foto: Georg Pöhlein)

nicht im Zusammenhang mit den Monumenten thematisiert wurde, die dem klassischen Altertum verpflichtet sind.

Neben den Grabanlagen finden sich im Wörlitzer Gartenreich auch Bauwerke wie etwa ein Deichhaus in Gestalt eines römischen Wachturms vom germanischen Limes aus dem Jahr 1799 oder der frühen „deutschen“ Vergangenheit, wie das von 1773 bis 1813 errichtete Gotische Haus, dessen Stilbezeichnung bereits auf das germanische Altertum verweisen soll. Erst als die Erkenntnis Raum griff, dass für die Gotik die Goten nicht zuständig waren, wurde seit etwa 1820 von germanischer oder deutscher Bauart gesprochen.

Anders jedoch beim Drehberg, der unweit des Wörlitzer Gartens im Überschwemmungsgebiet liegt und ursprünglich als Fluchthöhe vor Hochwasser der nahen Elbe diente (Abb. 6). Im Jahr 1775 wurde auf diesem Hügel ein architektonisch bemerkenswertes Grabmonument für Leopold III. und seine Frau Luise erbaut. Zwischen 1777 und 1799 fanden dann am Fuße des Kenotaphs jeweils am 24. September, dem Geburtstag der Fürstin Luise, sportliche und musische Wettkämpfe der Untertanen statt, die vielleicht dem Vorbild der antiken Olympischen Spiele nachempfunden waren.⁶ Demnach sehen wir ein monarchisch-kleinvaterländisches und zugleich antikisch-heroisches Grabmonument oder genauer ein Kenotaph, das mit den vorhin erwähnten Gräbern der Vorzeit inhaltlich korrespondiert, aber an griechisch-antike Vorbilder anknüpft.

Der Drehberg mit seinen „Olympischen Spielen“ weist auf eine europäische Dimension der Antikenrezeption. Unter dem internationalen Einfluss antiquarischer Stichwerke und Corpora zu antiken Sitten und Gebräuchen, die in ganz Europa zirkulierten, wurden auch hier in den Gärten von Dessau und Wörlitz erfundene Traditionen und konstruierte Vergangenheiten künstlerisch präsentiert. Dabei handelte es sich um eine „vaterländische“ historische Fiktion, die suggerieren sollte, dass diese Spiele eigentlich „schon immer“ (im Sinne des Thukydides: κτήμα ἐς αἰεί, „Besitz für alle Zeit“) existierten und somit als ein Element der eigenen Geschichte integriert wurden. Dabei fällt insbesondere auf, dass die Grundlage für das am Kenotaph des Fürstenpaares stattfindende Drehbergfest zwar antike Quellen bildeten, es gleichwohl ein Fest für die regierende Dynastie war, insofern ein Ereignis, das die „vaterländische“ Perspektive wahrnehmen lässt. Das veranstaltende Fürstenpaar demonstrierte mit diesem Fest, dass es stets für die Bedürfnisse seiner Untertanen sorgte und sich genealogisch zurückführte auf „vaterländische“, also slawische und germanische sowie antike, also römische und griechische Wurzeln.

⁶ Erhard Hirsch: „Olympische Spiele“ am Drehberg in Anhalt-Dessau zur Goethezeit. In: Nikephoros. Zeitschrift für Sport und Kultur im Altertum 10, 1997, S. 265–288.

Die genannten künstlerisch gestalteten Sepulkraldenkmale und Scheingräber evozieren eine künstliche Vergangenheit im Gartenreich Dessau-Wörlitz und gehören zu den in den deutschen Landschaftsgärten des 18. Jahrhunderts so beliebten antikisierenden Ruinen und Grab- und Erinnerungsdenkmälern. Die in die Gärten der Landschaft Anhalt-Dessau programmatisch und weitflächig eingestreuten „vaterländischen“ und „antiken“ Erinnerungs- und Grabmale sind aus einem politisierten Altertumsverständnis zu erklären.⁷ Diese sepulkrale „Erinnerungslandschaft“ ist geprägt von dem fürstlichen Gestaltungs- und Aussagewillen, der hier eine historistische Denkmalandschaft zur Legitimation der Geschichte seiner Dynastie schaffen ließ.

2. Beispiel: Der „Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale“ von 1819

Der „Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale“ konstituierte sich am 3. Oktober 1819 auf der Burg Saaleck unweit von Bad Kösen auf Initiative des Naumberger Landrats, Juristen und leidenschaftlichen Heimatforschers Carl Peter Lepsius. Der Verein gehört somit zu den frühen Gründungen der in den folgenden Jahren wie Pilze aus dem Boden schießenden deutschen Altertums- und Geschichtsvereine. Der Thüringisch-Sächsische Verein ist ein exemplarisches Zeugnis einer zunächst außerhalb der Universitäten selbstbewusst auftretenden und bürgerlich geprägten Geschichtskultur.⁸ Vor diesem Hintergrund wirkte der lokal und regional orientierte Verein in paradigmatischer Weise. So rettete, bewahrte und nutzte er einheimische, also „vaterländische“ Altertümer und Denkmale und führte auch Ausgrabungen durch. Laut seinem Statut wollte man durch Erforschung und Erklärung der überkommenen Denkmale und Funde früherer Zeiten der „Beförderung der vaterländischen Geschichts- und Althertumskunde“ dienen.⁹ Deutlich wird hier ein wissenschaftlicher Anspruch, mit dem auf historischen, antiquarischen, bauhistorischen, epigrafischen und weiteren Forschungsfeldern gearbeitet werden sollte. Und tatsächlich war der Verein von Beginn an bemüht, seine enthusiastischen Aktivitäten und die gewonnenen Forschungsergebnisse einem breiten, interessierten Publikum bekannt zu machen. Zwischen 1822 und 1827 erschienen zunächst in Naumburg die *Mitteilungen aus dem Gebiet der historisch-antiquarischen Forschungen*, die dann ab 1834 in Halle als *Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen* veröffentlicht wurden und von 1911 bis zur Einstellung der Publikationsreihe im Jahr 1940 den Namen *Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst* trugen.¹⁰

Nach der Gründung auf Burg Saaleck hatte der Verein zunächst seinen Sitz in Naumburg, wechselte aber bereits im Jahre 1823 nach Halle an der Saale, hierbei bemüht um stärkeren Kontakt und Austausch mit der dortigen Universität. Im Laufe des 19. Jahrhunderts und bis zu seiner Zwangsauflösung im Jahre 1945 (?) änderten sich sowohl der Name als auch die wissenschaftlichen Schwerpunkte des Vereins mehrfach. Zentrale Ziele blieben allerdings die Förderung der

- 7 Dieses Konzept wird nicht behandelt bei Anette Dorgerloh: Strategien des Überdauerns. Das Grab- und Erinnerungsmal im frühen deutschen Landschaftsgarten. Düsseldorf 2012, S. 205–250. – Siehe auch: Adrian von Buttlar: Das Grab im Garten. Zur naturreligiösen Deutung eines arkadischen Gartenmotivs. In: Heinke Wunderlich (Hrsg.): „Landschaft“ und Landschaften im achtzehnten Jahrhundert. Heidelberg 1995, S. 79–119. – Michael Niedermeier: Germanen in den Gärten. „Altdeutsche Heldengräber“, „gotische“ Denkmäler und die patriotische Gedächtniskultur. In: Jost Hermand, Michael Niedermeier: *Revolutio Germanica. Die Sehnsucht nach der alten Freiheit der Germanen 1750–1820*. Frankfurt a.M. 2002, S. 21–116.
- 8 Eingehende und umfassende Würdigung bei Findeisen 2010 (Anm. 5). – Siehe auch Rainer M. Lepsius: Lepsius und seine Familie. In: Elke Freier, Walter Friedrich Reineke (Hrsg.): *Karl Richard Lepsius (1810–1884). Akten der Tagung anlässlich seines 100. Todestages, 10.–12.7.1984 in Halle*. Berlin 1988, S. 29–52.
- 9 Dieter Kaufmann, Sylke Kaufmann: Johann Wolfgang von Goethe, der Thüringisch-Sächsische Verein und die Entwicklung der Altertumskunde in den Jahrzehnten nach 1800 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 27). Langenweißbach 2001, S. 80–106.
- 10 Naumburg 1822–1827: *Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen*. Hrsg. vom Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des Vaterländischen Alterthums; Halle 1834–1910: *Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen*. Hrsg. im Namen des mit der Königlichen Universität Halle-Wittenberg verbundenen Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des Vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale; Halle 1911–1940: *Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst*. Hrsg. im Namen des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins.

Denkmalpflege, Erschließung historischer Quellen zur ältesten heimischen Geschichte und archäologische Feldforschungen. Im Lauf der Zeit wuchsen die umfangreichen Sammlungen des Vereins und bildeten schließlich die Grundlage für das im Jahre 1882 gegründete Provinzialmuseum der preußischen Provinz Sachsen.¹¹

Der Verein ist ein Beispiel für die Veränderungen im historischen Bewusstsein der durch den Kampf gegen die napoleonische Besetzung in den Kriegsjahren von 1806 bis 1813 mobilisierten geistigen Eliten in der deutschen „Kleinstaaterei“. Durch die Nähe zum Weimarer Hof, insbesondere auch zu Johann Wolfgang von Goethe, eröffnet sich hier ein tiefer Einblick in die Entstehung einer bürgerlichen und aktiv tätigen Erinnerungskultur, die zunächst freilich Domäne des an diesen Fragen besonders interessierten Adels blieb. Hierbei stach das Interesse der großherzoglichen Familie von Sachsen-Weimar-Eisenach und ihr höfisches, gelehrtes Umfeld heraus, die ebenso Ehrenmitglieder des Vereins wurden, sowie Mitglieder anderer führender Adelshäuser und hochangesehene Dichter, Politiker, Künstler und Gelehrte wie etwa Goethe, Wilhelm von Humboldt, Reichsfreiherr Karl vom und zum Stein, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Friedrich Schinkel und viele andere mehr.¹² Diese Namen taten ein Übriges für das Renommee und die wissenschaftliche Bedeutung des Vereins für die Herausbildung und Erforschung des „vaterländischen“ Altertums.

3. Beispiel: Die Berliner „slawisch-germanische Sammlung“ im Schloss Monbijou und Neuen Museum und ihre exemplarische Bedeutung für die Herausbildung des „vaterländischen“ Altertums

In ihrer kunsthistorischen Dissertation konnte Eva Heinecke nach Auswertung der Quellen nachweisen, dass der preußische König Friedrich Wilhelm IV. maßgeblichen Einfluss auf Konzept und Gestaltung des zwischen 1841 und 1860 auf der Museumsinsel in Berlin errichteten Neuen Museums genommen hat. Weiter hat sie in Auswertung der Archivalien die Entstehung der „Vaterländischen Sammlung“ in Schloss Monbijou und die der „Nordischen Abteilung“ im Neuen Museum nachgezeichnet.¹³ Bedeutsam ist in unserem Zusammenhang, dass sich Sammlungsgeschichte und Geschichtskonzept sowie die künstlerische Ausgestaltung der hier neu eingerichteten „Nordischen Abteilung“ rekonstruieren lassen. Das Museum ist hervorgegangen aus der „Sammlung Slawo-Germanischer Altertümer und Merkwürdigkeiten“, die zunächst ihren Standort im Schloss Monbijou hatte und meist als „Museum der vaterländischen Altertümer“ bezeichnet wurde. Der preußische Offizier und archäologische Dilettant Leopold Karl Wilhelm August Freiherr von Ledebur hat in den Jahren zwischen 1829 und 1838 hier im Schloss Monbijou ein Ausstellungskonzept entwickelt, auf dessen Grundlage die zuvor geordneten Objekte aufgestellt wurden. Bereits im Jahre 1829 war Ledebur zum Vorsteher der Sammlung der slawo-germanischen Altertümer ernannt worden. Die „Sammlung Slawo-Germanischer Altertümer und Merkwürdigkeiten“ wurde im Lauf der Jahre mehrfach umbenannt, obgleich sie im Text der Statuten der Museen 1835, 1854 und 1868 kontinuierlich als „Slawo-Germanische Sammlung“ bezeichnet wird. Im Schloss Monbijou hieß sie zumeist „Museum der Vaterländischen Altertümer“, ging aber dann 1850/52 im Neuen Museum in die „Nordische Abteilung“ ein. Die künstlerische Ausgestaltung des „Saals der Nordischen Altertümer“ zeigte dann in den Wandbildern zur germanischen Mythologie, zur Periodisierung der slawo-germanischen Altertümer und zu ausgewählten vorgeschichtlichen Denkmälern – etwa von der Insel Rügen – künstlerische Interpretationen und Rekonstruktionen, die Rückschlüsse auf die Vorstellungen von der Vor- und Frühgeschichte der verantwortlichen Museumswissenschaftler zulassen.

11 Das „Museum Vaterländischer Alterthümer“ in Kiel wurde bereits im Jahr 1835 von der Königlich Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer gegründet. Im Jahr 1873 ging es in die Trägerschaft der Kieler Christian-Albrecht-Universität über und wurde dann archäologisches Landesmuseum der preußischen Provinz Schleswig-Holstein; s. Gustav Schwantes (Hrsg.): Festschrift zur Hundertjahrfeier des Museums Vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel. Neumünster 1936.

12 Kaufmann/Kaufmann 2001 (Anm. 9), S. 106–117.

13 Eva Heinecke: König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und die Errichtung des Neuen Museums 1841–60 in Berlin. Baugeschichte – Verantwortliche – Nordische und Ägyptische Abteilung – Geschichtskonzept. Halle a.d.S. 2011, S. 87–94, 229–291. Hier auch alle weiteren Nachweise für die folgenden Bemerkungen.

Zusammengenommen haben wir hier durch die archivalische Überlieferung, Denkschriften sowie Stellungnahmen, die Darstellungen in den wissenschaftlichen Katalogen und Publikationen zu einzelnen Objekten und den verschiedenen Sammlungen und ihrer Aufstellungskontexte eine einzigartige Fülle an Informationen zum damaligen wissenschaftlichen Kenntnis- und Forschungsstand. Die deutsche Forschungsgeschichte zur „vaterländischen“ Altertumskunde im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts muss von diesem Befund ausgehen. Die interpretatorisch hinzukommende künstlerische Ausgestaltung des Museums, die damals herrschende wissenschaftliche Vorstellungen in historisierende Bilder der slawo-germanischen Vor- und Frühgeschichte umzusetzen versucht, illustriert die damaligen Anschauungen der beratenden Wissenschaftler und Auftraggeber in einzigartiger Weise. Es wird auch klar, dass die forschungsgeschichtliche Einengung auf ein nationalistisch aufgeladenes „vaterländisches“ Altertum, das inhaltlich auf die Germanen der Vorzeit als Vorläufer der Deutschen begrenzt wird, falsch ist. Zu dieser Zeit waren slawische und germanische Bodenfunde wissenschaftlich gleichgestellt!

Die Institutionalisierung und Professionalisierung der deutschen Klassischen Altertumskunde am Beispiel der Archäologie

Die Institutionalisierung und Professionalisierung der deutschen Klassischen Altertumskunde vollzog sich innerhalb der ersten vier Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Der Vorlauf dazu war die mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert beginnende Herausbildung und sofortige Kanonisierung der allein auf den antiken Mittelmeerraum bezogenen Altertumskunde.¹⁴ Diese Entwicklung wurde durch das Wirken des halleischen Professors Wolf sowie durch Wilhelm von Humboldt in den zeitgenössischen intellektuellen Diskurs eingebracht. Humboldts im Jahr 1793 entstandener Aufsatz *Über das Studium des Alterthums, und des Griechischen insbesondere* wurde angeregt durch das vermeintliche Phänomen, dass die Griechen trotz Naturverbundenheit und Einfachheit eine Jahrhunderte überdauernde Kultur geschaffen haben. Diese programmatische Schrift zirkulierte im Freundeskreis, ist aber erst postum erschienen.¹⁵ Dabei wurde das im 18. Jahrhundert geläufige Wechselverhältnis von schöner (gleich klassischer) und „vaterländischer“, mithin also auch deutscher Antike, allmählich aufgelöst. Besieht man sich diese Wurzeln genauer, so wird ein gemeinsames Drittes, nämlich die antiquarische Erforschung der jeweiligen „vaterländischen“ Vergangenheit bewusst, die bisher durch die übermächtige Person Winckelmanns und sein Verdikt gegenüber den Antiquaren an die Seite gedrückt worden war.

Mit der Frage nach der wissenschaftlichen Etablierung der Archäologie als Universitätsfach geht immer die Frage nach der Bedeutung der Positionen Winckelmanns, der zu den Begründern der wissenschaftlichen Archäologie und Kunstgeschichte gerechnet wird, einher. Sein angeblich großes Verdienst ist es, die griechische Antike von der scheinbaren antiquarischen Buchgelehrsamkeit befreit und hin zu einer sinnlichen Rezeption der antiken Kunst geführt zu haben. Zweifellos wurden um 1800 wichtige Anstöße von Winckelmann übernommen, insbesondere die erwähnte kunstgeschichtliche Periodisierung, deren Probleme dann lange im Mittelpunkt der archäologischen Erforschung der antiken Kunst stehen sollten.

Aber die Sicht auf die von Winckelmann als trocken und blutleer verunglimpften Antiquare ist so nicht haltbar. Bereits seit den 1980er Jahren gibt es eine internationale Forschungsrichtung, die von der Voraussetzung ausgeht, dass die archäologische Fachgeschichte nicht im 19. Jahrhundert einsetzt, sondern Altertumswissenschaften und Archäologie sich bereits im 15./16. Jahrhundert im Umkreis des Adels etablierten. Die Antiquare haben dann gerade im 17. und 18. Jahrhundert durch die Vorlage von großen thematischen Text- und Stichsammlungen zur klassischen Antike nicht nur die Kenntnisse stark vermehrt, sondern auch auf ihre Gegenwart eingewirkt. Auch die Archäologie am Beginn des 19. Jahrhunderts muss in dieser antiquarischen Tradition gesehen wer-

14 Dietrich Boschung: Montfaucon, Spence, Winckelmann: Drei Versuche des 18. Jahrhunderts, die Antike zu bewältigen. In: Thomas Fischer (Hrsg.): Bilder von der Vergangenheit. Zur Geschichte der archäologischen Fächer. Wiesbaden 2005, S. 105–144.

15 Erstdruck in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum von Wilhelm von Humboldt. Leipzig 1896.

den. Als Wissenschaft konstituierte sich die Archäologie somit auch gegen Winckelmanns Positionen. Es ist daher bezeichnend, dass die „Archäologien der Kunst“ nicht von bekennenden Anhängern der Anschauungen Winckelmanns verfasst wurde – sondern weitgehend auf den langjährigen Bestrebungen zur Systematisierung durch die Antiquare fußt. Andererseits wird Archäologie nach den Definitionen von Wolf und August Boeckh immer auch als Teil der Klassischen Altertumswissenschaften wahrgenommen; Eduard Gerhard wurde erst 1844 ordentlicher Professor für Archäologie an der Berliner Universität.

Die Archäologie der Antiquare wurde um 1800 also weder komplett abgelehnt noch verworfen, nur weil man jetzt versuchte, eine Geschichte der antiken Kunst nachzuzeichnen. Dies erfolgte vor allem über die antiken Nachrichten, Winckelmanns Ansatz einer Kunstgeschichte aus eigener Anschauung (Autopsie) wurde tatsächlich noch nicht zur Kenntnis genommen. Die Betrachtung der Skulpturen spielte also noch keine bestimmende Rolle gegenüber der schriftlichen Überlieferung, aber es wurde mit Winckelmann argumentiert und sein Kunstgeschichtsmodell übernommen und vorausgesetzt. Diejenigen, die dann die „Archäologie der Kunst“ schrieben, wobei Archäologie im Sprachgebrauch einengend soviel wie antiquarische Wissenschaft der griechischen Welt bedeutete, mussten sich davon absetzen, und deswegen hießen die Bücher jetzt etwa *Archäologie der (antiken) Kunst*. Da gab es Forscher wie Karl Otfried Müller und Eduard Gerhard, die einem altertumskundlichen Ideal à la Wolf und Boeckh angingen und die Archäologie wie bereits auch Wolf und Ernst Curtius als ein Gebiet ihrer Vorlesungen betrieben hatten – neben den philologischen, historischen und anderen altertumskundlichen Gebieten. Diese Vorstellungen von Archäologie verbanden sich bis etwa in die Zeit um 1860/70 mit der gesamt-kulturellen „Deutschen-Hellenen-Symbiose“. Erst danach verselbstständigte sich die Archäologie und auch eine stärker kunstgeschichtlich orientierte Auffassung von Archäologie kam auf und wurde zukünftig wirkungsmächtig. Die Folge der voranschreitenden Fachautonomie ist als ein methodischer Fortschritt der Entwicklung der Disziplin zu verstehen. Dies hängt mit dem Verständnis der Klassischen Altertumswissenschaften zusammen und mit dem deutschen Bildungsbewusstsein, aber nicht mit dem Verständnis von Archäologie. Ein entscheidendes Gegenargument ist hier, dass Müller mit seiner *Archäologie der Kunst* nur einen Zug innerhalb seines altertumswissenschaftlichen Œuvres beschreibt, was auch für Curtius gilt.¹⁶ In Deutschland hat sich die Archäologie somit früher als anderswo zu einer (Universitäts-) Wissenschaft entwickelt und war auch keineswegs nur auf ästhetische Phänomene der antiken Welt orientiert.¹⁷

Zwei Beispiele seien genannt: Aloys Hirt wurde 1810 an der neugegründeten Berliner Universität ordentlicher Professor für Kunstgeschichte und Archäologie.¹⁸ Anhand von Hirt, einem ausgewiesenen Kunstarchäologen, lässt sich zeigen, wie weit die wissenschaftliche Spanne tatsächlich reichen konnte. Zwei Abhandlungen, die 1798 und 1801 erschienen, setzen sich mit Ascheurnen auseinander, die in Gräbern in Schlesien und in der Hasenheide, damals bei Berlin, gefunden worden sind.¹⁹ Zunächst würde man bei Hirt ein derartiges Thema der heimatlichen Vor- und Frühgeschichte nicht vermuten. Erstaunlicher sind jedoch die Fragen, die er an dieses Material stellt: Wie sahen die Gräber aus, wo lagen sie, gab es Funde und waren unter diesen etwa datierbare Münzen? Befanden sich im Kontext der Gräber Steindenkmäler, bestanden Beziehungen zu den sogenannten Hünengräbern und zu Stonehenge? Lassen die Befunde Schlüsse auf die Volkszugehörigkeit der Bestatteten zu? Dies sind Fragen, wie sie auch heute kaum „archäologischer“ sein könnten. Mehr noch: Hirt hat

16 Sepp-Gustav Gröschel, Henning Wrede (Hrsg.): Ernst Curtius' Vorlesung „Griechische Kunstgeschichte“. Berlin 2010. Darin mit verschiedenen wissenschaftshistorischen Kommentaren zu Christian Gottlob Heyne, Karl Otfried Müller und Ernst Curtius.

17 Siehe aber auch: Gerrit Walther: Radikale Rezeption. Niebuhrs „Römische Geschichte“ als Vorbild und Herausforderung für K. O. Müllers historisches Denken. In: William M. Calder III., Renate Schlesier (Hrsg.): Zwischen Rationalismus und Romantik: Karl Otfried Müller und die antike Kultur. Hildesheim 1998, S. 423–439.

18 Siehe hierzu die Aufsatzsammlung zu unterschiedlichen Aspekten des Wirkens Hirts: Claudia Sedlarz (Hrsg.): Aloys Hirt – Archäologe, Historiker, Kunstkenner (Berliner Klassik 1). Hannover 2004.

19 Aloys Hirt: Über eine bei Breslau gefundene Antike. In: Jahrbücher der Preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten 1, 1798, S. 149–154. – Aloys Hirt: Ueber die Denkmäler der Nordischen Völker. In: Sammlung der deutschen Abhandlungen welche in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden in den Jahren 1798–1800. Berlin 1803, S. 175–208. – Adolf H. Borbein: Aloys Hirt, der Archäologe. In: Sedlarz 2004 (Anm. 18), S. 173–189, bes. 181.

die in den Gräbern bei Berlin gefundenen Reste von Geweben oder Pflanzen durch einen Botaniker untersuchen lassen, um sie zu identifizieren. Die Knochenreste ließ er analysieren, um Geschlecht und Alter der Bestatteten zu bestimmen. Ganz klar ist, dass an der Berliner Universität die Archäologie als Kunstwissenschaft in der Tradition der Kunstakademie entstanden ist, was aber keineswegs bedeutete, nicht auch in andere, historisch konkretere Richtungen und außerhalb der antiken Regionen zu forschen.

Mit dem Namen Ludwig Ross, der im Jahr 1843 als erster ordentlicher Professor der Archäologie an die preußische Landesuniversität Halle berufen wurde, sind historisch motivierte Grabungen verbunden. Ross, ein holsteinischer Patriot, der sich für die Unabhängigkeit des Herzogtums vom dänischen König einsetzte und der lange Jahre als Archäologe und Universitätsprofessor in Griechenland und Athen wirkte, hat größte Verdienste um die Entwicklung der Klassischen Archäologie: So führte er die ersten systematischen Ausgrabungen auf der Akropolis von 1835 bis 1837 unter einer historischen Fragestellung durch.²⁰ Diese erscheinen von einer klassizistischen Idealisierung der griechischen Klassik geradezu losgelöst. Nüchtern verfolgte Ross seine historisch orientierten Forschungen und interessierte sich auch bei seinen landeskundlichen Arbeiten vorrangig für historischen Erkenntnisgewinn. Exemplarisch sei die von ihm initiierte Grabung auf dem Koroiboshügel am Alphaios oberhalb von Olympia genannt. Hierbei interessierte ihn die historische Frage nach der Historizität des ersten Olympiasiegers im Stadionlauf, der im Jahr 776 v. Chr. gesiegt haben soll. Es ging ihm um die archäologische Prüfung des ersten in den Quellen konkret überlieferten Datums der griechischen, ja der abendländischen Geschichte. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der von 1840 bis 1861 herrschte, unterstützte finanziell die Ausgrabung, die im Winter 1844/45 stattfand. Hier liegt der Beginn der später so ertragreichen Ausgrabungen im Zeusheiligtum von Olympia durch das Deutsche Reich.²¹

Ausblick: Konkurrierende Vorstellungen von „Altertümern“ und „Archäologien“

Anstelle eines Fazits soll in Form von Thesen auf drei dringende Desiderata der Wissenschaft zum Gegenstand hingewiesen werden, die zu weiteren Forschungen und Diskussionen herausfordern:

1. Altertumswissenschaften versus Klassische Altertumswissenschaften?

Zur Klärung dieser Frage müssen die sich im 18. Jahrhundert und vor allem 19. Jahrhundert tatsächlich differenzierenden Altertumswissenschaften in ihren Eigenheiten und mit definitorischer Schärfe charakterisiert werden! Dass es sich hierbei um ein aktuelles Problem handelt, zeigt die 2012 von Peter Kuhlmann und Helmuth Schneider verfasste *Einleitung der Geschichte der Altertumswissenschaften* im Supplementband Sechs des *Neuen Pauly*.²² Dabei besteht nach Meinung der Autoren das moderne Benennungs- und Verständnisproblem des Terminus „Altertumswissenschaften“ lediglich darin, dass dieser im engeren Sinne die Klassische Philologie, Alte Geschichte und Klassische Archäologie umfasst, im weiteren Sinne aber auch die Ägyptologie und Altorientalistik einbezieht. In diesem Zusammenhang verweisen die Autoren dann auf die heute nicht mehr realisierbare Einheit der von ihnen offensichtlich humanistisch aufgefassten Klassischen Altertumswissenschaften und

20 Ina E. Minner: Ewig ein Fremder im fremden Lande. Ludwig Ross (1806–1859) und Griechenland (Peles 36). Mannheim 2006, S. 163–204.

21 Stephan Lehmann: Olympia, das Grab des Koroibos und die Altertumswissenschaften in Halle. In: Olympisch bewegt. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Manfred Lämmer. Bearb. von Ellen Bertke. Köln 2003, S. 163–175.

22 Peter Kuhlmann, Helmuth Schneider (Hrsg.): Geschichte der Altertumswissenschaften. Biographisches Lexikon (Der Neue Pauly, Supplemente 6). Stuttgart 2012, S. XV–XLVI; bes. S. XXXVI mit dem Zitat: „Aufgrund der hohen sprachlichen Anforderungen in der Ägyptologie und in der Altorientalistik ist es zu einer wiss. Arbeitsteilung gekommen, die kaum noch rückgängig gemacht werden kann. Das Konzept der einer die klassische Antike, Altägypten und den Alten Orient umfassenden Altertumswissenschaft ist heute nur noch interdisziplinär zu bewältigen [...]“

verzichten in diesem Sinne dann auf die Behandlung der verschiedenen anderen „Altertümer“.²³ Dieser Ansatz führt offensichtlich in die Irre, weil nicht nur über griechische, römische, slawische und germanische, sondern auch über prähistorische, ägyptische, jüdische, orientalische, asiatische etc. Altertümer wissenschaftlich diskutiert wird. Hinzu kommen die Philologien, die sich mit der Erforschung „toter“ Sprachen und auch mit der Entzifferung vergangener Schriften wie der Hieroglyphen oder der Keilschrift befassen. Die Benennung all dieser Altertumswissenschaften ist insofern bedeutsam, weil allein ihre Anzahl und ihre inhaltliche Vielfalt zweierlei illustriert: Zum einen die Gründe für die Entstehung des von Wolf in Halle angelegten Verständnisses der „Klassischen Altertumswissenschaften“ wie sie sich schon bei Christian Gottlob Heyne findet, und zum anderen die bald darauf einsetzende Auflösung dieses Begriffes samt der Herausbildung mehrerer eigenständiger Altertumswissenschaften.²⁴ Dazu gehörten sowohl jene Altertumswissenschaften, die aus archäologischen und philologischen Gründen nur an den Universitäten, Museen und Akademien gepflegt werden konnten und sich bald zu verschiedenen Fächern mit unterschiedlichen Anforderungen herausbildeten, als auch jene Zweige wie die „vaterländische“ Altertumskunde, die auf Grund ihres antiquarischen und publikumswirksamen Gepräges weiterhin an den Fürstenhäusern und bei den bürgerlichen Eliten, bald aber auch vom breiten bürgerlichen Publikum gepflegt wurden.

In diesem Zusammenhang muss daran erinnert werden, dass die noch nicht systematisierte Altertumskunde für die frühneuzeitlichen Herrschaftseliten ein zunächst noch unerforschtes Terrain dargestellt hatte, in dem man allerdings durch Ausgrabungen zu überraschenden Entdeckungen und Funden gelangen konnte. Damit gehörte neben dem Sammeln antiker Werke auch die Erfassung und Präsentation von Kuriositäten aus dem eigenen Herrschaftsgebiet zum Selbstverständnis dieser Eliten. Dabei dienten die „vaterländischen“ Artefakte durchaus als legitimierende Statussymbole.

Für die wissenschaftliche Interpretation und korrekte Rezeption der nördlich der Alpen ausgegrabenen „Altertümer“ stützten sich die Antiquare und gelehrten Adligen der frühen Neuzeit freilich auf die antiken Schriftquellen, vor allem auf die römischen Autoren und hier besonders auf Tacitus. Daneben traten die Erkenntnisse, die man aus lokalen römischen Inschriften gewinnen konnte.²⁵ Diese hermeneutisch überaus interessante, doch erkenntnishemmende Konzentration auf die lokalen Funde kann als das entscheidende Merkmal der Arbeitsweise der frühneuzeitlichen bildungsaffinen Eliten betrachtet werden.

Der Zusammenhang mit dem eigentlichen antiken Kulturraum blieb insofern gewahrt, als in den nördlich der Alpen entstandenen Kunstkammern und Sammlungen ebenso wie in den italienischen Studioli verschiedenste prähistorische, antike und mittelalterliche Funde, Münzsammlungen, Bücher, Kunstwerke und Kuriositäten und mehr zusammengeführt wurden. Dabei galten mit den antiken Autoren kombinierbare Bodenfunde, Münzen und Inschriften als wichtige historische Zeugnisse. Denn so konnten der Adel und die Gelehrten der früher westlich oder südlich des Limes gelegenen und also „römischen“ Gebiete eine direkte Verbindung zwischen der Römerzeit und der jeweils gegenwärtigen Epoche herstellen. Dazu bedurfte es allerdings qualifizierter Kenntnisse über die Herkunft und den Charakter der einheimischen Funde. Diese Kenntnisse wurden im kosmopo-

- 23 Eine im Wintersemester 1987/88 an der Universität in Göttingen gehaltene Ringvorlesung nennt sich wie selbstverständlich „Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen“. Hier wird das zweihundertfünfzigste Jubiläum (1734–1987) der Anfänge der klassischen Studien begangen, ohne den Begriff des Altertums zu thematisieren; s. Carl Joachim Classen: Die Klassischen Altertumswissenschaften an der Georgia Augusta 1734–1987. In: Carl Joachim Classen (Hrsg.): Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte (Göttinger Universitätsschriften 14). Göttingen 1989, S. 234–239. – Hans-Joachim Gehrke: Zwischen Altertumskunde und Geschichte. Zur Standortbestimmung der Alten Geschichte am Ende des 20. Jahrhunderts. In: Ernst-Richard Schwinge (Hrsg.): Die Wissenschaften vom Altertum am Ende des 2. Jahrtausends n. Chr. Stuttgart, Leipzig 1995, S. 160–196, bes. S. 160 mit dem Zitat „die Alte Geschichte ist ein Fach zwischen zwei Stühlen. Auf der einen Seite ist sie ein fester Bestandteil im Fächerkanon der Klassischen Altertumswissenschaften, [...]“.
- 24 Martin Vöhler: Christian Gottlob Heyne und das Studium des Altertums in Deutschland. In: Glenn W. Most (Hrsg.): Disciplining classics – Altertumswissenschaft als Beruf (Aporemata 6). Göttingen 2002, S. 39–54. – Daniel Graepler, Joachim Migl (Hrsg.): Das Studium des schönen Altertums. Christian Gottlob Heyne und die Entstehung der klassischen Archäologie. Göttingen 2007.
- 25 Heinrich Beck, Dieter Geuenich, Heiko Steuer (Hrsg.): Altertumskunde – Altertumswissenschaft – Kulturwissenschaft. Erträge und Perspektiven nach 40 Jahren Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 77). Berlin 2012.

litischen Austausch vor allem mit den italienischen Gelehrten gewonnen, aber auch auf Universitäten und an Akademien erworben. Infolgedessen entstanden den Adel wie die bürgerlichen Eliten umfassende „humanistische“ Bildungssubstrate sowie gelehrte Kommunikationsnetze. Demzufolge war es innerhalb der Oberschicht gängiges Wissen der Gebildeten, dass mit Herodot und Thukydides bereits in der Antike die Grundlagen einer historischen Methode gelegt worden waren, was eine analytische Erforschung der Vergangenheit auf der Basis der schriftlichen Überlieferung sowie der neugefundenen Artefakte ermöglichte. Dabei gab es zwar noch keine institutionelle Trennung in Spezialdisziplinen, doch die Unterscheidung zwischen Historikern und Antiquaren findet sich bereits in der frühen Neuzeit.²⁶ In dieser Epoche bildete freilich noch der Gedanke der *translatio imperii* den Hintergrund der politisch-genealogischen Anbindung an die römisch-kaiserliche Vergangenheit, weshalb sich auch das Kunstschaffen an der antik-römischen Kunst und Kultur orientierte.

Der politisch-legitimistische, wissenschaftliche und künstlerische Zugang zum Altertum veränderte sich freilich in der Zeit der Aufklärung grundlegend mit der breiten Hinwendung zu Winckelmanns Hauptthese von der Vorbildlichkeit der antiken griechischen Kunst. Zudem kam es später, im beginnenden 19. Jahrhundert, in Europa und damit auch in Deutschland zu einer Entwicklung, in deren Verlauf die Altertumswissenschaften einem zügigen Prozess der Historisierung und Differenzierung unterworfen wurden. Dabei kam es gleichsam zu einer Vervielfachung der Wissenschaften von den Altertümern, die Wolf noch kurz zuvor konzeptionell zu einer konzisen Gesamtheit, nämlich der der Klassischen Altertumswissenschaften zusammengefügt hatte.

2. Klassische Altertumswissenschaften versus „Archäologien“?

Das klassische Altertum und seine Kontaktzonen sind durch Raum und Zeit historisch erfasst. Ihre wirkungsmächtigen Traditionen, Rezeptionen, Renaissancen, Klassizismen und Ähnliches leben weiter als kulturelles Erbe Europas sowie aller durch die europäische Kultur beeinflussten Regionen der Erde. Die Erforschung der antiken Vergangenheit etablierte sich bekanntermaßen zunächst in Italien mit Francesco Petrarca und Giovanni Boccaccio. Im 15. Jahrhundert schließlich begann eine Reihe von Gelehrten, wie Cyriacus von Ancona und Enea Silvio Piccolomini sich intensiv mit Texten wie auch Monumenten der Vergangenheit zu beschäftigen und dabei – das war das Neue – die eigene Anschauung der archäologischen und sonstigen materiellen Überreste der Antike gegenüber der schriftlichen Überlieferung zu favorisieren. Im Rom des 16. Jahrhunderts fingen Männer wie Flavio Biondo oder Pirro Ligorio an, getrieben von Wissendurst und Sammelfieber, die antiken Überreste zu studieren beziehungsweise zu sammeln und aufzunehmen. Dabei rückte das archäologische Objekt anstelle der antiken Textüberlieferung noch stärker ins Zentrum des Interesses. Auch wenn diese Funde – oft auf der Suche nach einer „nationalen“ Vergangenheit – in vielen Fällen fehlgedeutet wurden, zeigen sich hier interessante und geradezu moderne methodische Ansätze. Denn die archäologischen Aufnahmen und Rekonstruktionen, ihre systematische Erfassung und anschließende Publikation offenbaren bereits ein Konzept der Geschichtlichkeit der antiken Monumente.²⁷ In einem brillanten Essay hat Henning Wrede die Entstehung der Klassischen Archäologie und das damit untrennbare Einsetzen der neuzeitlichen Geschichtsbetrachtung untersucht.²⁸ Demnach wurden das Datieren, Klassifizieren und die Kontextualisierung gerade in dieser Zeit drängende Fragen. Diese griff dann Winckelmann auf, in dessen Schriften der entscheidende Wandel vom Antiquar zum Archäologen nachvollziehbar ist und der die wissenschaftliche Basis für die antike Kunstgeschichte legte.

Die „Erfindung der Archäologie“ ist untrennbar mit der Problematik chronologischer Fragen verbunden. Von dieser Diskussion ausgehend vollzog sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Akzeptanz eines hohen Alters des Auftretens der Menschen, was dem neuen akademischen Fach Klassische Archäologie dann die Möglichkeit bot, sich methodisch von der Philologie zu emanzipieren. Dabei

26 Hierzu die exemplarische Studie: Martin Ott: Die Entdeckung des Altertums. Der Umgang mit der römischen Vergangenheit Süddeutschlands im 16. Jahrhundert (Münchener Historische Studien / Abteilung Bayerische Geschichte 17). Kallmünz/Opf. 2002.

27 Ingo Herklotz: Cassiano Dal Pozzo und die Archäologie des 17. Jahrhunderts. München 1999. – Henning Wrede: Die „Monumentalisierung der Antike“ um 1700. Ruppolding 2004.

28 Henning Wrede: Die Entstehung der Archäologie und das Einsetzen der neuzeitlichen Geschichtsbetrachtung. In: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulien (Hrsg.): Geschichtsdiskurs 2. Anfänge modernen historischen Denkens. Frankfurt a.M. 1994, S. 95–119.

entstanden auf Grundlage der in den vorangegangenen Jahrhunderten von den Antiquaren zusammengetragenen Fülle von Artefakten und Informationen die drei methodischen Säulen Typologie, Stratigrafie und weitere Ausgrabungstechniken, die bis heute zwar nicht die alleinige, doch eine wichtige und unverzichtbare Basis jeder archäologischen Forschung darstellen.²⁹

3. *Geschichte versus Antiquarianismus: Klassische Archäologie oder „Archäologien“?*

Wie das Vorangehende zeigt, kann die Klassische Archäologie aufgrund ihrer Entwicklung nicht als „Spatenwissenschaft“ aufgefasst werden. Sicher gehören Ausgrabungen zu den wichtigen wissenschaftlichen Optionen, daneben existieren aber viele andere archäologische Untersuchungsansätze – etwa die Kunstarchäologie, die Urbanistik, kulturwissenschaftliche und religionsgeschichtliche Forschungsansätze und vieles mehr, wobei im Zentrum der Forschungsarbeit immer eine historische Frage steht und stehen muss.³⁰ Ebenso wird deutlich, dass andere „Archäologien“, wie etwa die Archäologie der Steinzeit, Kriegsarchäologie, Industriearchäologie, Schiffsarchäologie und so fort, im pluralistischen Sinne und somit zugespitzt definiert als historisch nicht eingegrenzte oder schwer fassbare, im Wesentlichen aber auf Grabungstechniken reduzierte Fächer erscheinen. Das resultiert daraus, dass wir es hier mit eher ahistorischen und dem Traditionsstrang des Antiquarianismus entwachsenen einzelnen Forschungsansätzen und -konzepten zu tun haben.³¹

Dagegen muss ab dem beginnenden 19. Jahrhundert ein beständig steigender wissenschaftlicher Einfluss der Klassischen Archäologie innerhalb der bis dahin philologisch dominierten Klassischen Altertumswissenschaften konstatiert werden. Über das Wirken von Wolf, Boeckh und Hirt, der 1810 in Berlin den ersten archäologischen Lehrstuhl besetzte, wurde die Entwicklung zum Universitätsfach „Klassische Archäologie“ durch die wissenschaftlichen Leistungen von Heyne, Müller, Gerhard sowie Ross getragen.³² Mit dieser zunächst als „archäologische Mode“ apostrophierten Entwicklung ging eine epochale wissenschaftliche Erweiterung von Text und Sprache hin zu Objekt und Bild einher. Hinzu kam eine zunehmende politische Bedeutung geopolitischer, also eben nicht „vaterländischer“ oder gar regionaler oder lokaler Motive und Ziele bei der Ausgrabung und Ausstellung der Funde. Das zeigt sich zum Beispiel an der Vorgeschichte der deutschen Ausgrabungen in Olympia.³³ Demgegenüber geriet das „vaterländische“ Altertum wissenschaftspolitisch ins Hintertreffen, hat regional gesehen aber immer noch eine große Bedeutung. Wenn wir uns den wissenschaftshistorischen Prozess der Herauslösung der später dominanten Klassischen Altertumskunde aus dem ehemals bestehenden engen Verhältnis zum „vaterländischen“ Altertum vor Augen halten, verlieren wir die Scheuklappen gegenüber der früheren Wechselbeziehung zwischen der Klassischen Altertumskunde und der „vaterländischen“ Archäologie.³⁴ In diesem Sinne war die Nürnberger Tagung ein Schritt in die Richtung eines schöpferischen Austausches der Vertreter von unterschiedlichen wissenschaftshistorischen Positionen.

29 Alain Schnapp: Die Entdeckung der Vergangenheit. Ursprünge und Abenteuer der Archäologie. Stuttgart 2009.

30 Stephan Lehmann: Mit dem Rücken zur Geschichte? Zum Verhältnis von Klassischer Archäologie und Geschichte im Lichte des Berliner Kolloquiums „Posthumanistische Klassische Archäologie“. In: Thomas Brüggemann u.a. (Hrsg.): *Studia hellenistica et historiographica*. Festschrift für Andreas Mehl. Gutenberg 2010, S. 397–411.

31 Anders Manfred K. H. Eggert: *Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft*, Tübingen, Basel 2006. – Siehe diesbezüglich die Rezension von Manuel A. Fernández-Götz. In: *Bonner Jahrbücher* 206, 2006, S. 293–295.

32 Hellmut Sichtermann: *Kulturgeschichte der Klassischen Archäologie*. München 1996. – Adolf H. Borbein: *Klassische Archäologie in Berlin vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. In: Willmuth Arenhövel (Hrsg.): *Berlin und die Antike. Architektur, Kunstgewerbe, Malerei, Skulptur, Theater und Wissenschaft vom 16. Jahrhundert bis heute*. Aufsätze. Berlin 1979, S. 99–150.

33 Michael Siebler: *Olympia. Ort der Spiele, Ort der Götter*. Stuttgart 2004. Ausführlich stellt Siebler die deutschen Ausgrabungskampagnen in Olympia während des 19. und 20. Jahrhunderts dar und geht dabei auf den kulturpolitischen Hintergrund ein.

34 Das Beispiel des Bremer Ausstellungskataloges (Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz. Bearb. von Sandra Geringer u.a. Ausst.Kat. Focke-Museum, Bremen. Stuttgart 2013) zeigt hinsichtlich des „vaterländischen Altertums“ eine schmerzliche Verkürzung der Forschungsgeschichte und eine einseitige Fokussierung auf die Geschichte der Erforschung der „Germanen“. Diese kann nur im Kontext mit den anderen historisch gewachsenen Forschungen zu den „Altertümern“ geleistet werden, wie etwa: Heiko Steuer (Hrsg.): *Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 29)*. Berlin 2001.

Römische Kultur, helvetische Tugenden

Vaterländische Altertumskunde in der Schweiz vor der Entdeckung der Pfahlbauten

Dietrich Hakelberg

Einleitung

Mit der Entdeckung der Seeufersiedlungen am Zürichsee 1854 und ihrer Interpretation als Pfahlbauten gewann der junge Schweizer Bundesstaat einen neuen Ursprungsmythos zu den mittelalterlichen Gründungsmythen hinzu.¹ Wie stand es aber um die Rezeption archäologischer Funde in der Zeit vor diesem wissenschaftlich revolutionären Entdeckungsereignis? Wie wurden ausgegrabene römische und nicht-römische Altertümer wahrgenommen, interpretiert und unterschieden? Hatten die politischen Wellenbewegungen von Revolution, Reaktion und Regeneration Auswirkungen auf die Interpretation archäologischer Funde, insbesondere was die vorrömische Zeit betraf? Der Begriff „vaterländische Altertümer“ erstreckte sich wohlgerne nicht nur auf archäologische Bodenfunde, deren Rezeption hier im Mittelpunkt stehen soll, sondern auch auf Schrift- und Kunstdenkmäler. Die gelehrten Akteure auf diesem Feld pflegten dabei häufig je nach Erkenntnisinteresse ihre persönlichen und wechselnden Vorlieben.

Helvetien unter den Römern

Römische Überreste waren auf dem Territorium der Eidgenossenschaft, seit 1499 formal und seit 1649 auch faktisch vom Reich getrennt, häufiger und auffallender in der Landschaft erhalten als in den nördlich angrenzenden süddeutschen Staaten. In Mittelalter und Früher Neuzeit waren Ruinen der römischen Städte Aventicum (Avenches) im Kanton Waadt, Augusta Raurica (Augst) am Rhein bei Basel oder des Legionslagers Vindonissa (Windisch) im Aargau noch über dem Boden sichtbar und dienten der Bevölkerung als Steinbrüche. Mauerreste, Inschriften und Münzfunde kamen bei Erdarbeiten ans Tageslicht und weckten das Interesse der Antiquare des 16. und 17. Jahrhunderts.² Gelehrte wie Aegidius Tschudi stützten sich bei ihren Forschungen auf Münzen und die Topografie der Inschriftensteine als steinerne Textzeugen, die Namen von Orten und Personen, Daten und Ereignissen überlieferten und die antiken Geschichtsschreiber im Detail ergänzen, korrigieren oder konkretisieren konnten.³ Die Identifizierung überlieferter antiker Ortsnamen mit

- 1 Marc-Antoine Kaeser: *Helvètes ou Lacustres? La jeune Confédération suisse à la recherche d'ancêtres opérationnels*. In: Urs Altermatt, Catherine Bosshart-Pfluger, Albert Tanner (Hrsg.): *Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18.–20. Jahrhundert*. Zürich 1998, S. 75–86. Ferner die Beiträge in: *Pfahlbaufieber. Von Antiquaren, Pfahlbaufischern, Altertümerhändlern und Pfahlbaumythen*. Beiträge zu „150 Jahre Pfahlbauforschung in der Schweiz“ (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 71). Zürich 2004.
- 2 Ein Beispiel für die Wahrnehmung römischer Funde auf Schweizer Boden im 17. und 18. Jahrhundert bietet Franz Ludwig Haller: *Kritische Nachricht von einem Manuskripte Hans Heinrich Zoller's, vormal. Quartier-Hauptmanns zu Zürich, in Gross Folio, welches auf der Bibliothek der Cisterzienser-Abtei St. Urban, im Kanton Luzern, befindlich ist*. In: *Allgemeiner litterarischer Anzeiger oder Annalen der gesammten Litteratur für die geschwinde Bekanntmachung verschiedener Nachrichten aus dem Gebiete der Gelehrsamkeit und Kunst*, Nr. 43 (11.4.1797), Sp. 449–452.
- 3 Salomon Vögelin: *Wer hat zuerst die römischen Inschriften in der Schweiz gesammelt und erklärt?* In: *Jahrbuch für schweizerische Geschichte* 11, 1886, S. 27–164. – *Über römische Münzen von Schweizer Fundorten aus Tschudis Besitz* s. Benedikt Zäch: *Aegidius Tschudi als Numismatiker*. In: Katharina Koller-Weiss und Christian Sieber (Hrsg.): *Aegidius Tschudi und seine Zeit*. Basel 2002, S. 209–236, hier S. 221–225.

einer bestehenden Siedlung war eine antiquarisch-philologische Herausforderung und verlangte eine subtile Kenntnis der antiken Autoren. Die epigrafische Interpretation römischer Inschriften blieb oft genug ungelöst und kontrovers diskutiert.

Der römische Ursprung vieler Schweizer Städte stand außer Frage. In diesem Bewusstsein erhob man in Basel 1528 den römischen Feldherrn L. Munatius Plancus zum Stadtpatron, so dargestellt in einem Wandgemälde und mithilfe einer gewagten Textkompilation von Beatus Rhenanus aus dem Werk des Volaterranus, der auch die Grabinschrift aus dem italienischen Gaeta publiziert hatte.⁴ In Zürich belegte Johann Caspar Hagenbuch 1749 anhand des neu entdeckten Grabsteins für L. Aelius Urbicus, dass Zürich in römischer Zeit Turicum, und nicht Tigurum hieß, man Cäsars tapfere Tiguriner also fortan nicht mehr ohne weiteres als Vorfahren der Zürcher Stadtbürger in Anspruch nehmen konnte.⁵

Die Schweizer Gelehrten konnten zu Beginn des 19. Jahrhunderts übergangslos auf eine zweihundertfünfzigjährige antiquarische Wissenstradition zurückgreifen. Römische Überreste auf Schweizer Boden warfen hinsichtlich ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung kaum Fragen auf.⁶ Demgegenüber waren Spuren der Helvetier selbst aus der Zeit vor der römischen Besetzung bedeutend schwieriger nachzuweisen. Welche sollten etwa die von Cäsar in *De bello Gallico* erwähnten zwölf Städte (oppida) der Helvetier gewesen sein? Der Historiker François Guillimat aus Fribourg identifizierte sie mit Aventicum, Vindonissa, Turicum, Tugium, Salodurum, Vitodurum, Aquae Helveticae, Ganodurum, Noidenolex, Eburodunum, Lausodunum und Nevidunum. Der altertumswissenschaftliche Berner Beamte und Archivar Franz Ludwig Haller von Königsfelden fand Guillimats Ortsliste 1812 zwar einleuchtend, hielt eine „mühsame Aufspürung und Bestimmung“ der Orte aber, wie der Lausanner Diakon Jean-Baptiste Plantin 150 Jahre vor ihm, für „allzu gewagt und beschwerlich.“⁷

Konkrete Spuren der helvetischen Städte vor den Römern fand Haller nur bei den antiken Autoren, „die Häuser nur von blossen Holz und Strauchwerk erbaut, die erstern selbst mit Palisaden verwahrt, überdiese noch mit einem Erdwall und schlechten Verschanzungen befestigt, und mit einem tiefen Graben umgeben“, später dann immer sehr fest mit Mauern aus Holz und Steinen befestigt, wie Cäsar bezeuge.⁸ Unter den Römern hätten dann „die Helvetier ihre Bauart immer mehr nach Italiänischem Geschmack“ verbessert. Abgesehen von den Villen seien ihre Privathäuser, auch unter römischer Herrschaft, einfache spurlos vergangene meist einstöckige Holzbauten gewesen, wie sich Haller selbst habe überzeugen können: man habe unter dem Schutt der alten helvetischen Städte von Ringmauern und Fundamenten abgesehen nur verhältnismäßig wenig Reste von Mauerwerk gefunden.⁹ Der bindende „Kitt“ des römischen Mauerwerks, wie Autoren des 18. Jahrhunderts Mörtel, Putze und Gussmauerwerk mit besonderen Zuschlagstoffen bezeichneten, habe hingegen eine außerordentliche Härte und Dauerhaftigkeit und eben diese Verkittung sei die Ursache dafür, dass die römischen Monumente „dem alles zermalmenden Zahne der Zeit sowohl als der feindlichen Zerstörungswuth“ trotzen.¹⁰

Haller, ein treuer Anhänger des Ancien Régime, sammelte Münzen, forschte und grub im römischen Vindonissa. Die meisten seiner archäologischen Beobachtungen machte er noch im 18. Jahrhundert. Sein weiteres Leben und seine Haltungen waren von den politischen Umbrüchen in der Schweiz nach der Französischen Revolution geprägt.¹¹

4 Peter Litwan: Stadtgründer, Stammvater, Patron oder doch nicht? Basler Inschriften, Darstellungen und Texte aus fast einem halben Jahrtausend zu L. Munatius Plancus. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 114, 2014, S. 235–259.

5 Urs B. Leu: Johann Caspar Hagenbuchs Entmythologisierung der schweizerischen Altertumskunde. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 124). Wiesbaden 2010, S. 369–391.

6 Cornelia Isler-Kerény: Römerbilder der Schweizer. In: Andres Furger, Cornelia Isler-Kerény, Stefanie Jacomet, Christian Russenberger, Jörg Schibler (Hrsg.): Die Schweiz zur Zeit der Römer. Multikulturelles Kräftespiel vom 1. bis 5. Jahrhundert (Archäologie und Kulturgeschichte der Schweiz 3). Zürich 2001, S. 293–303.

7 Franz Ludwig Haller von Königsfelden: Helvetien unter den Römern. Zweyter Theil: Topographie von Helvetien unter den Römern. Bern, Suhr 1812, S. 74–75.

8 Die prominente Textstelle zum Murus Gallicus: Bell. Gall. 7,23.

9 Vgl. Haller 1812 (Anm. 7), S. 71–72.

10 Haller 1812 (Anm. 7), S. 73.

11 Christian Holliger: Franz Ludwig Haller von Königsfelden. In: Brugger Neujahrsblätter 93, 1983, S. 51–64.

Im Vorwort zum ersten Band seines Hauptwerkes *Helvetien unter den Römern* beklagt Haller die Folgen der Helvetischen Republik für seine Forschungen, hätte sein Werk doch schon erscheinen können „ohne jenes, für Tausende von Schweizern überhaupt und für mich insbesondere so unglückliche Ereigniß, die Revolution von 1798, welcher ich, nebst vielem andern, auch den Verlust von verschiedenen mehr oder minder wichtigen Nachrichten und Alterthümern zuschreibe.“¹² 1799 hatte er in der Ostschweiz gegen die französischen Truppen gekämpft, war in Kriegsgefangenschaft geraten, aus der er 1800 wieder freikam. Nach dem Ende der Helvetischen Republik beschäftigte ihn die neue Berner Regierung der Restaurationszeit von 1804 bis 1820 als Archivar. In dieser Zeit konnte Haller sein Werk über das römische Helvetien fertigstellen. Seine 2.000 Stücke umfassende Münzsammlung, die in den Revolutionswirren verloren gegangen, dann aber wieder aufgetaucht war, übernahm die Stadt Bern gegen eine jährliche Rentenzahlung.¹³

Der zweite Band von *Helvetien unter den Römern* ist eine antiquarische Topografie, der Haller das römische Straßennetz zugrunde legte. Er zog dabei Beobachtungen des kenntnisreichen Berner Ingenieurs Abram-Henri Exchaquet heran, der die Chausseen im Kanton Bern neu hatte ausmessen, anlegen oder reparieren lassen, und der 1787 die Spuren römischer Straßen im Schweizer Mittelland zusammengestellt und publiziert hatte.¹⁴ Die Kantone Bern, Solothurn, die bisherige Grafschaft Baden, der Kanton Zürich und das Niederwallis wiesen demnach die meisten Spuren römischer Straßen auf.¹⁵

Haller nahm römische Inschriften und Mauerreste in Augenschein, die heute verloren sind. Er setzte sich philologisch und archäologisch mit Fundorten römischer Überreste im Schweizer Mittelland auseinander und überprüfte die Angaben älterer Autoren, auch was die Lesarten von Inschriften anging, kritisch und autoptisch. Haller ist damit ganz frühneuzeitlicher Antiquar: er kommentiert Geschichte, die schriftliche Überlieferung der antiken Autoren, mit archäologischen Sachüberresten seiner Heimat. Das Volk der Helvetier löst bei ihm keine nationale Parteinahme aus. Die Helvetische Republik, die mit ihrem Namen den von Cäsar bezeugten Freiheitsdrang und die Souveränität der antiken Helvetier berief, war Haller verhasst.

Nationale und internationale Anregungen

Der Zürcher Kirchenrat Salomon Vögelin hatte 1829 in seiner historischen Topografie des alten Zürich die von Johann Jakob Bodmer mitbegründete und seit 1762 bestehende Vaterländisch-historische Gesellschaft dazu aufgerufen, die bedrohten vaterländischen Altertümer zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu machen. Es wäre ein Verdienst um Vaterstadt und Kanton, einen Zweigverein zu bilden,¹⁶

„dergleichen Deutschland bereits mehrere hat: einen Verein zur Erforschung vaterländischer Alterthümer im weitesten Sinne des Wortes, so wie zur Erhaltung aller seiner Denkmäler, der beweglichen und unbeweglichen, der Schrift- und Kunstwerke.“

Drei Jahre später gehörte Vögelin zu den ersten Mitgliedern eines neuen Zürcher Altertumsvereins. Als Anlass für die Gründung der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer nahm eine Gruppe von sechs gebildeten Stadtbürgern, vier Pädagogen, einem Universitätsprofessor und einem Maler am 1. Juni 1832 die Entdeckung keltischer Grabhügel im Burghölzli durch Ferdinand Keller und deren Ausgrabung. Zur Hauptaufgabe hatte sich die Gesellschaft (die sich

12 An die Leser! In: Franz Ludwig Haller von Königsfelden: *Helvetien unter den Römern*. Erster Theil: Geschichte der Helvetier unter den Römern. Bern, Suhr 1811, [Bl. 4r].

13 Holliger 1983 (Anm. 11), S. 56.

14 Abram-Henri Exchaquet: [s. v.] *Chaussée Romaine*. In: Abram-Henri Exchaquet: *Dictionnaire des ponts et chaussées, contenant les règles de la construction, les usages, les ordonnances de police, & les arrêts qui concernent l'entretien des grands chemins; un tableau des chaussées que les Romains ont construites dans l'Helvétie, avec les autorités & les preuves, tirées des monuments de l'antiquité*. Lausanne 1787, S. 53–134.

15 Haller 1812 (Anm. 7), S. 77.

16 Salomon Vögelin: *Das alte Zürich historisch-topographisch dargestellt. Oder eine Wanderung durch dasselbe im Jahr 1504. Mit Erläuterungen und Nachträgen bis auf die neueste Zeit*. Zürich 1829, S. VI.

nach außen seit etwa 1836 Antiquarische Gesellschaft in Zürich, AGZ, nannte)¹⁷ die Erforschung der vorchristlichen Zeit und die Erhaltung und Bekanntmachung von Altertümern über Stadt und Kanton Zürich hinaus gemacht, angesichts der zunehmenden Zerstörung und der Ausfuhr von Altertümern außer Landes.¹⁸ Man rief dazu auf, dieses Anliegen aus Vaterlandsliebe zu unterstützen.¹⁹ Initiator und Präsident der AGZ war der studierte Theologe Ferdinand Keller, der 1831 von einem mehrjährigen Engländeraufenthalt zurückgekehrt und als Englischlehrer am Technischen Institut tätig war.²⁰

Nur wenig ist über Kellers Zeit in England aus publizierten Quellen zu ermitteln, das über die autobiografische Skizze in der Beilage zur Augsburger *Allgemeinen Zeitung* von 1881 hinausgeht.²¹ Auf einer Reise in die Schweiz 1825 hatte der englische Parlamentsabgeordnete Henry Seymour viel Gutes über das eidgenössische Erziehungswesen erfahren und Kellers Lehrer, den Philologen und Epigrafiker Johann Caspar von Orelli kennengelernt. Keller studierte zu dieser Zeit in Paris, wo er naturwissenschaftliche Vorlesungen an der Sorbonne und am Collège Royal hörte. Auf Orellis Empfehlung hin ging Keller von Paris nach England und hielt sich von 1826 bis 1831 als Hauslehrer von Seymours Sohn Henry Danby Seymour auf Knoyle House in Wiltshire und in London auf. In diesen Jahren bereiste Keller England und verlebte die Zeit in verschiedenen Herrenhäusern; weitere Reisen führten ihn an den Mittelrhein, nach Belgien und in die Niederlande.²² 1827 traf er in London auf den Zürcher Porträtmaler Johannes Notz, den er Seymour empfahl²³ und der später auch Keller porträtieren sollte. Noch in die Zeit von Kellers Engländeraufenthalt fällt seine vermutlich erste Publikation, eine Beschreibung des tragischen Lebens der englischen Königin Lady Jane Grey als Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich für 1831.²⁴

Im ersten Protokoll der AGZ von 1832 erwähnt Keller Stonehenge als rätselhaftes keltisches Monument. Die Grabhügel im Burghölzli ähnelten denen des Salisbury Plain, wie auch die Funde denjenigen in der Sammlung des Bankiers, Antiquars und Kunstsammlers Sir Richard Colt Hoare auf Stourhead in Wiltshire vergleichbar seien, die er mehrfach besucht habe.²⁵ Hoare, Kunstmäzen und Auftraggeber von Landschaftsmalern wie William Turner, hatte bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts hunderte von Grabhügeln in Wiltshire ausgraben lassen²⁶ und eine dreibändige, reich illustrierte archäologische Topografie der Grafschaft und ihren so bekannten Denkmälern wie Stonehenge, Avebury und Silbury Hill veröffentlicht, unter dem empirisch-antiquarischen Motto: „We speak from facts, not theory“.²⁷ Es ist wahrscheinlich, dass Keller das monumentale Werk des englischen Antiquars bei seinen Besuchen von

- 17 Lucas Wüthrich: Die „Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ (MAGZ). Bibliographische Hinweise zu den Mitteilungen 1837–1982. In: Antiquarische Gesellschaft in Zürich 1832–1982. Festgabe zum 150jährigen Bestehen. Zürich 1982, S. 122.
- 18 Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1, 1841, S. I–II.
- 19 Ferdinand Keller: Vorwort. In: Ferdinand Keller: Die keltischen Grabhügel im Burghölzli und die Gräber auf der Forch. Zürich 1837, S. [1] (Zugl. in: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1, 1841, S. [1]).
- 20 [J. Baechtold:] Dr. Ferdinand Keller. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 210, 29.7.1881. – Gerold Meyer von Knonau: Lebensabriss des Stifters der Gesellschaft Dr. Ferdinand Keller. Denkschrift zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Antiquarischen Gesellschaft. Zürich 1882, S. 1–39. – Die Gründungs- und Wirkungsgeschichte der AGZ ist umfassend und zumeist affirmativ dokumentiert. Vgl. u. a. Peter Ziegler: Die Antiquarische Gesellschaft als Wegbereiterin kultureller Unternehmungen. In: Antiquarische Gesellschaft in Zürich 1832–1982. Festgabe zum 150jährigen Bestehen. Zürich 1982, S. 9.
- 21 Baechtold 1881 (Anm. 20). Ferner Martin Trachsel: „Ein neuer Kolumbus“. Ferdinand Kellers Entdeckung einer Welt jenseits der Geschichtsschreibung. In: Pfahlbaufieber. Von Antiquaren, Pfahlbaufischern, Altertümerhändlern und Pfahlbaumythen. Beiträge zu „150 Jahre Pfahlbauforschung in der Schweiz“ (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 71). Zürich 2004, S. 12.
- 22 Trachsel 2004 (Anm. 21), S. 12, nach Quellen im Archiv der AGZ.
- 23 Das Leben des Porträtmalers Johannes Notz von Zürich. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1864, N.F. 24. Zürich [1863], S. 6.
- 24 [Ferdinand Keller:] Leben der Johanna Grey. Der Zürcherischen Jugend auf das Neujahr 1831 von der Stadtbibliothek. [Zürich 1830].
- 25 Georg Finsler: Geschichte der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich. In: Denkschrift zu fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Zürich 1882, hier S. 43. – Anton Largiadèr: Hundert Jahre Antiquarische Gesellschaft in Zürich 1832–1932. Zürich 1932, S. 18–19.
- 26 Richard Colt Hoare: Tumuli Wiltunenses; a guide to the barrows of the Plains of Stonehenge. Shaftesbury 1829. – Kenneth Woodbridge: Landscape and Antiquity. Aspects of English Culture at Stourhead 1718 to 1838. Oxford 1970, S. 187–217.
- 27 Richard Colt Hoare: The Ancient History of South Wiltshire. London 1812. – The Ancient History of North Wiltshire. London 1819. – The Ancient History of Wiltshire, Roman Period. London 1821.

Hoares Altertümersammlung auf Stourhead, das nur wenige Kilometer von Knoyle House entfernt liegt, zu Gesicht bekommen hat. Zwanzig Jahre später wird Keller schanzenartige Grabhügel am Huser See, in Trüllikon und Dörflingen mit Hoares Typ des „Long Barrow“, die nur Skelette enthielten, vergleichen.²⁸

Anlässlich des 100jährigen Bestehens der AGZ 1932 vermutete Anton Largiadèr, dass Ferdinand Keller die Anregung für die Vereinsgründung und für die Herausgabe der *Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft (MAGZ)* in England erhalten habe. Er sah Ähnlichkeiten zwischen den Statuten der AGZ und der Society of Antiquaries in London, zwischen den Illustrationen in der *Archaeologia* und den *Mitteilungen* der AGZ, verwies aber auch auf die regen Beziehungen Kellers zu englischen Gelehrten.²⁹ Zweifellos hatte das Entdeckungserlebnis im Burghölzli die bei Keller noch frischen Erinnerungen an die Geländedenkmale und Antiquare Englands geweckt. Wie der Appell Salomon Vögels an die Vaterländisch-historische Gesellschaft von 1829 zeigt, fiel Kellers Initiative auf bereits fruchtbaren Boden. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass Keller die Londoner Society of Antiquaries als Vorbild für die AGZ, ihre Zeitschrift *Archaeologia* als Vorbild für die *MAGZ* wählte.

Vielmehr deutet einiges darauf hin, dass man bei der Vereinsgründung an das Zürcher Sozietätswesen und seine Publikationsgepflogenheiten anknüpfte. Keller (der 1819 unter den Gründern des Zofingervereins gewesen war, einer liberalen Studentenverbindung mit nationalen Zielen) wurde nach seiner Rückkehr in die Schweiz 1831 „durch Liebhaberey zu den Naturwissenschaften“ Mitglied der seit 1746 bestehenden Zürcher Naturforschenden Gesellschaft, die ihrerseits Neujahrsblätter herausgab.³⁰ Kellers naturwissenschaftliche Vorträge und Publikationen datieren aus seiner Zeit als Aktuar der Naturforschenden Gesellschaft zwischen 1835 und 1843, laufen also parallel zu seinen ersten archäologischen Untersuchungen nach dem Englandaufenthalt.

Der Beschluss über die Erscheinungsweise der *Mitteilungen der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer* war erst im September 1836 gefasst worden,

„und zwar erschienen seitdem aus lokalen Gründen die regelmässigen Mittheilungen als sogenannte Neujahrsstücke, ausser welchen die Gesellschaft, wenn Stoff vorhanden ist und ihre Kräfte es erlauben, auch anderweitige antiquarische Arbeiten zu beliebiger Zeit durch den Druck veröffentlichen.“³¹

Die ersten *Mitteilungen* folgten also ganz bewusst der traditionellen Erscheinungsweise anderer Zürcher Periodika.³² Die ersten fünf Neujahrsstücke von 1837 bis 1841 wurden mit vier weiteren Publikationen im ersten Band der *Mitteilungen* der AGZ zusammengefasst.

Zu diskutieren wäre, inwieweit die neu gegründete AGZ konkret an Inhalte anknüpfte, die von aufgeklärten Zürcher Sozietäten gepflegt wurden. Norberto Gramaccini ist der Ansicht, dass die Bestrebungen der seit 1769 aktiven Cosmographischen Gesellschaft³³ und das zwischen 1773 und 1783 erschienene Tafelwerk *Merckwürdige Ueberbleibsel von alter Thümmeren an verschiedenen Orthen der Eydtenosschafft* von Johannes Müller und David von Moos der AGZ und deren *Mitteilungen* vorgriffen: „Was also im 18. Jahrhundert einen kleinen Kreis von Liebhabern und Freunden beschäftigt hatte, wurde jetzt zum öffentlichen Anliegen erklärt.“³⁴

28 Ferdinand Keller: Beschreibung der helvetischen Heidengräber und Todtenhügel, welche seit dem Jahre 1836 eröffnet worden. In: *Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich* 3, 1846–1847, S. 24–25; vgl. dazu Hoare 1812 (Anm. 27), S. 20 (mit Taf.); Hoare 1829 (Anm. 26), S. 5.

29 Largiadèr 1932 (Anm. 25), S. 18–19, auch S. 32.

30 Bericht über die Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich vom Ende Aprils 1831 bis Ende März 1832. Zürich 1832, S. 63. – Emil Erne: Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz. Zürich 1989, S. 135–143.

31 *Mitteilungen der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer* 1, 1841, S. III. – Zu Erscheinungsweise und Bibliografie der *Mitteilungen* der AGZ umfassend Wüthrich (Anm. 17), S. 122–124.

32 Vgl. Largiadèr 1932 (Anm. 25), S. 40.

33 Erne 1989 (Anm. 30), S. 116–118.

34 Norberto Gramaccini: Das Bildgedächtnis der Schweiz. Die helvetischen Altertümer (1773–1783) von Johannes Müller und David von Moos. Basel 2012, S. 26 und 37. – Gramaccini übernimmt ansonsten die Vermutung Largiadèrs, Keller habe die AGZ nach dem Vorbild der *Society of Antiquaries* gegründet, ebenso Marc-Antoine Kaeser: Antiquare, Pfahlbauten und die Entstehung der urgeschichtlichen Wissenschaft: Die nationale und internationale Ausstrahlung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. In: Pfahlbaufieber. Von Antiquaren, Pfahlbauforschern, Altertümerhändlern und Pfahlbaumythen. Beiträge zu „150 Jahre Pfahlbauforschung in der Schweiz“ (*Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich* 71). Zürich 2004, S. 128.

Einen weiteren Versuch zu einem antiquarischen Tafelwerk für die Schweiz hatte der junge österreichische Philologe Joseph von Bergmann schon 1823/24 unternommen, als er kurz nach Abschluss seines Studiums den ersten Jahrgang seiner *Alterthümer und historische Merkwürdigkeiten der Schweiz in Abbildungen und kurzen Erläuterungen* in Bern drucken ließ. Es enthielt, neben 23 lithografierten Tafeln mit Abbildungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Altertümer, jeweils nur eine lithografierte Tafel mit „Alterthümer[n] aus dem früheren Helvetien“ und Römische[n] Alterthümer[n] aus dem Museum in Bern“.³⁵ Zu den römischen Altertümern erklärte Bergmann:

„Seit einer geraumen Zeit schon entbehrt die Schweiz eines Kenners römischer Antiquitäten, der da sammelte und öffentlich erklärte, was theils von frühern Antiquaren noch unbeachtet blieb, theils in neuern Zeiten erst zum Vorschein gekommen.“³⁶

Ein weiterer Jahrgang war bereits angekündigt, doch kam das Tafelwerk nicht über den ersten Jahrgang hinaus.

Während die *Helvetischen Altertümer* Müllers und von Moos' eine Folge von 277 Kupferstichabbildungen römischer, mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Altertümer mit kurzen erläuternden Texten enthielten, die lediglich nach älteren grafischen Vorlagen und nicht nach den Originalobjekten gestochen waren, setzten die teils handkolorierten lithografierten Tafeln in den *MAGZ* einen weit aus höheren Standard, was die originalgetreue Abbildung der Altertumsgegenstände betraf.³⁷ Auch formal sind die *MAGZ* nicht vergleichbar: einzelne monografische Arbeiten erschienen hier in einer farbigen Verlagsbroschur und mit eigenem Titelblatt zunächst als Folge von Neujahrsblättern. Der jährlich erscheinende Band der *Archaeologia*, der Zeitschrift der Londoner Society of Antiquaries, enthielt hingegen unselbstständige Aufsätze. Verbindendes Merkmal zu den *MAGZ* mag lediglich die Form der meist auf einen Fund- oder Standort bezogenen antiquarischen Fallstudie als Abhandlung oder „tract“, als „account“, „observation“ oder „survey“ sein. Keller nutzte demnach die bewährte Publikationsform der Neujahrsblätter und adaptierte nicht ein englisches Vorbild.

Was Keller in England sehr wahrscheinlich mit eigenen Augen sah, war die Ausgrabung von Grabhügeln, wie sie William Cunningham und Richard Colt Hoare praktizierten.³⁸ Während seiner Zeit als Hauslehrer bei Henry Seymour auf Knoyle House und in London wird Keller Einblick in das Milieu der englischen Antiquare bekommen haben, die noch ganz in der Tradition des späten 18. Jahrhunderts standen. Antike Ruinen und prähistorische Geländedenkmale wurden von diesen wohlhabenden Connaisseurs als ästhetische Elemente in der Landschaft wahrgenommen und als nachempfundene künstliche Versatzstücke auch in den Landschaftsgarten integriert.³⁹

Resultat einer solchen künstlerischen Wahrnehmung von Geländedenkmälern, wie sie sich in England seit dem 18. Jahrhundert herausgebildet hatte, mag auch die qualitätvolle Aquatinta sein, die dem ersten Heft der *MAGZ* von 1837 beigegeben wurde (Abb. 1). Eine vergleichbare Landschaftsdarstellung ist nie wieder in den *MAGZ* erschienen. Der Blick über den Zürichsee zeigt im Vordergrund die keltischen Grabhügel im Burghölzli, eingebettet in die Landschaft wie antike Ruinen, mit Wildtieren und uralten mächtigen Eichen als Staffage. Die Stadtbebauung Zürichs fehlt.⁴⁰ Es handelt sich bei der idealisierten, klassizistisch anmutenden Landschaftsdarstellung nicht um eine zeitgenössische Vedute des Zürichsees mit heidnischen Geländedenkmälern, sondern offensichtlich um ein konstruiertes Lebensbild aus heidnischer Vorzeit, weit vor Gründung der Stadt. Künstlerische Anverwandlung von Naturwahrheit, der vorgestellten prähistorischen Voralpenlandschaft, ist hier Absicht. Die Aquatinta wurde von dem in Paris lebenden Zürcher Stecher Lukas Weber geschaffen. Er gehörte „zu den geschicktern Aetzkünstlern und hat auch in der landschaftlichen Oelmalerei sich nebenbei Kenntnisse erworben.“⁴¹

35 Joseph von Bergmann: *Alterthümer und historische Merkwürdigkeiten der Schweiz in Abbildungen und kurzen Erläuterungen*. Bern 1823/24, Taf. V und X.

36 Bergmann 1823/24 (Anm. 35), S. 12.

37 Gramaccini 2012 (Anm. 34), S. 38–40.

38 Hoare 1829 (Anm. 26).

39 Woodbridge 1970 (Anm. 26).

40 Vgl. auch die Ansicht von F. Schmid von 1832 in Kaeser 2004 (Anm. 34), S. 125, Abb. 1.

41 Wilhelm Füssli: *Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Skulptur und Malerei*. Bd. 1. Zürich, Winterthur 1842, S. 159.



Abb. 1 Grabhügel im Wald mit Blick auf den Zürichsee, Lukas Weber (Entwurf H. Ziegler), Aquatinta. Beilage zu den Mittheilungen der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer 1, 1837

Welche Verbindungen nach England pflegte Keller nach seiner Rückkehr in die Schweiz 1831(?) Henry Seymour blieb Keller offenbar verbunden und wird 1844 unter den Ehrenmitgliedern bzw. korrespondierenden Mitglieder der AGZ geführt,⁴² 1852 dann auch Kellers ehemaliger Zögling Henry Danby Seymour.⁴³ Vater und Sohn Seymour waren schon 1838 Mitglieder der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft.⁴⁴ Verbindungen Kellers zur Society of Antiquaries in London werden erst in den 1840er Jahren publik. 1841 schenkte Keller der Londoner Gesellschaft den ersten Band der *MAGZ*,⁴⁵ 1844 dann seine Publikation über den St. Galler Klosterplan.⁴⁶ Am 1. Mai 1845 wird in der Society of Antiquaries ein französischer Brief Kellers an ihren Sekretär Henry Ellis verlesen, zum Motiv des Hahns auf gallischen Münzen,⁴⁷ sowie „Explanation of an obscure Passage in Shakespeare’s Hamlet“, von Keller in deutscher Sprache eingesandt und ins Englische übersetzt.⁴⁸ Keller ist stolz, den englischen Fellows seine archäologische Interpretation einer Textstelle in *Hamlet*, 5. Akt, 1. Szene, dem Begräbnis Ophelias, mitteilen zu können. Bei einem so

42 Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 2, 1844, S. V.

43 Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 5, 1852, S. IV.

44 Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 23, 1838, S. 38.

45 *Archaeologia: or, miscellaneous tracts relating to antiquity* 29, 1842, S. 439.

46 *Archaeologia: or, miscellaneous tracts relating to antiquity* 31, 1846, S. 531.

47 On the Cock as depicted on upon the ancient Gallic Coins. In: *Archaeologia: or, miscellaneous tracts relating to antiquity* 31, 1846, S. 500–502. – Vgl. *Proceedings of the Society of Antiquaries of London*, 1, 1843–1849, S. 89–90.

48 *Archaeologia: or, miscellaneous tracts relating to antiquity* 31, 1846, S. 502–503. – Vgl. *Proceedings of the Society of Antiquaries of London*, 1, 1843–1849, S. 89.

zweifelhaften Tod, so der Priester zu Ophelias Bruder Laertes, müssten eigentlich Scherben und Kieselsteine auf die Leiche der mutmaßlichen Selbstmörderin geworfen werden, und doch würden nun Blumen gestreut. Scherben und Kieselsteine – Befunde dieser Art meint Keller in Grabhügeln beobachtet zu haben und er vermutet, Shakespeare habe mit der Niederschrift dieser Textstelle einen alten heidnischen Begräbnisbrauch überliefert, der damals in England beim Begräbnis von Selbstmördern noch üblich gewesen sei.⁴⁹ Die regen Beziehungen Kellers zu englischen Gelehrten, auf die Largiardèr hinwies,⁵⁰ und eigene Veröffentlichungen Kellers in englischer Sprache setzen erst in den 1850er Jahren und intensiv nach der Pfahlbautendeckung 1854 ein. Erst 1860, als renommiertes Altertumswissenschaftler und Entdecker der Pfahlbauten, wird Keller am 6. Dezember zum Honorary Fellow der Society of Antiquaries gewählt.⁵¹

Völkerspuren: Tatsachen und Augenschein

Kellers Aktivitäten zeigten Wirkung. Die Publikation der Grabhügel aus dem Burghölzli 1837 war wohl die erste in der Schweiz, die prähistorische vorrömische Altertümer betraf. Ein anonym Autor betrachtete 1844 in der Zeitschrift *Neue Helvetia* die Schweizer Altertumskunde aus der Binnenperspektive: ihr Wetteifer sei erst nach der allgemeinen Anregung antiquarischer Studien und der Gründung von Altertumsvereinen in Deutschland erwacht. Die Bilanz nach Gründung der AGZ 1832 fällt positiv aus:⁵²

„Man glaubte früherhin, daß entweder gar keine keltischen Denkmäler mehr vorhanden seien, oder daß sich dieselben von den römischen Alterthümern nicht unterscheiden lassen, oder daß Alles, was man keltisch nenne, allemannisch sei. Allein das Sichten und Ordnen, das Auseinanderhalten fremdartiger, nicht zusammengehöriger Gegenstände hat Licht in das Dunkel gebracht. Die arge Begriffsverwirrung entstand vorzüglich dadurch, daß die Gegenstände verschiedener Fundorte durcheinander geworfen, daß keltische, römische und allemannische Alterthümer vermischt wurden. Die vielen Ausgrabungen dagegen, welche in der neuesten Zeit mit Sorgfalt und wissenschaftlichem Interesse geleitet wurden, haben endlich dahin geführt, keltische Gegenstände von den übrigen zu unterscheiden.“

Das Studium der keltischen Altertümer habe durch die neueren antiquarischen Bestrebungen gewonnen. Die keltischen Gegenstände hätten „einen innern Zusammenhang, einen nationalen Typus; man sieht, daß sie Einem Volk angehören“. Die Entwicklung dieses gebildeten Volkes sei wahrscheinlich durch die höherstehende Zivilisation der Römer unterbrochen worden.⁵³

Anhand von zwei Befundkategorien, Überresten römischer Kultur und Totenhügeln, hatte Ferdinand Keller 1837 die wissenschaftliche Bedeutung archäologischer Funde zusammengefasst: die Ausgrabung römischer Überreste lieferten Tatsachen für die Geschichte von Orten und Gegenden. Grabhügel gäben hingegen Auskunft, wie die frühesten Bewohner Helvetiens zu Lebzeiten gekleidet und bewaffnet waren. Sie ermöglichten es, durch Vergleich mit deutschen und französischen Funden Sittenverwandtschaft zu untersuchen.⁵⁴ Trotz Abweichungen in Beigaben und Grabbau seien die bisher in der Schweiz gefundenen Gräber als diejenigen eines Volkes zu betrachten,⁵⁵

„und da überdiess ein scharfsinniger Anatom uns versichert hat, dass die in den Gräbern aufgehobenen Schädel einander ganz gleichen und offenbar der nämlichen Nation angehören, so betrachten wir, bis zu Eröffnung ähnlicher Denkmale, diese Hügel als die aus verschiedenen Zeiten herrührenden Begräbnissorte des nämlichen Volkes.“

49 Ferdinand Keller: Allgemeine Bemerkungen über die Heidengräber in der Schweiz, vgl. darin das Kapitel: Scherben, Kieselsteine und Kohlen in den Gräbern und Grabhügeln. In: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 3, 1846–1847, hier S. 65.

50 Largiardèr 1932 (Anm. 25).

51 Proceedings of the Society of Antiquaries of London, 2nd Series, vol. 1, 1859–1861, S. 263.

52 Die antiquarischen Bestrebungen in der Schweiz. In: Neue Helvetia. Eine schweizerische Monatsschrift, Bd. 2 (1844), S. 240–246, hier S. 242.

53 Die antiquarischen Bestrebungen in der Schweiz (Anm. 52).

54 Keller 1837 (Anm. 19)

55 Keller 1837 (Anm. 19), S. 7.

Drei kulturell, abstammungsgeschichtlich und sprachlich unterschiedliche Völker hätten, so Keller, nacheinander das nördliche Alpenvorland bewohnt: ein Volk der keltischen Nation, Alemannen und Burgunder. Da die Römer als Erbauer der Grabstätten ausschieden und diese nicht christlich seien, kämen nur noch Alemannen und Kelten in Betracht. Keller kommt zu dem Schluss, dass die Grabhügel von Kelten vor der römischen Eroberung errichtet worden seien. Dafür spräche auch ihre Lage, hätten doch die Druiden stets die schönsten und imposantesten Standpunkte für ihre heiligen Gebräuche ausgewählt (vgl. Abb. 1).⁵⁶

Die populäre ethnische Deutung der 1840er Jahre – uniforme keltische Kultur vs. römische Zivilisation – war allerdings auch unter den Schweizer Gelehrten nicht unumstritten. Ausgangspunkt der Kontroversen waren immer Grabfunde, über deren relative Datierung (vor- oder nach-römisch) oft Unklarheit herrschte. Bevor sich die Theorie des Dreiperiodensystems von Christian Jürgensen Thomsens (1836) als richtig erwiesen hatte, gab es keine relativchronologischen Anhaltspunkte für Funde aus Zeiten jenseits schriftlicher Überlieferung.⁵⁷ Aus heutiger Sicht wurden unterschiedliche Bestattungssitten und unterschiedliche materielle Kultur, eisenzeitliche Grabhügel und frühmittelalterliche Reihengräber nicht klar voneinander unterschieden. Absolute Datierungen wurden möglich, sobald römische oder frühmittelalterliche Münzfunde im Kontext der Grabbeigaben wahrgenommen wurden.

Ferdinand Keller favorisierte ein keltisches Urvolk auf dem Boden der Schweiz gegenüber germanischen Stämmen, die von deutschen Gelehrten hinter verschiedenen Grabfunden gesehen wurden. Einig sah er sich darin mit dem Freiburger Moraltheologen und Historiker Heinrich Schreiber, der seit 1840 mit dem Sinsheimer Stadtpfarrer Karl Wilhelmi und dem radikalnationalistischen Brüderpaar Wilhelm und Ludwig Lindenschmit aus Mainz den Kampf um die ethnischen Vorfahren der Deutschen ausfocht, von Kelten (wie Schreiber meinte) oder Germanen (wie Wilhelmi und die beiden Lindenschmits zu beweisen suchten).⁵⁸ Auseinandersetzungen, wie die hitzige Debatte zwischen „Keltomanen“ und „Germanomanen“, sind für die Wissenschaftsgeschichte aufschlussreich, in diesem Fall für die Frage, inwieweit der Nationsdiskurs in Südwestdeutschland und der Schweiz Auswirkungen auf die Deutung archäologischer Funde durch gebildete Eliten hatte und warum.⁵⁹ Die römische Vergangenheit war schriftlich überliefert, in materieller Konkretheit auch in Mauerresten, Münzen, Inschriften und Gräbern. Die vorrömische helvetische Vergangenheit war nur aus antiken Quellen, am prominentesten aus Cäsars *De bello Gallico* bekannt. Materielle Hinterlassenschaften der keltischen Helvetier zuverlässig zu bestimmen war daher die Aufgabe, die sich Gelehrte wie Ferdinand Keller bis zur Jahrhundertmitte mit Leidenschaft zum Ziel gesetzt hatten.

Die Diskussion um die ethnische Interpretation des Reihengräberfeldes von Bel-Air bei Lausanne zeigt, welche Bedeutung man der Volkszugehörigkeit der Bestatteten beimaß und wie sich die deutsche Wissenschaftskontroverse um Kelten und Germanen bis in die Romandie auswirkte. Frédéric Troyon, Student der Theologie aus Cheseaux bei Lausanne und später Privatier, hatte 1838 auf dem Grund des väterlichen Gutes Bel-Air ein (wie man heute weiß frühmittelalterliches) Gräberfeld entdeckt.⁶⁰ Vermutlich nach der Lektüre von Schriften seines Förderers Louis Vulliemin sah Troyon 1838 in den Bestatteten Burgunder. Ferdinand Keller ließ Troyon im selben Jahr auf die typologische Ähnlichkeit von Beigaben und Grabbauten mit denen des Reihengräberfeldes von Ebringen bei Freiburg hinweisen, die Heinrich Schreiber 1826 den Kelten zugewiesen hatte.⁶¹ 1838

56 Keller 1837 (Anm. 19), S. 7.

57 Kasper Risbjerg Eskildsen: The Language of Objects: Christian Jürgensen Thomsen's Science of the Past. In: *Isis* 102, 2012, S. 24–53.

58 Zum Briefwechsel Keller – Schreiber s. Friedrich Garscha: Heinrich Schreiber und die oberrheinische Geschichtsforschung im 19. Jahrhundert. In: Horst Kirchner (Hrsg.): *Ur- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft. Festschrift Ernst Wahle*. Heidelberg 1950, S. 3–18.

59 Dietrich Hakelberg: Nationalismus einer Elite. „Heidnisches Teutschland“ und „vaterländische Alterthumskunde“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Elisabeth Vogel, Wolfram Lutterer, Antonia Napp (Hrsg.): *Zwischen Ausgrenzung und Hybridisierung. Zur Konstruktion von Identitäten aus kulturwissenschaftlicher Perspektive (Identitäten und Alteritäten 14)*. Würzburg 2003, S. 15–35, hier S. 22–29.

60 Werner Leitz: *Das Gräberfeld von Bel-Air bei Lausanne. Frédéric Troyon und die Anfänge der Frühmittelalterarchäologie*. Lausanne 2002, S. 15–43.

61 Heinrich Schreiber: *Die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau*. Freiburg i.Br. 1826.

meinte Keller jedoch noch, dass die Gräber von Bel-Air von den Franken herrührten.⁶² Unter dem Eindruck der Kontroverse zwischen „Keltomanen“ und „Germanomanen“ gewannen das Gräberfeld von Bel-Air und seine ethnische Bestimmung für Keller an Bedeutung. Er änderte 1840 seine Meinung, versuchte die Seite der Keltomanen zu stärken und nahm die Gräber für die keltischen Helvetier in Anspruch.⁶³ Kellers Autorität überzeugte den jungen Troyon, der diese Deutung übernahm, zumal sie begründbar erschien: da sich keine Spuren römischer Kunst in den Gräbern von Bel-Air fänden, seien diese mithin vor die römische Fremdherrschaft („la domination de l'étranger dans ce pays“) zu datieren, wie auch der Flurname „Cheseaux“ keltisch sei. Troyons Bericht erschien 1841 in den *MAGZ*.⁶⁴ Keller bekräftigte 1842 in einem Brief an Troyon noch einmal:⁶⁵

Sie wissen, die Deutschen sind sämtlich enthusiastische Verehrer des germanischen Alterthums. Sie zürnen uns, wenn wir in Helvetien helvetische Alterthümer finden wollen.

Nach der Entdeckung eines Grabes mit neun Münzen Karls des Großen in Bel-Air 1843 begann Troyon, seine ethnische Deutung und seine Datierung zu revidieren. Nachdem auch in Augst merowingergezeitliche Gräber entdeckt worden waren, besuchte Troyon im Rahmen einer Bildungsreise archäologische Stätten und Sammlungen Südwestdeutschlands, so auch das Gräberfeld von Nordendorf nördlich von Augsburg. Er bildete sich nun durch die Autopsie von Vergleichsfunden eine eigene Meinung, datierte die Gräber mit den auffälligen typologischen Gemeinsamkeiten in Grabbau und Beigaben (insbesondere den Fibeln) in das Frühmittelalter und interpretierte sie als Bestattungen von Burgunden, Alemannen und Franken.⁶⁶

Hatten in Bel-Air Münzfunde Kellers keltizistische Thesen ins Wanken gebracht, bestätigten sie ihn in einem anderen singulären Fall. Eine 1842 in einem reichen latènezeitlichen Grab in Horgen gefundene Goldmünze erregte aufgrund der winzigen Abbildung eines stilisierten Hahnes besondere Aufmerksamkeit. Keller konnte für den Viertelstater mit dem gallischen Nationalsymbol eine vorrömische Datierung von 330–260 v. Chr. aus der zeitgenössischen numismatischen Literatur entnehmen. Er gab eine Mitteilung über den Fund mit dem Titel *Der Hahn auf den keltischen Goldmünzen Helvetiens* an die Presse, hier an das in Tübingen bei Cotta erscheinende *Morgenblatt für gebildete Leser*. Es stünde demnach außer Zweifel, dass sich ein helvetischer Stamm den Hahn zum Feldzeichen gewählt habe und vergleichbare Gräber von Kelten, und nicht von Germanen erbaut worden seien.⁶⁷

Der schwärmerisch für die Sache der Kelten schreibende liberale katholische Priester und Lehrer Johann Baptist Brosi aus Solothurn trug zur Popularisierung des Keltenbildes in der Schweiz bei. Nach dem Sonderbundskrieg 1848 propagierte Brosi die keltischen Volkstugenden. Die Kelten seien das Urvolk der europäischen Nationen und für ihren Sinn für „vernünftige, fortschreitende Freiheit“ bekannt. Dieser werde sich immer geltend machen in Ländern, in denen der ursprüngliche Stamm ein keltischer sei.⁶⁸ Den Römern sei es nicht gelungen, das „keltische Element der gesetzlichen Freiheit“ zu vertilgen.⁶⁹

62 Leitz 2002 (Anm. 60), S. 17–18.

63 Leitz 2002 (Anm. 60), S. 22–23.

64 Frédéric Troyon: Description des tombeaux de Bel-Air près Cheseaux sur Lausanne. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1, 1841, S. 9.

65 Keller an Troyon, Zürich 29.06.1842. Zitiert nach Leitz 2002 (Anm. 60), S. 26.

66 Leitz 2002 (Anm. 60), S. 29–33.

67 Erschienen unter: Keltische Gräber in Helvetien. In: Morgenblatt für gebildete Leser, 39. Jg., Nr. 69 (21.3.1845), S. 273–274; Nr. 70 (22.3.1845), S. 278–279. – Vgl. dazu: Heidnisches Grab in Horgen bei Zürich. In: Ferdinand Keller: Beschreibung der helvetischen Heidengräber und Todenhügel, welche seit dem Jahre 1836 eröffnet worden. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 3, 1846–1847, S. 11–13, mit Taf. I (H).

68 Johann Baptist Brosi: Kelten und Althelvetier. Ein Beitrag zur älteren Geschichte der Schweiz. Solothurn 1851, S. VIII.

69 Johann Baptist Brosi: Römische Alterthümer in Winicon. In: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz 7, 1851, S. 23.

Archäologie am Rande liberaler Pädagogik

In einem Schulbuch von 1773, der *Unterredung von den Geschichten der Stadt Zürich* von Johann Jakob Bodmer, standen die Helvetier am Anfang der Geschichte. Sie lernten Künste und Wissenschaften von den Römern, deren Hinterlassenschaften auch noch nach 1.700 Jahren in der Schweiz vorhanden waren.⁷⁰ Das tapfere Volk der Helvetier aber, so heißt es im *Neujahrsblatt der Brugger Bezirks-gesellschaft für vaterländische Cultur* für 1820, sei⁷¹

„der Nachwelt achtungswerth auch noch bey seinem Falle, durch den Hochsinn, womit jeder Einzelne zur Rettung des gemeinen Wesens seine letzte Kraft aufbot: übrigens noch weit zurück in allen Künsten, die das menschliche Leben veredeln und verschönern können.“

Erst die Römer, das stand schon vor der helvetischen Revolution fest, hatten dem Land Kultur gebracht.

Im Kanton Luzern gewannen nach der Verfassungsreform von 1830 Naturwissenschaften und vaterländische Geschichte im Zeichen aufgeklärt-liberaler und antiklerikaler Schulpolitik für das höhere Bildungswesen an Bedeutung. Am Beispiel des Luzerner Pädagogen Joseph August Isaak lässt sich zeigen, wie in einem Zusammenspiel von Privatinteressen engagierter ortskundiger Gelehrter, die als Lehrer, Pfarrer oder Mediziner tätig waren, und dem Erziehungsrat als staatlicher Behörde neue archäologische Erkenntnisse über Helvetien unter den Römern gewonnen wurden. Der junge Isaak war seit 1826 Lehrer an der Bezirksschule in Zurzach und entdeckte 1829 zusammen mit dem Zurzacher Arzt und Politiker Udalrich Josef Schaufelbühl die römische Siedlung von Koblenz im Aargau. 42 römische Ziegel mit den Stempeln in Vindonissa stationierter Legionen aus der Sammlung Schaufelbühls brachte Isaak später der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich zur Kenntnis.⁷²

Nach einer ersten Verfassungsänderung im Kanton Luzern 1829 war dort im Januar 1831 eine neue liberale Verfassung eingeführt worden.⁷³ Das Erziehungsgesetz von 1830, einem Kompromiss zwischen konservativen und liberalen Interessen, unterstellte das staatliche Schulwesen dem durch die Regierung gewählten Erziehungsrat. Konservative Lehrer wurden in der Folgezeit durch aufgeklärte liberale Pädagogen ersetzt. So wurde auch Joseph August Isaak zum Schuljahr 1831/32 auf die Lehrstelle für die Fächer Mathematik und Griechisch am Luzerner Lyzeum gewählt⁷⁴ und wechselte vom Rhein an den Vierwaldstätter See.

Schon 1827, nach der Entdeckung römischer Altertümer in Dagmersellen, hatte die Luzerner Regierung den Oberamtmann Christoph Rüttimann von Willisau mit Nachforschungen beauftragt. Nachdem sie dessen Bericht entgegengenommen hatte, überwies sie die Angelegenheit an den Erziehungsrat des Kantons, wo sie vermutlich liegen blieb. Erst sieben Jahre später, 1835, ergriff der Erziehungsrat unter seinem neuen Präsidenten, dem liberalen und antiklerikalen Politiker Franz Ludwig Schnyder,⁷⁵ die Initiative und wandte sich an den für seine Passion inzwischen bekannten Altertumsforscher Isaak, beauftragte diesen offiziell mit archäologischen Nachforschungen im Kanton und bat ihn, fallweise über seine Beobachtungen zu berichten. Nachgrabungen wurden in Isaaks Ermessen gestellt, um ältere Fundberichte zu überprüfen und zumindest herauszufinden, ob die Altertümer zur Kenntnis der Landesgeschichte beitrügen.⁷⁶ Isaak berichtete zwischen

70 Gramaccini 2012 (Anm. 34), S. 12.

71 Helvetiens Urgeschichte. Neujahrsblatt, der aargauischen Jugend geweiht von der Brugger Bezirks-gesellschaft für vaterländische Cultur, 1820. [Brugg 1819], S. 22.

72 Augustin Keller: Joseph August Isaak, gewes. Lehrer und Rektor der Bez. Schule in Zurzach, sowie Schulinspektor und Lehrerkonferenzdirektor des Bezirks Zurzach. Ein Lebensbild zur dankbaren Erinnerung an den Verewigten. Baden 1856, S. 9. – Zu den gestempelten Ziegeln: *Inscriptiones Confoederationis Helveticae Latinae*. Hrg. von Theodor Mommsen (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 10). Zürich 1854, S. 79.

73 Heidi Brossard-Borner: Im Bann der Revolution. Der Kanton Luzern 1798–1831/50 (Luzerner historische Veröffentlichungen 34). Luzern, Stuttgart 1998, S. 377–413.

74 Hans Jörg Galliker: Die Geschichte der philosophischen Abteilung des Lyzeums in Luzern 1830–1847 (Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 112). Bern u. a. 1978, S. 40.

75 Galliker 1978 (Anm. 74), S. 337–338.

76 Emmanuel Scherer: Die Anfänge der Bodenforschung im Kanton Luzern. In: *Der Geschichtsfreund*. Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz 76, 1921, S. 35–79, hier S. 52.

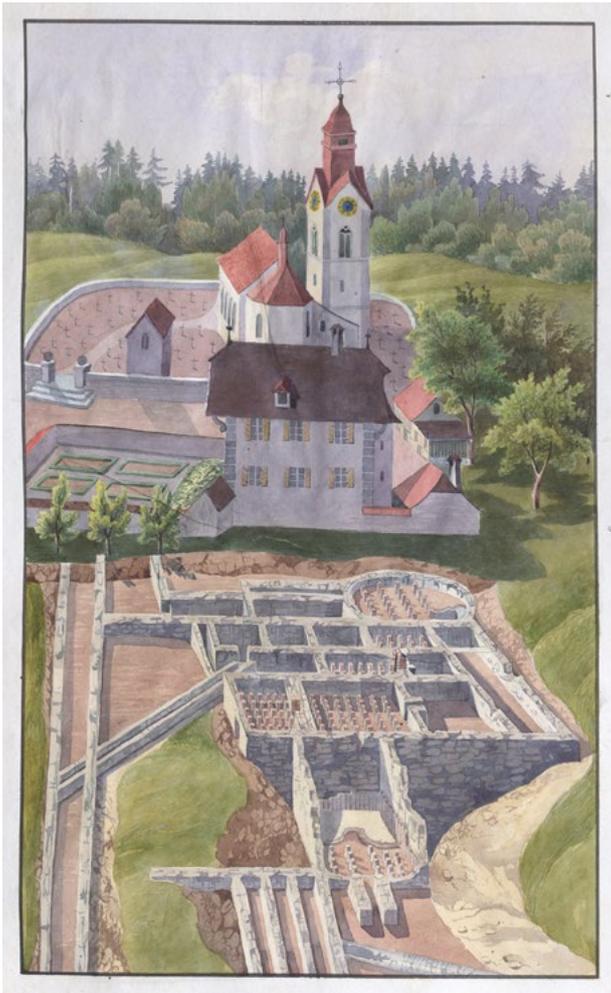


Abb. 2 Das römische Bad im Pfarrgarten von Pfäffikon (Kt. Luzern), ausgegraben 1838–1840 von Pfarrer Martin Herzog und Joseph August Isaak, Aquarell. Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern, Inv.-Nr. BB.150.a.gr.fol., Taf. II

1835 und 1841 dem Luzerner Erziehungsrat detailliert in zahlreichen Briefen über seine Grabungen und Funde. 1837 mochte man Isaak auch mit der musealen Präsentation der an die Kantonsbibliothek weitergegebenen Altertümer betrauen.

Im November 1837 erhielt Isaak das erste Heft der *Mitteilungen* der AGZ mit dem Bericht über die Grabhügel im Burghölzli zugesandt und leitete dieses an den Erziehungsrat weiter. Auch im Kanton Luzern gäbe es solche Grabhügel, teilte er dem Erziehungsrat mit, und regte ein programmatisches Vorgehen an:⁷⁷

„Was soll bezüglich auf solche Altertümer geschehen? Ich dachte schon an einen öffentlichen Aufruf an solche, die in unserem Kanton Gerätschaften aus Gräbern besitzen oder wissen, oder Spuren von Gräbern, fern von Kirchhöfen, ohne daß die Begräbniszeit bekannt wäre, hätten etc., nach Art der von der Zürcherischen Gesellschaft gestellten Fragen, von denen ich ein Exemplar hier beilege.“

In Pfäffikon bei Sursee war es der katholische Pfarrer Martin Herzog selbst, der 1838 merkwürdigen Mauerresten im Pfarrgarten auf den Grund ging, nachdem er das Graben nach Bausteinen auf kirchlichem Grund und Boden gestattet hatte. Er meldete seine Entdeckungen dem vorgesetzten Chorherrenstift Beromünster, das „im Interesse des Altertums und der Geschichte“ beschloss, „auf seine Kosten die altertümlichen Spuren verfolgen zu lassen“,⁷⁸ nachdem zwei Chorherren die Mauerreste in Augenschein genommen hatten.⁷⁹ Die Kompetenzen wurden verteilt: Unter Aufsicht von Isaak und auf Kosten des Stiftes setzte der Pfarrer von Pfäffikon seine Ausgrabungen fort, die Isaak dann 1841

publizierte. Der handschriftliche Text erschien als lithografische Reproduktion in einer Auflage von 50 Exemplaren. Nur fünf Exemplaren wurden acht Tafeln beigegeben, bei denen es sich um Aquarelle des Luzerner Zeichenlehrers Josef Plazid Segesser und des Malers Ignaz Göldlin von Tiefenau handelt (Abb. 2).⁸⁰ Isaaks ist sich in seiner historischen Interpretation chronologisch und ethnisch sicher: die um die Gebäudereste gefundenen Gräber, eines davon mit Armringen und Waffen, deuteten auf Althelvetier hin, die nach Vertreibung der Römer deren Besitz übernahmen.⁸¹

Nachdem 1841 in Luzern die Konservativen wieder an die Regierung gelangt waren, musste Isaak mit einer Neubesetzung des Erziehungsrates rechnen und lieferte daher seinem Auftraggeber einen Abschlussbericht der bisherigen Untersuchungen. Er verband damit den Wunsch, „es möge ein künftiger Erziehungsrat mit gleichem Interesse sich diesem Gebiete zuwenden und zur Aufhellung der Geschichte unseres Landes dasselbe bebauen lassen.“ Insgesamt hatte er an acht Orten

77 Scherer 1921 (Anm. 76), S. 57.

78 Joseph August Isaak: Beschreibung Römischer Alterthümer, welche in den Jahren 1838 u. 1839 in Pfäffikon, Cant: Luzern, unter Leitung des J. A. Isaac-Schaufelbuel, Professor, ausgegraben wurden. Luzern 1841, [S. 1].

79 Scherer 1921 (Anm. 76), S. 59.

80 Es wurden nur fünf Exemplare hergestellt: Scherer (Anm. 76), S. 77 mit Anm. 46. Die Exemplare liegen heute in: Luzern ZHB: Text: F2.78.4° und Bro 302.fol., Tafeln: F2.79.fol.max. und BB 150.a.gr.fol.; Luzern, Kantonsarchäologie; Bern SNB und Zürich, Archiv der Antiquarischen Gesellschaft.

81 Isaak 1841 (Anm. 78), [S. 4].

im Kanton römische Überreste neu entdeckt, in allen in den Kanton Aargau auslaufenden Tälern, und erhielt dafür als Anerkennung vier Louis d'or.⁸² Auch der neue Erziehungsrat zeigte sich 1842 den archäologischen Aktivitäten Isaaks zumindest dem Wort nach gewogen, doch fragte die neue Regierung bald an, ob Isaaks Professorenstelle nicht für einen geistlichen Bewerber ausgeschrieben werden könne. Die veränderte politische Lage ließ den Liberalen Isaak nicht zögern, 1843 einen Ruf an die Bezirksschule nach Zurzach anzunehmen und in den Aargau zurückzukehren.⁸³

Isaak war damit ein politisch exponierter Akteur im Luzerner Bildungswesen der Regenerationszeit. Auch seine archäologischen Aktivitäten sind in einem bildungsgeschichtlichen Kontext zu sehen, wenngleich Isaak den Auftrag des Erziehungsrates zu archäologischen Nachforschungen nicht mit dem Erziehungswesen verbunden sah.⁸⁴ Als Archäologe war er in erster Linie Enthusiast – seine Archäologie fand in seinen Mußbestunden am Rande seines Berufes als Mathematik- und Griechischlehrer statt. Ohne Zweifel sah er aber Vaterlandskunde und Vaterlandsgeschichte als liberale Bildungsinhalte an. Der seit 1831 einer liberalen Regierung unterstehende Erziehungsrat betrachtete die Altertumskunde offenbar als kulturpolitische Aufgabe und finanzierte daher die Ausgrabungen Isaaks. Das Chorherrenstift Beromünster hingegen wollte, wohl durchaus in Konkurrenz zur liberalen Luzerner Behörde, die Kontrolle über die Ausgrabungen in Pfeffikon behalten, beanspruchte die Funde und bezahlte die Freilegungsarbeiten. Isaaks archäologische Berichte an den Erziehungsrat sind überreich an Detailbeobachtungen. Die materielle Konkretheit der Funde machte vaterländische Geschichte anschaulich. Es ging Isaak um das Zusammenfügen von Mosaiksteinen, um ein umfassenderes Bild der römischen Stätten im Kanton Luzern zu gewinnen.

Schlussfolgerungen

Die Geschichte der tapferen Helvetier war die Geschichte einer Niederlage und des Siegs römischer Zivilisation über die Barbaren. Der von den Römern 58 v. Chr. unterworfenen keltischen Stamm ist durch die Überlieferung von Gaius Iulius Cäsars *De bello Gallico* ein fester Bestandteil der antiken Ethnografie geworden. Das von Cäsar überlieferte Siedlungsgebiet im Schweizer Mittelland zwischen Genfer See und Bodensee, Jura, Rhein und Alpenhauptkamm war leicht mit dem modernen Staatsgebiet der Schweiz zur Deckung zu bringen. Gerade in diesem geografisch gut abgrenzbaren Gebiet war jedoch das Ideal eines kulturell und ethnisch einheitlichen Nationalstaates aufgrund der historisch gewachsenen politisch-kulturellen Diversität schwierig zu vermitteln.⁸⁵ Vor diesem Hintergrund wurden archäologische Funde kontrovers diskutiert und interpretiert: Konnte die Schweiz auf ein eigenständiges Altertum zurückblicken, oder war dieses nur aus Teilen zusammengesetzt, die ursprünglich dem Altertum übermächtiger Nachbarn entstammten?

Zur Zeit der Helvetischen Republik setzten ortskundige Schweizer Beamte, Archivare und Ingenieure, wie etwa Franz Ludwig Haller, antiquarische Traditionen der Frühen Neuzeit fort. Die Dokumentation und Topografie römischer Altertümer, die Edition und Emendation von römischen Inschriften ergänzte die tradierten antiken Autoren; es galt, die antiken Ethnografien eines Cäsar oder Strabo mit materiellen Zeugnissen zu untermauern und zu kommentieren. Ausgegrabene Altertümer waren gleichsam vaterländische Landesprodukte, und jede archäologische Aktivität schuf eine Spurenwirklichkeit mit konkretem vaterländischem Anschauungswert.

Der Aufschwung, den die archäologische Forschung in der Regenerationszeit während der 1830er Jahre nahm, entfaltete eine breitere Wirkung und trug mit ihrem vaterländischen Inhalt zur Förderung eines allgemeinen schweizerischen Nationalbewusstseins bei. Der Nationalgedanke legitimierte und intensivierte die archäologischen Aktivitäten einer Bildungselite, die durch ihre berufliche Tätigkeit im Erziehungswesen und ihr gesellschaftliches Engagement in Vereinen häufig

82 Scherer 1921 (Anm. 76), S. 74–75 mit Anm. 43.

83 Galliker 1978 (Anm. 74), S. 172.

84 Scherer 1921 (Anm. 76), S. 76.

85 Oliver Zimmer: Coping with deviance: Swiss nationhood in the long nineteenth century. In: Nations and Nationalism 17, 2011, S. 756–774.

auch sein potenzieller Multiplikator war. Zu den bürgerlichen Vereinen als Trägern des Nationalgedankens, die zwar lokal wirkten und verankert waren, aber den Kontakt zu Gleichgesinnten im ganzen Land suchten,⁸⁶ gehörten gerade Altertumsvereine wie die Antiquarische Gesellschaft in Zürich, die Publikationen und Sammlungsobjekte tauschte, Funde und Befunde aus anderen Kantonen verglich und diskutierte. Ein lokaler Zusammenschluss Gleichgesinnter bündelte hier wissenschaftliche Einzelanstrengungen, beanspruchte wissenschaftliche Kompetenzen über die Grenzen des Kantons hinaus, hatte sich zum Fürsprecher einer vaterländischen Sache gemacht und beförderte diese zu einem nationalen Anliegen von allgemeinem Interesse. Die Entdeckung der Grabhügel im Burghölzli kam gerade zur rechten Zeit, denn die politischen Umstände der Regenerationszeit begünstigten die Gründung von Vereinen wie der AGZ. Vaterländische Altertümer konnten nur von gebildeten und mündigen Bürgern gewürdigt werden, und Volksbildung war ein politisches Anliegen der Liberalen.⁸⁷

Archäologische Funde warfen die Frage nach den Landesbewohnern auf, die sie hinterlassen hatten. Diese Frage gewann im Verlauf der Nationalstaatsbildung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts für die Gelehrten in allen europäischen Staaten an Relevanz. Auch in der Schweiz galt der ethnisch-kulturellen Zugehörigkeit archäologischer Funde große Aufmerksamkeit. In offensichtlich nicht-römischen Grabfunden, die mit den 1840er Jahren in den Mittelpunkt wissenschaftlichen Interesses rückten, traten die Überreste potenzieller Vorfahren den Ausgräbern unmittelbar entgegen. Auf die Entdeckungserfahrung folgte wie im Affekt die Frage nach der Volkszugehörigkeit der Bestatteten.

Mit der neuartigen Untersuchung von offenkundig nicht-römischen Gräbern glaubten die Gelehrten, ethnische vorrömische Traditionsbestandteile an der Wurzel eines visionären Nationalstaats zu fassen zu bekommen, das Herkommen der Nation wissenschaftlich zu untermauern. Neben den Römern, deren Altertümer landesweit vorkamen, rückten nun erstmals die Kelten in ihrer Eigenschaft als nationales Urvolk in den Fokus archäologischen Interesses. Die frühmittelalterlichen und eisenzeitlichen Grabfunde, die von Keller als Bestattungen keltischer Helvetier in Anspruch genommen wurden, waren ebenfalls landesweit verbreitet und geeignet, eine gemeinsame nationale und nicht-römische Vorzeit zu betonen.

Die wissenschaftsgeschichtliche Zäsur der Pfahlbautentdeckung 1854 schließt den Zeitraum ab, der hier betrachtet wurde. Wie die Entdeckung der Gräber im Burghölzli 1832 kam auch dieses Entdeckungsereignis politisch zur rechten Zeit und wiederum sind Keller und die AGZ maßgeblich involviert. Mit der Entdeckung von Siedlungsresten am Zürichsee und der Formulierung der Pfahlbautheorie lässt Ferdinand Keller nach den Gräbern nun auch die Siedlungen keltischer Helvetier ans Licht der Öffentlichkeit treten. Wenige Jahre nach der Gründung des Schweizer Bundesstaats werden diese als einheitlich wahrgenommenen prähistorischen Siedlungsreste als Zeugnisse eines gemeinsamen Urvolkes an allen Schweizer Voralpenseen herangezogen, das lange vor der römischen Eroberung dort gelebt haben musste. Die ‚Pfahlbauer‘, ein egalitäres, friedliches und tugendhaftes Volk aus Bauern, Fischern und Viehzüchtern, hatte das populäre kulturpolitische Potential, Ressentiments zwischen den Kantonen nach dem Sonderbundkrieg 1848 weiter zu neutralisieren.

86 Thomas Maissen: Geschichte der Schweiz. 3. Aufl. Baden 2011, S. 184–186.

87 Maissen 2011 (Anm. 86), S. 187.

Die Germanisierung der Frühgeschichte

Frühmittelalterliche Grabfunde in den Arbeiten von Wilhelm und Ludwig Lindenschmit¹

Hubert Fehr

Die Brüder Ludwig und Wilhelm Lindenschmit und das frühmittelalterliche Gräberfeld von Selzen

Ludwig Lindenschmit der Ältere gehört zu jenen Archäologen des 19. Jahrhunderts, deren Name auch heutigen Fachvertretern noch verhältnismäßig geläufig ist. Im Gegensatz zu vielen anderen Gelehrten seiner Zeit widmete man ihm mehrfach zum Teil recht umfangreiche wissenschaftsgeschichtliche Abhandlungen.² Der vorläufige Höhepunkt dieser Entwicklung war eine Ausstellung mit dem Titel *Leidenschaft Archäologie* in Mainz im Jahr 2009.³ Besonders als Gründervater einer der zentralen Forschungsinstitutionen der mitteleuropäischen Archäologie, des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, ist Ludwig Lindenschmit in Erinnerung geblieben. Daneben kennt man ihn als Autor archäologischer Grundlagenwerke, vor allem der mehrbändigen *Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit*⁴ sowie seines *Handbuchs der deutschen Alterthumskunde*, das das Fundmaterial des Frühmittelalters zum Gegenstand hat.⁵

Beide Werke stammen jedoch schon aus einer Zeit, die nicht mehr im Fokus des vorliegenden Bandes steht. Doch nicht allein aus diesem chronologischen Grund konzentriere ich mich im Folgenden auf die erste archäologische Publikation Ludwig Lindenschmits, die 1848 erschienene Monografie über das frühmittelalterliche Gräberfeld von Selzen in Rheinhessen (Abb. 1).⁶ Ausschlaggebend hierfür ist vielmehr die fortdauernde wissenschaftliche Bedeutung dieses Werks: Die Monografie über die Selzener Gräber gilt nämlich zu Recht als Wendepunkt in der Entwicklung der Frühmittelalterarchäologie.

Ludwig Lindenschmit verfasste dieses Buch gemeinsam mit seinem drei Jahre älteren Bruder Wilhelm. Dieser ist zwar bereits im Erscheinungsjahr des Werks im Alter von 42 Jahren verstorben. Dennoch wirkten Wilhelm Lindenschmits wissenschaftliche Ideen noch lange nach: Viele der historischen Interpretationen, die Ludwig Lindenschmit Zeit seines Lebens vertreten hat, gehen letztlich auf seinen älteren Bruder zurück. Vor allem in seiner 1846 erschienenen, umfangreichen

- 1 Für den vorliegenden Aufsatz wurde das Vortragsmanuskript der Nürnberger Tagung leicht überarbeitet und mit Anmerkungen versehen. Inhaltlich beruht er im Wesentlichen auf dem Kapitel „Das ethnische Paradigma: Sprache – Kultur – Rasse 1840–1888“ in dem Band Hubert Fehr: Germanen und Romanen im Merowingerreich. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschehen (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 68). Berlin, New York 2010, S. 177–231. – Den Herausgebern des Bandes sei für Anregungen und Literaturhinweise gedankt.
- 2 Vgl. v. a. Tanja Panke: Altertumskunde zwischen Fortschritt und Beharrung: Ludwig Lindenschmit d. Ä. (1809–1893). In: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 45, 1998, Nr. 2, S. 711–773.
- 3 Ludwig Lindenschmit d. Ä. Bearb. von Annette Frey. Ausst.Kat. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Mainz (Mosaiksteine. Forschungen am Römisch-Germanischen Zentralmuseum 5). Mainz 2009.
- 4 Ludwig Lindenschmit: Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalien. 3 Bde. Mainz 1858/1870/1881. – Die Bände 4 und 5 der Reihe publizierte sein Sohn und Nachfolger als Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, Ludwig Lindenschmit d. J., in den Jahren 1900 und 1911.
- 5 Ludwig Lindenschmit: Handbuch der Deutschen Alterthumskunde. Übersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit, in drei Theilen. Erster Theil: Die Alterthümer der merovingischen Zeit. Braunschweig 1880–1889.
- 6 Wilhelm Lindenschmit, Ludwig Lindenschmit: Das germanische Todtenlager bei Selzen in der Provinz Rheinhessen. Mainz 1848.

DAS
GERMANISCHE TOTTENLAGER

BEI SELZEN

in der Provinz Rheinhessen,

dargestellt und erläutert

von den

Gebrüdern **W. und L. Lindenschmit.**

Die Gräber mit Eisenwaffen stammen aus
der Zeit der Völkerwanderung.



MAINZ,

VERLAG VON VICTOR V. ZABERN.

1848.

Abb. 1 Wilhelm Lindenschmit, Ludwig Lindenschmit: Das germanische Tottenlager bei Selzen in der Provinz Rheinhessen. Mainz 1848, Titelblatt

Monografie *Die Räthsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert?*⁷ hat Wilhelm Lindenschmit sein Geschichtsbild dargestellt – deshalb wird dieses Werk hier ebenfalls analysiert.

Im Gegensatz zu seinem Bruder Ludwig wurde Wilhelm Lindenschmit von der Wissenschaftsgeschichtsschreibung der Archäologie kaum beachtet. Lediglich seine Bedeutung als Künstler wurde in jüngerer Zeit behandelt;⁸ eine ältere biografische Arbeit ist zwar materialreich, aber stark anekdotisch gefärbt.⁹

Wie bereits angedeutet, markiert die Monografie über das Gräberfeld von Selzen den Beginn einer Forschungstradition, die sich bis in die Gegenwart im Wesentlichen ungebrochen fortsetzt. Durch die Ausgrabung des Friedhofs in Selzen in den Jahren 1845 und 1846 wurden zwei eng miteinander verknüpfte Streitfragen entschieden, die einer Gruppe von Gelehrten über Jahre hinweg Anlass zu einer teilweise erbittert geführten Kontroverse geboten hatte. Einerseits stritt man sich über die Zeitstellung dieser Funde – diese Frage war nun endgültig geklärt, da dank eines glücklichen Zufalls zwei der insgesamt 22 Gräber von Selzen Münzen enthielten, die durch ihre Umschriften in justinianische Zeit datiert werden konnten.¹⁰ Geradezu triumphierend verkündete bereits das Titelblatt des Bandes: „Die Gräber mit Eisenwaffen stammen aus der Zeit der Völkerwanderung“.

Eng mit der Problematik der Datierung verbunden war der zweite Streitpunkt, der letztlich entscheidender war, nämlich die Frage, welches Volk diese Gräber hinterlassen habe – Germanen oder Kelten? In Anbetracht der Datierung der Selzener Gräber galt auch der Streit um die ethnische Zugehörigkeit der sogenannten Reihengräberfelder als gelöst: Die Brüder Lindenschmit wiesen das Gräberfeld den Germanen („Deutschen“) beziehungsweise den Franken zu. Diese Deutung sollte sich als sehr dauerhaft erweisen: Bis in jüngere Zeit wird die Ansicht vertreten, mit der Ausgrabung in Selzen sei „erstmalig der wissenschaftliche Beweis für die Zuordnung von archäologischen Fundstücken zu historisch überlieferten Ethnien“ gelungen.¹¹ In diesem Sinne war das Attribut „germanisch“, mit dem die Funde von Selzen im Titel der Monografie versehen wurden, mindestens ebenso folgenschwer wie die zeitliche Einordnung in das frühe Mittelalter.

Kelten oder Germanen – Wer war das Urvolk der Deutschen?

Weshalb besaß die Frage der ethnischen Identität eine so große Relevanz? Denn schließlich beschäftigte das Problem, welchen Völkern die archäologischen Funde jeweils zuzuweisen seien, die archäologische Forschung bereits seit ihren Anfängen. Entsprechende Fragestellungen reichen bis in die Frühe Neuzeit zurück.¹² In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewannen die Debatten jedoch eine neue Qualität. Vor allem im Gefolge der sogenannten Rheinkrise von 1840, als in Frankreich als Reaktion auf eine diplomatische Niederlage in der Orientpolitik lautstark der Anspruch auf die Rheingrenze erneuert wurde,¹³ hatte nationales Gedankengut Konjunktur.¹⁴ Vor diesem Hinter-

7 Wilhelm Lindenschmit: *Die Räthsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert?* Mainz 1846.

8 Norbert Suhr: Wilhelm Lindenschmit d. Ä. Gemälde und Zeichnungen. In: *Die Künstlerfamilien Lindenschmit aus Mainz. Gemälde, Graphiken, Dokumente*. Bearb. von Wilhelm Weber. Ausst.Kat. Mittelrheinisches Landesmuseum Mainz. Mainz 1983, S. 35–54.

9 Wilhelm Lindenschmit: Des Historienmalers Wilhelm Lindenschmit, des Älteren, Jugend und Bildungszeit bis zur Darstellung der Sendlinger Bauernschlacht an der St. Margarethenkirche zu Untersending, Teil 1. In: *Altbayerische Monatsschrift* 6, 1906, S. 37–90. – Wilhelm Lindenschmit: Des Historienmalers Wilhelm Lindenschmit, des Älteren, Jugend und Bildungszeit bis zur Darstellung der Sendlinger Bauernschlacht an der St. Margarethenkirche zu Untersending, Fortsetzung. In: *Altbayerische Monatsschrift* 7, 1907, S. 1–38.

10 Hermann Ament: Ludwig Lindenschmit d. Ä. und die Archäologie des Mittelalters. In: *Ausst.Kat. Mainz 2009* (Anm. 3), S. 29–40, hier S. 30–31.

11 Tanja Panke: Der geistesgeschichtliche Hintergrund des Wissenschaftlers Ludwig Lindenschmit d. Ä. In: *Ausst. Kat. Mainz 2009* (Anm. 3), S. 7–16, hier S. 7.

12 Sebastian Brather: *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen, Alternativen*. In: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*. Bd. 42. Berlin, New York 2004, S. 1.

13 Josef Smets: Der Rhein, Deutschlands Strom, aber Frankreichs Grenze. Zur Rheinmythologie in Frankreich und in Deutschland vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für Westdeutsche Landesgeschichte* 24, 1998, S. 7–50, hier S. 34–37.

14 Hans Ulrich Wehler: *Nationalismus und Nation in der deutschen Geschichte*. In: Helmut Berding (Hrsg.): *Nationales Bewusstsein und kollektive Identität*. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1996, S. 163–175, hier S. 166–167.

grund war es kein Zufall, dass in den Jahren unmittelbar nach 1840 die Auseinandersetzung über die ethnische Zuweisung der ur- und frühgeschichtlichen Funde West- und Süddeutschlands vor allem von germanophiler Seite in einer zuvor nicht gekannten Schärfe stattfand. Hinter der teils erbittert geführten Kontroverse zwischen Keltophilen und Germanophilen stand letztlich die Frage, welches Volk die eigentliche Urbevölkerung Deutschlands sei. Unter den gebildeten Eliten des deutschen Vormärz konkurrierten in Bezug auf diesen Punkt verschiedene Ausgrenzungsdiskurse miteinander. „Kelten“ oder „Germanen“ dienten dabei zumindest partiell als Chiffren für unterschiedliche Strömungen innerhalb der deutschen Nationalbewegung.¹⁵

Von großer Bedeutung für die Frühgeschichtsforschung waren die Wechselwirkungen mit verschiedenen Geschichtskonstruktionen in den westeuropäischen Staaten, besonders in Frankreich: Dort galten seit der Französischen Revolution zunehmend die Kelten als eigentliche und ausschließliche Vorfahren der Franzosen. Ab den 1820er Jahren wurde die fränkische oder germanische Traditionslinie immer stärker aus der eigenen Nationalgeschichte ausgegrenzt.¹⁶

Diese ausschließliche Identifikation von Kelten mit Franzosen verbreitete sich auch in Deutschland. Die Politisierung der Begriffe „Germanen“ und „Kelten“ hatte hier ebenfalls zur Folge, dass sich die beiden ethnischen Bezeichnungen innerhalb der neuen deutschen Nationalgeschichte eher ausschlossen. Bekanntlich geht die traditionelle Gleichsetzung von Deutschen und Germanen in Deutschland bis in die Zeit des Humanismus zurück.¹⁷ Viele archäologische Arbeiten seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts rezipieren Germanen aus der Geschichtsschreibung ganz selbstverständlich als „Deutsche“ oder „alte Deutsche“. Andererseits stellte die Abgrenzung gegen Frankreich seit napoleonischer Zeit für den deutschen Nationalismus ein bedeutendes Motiv dar.¹⁸ In den Jahren nach 1815 war eine antifranzösische Gesinnung in Teilen der nationalen Bewegung weit verbreitet, vor allem unter den Turnern und Burschenschaffern. Sie war jedoch keineswegs allgemein vorherrschend. Insbesondere in jenen Teilen West- und Süddeutschlands, in denen die napoleonischen Reformen positiv aufgenommen worden waren, fanden antifranzösische Tiraden im Stile von Friedrich Ludwig Jahn, Johann Gottlieb Fichte oder Ernst Moritz Arndt insgesamt wenig Anklang.¹⁹ Erst durch die bereits erwähnte Rheinkrise von 1840 flammten auch hier kurzzeitig antifranzösische Ressentiments auf.²⁰

Vor diesem Hintergrund war es nicht verwunderlich, dass die keltophile Strömung besonders unter süddeutschen Gelehrten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Anhänger fand, allen voran der Freiburger Historiker und Altertumsforscher Heinrich Schreiber.²¹

Neben dem Feindbild Frankreich rückte im Vormärz aber zunehmend auch das „Fremde im Inneren“ in das Blickfeld der nationalen Bewegung. Vor allem die republikanischen Demokraten innerhalb der Nationalbewegung erklärten dabei statt Frankreich vielmehr die reaktionären Kräfte

15 Dietrich Hakelberg: Nationalismus einer Elite. „Heidnisches Teutschland“ und „vaterländische Altertumskunde“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Elisabeth Vogel (Hrsg.): Zwischen Ausgrenzung und Hybridisierung. Zur Konstruktion von Identitäten aus kulturwissenschaftlicher Perspektive (Identitäten und Alteritäten 14). Würzburg 2003, S. 15–35.

16 Krzysztof Pomian: Francs et Gaulois. In: Pierre Nora (Hrsg.): Les lieux de mémoire. Bd. III, 1. Paris 1992, S. 41–105, hier S. 54. – Claude Nicolet: La fabrique d'une nation. La France entre Rome et les Germains. Paris 2006, bes. S. 107–159. – Agnès Graceffa: Les historiens et la question franque. Le peuplement franc et les Mérovingiens dans l'historiographie française et allemande des XIXe – XXe siècles (Collection Haut Moyen Age 9). Turnhout 2009, bes. S. 41–68.

17 Vgl. dazu die Beiträge in dem Band Heinrich Beck u. a. (Hrsg.): Zur Geschichte der Gleichung ‚germanisch-deutsch‘. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen. In: Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Bd. 34. Berlin, New York 2004.

18 Hans-Ulrich Wehler: Nationalismus. Geschichte, Folgen, Formen. München 2001, hier S. 68–70.

19 Dieter Langewiesche: „für Volk und Vaterland kräftig zu wirken...“. Zur politischen Rolle der Turner zwischen 1811 und 1871. In: Dieter Langewiesche: Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München 2000, S. 103–131, hier S. 107, 109, 113.

20 Michael Jeismann: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918. Stuttgart 1991, S. 170–172.

21 Fehr 2010 (Anm. 1), S. 186–190.

in Deutschland zum eigentlichen Gegner. Diese Strömung, die schließlich in der gescheiterten Revolution von 1848 gipfelte, wandte sich in zahlreichen Stellungnahmen gegen die antifranzösischen Affekte innerhalb der Nationalbewegung, die im Verdacht standen, Gegensätze innerhalb Deutschlands durch einen nationalen Einheitskult übertünchen zu wollen.²²

Die Brüder Wilhelm und Ludwig Lindenschmit lassen sich in diesem politischen Spannungsfeld verhältnismäßig klar verorten. Beide Lindenschmits waren Protestanten und in ihrer Jugend Turner, Wilhelm darüber hinaus auch Burschenschafter.²³ Von der Ausbildung her beide Kunstmaler, wandten sie sich in den frühen 1840er Jahren der Altertumskunde zu.²⁴ Beide sahen ihre archäologischen Arbeiten in einem „germanistischem“ Kontext: Wilhelm Lindenschmit stellte seinem Werk *Die Räthsel der Vorwelt* ein Grußwort an Jacob Grimm, den „Fürst der Forscher“, voran, und überreichte ihm die Schrift während der Frankfurter Germanistenversammlung 1846.²⁵ Ludwig Lindenschmit verwies in seiner Vorrede zur Selzener Publikation auf den Lübecker Germanistentag 1847, der die „Beurtheilung des deutschen Nationalcharakters immer enger an die Aufhellung unserer Urgeschichte“ geknüpft habe.²⁶

Die Frage, ob ein Forscher für Kelten oder Germanen Partei nahm, war weit mehr als eine rein antiquarische Frage. Während Ludwig Lindenschmit trotz aller nationaler Begeisterung einen recht sachlichen Stil pflegte, überschüttete Wilhelm Lindenschmit sowohl die verhassten Kelten als auch die keltenbegeisterten Gelehrten mit Verbalinjurien. Die in den *Räthseln der Vorwelt* behandelte Frage, ob die Germanen aus Asien nach Deutschland eingewandert – wie im Anschluss an die indogermanische Sprachwissenschaft häufig behauptet wurde – oder das autochthone Urvolk Deutschlands seien, war für ihn nicht allein eine wissenschaftliche, sondern auch eine des „Patriotismus“. Wer nicht für die „alten Deutschen“, die Germanen, Partei nahm, war auch gegen die nationale Sache der Deutschen. Die keltophilen Gelehrten beschuldigte er deshalb eines mangelnden Patriotismus.

Besonders erzürnte ihn der Vorwurf der „patriotischen Befangenheit“ gegenüber den Germanophilen:

„Darf man von ‚patriotischer Befangenheit‘ sprechen, wenn wir uns besinnen ehe wir den gewünschten Enthusiasmus fühlen für ein Volk von Pederasten und Blutschändern wie die Kelten [...] Und somit sind wir ange- langt bei einer grössten Lächerlichkeit des deutschen Philistertums, nämlich der Furcht vor dem Patriotismus, der wirklich bereits als eines der größten Verbrechen in der Wissenschaft gilt [...] Wer kein Patriot ist, der ist ein mangelhafter Mensch, und also auch ein mangelhafter Geschichtsforscher [...]“²⁷

Ähnlich emotionale politische Bekenntnisse wie die seines Bruders finden sich in den frühen Schriften von Ludwig Lindenschmit zwar nicht, aber auch er sah Zeit seines Lebens seine archäologische Arbeit als Dienst an der nationalen Sache. Andererseits hinderte ihn seine patriotische Gesinnung nicht daran, Kaiser Napoleon III. ab 1860 eng bei seinem Vorhaben zu unterstützen, die nationale Archäologie in Frankreich in großem Maßstab zu fördern. Diese Tätigkeit trug Ludwig Lindenschmit sogar die Ernennung zum Ritter der französischen Ehrenlegion ein.²⁸

Bemerkenswert an den Ausführungen der Brüder Lindenschmit zu den Ausgrabungsergebnissen von Selzen ist vor allem, dass bereits drei zentrale Argumentationsmuster vorhanden sind, die die Diskussion um die ethnische Interpretation der frühmittelalterlichen Grabfunde bis weit in das 20. Jahrhundert prägen sollten: die Anthropologie, der „Kunstgeschmack“ und die historischen Quellen.

22 Dieter Langewiesche: Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert: zwischen Partizipation und Aggression. In: Dieter Langewiesche: Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München 2000, S. 35–54, hier S. 52.

23 Panke 1998 (Anm. 2), S. 757.

24 Panke 1998 (Anm. 2), S. 720.

25 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. I.

26 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), Vorrede.

27 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 19.

28 Friedrich-Wilhelm von Hase: Ludwig Lindenschmit et Napoléon III. Un chapitre précoce de la coopération archéologique franco-allemande. In: Pierre Jacquet, Robert Périchon (Hrsg.): Aspects de l'archéologie française au XIXème siècle. Actes du colloque international tenu à La Diana à Montbrison les 14 et 15 octobre 1995. Montbrison 2000, S. 63–88, hier S. 67.

Selzen als germanischer Friedhof: Anthropologische Argumente

Den Brüdern Lindenschmit zufolge lieferte die Anthropologie das wichtigste Indiz für die germanische „Nationalität“ der Toten von Selzen. Ihre „Körperbildung“ zeige nicht das geringste Zeichen „fremden Blutes“, sondern ein auffallend „deutsches Gepräge“.²⁹ Jedem, so führten sie aus, der die „Knochenbildung“ studiert habe, sei offensichtlich, dass diese hier ein untrügliches Zeichen für die Zugehörigkeit zur „reinen weissen, d.h. germanischen Raçe“³⁰ darstelle.

Die Schädel von Selzen sind den Brüdern Lindenschmit zufolge „rein europäisch und weder von der gemischten Raçe des Kaukasus oder Mittelmeeres, noch mongolischen oder afrikanischen Stammes“.³¹ Bestimmte Details an den Schädeln – die Form der Nasenöffnung, des Ohrlochs oder des Hinterhaupts – belegten ferner, dass sie nicht den „slavischen“ beziehungsweise „gallisch-romanischen Völkern“ zugerechnet werden könnten.

Inhaltlich sind die anthropologischen Ausführungen zu Selzen auf Wilhelm Lindenschmit zurückzuführen. Hinweise im Text deuten darauf hin, dass er die entsprechende Passage des Grabungsberichts selbst verfasst hat.³² Der Stellenwert, den er diesem Thema beimaß, wird ferner dadurch deutlich, dass er kurz zuvor angekündigt hatte, eine separate Publikation mit „Untersuchungen über den Körperbau und den Styl der Denkmale verschiedener Menschenracen wie auch der deutschen Ausgrabungen“ herauszubringen.³³ Obwohl Wilhelms früher Tod dieses Vorhaben vereitelte, wirkten seine rassekundlichen Theorien lange nach: Noch Jahrzehnte später bezog sich Ludwig Lindenschmit in seinem *Handbuch der Alterthumskunde* auf die anthropologischen Überlegungen seines Bruders und bildete dessen Zeichnung eines germanischen Idealtypus ab.³⁴

Wilhelm Lindenschmits Interesse an rassekundlichen Fragen reichte bis in die Zeit seines Kunststudiums zurück. Im Rahmen seiner Ausbildung an der Kunstakademie in München 1824 bis 1825 hatte er auch Lehrveranstaltungen zur Anatomie besucht.³⁵ Zudem hatte er sich während eines Studienaufenthaltes in Wien Mitte der 1820er Jahre offenbar intensiv mit diesem Thema beschäftigt.³⁶ Seine Rasseklassifikationen nahm er intuitiv und impressionistisch, mit künstlerischem Auge vor. Wie ein Künstler anhand des Feder- und Pinselstrichs verschiedene Handschriften oder Malstile unterscheidet, so Wilhelm Lindenschmit, könne man auch sein Auge für Rassenunterschiede schärfen.³⁷ Zusätzlich untermauerte er seine rassekundlichen Theorien mit Zitaten aus den antiken Schriftquellen. Bei aufmerksamer Lektüre zeigt sich ferner, dass Wilhelm Lindenschmit zeitgenössische Rassentheorien rezipierte: So diskutiert er den Begriff der „kaukasischen Rasse“³⁸, den Johann Friedrich Blumenbach bereits an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert geprägt hatte.³⁹ Aber auch neuere Konzepte, wie die 1842 vom schwedischen Forscher Anders Adolf Retzius nur wenige Jahre vor der Publikation des Selzener Gräberfeldes eingeführte Unterscheidung von Langschädeln und Breitschädeln, wendet er in Bezug auf die Schädelknochen von Selzen an.⁴⁰ Explizit verweist er zudem auf ein 1829 in französischer Sprache erschienenenes rassekundliches Werk des britischen Gelehrten William Frédéric Edwards.⁴¹

29 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 37.

30 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 33.

31 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 11–12.

32 In der Publikation verweist eine Anmerkung in der entscheidenden Passage in der Ich-Form auf „mein Schriftchen über die ehernen Streitmeißel gegen Hrn. Schreiber“. Vgl. Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 51, Anm. 22. Gemeint ist damit die Polemik: Wilhelm Lindenschmit: Ueber die sogenannten Streitmeißel. Gegen Heinrich Schreiber. Mainz 1846.

33 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 13.

34 Lindenschmit 1880–1889 (Anm. 5), S. 135–146, bes. S. 138 mit Fig. 44.

35 Lindenschmit 1906 (Anm. 9), S. 43.

36 Lindenschmit 1906 (Anm. 9), S. 48.

37 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 33–34.

38 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 11–12.

39 Zu Blumenbach vgl. Uwe Hoßfeld: Geschichte der biologischen Anthropologie in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit (Wissenschaftskultur um 1900 2). Stuttgart 2005, S. 64–67.

40 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6) S. 12. – Zu Retzius vgl. Hoßfeld 2005 (Anm. 39), S. 176–177. – Fehr 2010 (Anm. 1), S. 111.

41 Wilhelm Lindenschmit: Nachträge zu obiger Schrift und deren Zusätzen im Mai 1847. In: Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 3, in Bezug auf William Frédéric Edwards: Des caractères physiologiques des races humaines considérés dans leurs rapports avec l'histoire. Paris 1829. – Zu Edwards vgl. Hoßfeld 2005 (Anm. 39), S. 134.

Wilhelm Lindenschmit und der Frühantisemitismus in Deutschland

In seinen Ausführungen zu Selzen bezog sich Wilhelm Lindenschmit auf ein Geschichtsbild, das er kurz zuvor in seiner Monografie *Räthsel der Vorwelt* ausführlich dargestellt hatte. In diesem Werk demonstrierte er seine Methode der rassenkundlichen Einordnung beispielhaft anhand dreier Porträts: Zwei fratzenhaft verzerrten „jüdischen“ Gesichtern („Negerphysiognomien“) stellte er ein idealisiertes „deutsches“ Knabenbildnis gegenüber (Abb. 2).⁴²



Abb. 2 Wilhelm Lindenschmit: *Räthsel der Vorwelt*. Mainz 1846, S. 6, Judenkarikaturen und Knabenkopf

Wilhelm Lindenschmit rechnete die Juden nicht der „weissen Rasse“. Seiner Meinung nach gehörten sie einem aus afrikanischen und asiatischen Elementen zusammengesetzten „vermischten“ Stamm an. Darüber hinaus bewertete er die Vermischung von Rassen im Allgemeinen negativ und behauptete sogar, sie erzeuge „todtbringende Krankheiten“.⁴³

Bemerkenswerterweise stießen gerade die auf Juden bezogenen rassekundlichen Ausführungen unmittelbar nach der Publikation auf Kritik. Ein Rezensent äußerte nicht nur, er könne Wilhelm Lindenschmits literarischen Umgang mit wissenschaftlich Andersdenkenden „weder billigen noch eines gelehrten Buches für würdig halten“⁴⁴, sondern meinte ferner, die Judenkarikaturen hätten „doch nur der Phantasie des Verf. ihren Ursprung zu verdanken“⁴⁵. In den Nachträgen zu seinem Werk verteidigte Wilhelm Lindenschmit daraufhin seine Position und führte seine Theorien zum angeblichen gemischten Charakter der „jüdischen Rasse“ weiter aus. Dabei wird deutlich, dass er die jüdischen Bewohner Deutschlands als „Einwanderer“ und Angehörige einer „fremden“ und „gemischten Rasse“ ansieht. In diesem „gemischten Rassecharakter“ läge auch die besondere Eigenart der Juden begründet. Einerseits konzidiert er ihnen eine „unläugbare Überlegenheit, einen mephistophelischen Triumph des ewigen Juden“, der sich in einer Vielzahl von positiven Eigenschaften, „Gaben des Glücks und Talentes“, zeige – als Beispiele hierfür führte er die Bankiersfamilie Rothschild, den Komponisten Giacomo Meyerbeer sowie den Dichter Heinrich Heine an.⁴⁶ Andererseits warf er diesen vor, nur auf den eigenen Vorteil bedacht, ohne selbst schöpferisch tätig zu sein: „Sie können sich selbst erheben, uns verspotten, uns drücken, aber sie können uns keine neuen Grundsätze lehren, keine Rätsel lösen, keine neuen nutzbringenden Zustände begründen.“⁴⁷

42 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 6-7.

43 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 7.

44 Rezension zu: *Die Räthsel der Vorwelt* oder sind die Deutschen eingewandert. In: *Allgemeine Zeitschrift für Geschichte* 7, 1847, S. 182-183, hier S. 182.

45 Rezension 1847 (Anm. 44), S. 183.

46 Lindenschmit 1847 (Anm. 41), S. 7. – Ferner führte er in diesem Zusammenhang die „Kaulbachs“ an. Damit dürften die Angehörigen der Künstlerfamilie Kaulbach gemeint sein, die allerdings keineswegs jüdischen Glaubens oder Herkunft waren. Vgl. dazu etwa Evelyn Lehmann, Elke Riemer: *Die Kaulbachs. Eine Künstlerfamilie aus Arolsen*. Arolsen 1978.

47 Lindenschmit 1847 (Anm. 41), S. 7.

Wilhelm Lindenschmits antijüdische Ausführungen fallen in eine Epoche, die in der Forschung als „Frühantisemitismus“ bezeichnet wird, in Unterscheidung zum rassenideologisch fundierten „Antisemitismus“, der sich erst Ende der 1870er Jahre etablierte.⁴⁸ Ein bedeutender Anstoß für die Entstehung des Frühantisemitismus war der Widerstand gegen die ersten, zaghaften Versuche der rechtlichen Gleichstellung der deutschen Juden. Dieses Motiv lässt sich auch bei Wilhelm Lindenschmit nachweisen. In einem kurz vor seinem Tod veröffentlichten Aufsatz wandte er sich explizit gegen die Emanzipation der Juden, allerdings ohne in diesem Zusammenhang auf Rassenstereotype zurückzugreifen.⁴⁹ Rassistische Elemente beziehungsweise entsprechende Denkfiguren waren gelegentlich bereits in den Anfängen des Frühantisemitismus Ende des 18. Jahrhunderts vertreten.⁵⁰ Besonders gegen Ende des Vormärz – und damit zur Zeit der Publikation des Gräberfelds von Selzen – wurden „wissenschaftlich“ begründete Argumente im Frühantisemitismus allerdings zunehmend häufiger.⁵¹ Wilhelm Lindenschmits Bild der „jüdischen Rasse“ entsprach somit einer zu diesem Zeitpunkt noch recht neuen Entwicklung.

Rassekundliche Theorien in Wilhelm Lindenschmits *Räthsel der Vorwelt*

Die historischen Überlegungen, die Wilhelm Lindenschmit in seinem Werk *Räthsel der Vorwelt* vorlegte, sind maßgeblich von seinen rassekundlichen Theorien geprägt. Ausgangspunkt war dabei die Überzeugung, die Germanen beziehungsweise Deutschen seien in Nord- und Mitteleuropa beheimatet und nicht aus Asien eingewandert. In Auseinandersetzung mit sprachwissenschaftlichen Spekulationen über eine asiatische Urheimat der Indogermanen vertrat er einen autochthonen Ursprung der Germanen in Mittel- und Nordeuropa. Von ihrer europäischen Heimat aus hätten sie sich „nicht aus Asien her, sondern nach Asien hin“⁵² ausgebreitet.

Wilhelm Lindenschmit zufolge setzte sich die Menschheit ursprünglich aus drei „Hauptraçen“ zusammen. Neben der afrikanischen und asiatischen („mongolischen“) Rasse handele es sich um die reine weiße „germanische“ oder „deutsche Raçe“, die in Europa beheimatet sei. Nur zum kleinen Teil habe sich diese „unverfälscht“ erhalten. Alle anderen Rassen, wie die „mittelländischen Raçen“, seien dagegen durch Kreuzungen entstanden,⁵³ also „Bastardraçen“⁵⁴. Zwischen diesen Rassen sei es zu „Völkerkämpfen“ und Vermischungen gekommen. Nach Osten hin vermischten sich die Germanen teilweise mit asiatischen Völkern. Auf diese Weise entstanden etwa die „halbgermanischen“ Skythen. Für die Gegenwart identifizierte Lindenschmit seine „weiße Rasse“ exklusiv mit den Deutschen: „der deutsche Mensch allein ist der wirkliche weisse Mann.“⁵⁵

In seinen rassekundlichen Ausführungen berief sich Wilhelm Lindenschmit nicht explizit auf bestimmte Vordenker. Den von Blumenbach eingeführten Begriff der „kaukasischen Rasse“ lehnte Lindenschmit ab,⁵⁶ da dieser zu deutlich mit der von ihm abgelehnten Theorie einer asiatischen Herkunft der Germanen verbunden war. Vor diesem Hintergrund erklärt sich die Bemerkung, die Schädel von Selzen seien rein europäisch und gehörten nicht der „vermischten Raçe des Kaukasus“ an.⁵⁷

Ferner unterschied sich Wilhelm Lindenschmit von älteren anthropologischen Auffassungen insofern, als er die europäischen Völker in verschiedene Rassen unterteilte (Abb. 3 u. 4). Die

48 Werner Bergmann: Frühantisemitismus. In: Wolfgang Benz (Hrsg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 3: Begriffe, Theorien, Ideologien. Berlin 2010, S. 96–99.

49 Wilhelm Lindenschmit: Einige Betrachtungen über die Judenfrage. In: Neueste Weltkunde 1, 1848, S. 110–118. Den Hinweis auf diesen Aufsatz verdanke ich Herrn Ingo Wiwjorra.

50 Vgl. Nicoline Hartzitz: „Früh-Antisemitismus“ in Deutschland (1789–1871/72) (Reihe Germanistische Linguistik 83). Tübingen 1988, bes. S. 262–281.

51 Rainer Erb, Werner Bergmann: Die Nachtseite der Judenemanzipation. Der Widerstand gegen die Integration der Juden in Deutschland 1780–1860 (Antisemitismus und jüdische Geschichte 1). Berlin 1989, S. 51.

52 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 31.

53 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 21.

54 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 33.

55 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 46.

56 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 23.

57 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 11–12.

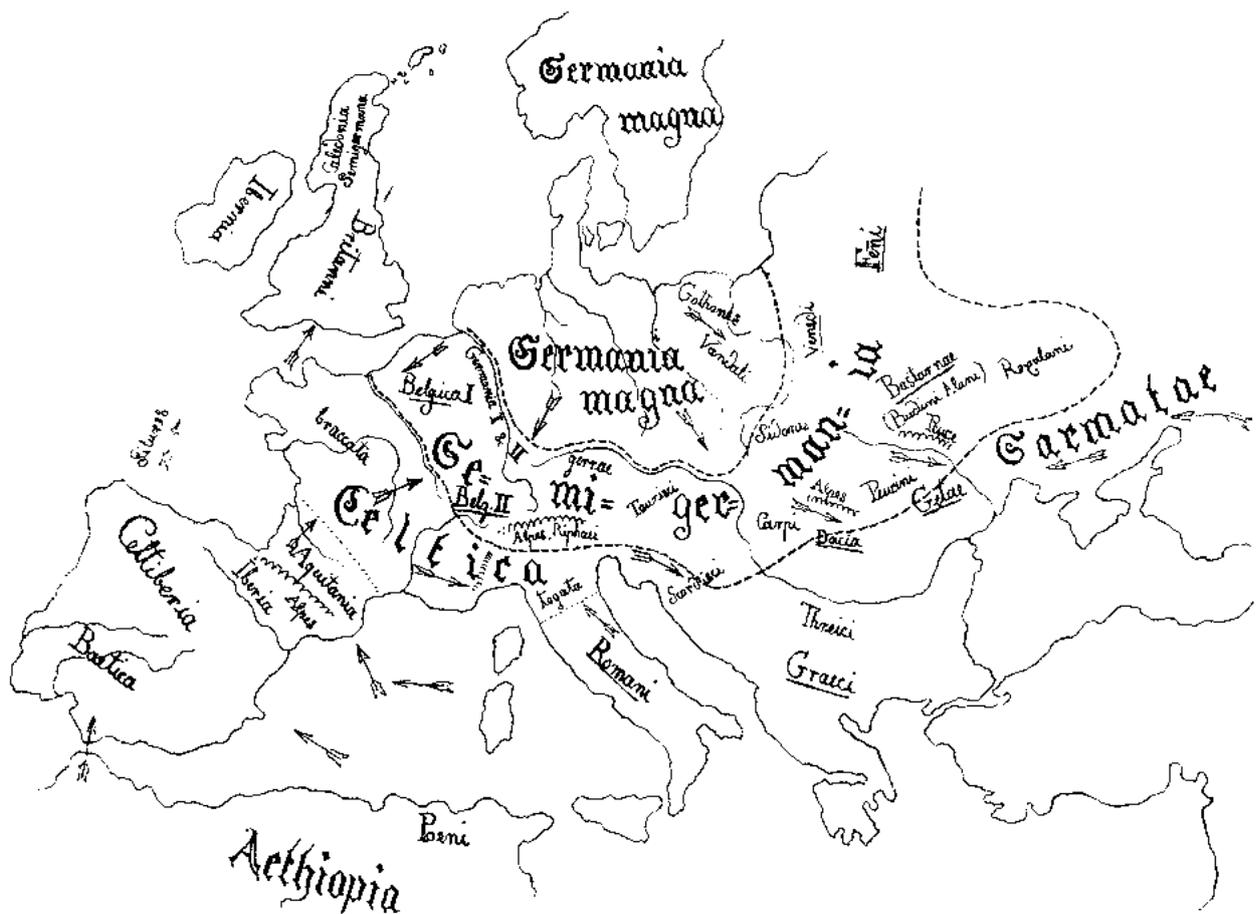


Abb. 3 Wilhelm Lindenschmit: *Räthsel der Vorwelt*. Mainz 1846, Karte

frühe Anthropologie hatte erst nach 1800 zögerlich damit begonnen, die Bevölkerung Europas in verschiedene Rassen zu differenzieren.⁵⁸ In den 1840er Jahren ist allerdings ein deutlicher Aufschwung entsprechender Rassenklassifikationen und Rassenspekulationen zu verzeichnen. Wilhelm Lindenschmit spiegelt also auch in dieser Hinsicht eine aktuelle Entwicklung wider. Die Schädel von Selzen bezeichnete er als „reine Hochschädel im schroffsten Gegensatz zu den Langschädeln und Breitschädeln“⁵⁹ – dies ist, wie bereits erwähnt, ein Beleg dafür, dass Wilhelm Lindenschmit den Längen-Breiten-Index kannte, den Anders Retzius erstmals 1842 formuliert hatte.

Wilhelm Lindenschmit unterschied die verschiedenen Rassen auch hinsichtlich ihrer Wertigkeit. Solche Wertungen waren zu dieser Zeit nicht unüblich. Egon von Eickstedt bezeichnet die 1840er Jahre retrospektiv gar als „Jahrzehnt der Rassenphilosophie“.⁶⁰ Für Wilhelm Lindenschmit waren Charaktereigenschaften und Rasse untrennbar miteinander verknüpft. Der Körper des „Germanen“ sei etwa „bei weitem weniger sinnlich“ als der des „Mongolen“ oder „Negers“.⁶¹ Die von den Germanen unberührten östlichen Asiaten lebten hingegen „gefühlloser als das Thier, und noch heute herabgewürdigt durch unnatürliche Sinnlichkeit, ohne Anstand und Schamgefühl, ohne Bewusstsein von Recht und Unrecht dahin.“⁶²

58 Fehr 2010 (Anm. 1) S. 108–111.

59 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 11–12.

60 Egon von Eickstedt: *Geschichte der anthropologischen Namengebung und Klassifikation*. Teil II. In: *Zeitschrift für Rassenkunde* 6, 1937, S. 36–96, hier S. 39.

61 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 10.

62 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 28.

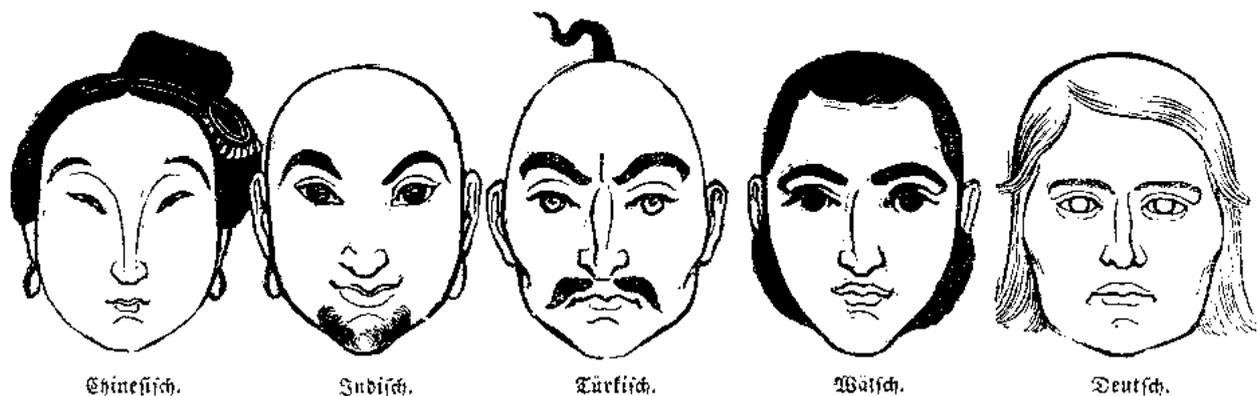


Abb. 4 Wilhelm Lindenschmit: *Räthsel der Vorwelt*. Mainz 1846, S. 46, Idealtypische Rasseporträts

Wie bereits erwähnt berief sich Ludwig Lindenschmit noch Jahrzehnte später in seinem 1880 bis 1889 erschienenen *Handbuch der Alterthumskunde* auf die rassenkundlichen Ausführungen seines Bruders. In diesem Zusammenhang wandte er sich gegen neuere Rassenklassifikationen, die von der Existenz einer „mittelländischen“ oder auch „lateinischen Rasse“ ausgingen.⁶³ Demgegenüber beharrte er darauf, dass die Romanen ein Mischvolk seien. Erst durch den Zustrom von Germanen wurden sie „zu neuer Lebensentwicklung befähigt“⁶⁴. Im Gegensatz zu den „herabgekommenen Romanen“ seien die Germanen beziehungsweise die Franken an „ihrer edlen und vollkommenen, durch lichte Farbe und Schönheit ausgezeichneten Leibesgestalt“ zu erkennen.⁶⁵ Da die Skelettüberreste der Toten von Selzen diesem Rassebild voll entsprächen, stand für die Brüder Lindenschmit deren germanische Identität unzweifelhaft fest.

Selzen als germanischer Friedhof: Das Argument des Nationalstils

Als zweites Kriterium für die germanische Identität der Toten von Selzen führten die Brüder Lindenschmit den „Kunstgeschmack“ an. Die Funde aus dem Gräberfeld von Selzen zeigten ausnahmslos jenen Stil, der für den Übergang zwischen der spätrömischen Ornamentik zum „verwilderten und phantastischen Geschmack der Völkerwanderungszeit“ charakteristisch sei.⁶⁶

Grundsätzlich gingen sie davon aus, dass die Kunst „Merkmale nationaler Individualität“ widerspiegelt.⁶⁷ Die Ansicht, der Kunstgeschmack sei Ausdruck des Nationalcharakters, ist bei ihnen auf ihre eigene künstlerische Sozialisation zurückzuführen. Wilhelm und Ludwig Lindenschmit studierten beide in München bei Peter von Cornelius,⁶⁸ der der Schule der „Nazarener“ angehörte.⁶⁹ Diese Richtung strebte nicht allein nach einer Revitalisierung der mittelalterlichen christlichen Kunst; vielmehr war es ihr erklärtes Ziel, eine betont nationale „deutsche“ Kunst zu schaffen.⁷⁰

Ähnliche Entwicklungen vollzogen sich zeitgleich zwar auch in anderen europäischen Ländern, allerdings wurde die Diskussion um den nationalen Stil in der Malerei im deutschen Sprachraum besonders intensiv geführt. Zahlreiche Künstler der Romantik strebten nach einer Erneuerung der

63 Lindenschmit 1880–89 (Anm. 5), S. 10–14.

64 Lindenschmit 1880–89 (Anm. 5), S. 13

65 Lindenschmit 1880–89 (Anm. 5), S. 141.

66 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 23.

67 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 35.

68 Panke 1998 (Anm. 2), S. 758.

69 Vgl. dazu Herbert Schindler: *Nazarener. Romantischer Geist und christliche Kunst im 19. Jahrhundert*. Regensburg 1982.

70 Frank Büttner: Peter von Cornelius. In: *Saur Allgemeines Künstlerlexikon*. Bd. 21. München, Leipzig 1999, Sp. 243–246.

deutschen Kunst, wobei dieser in Deutschland aufgrund der politischen Bedeutungslosigkeit der Nation ein größerer Stellenwert zukam als etwa in Frankreich.⁷¹ Als Alterität zur deutschen Kunst diente in diesem Zusammenhang von Anfang an die klassische Kunst Italiens und Frankreichs.

Nur ein Teil der kunstbegeisterten Eliten begrüßten jedoch diese Entwicklung. Insbesondere der Kosmopolit Johann Wolfgang von Goethe erhob schon früh Einspruch gegen diese nationale Einengung, und wies darauf hin, dass Kunst keine patriotische, sondern eine universale Angelegenheit sei.⁷² Aus diesem Grund wandte er sich gegen den altertümelnden, an der „altdeutschen“ Malerei orientierten Malstil der Nazarener und nannte hierbei ausdrücklich den Lehrer der Brüder Lindenschmit, Peter von Cornelius, den er als „einen der Häuptlinge unter den Bekennern des neu-altertümlichen Geschmacks“ bezeichnete.⁷³

Angesichts ihrer künstlerischen Herkunft war es insgesamt naheliegend, dass die Brüder Lindenschmit bei der Interpretation der Funde von Selzen die Vorstellung zugrunde legten, dass Kunst jeweils den Nationalcharakter widerspiegelte. Die Ansicht, dass die deutsche Nationalkunst von der Kunst der griechisch-römischen Antike wesensverschieden sei, besaß während der 1840er Jahre eine bereits mehrere Jahrzehnte zurückreichende Tradition. Die Brüder Lindenschmit wandten somit lediglich ein in der Kunsttheorie verhältnismäßig gängiges Interpretationsmuster auf frühgeschichtliches Material an.

Selzen als germanischer Friedhof: Historische Quellen

Den dritten vermeintlichen Beweis, dass die Gräber von Selzen germanisch beziehungsweise fränkisch seien, lieferten die historischen Quellen. Durch die Alemanneneinfälle der Spätantike seien die betreffenden Gebiete weitgehend öde und menschenleer geworden; der Sieg Chlodwigs I. habe sie endgültig fränkisch gemacht. Da es nach diesem Sieg im Rheinland keinen Bevölkerungswechsel gegeben habe, müsse es sich bei den in Selzen Bestatteten unzweifelhaft um Angehörige des fränkischen Stammes handeln.⁷⁴

Nachfahren der Römer kamen für die Brüder Lindenschmit dagegen für die Bestattungen ausdrücklich nicht in Frage. Grundsätzlich schildern die Lindenschmits das Verhältnis von Germanen und Römern als heftige Konfrontation. Bereits im Vorwort zur Publikation von Selzen rekurrierte Ludwig Lindenschmit auf den „Rhein, wo der grosse Kampf der Völker ausgerungen“ worden sei.⁷⁵ Durch den „grossartigsten Gränzkampf der Weltgeschichte“, durch den die römische Universalmonarchie zunächst in ihrem „Umsichfressen“ aufgehalten und später ganz besiegt wurde, sei „eine verdorbene Welt durch frische Kräfte ersetzt worden“.⁷⁶

Bereits für die römische Zeit schrieben die Brüder Lindenschmit den Germanen eine dominante Rolle zu. „Groß war die Anzahl der Deutschen im Römerheere; sie galten für die Tapfersten. Sie waren es, die die Kaiser ein- und absetzten.“⁷⁷ Dagegen zeichneten sich manche römische Kaiser durch „Falschheit“ und „Treulosigkeit“ aus.⁷⁸ Zudem zeigten sie sich bemüht, negative Urteile über die Germanen zu revidieren. So wiesen sie den Vorwurf der „Tyrannei“, des „Land- und Menschenraubs“ zurück: „Die eigentlichen Länder- und Menschenräuber waren die Römer, welche in zwei Welttheilen alle Völker bis auf's Blut aussaugten und entnervten. Die Germanen waren ihre Rächer und Befreier“.⁷⁹

71 Hubert Locher: *Kunstgeschichte als historische Theorie der Kunst 1750–1950*. München 2001, S. 156.

72 Hans Belting: *Deutsche Kunst und deutsche Identität*. In: Hans Belting: *Identität im Zweifel*. Köln 1999, S. 21–63, bes. S. 44–49.

73 Johann Wolfgang von Goethe: *Neu-deutsche Religios-Patriotische Kunst*. In: Johann Wolfgang von Goethe: *Ästhetische Schriften 1816–1820. Sämtliche Werke, 1. Abteilung, Bd. 20*. Hrsg. von Hendrik Birus. München 1999, S. 105–129, hier S. 120. – Vgl. dazu Locher 2001 (Anm. 71), S. 157.

74 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 37–38; S. 47.

75 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), Vorrede.

76 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 39.

77 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 41.

78 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 45.

79 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 45–46.

Bei der Schilderung des Charakters der Franken, die sich im entvölkerten Gebiet angesiedelt hätten, sind dagegen Anklänge an die bürgerlichen Ideale der Biedermeierzeit nicht zu übersehen. In den Gräbern von Selzen gäben sich die Franken nicht als prunkliebende Sklavenbesitzer, sondern als „wohlhabende, kriegerische Landbewohner“ zu erkennen, „mit Waffen und Werkzeugen des Weinbaues und der Kochkunst ausgestattet, die, nach germanischer Sitte, auf die Pflege ihrer langen Haare hielten, gerne tranken, und mit dem wenigen Geld, das sie hatten, Schmucksachen aus Bronze, Glas und dünnem Silber aus den gallischen Werkstätten kauften. Dieser Überfluss bei Genügsamkeit zeigt uns ein Volk, das den weiten, ersiegten Boden mit eigenen Händen bebaut.“⁸⁰

Die historische Interpretation der Funde von Selzen bewegt sich erneut in Bahnen, die Wilhelm Lindenschmit bereits zuvor entwickelt hatte. Wie bereits erwähnt, betrachtete er in seinem Buch *Räthsel der Vorwelt* die gesamte Geschichte Europas als einen permanenten Kampf der „weisen Rasse“ gegen die „vermischten“ Völker des Westens, Südens und Ostens. Während im Osten „Körper gegen Körper“ standen, zeige sich die Auseinandersetzung mit dem Süden bis heute als ein „Kampf des Geistes und Gemüths“.⁸¹

Diese konfrontative Auffassung der Beziehung von Germanen und Römern ihrerseits fußte maßgeblich auf Anschauungen des befreundeten Münchner Philologen und Historikers Hans Ferdinand Maßmann.⁸² Neben Wilhelm Grimm und Heinrich Hoffmann von Fallersleben hatte Maßmann einen der drei zwischen 1830 und 1840 neu eingerichteten germanistischen Lehrstühle inne.⁸³ Wie Wilhelm Grimm interessierte sich Maßmann seit den 1820er Jahren auch für die archäologischen Forschungen zur germanischen Urgeschichte.⁸⁴ Bereits im Vorwort der *Räthsel der Vorwelt* berief sich Wilhelm Lindenschmit auf Maßmann,⁸⁵ und verwies auf dessen 1843 erschienene Studie *Deutsch und Welsch oder der Weltkampf der Germanen und Romanen*.⁸⁶

Maßmann, wie Wilhelm Lindenschmit Burschenschafter und Turner, war ein Aktivist der „alt-deutschen“ beziehungsweise „deutschtümlichen Bewegung“.⁸⁷ Vor allem in seinen Schriften aus den 1840er Jahren finden sich zahlreiche antifranzösische Stereotype.⁸⁸ In seinem Werk *Deutsch und Welsch* stellte Maßmann die gesamte gemeinsame Geschichte der Germanen und Romanen als einen durch „Volkstumsverschiedenheit“ bedingten Konflikt dar. Dieser setzte sich von den Kämpfen zwischen Römern und Germanen bis zu den Auseinandersetzungen mit Frankreich in der Gegenwart nahtlos fort:

„Die beiden Eigenschaftswörter Deutsch und Welsch, von denen man eine eigene Lebensgeschichte schreiben könnte, haben durch alle Jahrhunderte einen bedeutsamen, fast sittlichen Gegensatz bezeichnet und namentlich läßt der erhebende Gebrauch des Wortes Deutsch für alles Edelmenschliche und wahrhaft Friedenskräftige in einen trostreichen Spiegel volkstümlichen Selbstbewußtseyns wie menschheitlicher Ausgleichung blicken. [...] In Wahrheit – zwey solche Völker konnten sich nie friedlich befreunden. Hier handelt es sich um innerste Volkstumsverschiedenheit, verschieden wie Tag und Nacht, Freiheit und Knechtschaft, Liebe und Herrschsucht, Arminius und Augustus.“⁸⁹

80 Lindenschmit/Lindenschmit 1848 (Anm. 6), S. 48.

81 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), S. 31.

82 Joachim Richter: Hans Ferdinand Maßmann. Altdeutscher Patriotismus im 19. Jahrhundert. Berlin, New York 1992, S. 275.

83 Jost Hermand: Geschichte der Germanistik (Rowohlts Enzyklopädie 534). Reinbek 1994, S. 41.

84 Hakelberg 2003 (Anm. 15), S. 20.

85 Lindenschmit 1846 (Anm. 7), I (An J. Grimm).

86 Hans Ferdinand Maßmann: Deutsch und Welsch oder der Weltkampf der Germanen und Romanen. Ein Rückblick auf unsere Urgeschichte zur tausendjährigen Erinnerung an den Vertrag zu Verdun. München 1843.

87 Richter 1992 (Anm. 82), S. 1–6, bes. S. 4.

88 Richter 1992 (Anm. 82), S. 327–337.

89 Maßmann 1843 (Anm. 86), S. 16–17.

Ausblick

Die germanentümelnde, antifranzösische Richtung Maßmanns und Wilhelm Lindenschmits war, wie bereits erwähnt, kennzeichnend für ein bestimmtes Segment der deutschen Nationalbewegung. Wie eng begrenzt dieser Gelehrtenkreis in den 1840er Jahren letztlich beschaffen war, zeigt etwa Heinrich Heines bissige Satire auf den Arminiuskult in Deutschland, das bekannte Caput XI des Gedichtes *Deutschland – ein Wintermärchen*. Unter den Exponenten der „deutschtümlichen“ Nationalisten, über die der von Wilhelm Lindenschmit gescholtene „Jude“ Heine seinen Spott ausschüttet, befand sich nicht nur Hans Ferdinand Maßmann („Maßmann spräche Latein, Der Marcus Tullius Maßmannus!“), sondern auch der künstlerische Mentor der Brüder Lindenschmit, der Maler Peter von Cornelius („Zu unserem Cornelius sagten wir: Cacatum non est pictum“).⁹⁰

Während Wilhelm Lindenschmit von einer Renaissance Deutschlands aus dem Geist des germanischen Altertums träumte und meinte, man müsse „um zur Widergeburt zu gelangen, in den Urwald Altgermaniens zurückkehren“,⁹¹ warnte Heinrich Heine im Gegenteil vor dem deutschtümelnden Missbrauch des Mittelalters:

„Die Schriftsteller, die in Deutschland das Mittelalter aus seinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke [...] und die Wirkung, die sie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes.“⁹²

Insgesamt zeigt das Beispiel des Gräberfelds von Selzen, dass der Siegeszug des Nationalstaatsgedankens spätestens seit den 1840er Jahren einen erheblichen Einfluss auf die Altertumskunde ausgeübt hat. In der Fachgeschichte der Ur- und Frühgeschichte wird dieser Einfluss meist auch gebührend herausgestellt – dabei sollte aber meines Erachtens nicht übersehen werden, dass der Nationalismus zu dieser Zeit noch ein höchst komplexes Phänomen mit sehr unterschiedlichen Strömungen war. Die Brüder Lindenschmit repräsentierten letztlich nur ein bestimmtes Segment der deutschen Nationalbewegung. Diese Strömung lehnte die Werte der Aufklärung ab und propagierte einen sehr engen Nationsbegriff, der bereits biologisch aufgeladen war. Nach innen zielte er auf die Ausgrenzung vermeintlich Fremder wie den Juden, nach außen propagierte er eine aggressive Abgrenzung von anderen Nationen, insbesondere dem kulturell als dominant empfundenen Frankreich.

In fachlicher Hinsicht waren ihre Publikationen einerseits sicher für die Forschung der folgenden Jahrzehnte wegweisend: Hinsichtlich der Art, wie archäologische Funde publiziert werden sollten, haben sie wissenschaftliche Standards gesetzt. Darüber hinaus repräsentieren sie aber auch ein problematisches Erbe, das die Wissenschaft der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie bis heute belastet. Erinnerung sei nur an die noch immer kontrovers diskutierte Frage, wie „germanisch“ die von ihnen vorlegten Funde wirklich sind.⁹³

90 Heinrich Heine: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 7/1. Reisebilder III/IV. Bearb. von Alfred Opitz. Hamburg 1986, S. 21–23.

91 Lindenschmit 1847 (Anm. 41), S. 7.

92 Heinrich Heine: Die romantische Schule. In: Otto Lachmann (Hrsg.): Heinrich Heines sämtliche Werke. Bd. 3. Stuttgart 1887, S. 116–237, hier S. 229.

93 Vgl. dazu ausführlich Fehr 2010 (Anm. 1).

„Sind die Urnen-Begräbnisse [...] slavischen oder deutschen Ursprungs?“

Vaterländische Altertumskunde im Bereich der „Germania Slavica“

Sebastian Brather

Voraussetzungen

„Über die Frage, ob die Böhmen und die Slaven überhaupt die Todten zu begraben oder zu verbrennen pflegten, ist in der neuern Zeit viel geschrieben worden. So z. B. suchte Superintendent *Worbs* in weitläufigen Aufsätzen darzuthun, daß alle Aschenurnen, die man in Schlesien, in den Lausitzen, in Sachsen, Brandenburg und in den ehemals von Slawen bewohnten Gegenden zwischen der Elbe und Oder findet, deutschen Ursprungs sind. ‚Die Geschichte weiß nichts davon,‘ ruft der eben genannte Gelehrte aus, nachdem er durch ein kühnes Raisonement die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, die das Gegentheil andeuten, aus dem Felde geschlagen, ‚daß die Slawen ihre Todten verbrannt hätten! *Die Slawen verbrannten ihre Todten nicht, die Germanen thaten es*; nur diesen, nicht den Slawen gehören die Urnen, die wir finden!‘ Es ist freilich Herrn W. vornehmlich um die schönen Vasen mit ihren interessanten Beigaben, als Bronzeringen, Nadeln, Waffen u. dgl., zu thun, die er gar gern den eigenen Stammesgenossen vindiciren möchte.“¹

Dieser 1845 erschienene Rückblick Johann Erasmus Wocels (tschechisch: Jan Erazim Vocol), Archäologieprofessor in Prag, auf die Forschungen der vorangegangenen Jahrzehnte charakterisiert die wesentlichen Streitpunkte recht genau.² Zwei Aspekte waren es, um die die Debatten unmittelbar kreisten. Vordergründig ging es darum, anhand der Leichenbehandlung – Verbrennen oder Begraben – verschiedene alte „Völker“ auseinanderzuhalten.³ Dahinter standen jedoch prinzipielle

- 1 Johann Erasmus Wocel: Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Prag 1845, S. 54–55 (Hervorhebung im Original). – Zu Wocel vgl. Karel Sklenář: Jan Erazim Vocol. Zakladatel české archeologie (Odkazy pokrokových osobností naší minulosti 61). Praha 1981. – Karel Sklenář: Archeologické nálezy v Čechách do roku 1870. Praha 1992. – Karel Sklenář: Pravěké a raně středověké nálezy v Čechách do roku 1870. Pramenná základna romantického období české archeologie (Ur- und frühgeschichtliche Funde in Böhmen bis 1870. Quellenbasis der romantischen Phase der böhmischen Archäologie) (Fontes archaeologici Pragenses 36). Praha 2011.
- 2 Hilfreich für wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen ist das Digitalisierungsprojekt: Archäologische Forschungen 1500–1852. Eine Bibliographie zur Geschichte der Archäologie, URL: <http://dbs.hab.de/archfunde/?&hab=1&gmn=1> [15.3.2021]. Darüber hinaus sind mittlerweile zahlreiche einschlägige Veröffentlichungen dieser Zeit im Internet als Digitalisate frei verfügbar. – Außerdem: Walther Schulz: Bibliographie zur Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands 1. Sachsen-Anhalt und Thüringen 1. Vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Leipzig, phil.-hist. Kl. 47/1). Berlin 1955. – Georg Bierbaum: Bibliographie zur Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands 2. Land Sachsen 1–2. Vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Leipzig, phil.-hist. Kl. 48/2). Berlin 1957. – Für die Frühzeit allgemein vgl. Philipp Alexander Ferdinand Walther: Systematisches Repertorium über die Schriften sämtlicher historischer Gesellschaften Deutschlands. Darmstadt 1845. Walther verzeichnet auf knapp 600 Seiten fast 7000 Titel.
- 3 Barbara Sasse: Die Gräber der Obetruten und Heruler des Nikolaus Marschalk (um 1470–1525). Eine Korrektur der Forschungsgeschichte zu den Megalithgräbern und zur ethnischen Deutung. In: Tanya Armbruester, Morten Hegewisch (Hrsg.): Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte der Iberischen Halbinsel und Mitteleuropas. Studien in honorem Philine Kalb. Bonn 2010, S. 247–265, weist darauf hin, dass Nikolaus Marschalk in Mecklenburg entgegen verbreiteter Meinung in der neueren wissenschaftsgeschichtlichen Literatur Grabformen nicht verschiedenen „ethnischen“ Gruppen zugewiesen, sondern im Gegenteil alle in die Vorfahrenlinie der Obodritendynastie eingeordnet hatte. – Vgl. noch Cornelia Wolff: Die Beschreibung ur- und frühgeschichtlicher Funde in gedruckten Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern. Jahrbuch 42, 1994 (1995), S. 191–217, hier S. 200–204.

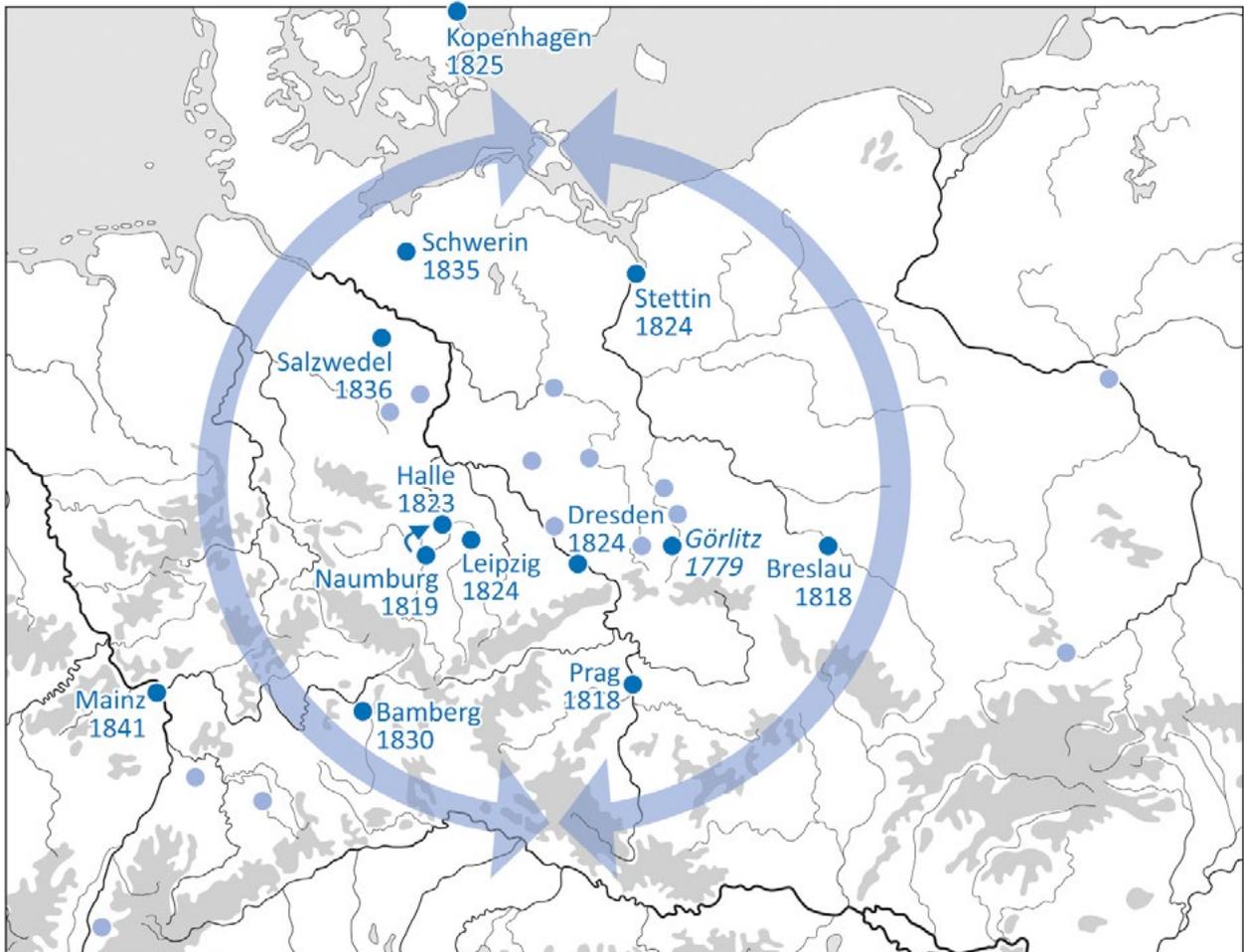


Abb. 1 Orte mit Altertumsvereinen (●) der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz stellte noch eine aufklärerische Gründung dar), deren Mitglieder (● Wohnort) und deren Zeitschriften an der Debatte um germanische oder slawische Bodenfunde teilhatten. Die Darstellung ist nicht vollständig, vermittelt jedoch einen Eindruck von der Reichweite der Diskussionen. (Grafik: Sebastian Brather)

und allgemeine Versuche, Germanen (beziehungsweise die „alten Deutschen“, wie man seinerzeit unterschiedslos sagen konnte) und Slawen anhand ihrer materiellen Überreste zu unterscheiden. Insofern war beides miteinander verquickt: die Grabformen mit den Grabbeigaben und umgekehrt. Darüber hinaus spielten weitere Fragen eine Rolle, beispielsweise diejenige nach „ursprünglichen“ Siedlungsgebieten und damit zusammenhängend Probleme der Chronologie – wann hatten „Völker“ einander in der Besiedlung bestimmter Landschaften abgelöst? Die eine Frage ließ sich ohne Beantwortung der anderen nicht lösen, und über chronologische wie ethnische Zuordnungen blieb man noch lange uneins – auch wenn das später berühmte Dreiperiodensystem bereits in den 1830er Jahren erstmals publiziert wurde,⁴ worin man mit Bruce Trigger den Beginn der wissenschaftlichen Archäologie sehen kann.⁵ In Deutschland hatte die Archäologie „eine von ihren Hauptaufgaben [...] [noch nicht – S. B.] lösen können, nämlich darzutun, zu welchen bestimmten Völkerschaften und Zeiträumen die Alterthümer hinzuführen sind“ – auch wegen der komplexen historischen Entwicklungen in Vorgeschichte, Antike und Mittelalter.⁶

4 Christian Jürgensen Thomsen: Ledetraad til Nordisk Oldkundskab. Kopenhagen 1836. – Vgl. Svend Hansen: Von den Anfängen der prähistorischen Archäologie. Christian Jürgensen Thomsen und das Dreiperiodensystem. In: Prähistorische Zeitschrift 76, 2001, S. 10–23. – Bo Gräslund: The Birth of Prehistoric Chronology. Dating methods and dating systems in nineteenth-century Scandinavian archaeology. Cambridge 1987. – Alain Schnapp: Die Entdeckung der Vergangenheit. Ursprünge und Abenteuer der Archäologie. Stuttgart 2009, S. 321–327.

5 Bruce G. Trigger: A history of archaeological thought. Cambridge 1989, S. 73–79.

6 Jens Jacob Asmussen Worsaae: Die nationale Alterthumskunde in Deutschland. Kopenhagen 1846, S. 15 (Zitat), 20.

An den Debatten beteiligte sich eine ganze Reihe von Altertumskundlern von Mecklenburg über Brandenburg und die Lausitz⁷ bis nach Schlesien und Böhmen (Abb. 1). Sie betrachteten den ostmitteleuropäischen Raum – präziser das mit einem modernen Forschungsbegriff als „Germania Slavica“ zu bezeichnende Gebiet⁸ – als zusammengehörig und insoweit einheitlich, als dass man Funde und Befunde aus einer Region als Argument für Thesen eine andere Region betreffend unbestritten heranziehen konnte. Die Diskussionen erreichten daher eine größere Reichweite, als wenn es nur um die Lokalgeschichte gegangen wäre. Es finden sich in den Publikationen keine Einwände gegen dieses Verfahren; man setzte bei Germanen wie bei Slawen – ungeachtet moderner politischer Grenzen – eine weitgehende kulturelle Homogenität in der „heidnischen Vorzeit“ voraus.

„Diese generellen Verschiedenheiten [von Funden und Befunden – S. B.], deuten auf verschiedene Stämme, und die Grenzen derselben müssen auch die von den alten Geographen ma[n]gelhaft angegebenen Gränzbestimmungen ersetzen. Dieses aber ist der Triumph der Nachforschungen nach deutschen Alterthümern. Die stummen Zeugen alter Cultur ersetzen die redende Schrift und können sie an manchen Stellen sogar berichtigen.“⁹

Als archäologische Quellen standen den Altertumsforschern des frühen 19. Jahrhunderts allein Grabfunde zur Verfügung.¹⁰ Nur sie ließen sich identifizieren und für historische Interpretationen nutzen. „Die letzte und einzige Hoffnung, Licht in die Dunkelheit zu bringen, ruhet in den Gräbern, welche bekanntlich aus der Vorzeit als dauernde, Ehrfurcht gebietende Denkmäler noch herübertragen und in ihrem Schooße das bergen, was wir suchen: Erkenntniß des Seins und des Lebens der Vorfahren“, wie der großherzoglich-mecklenburgische Archivar, Bibliothekar und Sammlungsdirektor Georg Christian Friedrich Lisch 1837 schrieb.¹¹ Siedlungen, das heißt vor allem Überreste hölzerner Gebäude, konnte man noch nicht erkennen; deren Identifizierung gelang erst am Ende des 19. Jahrhunderts, als provinzialrömische Archäologen auf „Pfohlenlöcher“ und deren ursprüngliche Funktion aufmerksam wurden.¹² Alle früheren Auseinandersetzungen – während des gesamten 19. Jahrhunderts – zielten auf prähistorische Gräber und deren Interpretation.

Durchgesetzt hatte sich aber die prinzipielle Akzeptanz der Bodenfunde als historische Quellen. In den 1820er Jahren galten sie bereits als

„augenscheinliche Thatsachen, welche nicht bestritten, noch geläugnet werden, ja von jedem Forscher mit Unbefangenheit betrachtet, von allen Seiten geprüft und nach den Grundsätzen einer vernünftigen Kritik und Hermeneutik gedeutet, auch zu Grundlagen historischer Forschungen benutzt werden können. Sie sind also mit vollkom-

- 7 Vgl. Günter Wetzels, Achim Leube: Archäologische Forschung und Bodendenkmalpflege in der Niederlausitz und angrenzenden Regionen. Eine kleine Personen- und Forschungsgeschichte (Niederlausitzer Studien, Sonderheft 11). Cottbus 2010, S. 12–23.
- 8 Vgl. zum Begriff Wolfgang H. Fritze: Germania Slavica. Zielsetzung und Arbeitsprogramm einer interdisziplinären Arbeitsgruppe. In: Wolfgang H. Fritze (Hrsg.): Germania Slavica I (Berliner historische Studien 1). Berlin 1980, S. 11–40 – Christian Lübke: Germania Slavica. Die Entstehung eines historiographischen Konzeptes in der deutschen Geschichtswissenschaft. In: Jörn Staecker (Hrsg.): The reception of Medieval Europe in the Baltic Sea region (Acta Visbyensia 12). Visby 2009, S. 381–396.
- 9 Friedrich Kruse: Ueber den Zweck, den wir uns bei Forschungen im Gebiete des Germanischen Alterthumes vorsetzen können, und über die Mittel, denselben zu erreichen. In: [Kruses] Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer insonderheit der germanischen Völkerstämme 1, 1824, H. 1, S. 1–33, hier 14.
- 10 Gisela Eberhardt: Deutsche Ausgrabungen im ‚langen‘ 19. Jahrhundert. Eine problemorientierte Untersuchung zur archäologischen Praxis. Darmstadt 2011, S. 66.
- 11 Georg Christian Friedrich Lisch: Andeutungen über die altgermanischen und slawischen Grabalterthümer Mecklenburgs und die norddeutschen Grabalterthümer aus der vorchristlichen Zeit überhaupt. In: Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 2, 1837, S. 132–148, hier S. 133. – Zu Lisch: Mecklenburgs Humboldt: Friedrich Lisch. Ein Forscherleben zwischen Hügelgräbern und Thronsaal. Ausst.Kat. Archäologisches Landesmuseum und Landesamt für Bodendenkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern. Bearb. von Hauke Jöns, Friedrich Lüth u.a. (Archäologie in Mecklenburg-Vorpommern 2). Lübstorf 2001. – G. C. Friedrich Lisch (1801–1883). Ein großer Gelehrter aus Mecklenburg. Hrsg. von Friedrich Lüth, Andreas Röpcke, Dieter Zander (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns 42). Lübstorf 2003.
- 12 Vgl. Eberhardt 2011 (Anm. 10), S. 156–162. – Zu Carl Schuchhardts Bonmot, nichts sei so dauerhaft wie ein ordentliches Loch, vgl. Michael Meyer: Zur Entwicklung der archäologischen Grabungstechnik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus Berliner und Brandenburger Sicht. In: Jörg Haspel, Winfried Menghin (Hrsg.): Berlin und Brandenburg. Geschichte der archäologischen Forschung (Miscellanea Archaeologica 3). Petersberg 2006, S. 277–288, hier S. 277–280.

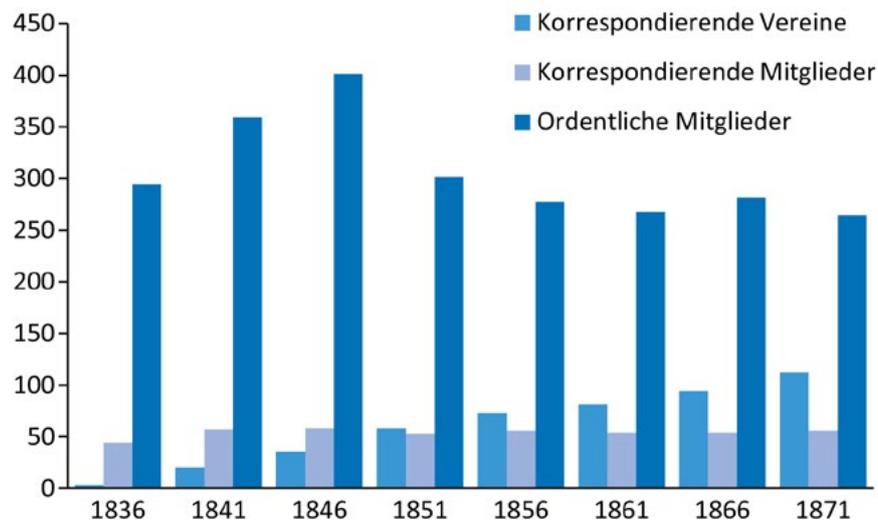
menem Rechte als historische und artistische Monumente anzusehen, die zumal bei dem Mangel eigenthümlicher, zusammenhängender, schriftlicher Monumente, vor allen Dingen bei der Entscheidung wichtiger historischer Fragen jene Völker betreffend, als authentische Dokumente zuerst um Rath gefragt und in allen Fällen des offenbaren Widerspruchs mit jenen schriftlichen Nachrichten eine entscheidende Stimme haben müssen“.¹³

So formulierte es der Altphilologe Jakob Andreas Konrad Levezow, Professor für Altertumskunde und Mythologie an der Königlich Preußischen Akademie der Künste in Berlin. Er bestimmte zugleich wissenschaftliche Mindestanforderungen: dieser Quellenwert sei erst dann gegeben, wenn Fundort und Fundumstände bekannt und dokumentiert seien.¹⁴ Wenig später stellte Lisch in Mecklenburg 34 präzise „Fragen, deren Beantwortung bei Aufgrabung vorchristlicher Grabdenkmäler vom Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gewünscht wird“¹⁵ (Abb. 2).

„Nicht die aufgefundenen Dinge allein sind es, welche viel Licht über eine dunkle Zeit verbreiten: oft sind aufgegrabene Urnen zu nichts nütze, wenn man nicht weiß, von wannen sie kommen; wahrhafter Gewinn läßt sich dann erst hoffen, wenn alle möglichen Umstände einer Aufgrabung mit Gewißheit bekannt sind.“¹⁶

Die vom Altertumsforscher und seinerzeitigen Rektor des Gymnasiums in Schwäbisch Hall Friedrich David Gräter kaum zwei Jahrzehnte zuvor noch gestellte Frage „Soll man graben oder nicht?“ war damit endgültig beantwortet: ja!¹⁷ Damit hatten nicht nur die einheimischen Bodenfunde Anerkennung gefunden, sondern war auch die mit ihrer Hilfe zu schreibende Geschichte des „barbarischen“ Europas respektiert.

Abb. 2 Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Anzahl der Mitglieder und korrespondierenden Vereine von 1836 bis 1871. Klar zu erkennen sind die Zunahme an Vereinsgründungen insgesamt und deren Verzettelung durch Schriftentausch. (Grafik: Sebastian Brather; zusammengestellt nach den Angaben in den Jahresberichten, die in den Jahrbüchern des Vereins erschienen)



- 13 Konrad Levezow: Andeutungen über die wissenschaftliche Bedeutung der allmählig zu Tage geförderten Alterthümer Germanischen, Slavischen und anderweitigen Ursprungs der zwischen der Elbe und Weichsel gelegenen Länder, und zwar in nächster Beziehung auf ihre Geschichte. In: Pommersche Provinzial-Blätter für Stadt und Land (= Haken's Pommersche Provinzial-Blätter) 6, 1825, S. 401-437, hier S. 410.
- 14 Levezow 1825 (Anm.), S. 425. – Ebenso Johann Gustav Gottlieb Büsching: Abriß der deutschen Alterthumskunde. Zur Grundlage von Vorlesungen bestimmt. Mit einer Chartre des alten Germaniens. Weimar 1824, S. 4-5: „Einen Hauptvorthiel dieser Sammlung glaube ich darin setzen zu dürfen, daß bei allen Stücken genau bekannt ist, wo sie gefunden worden sind, und daß bei den Schlesischen das ganze Verhältniß ihrer Auffindung und die Bestimmung dessen, was zusammen gefunden worden, genau bemerkt ist.“
- 15 IV. Instruction für Aufgrabungen, entworfen von der Aufgrabungs-Deputation des Vereins für mekl. Gesch. und Alterth. In: Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 2, 1837, S. 148-157, hier S. 154-157.
- 16 Instruction 1837 (Anm. 16), S. 149. – Vgl. Eberhardt 2011 (Anm. 10), S. 79-81.
- 17 Friedrich David Gräter: Soll man graben oder nicht? Einige vorläufige Bemerkungen zur Geschichte des teutschen Heidenthums. In: Idunna und Hermode. Eine Alterthumszeitung auf das Jahr 1816, S. 65-67. Der Autor beantwortete die Frage auf S. 67 ebenso: „Und was sollen wir also thun? Graben! Und wo? Ueberall wo unterrichtete Männer oder die Chroniken wissen oder wissen wollen, daß einst heidnische Städte, Burgen und Tempel gestanden haben!“ (Hervorhebung im Original).

Germanen oder Slawen?

Welchem alten „Volk“ waren die immer öfter und allerorten entdeckten Grabfunde zuzuschreiben? Das war die Leitfrage, und sie wurde überaus kontrovers und durchaus emotional verfolgt, zumal man die „alten Deutschen“ oder Slawen als die „Vorfahren“ moderner Bevölkerungen verstehen konnte. Der königlich-sächsischer Rentamtman in Großenhain (1824–1853), Philanthrop und Bildungsreformer Karl Benjamin Preusker plädierte hinsichtlich der Oberlausitz ganz grundsätzlich für „die Eintheilung nach drei Haupt-Völkerstämmen, und zwar in 1) *Keltische*, 2) *Germanische*, 3) *Slavisch-sorbische* oder *sorbenwendische Alterthümer*“.¹⁸ Allerdings fehlten eindeutige Anhaltspunkte, jedenfalls solche, über die sich ein allgemeiner Konsens hätte bilden können. Zu unklar und streitig erschienen die Interpretationen. Eine verlässliche Unterscheidung, das zeigten die lebhaften Diskussionen, war noch zukünftigen Forschungen vorbehalten. Sie jedoch zu erreichen, formulierte der Breslauer Altertumskundler Johann Gustav Gottlieb Büsching als wünschenswert: „Eben so wird es vielleicht einst möglich, wenn auch nicht die einzelnen Stämme, [so] doch die Hauptstämme, Deutsche und Slawen, in den Alterthümern von einander zu sondern“. Leider hätten die vorliegenden Studien noch keine verlässlichen Ergebnisse gebracht:

„So ist es z. B. für Schlesien noch ganz dunkel, ob die hier gefundenen Alterthümer der frühern Deutschen oder der spätern Slavischen Zeit zugehören. Wir müssen hoffen und erwarten, daß es die Alterthumskunde noch einmal hierin zur Sicherheit und Festigkeit bringen und daß man bestimmtere Zeichen finden wird, die für höheres Alter, oder dem Christenthume nähere Zeit der gefundenen Sachen sprechen, als die nur zu oft trüglichen sind, welche wir jetzt immer aufstellen, nämlich die Folge von Stein, Kupfer und Eisen bei Anfertigung der Geräthe und Waffen.“¹⁹

Büsching spielte hier auf zwei weitere Aspekte an – die religionsgeschichtliche Einordnung der Totenbehandlung sowie chronologische Überlegungen anhand des jeweiligen Rohmaterials, aus dem prähistorische Geräte, Waffen und Schmuck gefertigt worden waren.

Die Unklarheiten darüber und die Auseinandersetzungen darum, welche Altertümer wohl germanisch und welche slawisch seien, drückten sich ebenso in Sammlungsbezeichnungen aus: die in der Königlichen Kunstkammer zu Berlin befindlichen „altdeutschen und slavischen Denkmäler“²⁰ (ab 1830 als „Museum Vaterländischer Alterthümer“ im Schloss Monbijou eingerichtet)²¹ ebenso wie die in Ludwigslust untergebrachte Großherzogliche Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Mecklenburgs²² – man konnte sie noch nicht auseinanderhalten²³ und

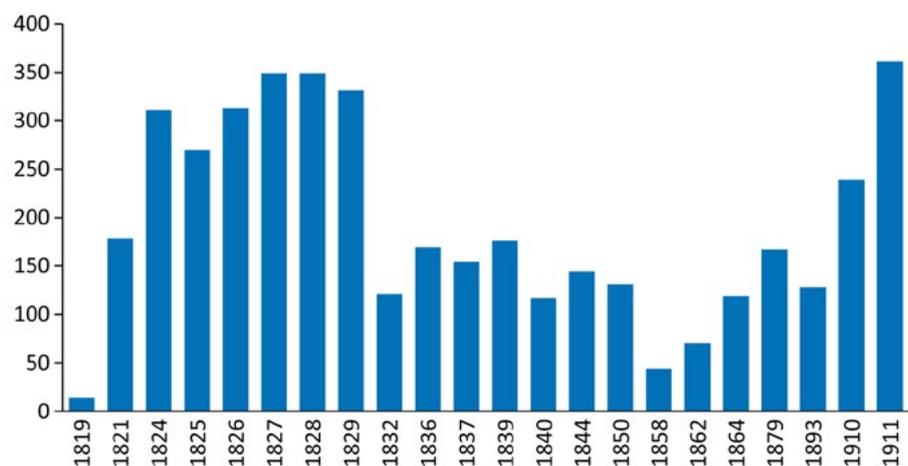
- 18 Karl Benjamin Preusker: VII. Oberlausitzische Alterthümer. Erster Beitrag. In: Neues Lausitzisches Magazin 6, 1827, S. 99–130, 165–209, 301–359, 516–560, hier S. 105 (Hervorhebungen im Original). – Zu Preusker: Regina Smolnik (Hrsg.): Karl Benjamin Preusker. Archäologe, Reformier, Netzwerker. Beucha 2011.
- 19 Büsching 1824 (Anm. 14), S. 11. – Zu Büsching vgl. Marek Hałub: Johann Gustav Gottlieb Büsching 1783–1829. Ein Beitrag zur Begründung der schlesischen Kulturgeschichte (Acta Universitatis Wratislaviensis 1978). Wrocław 1997.
- 20 Marion Bertram: Vom „Museum Vaterländischer Alterthümer“ im Schloss Monbijou zur „Sammlung der Nordischen Alterthümer“ im Neuen Museum. Die Ära Ledebur 1829 bis 1873. In: Wilfried Menghin (Hrsg.): Das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte. Festschrift zum 175-jährigen Bestehen (Acta praehistorica et archaeologica 36/37). Rahden 2005, S. 31–79, hier S. 32. – *Sammlung Slavo-germanischer Alterthümer* bei Hans Gummel: Forschungsgeschichte in Deutschland (Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde 1). Berlin 1938, S. 57.
- 21 Leopold von Ledebur: Das Königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou zu Berlin. Berlin 1838. – Der Historiker und Archäologe von Ledebur (1799–1877) wandte sich – zunächst aus methodischer Vorsicht, später uneinsichtig – gegen das Dreiperiodensystem.
- 22 Georg Christian Friedrich Lisch: Friederico-Franciscum oder großherzogliche Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Mecklenburgs zu Ludwigslust. Leipzig 1837.
- 23 Und deshalb auch nicht getrennt aufstellen: „Eine solche [ethnographische – S. B.] Aufstellung setzt jedoch mehr voraus als bis jetzt der Alterthumsforschung gelungen ist, nämlich ein sicheres Kennzeichen, welches das Germanische vom Slavischen unterschiede“; Leopold von Ledebur: Bericht an den preußischen Kultusminister Karl Freiherr zum Stein zum Altenstein, 30. August 1832 (SMB-PK, ZA I, KKM 35, Bl. 65–66); abgedruckt bei Bertram 2005 (Anm. 20), S. 71–73, hier S. 72.

behalf sich mit der offenen Doppelbenennung.²⁴ Zur selben Zeit beklagte auch Gustav Friedrich Klemm, seinerzeit Sekretär der Königlichen Öffentlichen Bibliothek und zugleich Leiter der Porzellansammlung in Dresden, den damals aktuellen Stand der Forschungen:

„Die meiste Noth macht dem deutschen Alterthumsfreund das Slawenthum. Wir haben viele treffliche Schriften über die Slawen [...] allein – wir haben zur Zeit noch keine slawische Alterthumskunde! [...] Dennoch aber ist es hohe Zeit den Muth zu fassen, das germanische vom slawischen zu trennen und den Versuch zu wagen, einen antiquarischen Gegenstand, der in den Landen gefunden ward, wo die germanische Bevölkerung von der slawischen verdrängt und das Slawenthum in germanische Oertlichkeiten eintrat, entweder keck als germanisch oder als slawisch zu benennen, damit endlich nicht mehr die nichtssagende Benennung germanisch-slawisch aufhöre!“²⁵

Allerdings fand sich auf die 1827 vom Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums (Abb. 3) auf Veranlassung des „Hohen Königlichen Ministeriums“ ausgelobte Preisauflage keine hinreichende Einsendung: „die beste Zusammenstellung der geschichtlichen und Kunst-Merkwürdigkeiten im Königl. Preußischen Herzogthume Sachsen“, wobei „das, was wahrscheinlich *Römischen* Ursprungs ist, von dem möglichst zu trennen [ist], was *Germanischen* Ursprungs ist, und dasjenige[,] was unstreitig Germanischen Ursprungs ist[,] von dem[,] was *Slawischen* oder Wendischen Ursprungs seyn kann“.²⁶

Abb. 3 Thüringisch-Sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums, Anzahl der Mitglieder im 19. Jahrhundert. Die 1820er Jahre waren die Hochzeit dieser Gründung. (Grafik: Sebastian Brather; zusammengestellt nach Bernhard Weisenborn: *Der Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des Vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale*. In: *Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst* 26, 1938, S. 154–220, hier S. 178–179. – Theo Sommerlad: *Die Hundertjahrfeier des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins*. Halle a. d. S. 1920, S. 14–15)



- 24 Vgl. Friedrich August Wagner: *Ägypten in Deutschland oder die germanisch-slavischen, wo nicht rein germanischen Alterthümer an der Schwarzen Elster*. Leipzig 1833. Wagner (1775–1856) wurde Schweinitzer Kreisphysikus und Altertumsforscher. – Vgl. die Zeilen des Schwiegersohns C. R. Schumann, VI. Lebensbeschreibung des Dr. Friedrich August Wagner zu Schlieben; seinen Gönnern und Freunden als ein Andenken gewidmet. In: *Mittheilungen des Königlich Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer* 12, 1861, S. 44–53.
- 25 Gustav Friedrich Klemm: *Handbuch der germanischen Alterthumskunde*. Dresden [1835] 1836, S. xiii–xiv (Hervorhebung im Original). – Friedrich Kruse: Vorrede. In: *Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer insonderheit der germanischen Völkerstämme* 1, 1821 [1822], S. v–xxxii, hier xxii–xxiii: „Bis jetzt wissen wir noch nicht einmal genau die Germanischen, Slavischen, Celtischen und Römisch-Germanischen Alterthümer zu sondern. Ein großer Ueberblick des ganzen Gebietes der Alterthumswissenschaft gehört dazu, um hierüber zur Sicherheit zu gelangen.“ – Klemm vertrat ebenso wie Wilhelm Lindenschmit auffällig biologistische Ansichten: Gustav Friedrich Klemm: *Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit*, 10 Bde. Leipzig 1843–1852 – Gustav Friedrich Klemm: *Die Verbreitung der activen Menschenrassen über den Erdball*. Dresden 1845. Nachdruck: Leipzig 1906. – Vgl. den Beitrag von Hubert Fehr in diesem Band. – Wilhelm Lindenschmit: *Die Räthsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert?* Mainz 1846.
- 26 Preisauflage. In: [Kruses] *Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer insonderheit der germanischen Völkerstämme* 2, 1827, H. 2–3, S. 185–187, hier S. 185–186 (Hervorhebungen im Original). – Bei Gummel 1938 (Anm. 20), S. 207 Anm. 1, unpräzise als „Zusammenstellung der geschichtlichen und Kunstmerkwürdigkeiten, Gegenstände der heidnischen Vorzeit mit Angabe des Fundorts und der Art: ob sie römischen, germanischen oder slavischen Ursprungs seien“ auf Veranlassung des preußischen Kulturministers genannt.

Eine Partei hob die Rolle der alten Germanen hervor. Zu ihr gehörte der Historiker Friedrich Karl Hermann Kruse, seinerzeit Gymnasiallehrer in Breslau und später Universitätsprofessor in Halle an der Saale (1821) und Dorpat (1828). Er betrachtete alle mit römischen Münzen oder eisernen Geräten ausgestatteten Brandgräber in Schlesien als germanische Bestattungen, und er sah die Grabfunde als „echt Germanische Altertümer“ an.²⁷ Ein knappes Jahrzehnt später präzierte er seine Auffassung. In einer kommentierenden „Nachschrift“ zu einem Aufsatz Christoph Wilhelm Heinzelmans, Prediger am Kloster Neuendorf bei Gardelegen, in den *Deutschen Alterthümern* resümierte Kruse, dass aufgrund der vorliegenden Informationen „der aufmerksame Forscher jetzt schon beurtheilen kann, was sicher Germanisch ist, wogegen die Frage, welche Reste sicher Slawisch sind, noch gänzlich unbeantwortet ist.“²⁸ Auch in Oberfranken machte man sich Gedanken über die Trennung von Slawen und Germanen; der Bamberger Pfarrer Lukas Hermann bemerkte: „Bevor man also nicht triftigere Gründe für den slawischen Ursprung der Gräber vorbringt, bin ich geneigt die von mir geöffneten für *germanische*, und zwar für Grabstätten der *Hermunduren* zu halten.“²⁹ „Sie reichen an, ja in die altgermanische Vorzeit.“³⁰ Entscheidend sei die Identifizierung der jeweiligen „Urheimath“, wo die „Slawen unvermischt saßen“ und wo die Germanen „nicht mit slawischen Völkern gemischt waren. Letzteres ist leichter.“³¹ In dieser Hinsicht verwies man allgemein auf Osteuropa, das es noch näher archäologisch zu untersuchen gelte. Dass „kupferne“ Waffen und Schmuckstücke in Mitteleuropa und in Skandinavien weit verbreitet waren, ließ sich jedoch nicht allein als pro-germanisches Argument werten. Ebenso konnte man postulieren, dass es sich gerade deshalb *nicht* um (ausschließlich) den alten Germanen zuzuweisende Bodenfunde handele, sondern etwa im damals preußischen ebenso wie im russischen Teil Polens um Überreste der „Urslawen“.³² Solche Stimmen erhoben sich wohl erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts³³ und finden sich noch nicht in der hier untersuchten Debatte der ersten Jahrhunderthälfte.

Die andere Partei strich die Rolle der Slawen heraus. So betonte Karl Gottlob von Anton, seit 1774 Oberamtsadvokat in Görlitz und fünf Jahre später ebenda Mitbegründer der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften,³⁴ die Slawen seien die ersten Bewohner der Lausitz gewesen.³⁵

- 27 Friedrich Kruse: Budorgis oder etwas über das alte Schlesien vor Einführung der Christlichen Religion, besonders zu den Zeiten der Römer, nach gefundenen Alterthümern und den Angaben der Alten. Leipzig 1819, S. 37–38.
- 28 Friedrich Kruse: Nachschrift. In: [Kruses] Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer insonderheit der germanischen Völkerstämme 3, 1828, S. 35–40, hier S. 40 (Hervorhebungen im Original). – Vorhandene methodische Probleme kleidete der Autor in ein lateinisches Zitat (*nostrum non est tantas componere lites*), S. 35.
- 29 Lukas Hermann: Die heidnischen Grabhügel des Lautergrundes im k. Landg. Lichtenfels von Oberfranken, geöffnet und beschrieben. In: Bericht über das Bestehen und Wirken des Historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken in Bayern 9, 1846, S. 97–126, hier S. 126. Der Verfasser verweist auf Beiträge in den Mecklenburgischen Jahrbüchern.
- 30 Nikolaus Haas: Ueber die heidnischen Grabhügel bey Scheßlitz und andere im alten Regnitzgau. Bamberg, Aschaffenburg 1829, S. 65.
- 31 Kruse 1828 (Anm. 28), S. 40.
- 32 Etwa Wojciech Morawski: Krótka wiadomość o kilku stowiańskich mogiłnikach w Meklenburgii. In: Przyjaciel Ludu 9, 1843, Nr. 36, S. 283–286; Nr. 37, S. 291–294, 296; Nr. 38, S. 299–304; Nr. 39, S. 305–309, hier S. 294, S. 307. – Vgl. Andrzej Abramowicz: Historia archeologii polskiej XIX i XX wiek. Warschau, Łódź 1991, S. 17–19. – Jan Žak: Słowianie i Germanie w prahistorii polskiej i niemieckiej. In: Stosunki polsko-niemieckie w historiografii I. Studia z dziejów historiografii polskiej i niemieckiej. Poznań 1974, S. 21–149, hier S. 35.
- 33 Zu den frühen Äußerungen zählen Franciszek Maksymilian Sobieszczański (1814–1878): Wycieczka archeologiczna w niektóre strony guberni radomskiej odbyta w miesiącu wrześniu r. b. In: Biblioteka Warszawska 1851, H. 4, S. 429. – Karol Rogawski (1819–1888): O wykopaliskach leżajskich rzecz archeologiczna. Krakau 1856, S. 69. – Antoni Biątecki (1836–1912): Wykopalisko w Manieczkach. In: Biblioteka Warszawska 1857, H. 1, S. 653. – Józef Ignacy Kraszewski (1812–1887): Sztuka u Słowian, szczególne w Polsce i Litwie przedchrześcijańskiej. Wilno 1860, S. 69. – Vgl. Žak 1974 (Anm. 32), S. 36.
- 34 Zur Gesellschaft knapp: Joachim Bahlke: Die Oberlausitz. Historischer Raum, Landesbewußtsein und Gesellschaftsschreibung vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. In: Joachim Bahlke (Hrsg.): Geschichte der Oberlausitz. Herrschaft, Gesellschaft und Kultur vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. 2. Aufl. Leipzig 2004, S. 11–54, hier S. 25–30, dort als slawophile Vereinigung charakterisiert. – Vgl. Homepage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften e.V., URL: <http://www.olgdw.de> [25.08.2020].
- 35 Karl Gottlob von Anton: Erste Linien eines Versuches über der Alten Slawen Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse 1. Leipzig 1783, S. 39–40.

Dies sei so sicher, dass sein wissenschaftlicher Gegner, der in Halle lehrende schwedische Theologe und Historiker Johann Thunmann,³⁶ „seine vorgefaßte Meinung, daß nicht in alten Zeiten schon Slawen in Germanien gewohnt hätten, zurücknehmen würde“³⁷ – wenn er denn noch lebte. Auch für diese Sicht führte man Bodenaltertümer an.

„Man kann freilich nicht unumstöslich gewis aus ihnen darthun, was für Einwohner sich in einer solchen Gegend damals aufgehalten und ihre Todten auf diese Art beigesezt haben. – Denn daß es Wenden sollten gewesen sein, will mancher nicht zugeben [...] [Anm.: Teutsche waren es gewis nicht]“.³⁸

In diesen Worten des damaligen Bautzener Pfarramtskandidaten Ehregott Friedrich Pannach wird aber auch deutlich, wie unklar die Identifizierung germanischer und slawischer Altertümer noch war und wie sehr allgemeine historische Überlegungen, nicht die Bodenfunde selbst den Ausschlag gaben. Das betraf wiederum auch Oberfranken; der Bamberger Stadtpfarrer Nikolaus Haas, zugleich Korrespondierendes Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften in München, meinte bezüglich „heidnischer“ Grabhügel grundsätzlich: „wir halten sie für slavische oder wendische, so zwar, daß wir darunter germanische nicht ausschließen“.³⁹ Es bedurfte weiterhin unvoreingenommener, nüchterner und komplexer Studien:

„Schwierig aber dennoch nicht unmöglich wird es mithin erscheinen, in spätern Zeiten, nach vermehrten, ebenso umsichtigen als unparteiischen Forschungen in allen Gauen Deutschlands, wie den Nachbarländern, von so manchen aufgefundenen Grabstätten auf die Nationen schließen zu können, denen sie angehörten, und zugleich eine Übersicht der von diesen letztern bewohnten Gegenden zu ermitteln, wofern zugleich auf andere kulturhistorische Überreste, wie auf schriftliche Quellen, besonders aber, außer der Urnenform und Verzierung, noch auf Beschaffenheit der Mitgaben und der Grabstätte überhaupt sorgfältig Rücksicht genommen wird.“⁴⁰

Ein wesentlicher Grund, weshalb die Diskussionen kein Ende fanden, waren implizite Prämissen. Dass die Slawen im frühen Mittelalter „vorgedrungen“ waren und im 12. Jahrhundert mit der „deutschen“ Ostsiedlung eine „Gegenbewegung“ stattfand, ergab sich recht eindeutig aus den Schriftquellen. Eine zeitliche Festlegung schien jedoch meist nicht für die Germanen zu gelten, wie sie von römischen Geschichtsschreibern geschildert wurden. Für sie nahm man gern an, sie hätten in diesen Gebieten „schon immer“ gelebt, seien also die „Ureinwohner“. Für ältere, prähistorische Epochen war damit die Zeit letztlich stillgestellt, jedenfalls in „ethnischer“ Hinsicht, und der territoriale Blickwinkel dominant. Das geriet zum Problem, wenn man für die Slawen Gleiches annehmen wollte und ihnen – etwa im zwischen Preußen, Russland und Österreich-Ungarn geteilten Polen – in Konkurrenz zu den Germanen ebenfalls eine „Urheimat“ einräumte. Man übersah also grundsätzlich, dass „ethnische“ Zuordnungen immer nur für einen kurzen Zeitraum zutreffen konnten. Allerdings ahnten es manche Autoren, wenn sie auf die Bedeutung der Chronologie hinwiesen und Überlegungen anstellten, dass sich von den späteren Siedlern mehr als von früheren erhalten haben sollte. Und deutlich äußerte der inzwischen 72jährige Direktor des Kopenhagener Königlichen Museums für die Nordischen Altertümer (1825–1865) Christian Jürgensen Thomsen in einem Brief an seinen Mainzer Kollegen Ludwig Lindenschmit sein grundsätzliches Unbehagen:

„Es ist mir immer fatal gewesen über Nahmen zu streiten [...] Celten, Germanen, Ureinwohner, Bataver etc: etc: ich will nicht von alle die Völkerschaften reden die man mühselig neben ein ander grupiren will u vergist dasz sie nach ein ander kommen.“⁴¹

36 Vgl. Ingo Wiwjorra: Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts. Darmstadt 2006, S. 162–163 mit Verweis auf Johann Thunmann: Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen Völker. Mit einer Vorrede herausgegeben von D. Anton Friedrich Büsching. Berlin 1772, S. 102–108.

37 Von Anton 1783 (Anm. 35). Bd. 2, S. 40–41.

38 Ehregott Friedrich Pannach: Heidnische Begräbnißplätze in der Oberlausitz. In: Lausitzische Monatsschrift 1798, S. 199–219, hier S. 217 (Hervorhebung im Original).

39 Haas 1829 (Anm. 30), S. 46–47.

40 Karl Benjamin Preusker: Blicke in die vaterländische Vorzeit. Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe, zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sächsischen und angränzenden Lande. Bd. 3. Leipzig 1844, S. 203.

41 Thomsen an Lindenschmit, Kopenhagen, 27. 7. 1860. In: Jørn Street-Jensen: Christian Jürgensen Thomsen und Ludwig Lindenschmit. Eine Gelehrtenkorrespondenz aus der Frühzeit der Altertumskunde (1853–1864) (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien 6). Mainz 1985, S. 100.

So wie im Osten um Germanen und Slawen gestritten wurde, so energisch waren die Auseinandersetzungen im Westen. Dort ging es um die Unterscheidung zwischen Germanen und Römern⁴², und als dritte Partei hatte man die Kelten⁴³ ausgemacht. Gegen eine vermeintlich einseitige Römerforschung polemisierte der Sinsheimer Stadtpfarrer und Altertumsforscher Karl Wilhelmi: „Sind zumahl *unsre alten Deutschen Todtenhügel* [...] nicht auch untersuchenswerth?“ Ihm ging es im Sinne einer vaterländischen Altertumskunde um „*alle* Denkmahle der Vorzeit nehmlich, sowohl *Deutsche*, als *Römische* oder *von anderen Völkern herrührende*, in dem Vaterlande aufzufinden“.⁴⁴ Die Schwierigkeiten der Trennung werden darin deutlich, dass Wilhelmi das „nicht Römische“⁴⁵ zusammenfasste, worunter keltische und germanische Funde – ebenfalls noch nicht klar zu trennen – gleichermaßen zu verstehen waren. Für die Kelten ergriff der Freiburger Historiker Heinrich Schreiber vehement Partei und erklärte die „ehernen Streitkeile“ – tatsächlich gegossene Beile der Bronzezeit – zur „keltischen Nationalwaffe“.⁴⁶ Aus der Distanz war es offenbar leichter, nüchtern anzunehmen, dass die

„Bronzecultur [...] aller Wahrscheinlichkeit nach nicht bloß einem einzelnen Volke, z. B. den Kelten, angehört, sondern [...] verschiedenen Stämmen auf einer gewissen Stufe der Cultur [...] gemein gewesen [...]. In dem südlichen Deutschland können daher die bronzenen Sachen sehr gut keltische sein, aber im südlichen und nördlichen Deutschland gleichwohl germanische und slavische.“⁴⁷

Brand- oder Körperbestattung?

Im frühen 19. Jahrhundert drehte sich der vorwiegend archäologische Streit, ob die in den frühgeschichtlichen Gräbern Bestatteten Germanen oder Slawen gewesen seien, um die Behandlung des Leichnams. Wer hatte im östlichen Mitteleuropa zwischen Ostsee und Böhmen seine Toten seinerzeit verbrannt, und wer hatte sie unverbrannt beigesetzt? Die Frage so zu stellen, hieß, die Auseinandersetzungen um die Zuweisung der Altertümer auf eine andere Ebene zu verlagern. Statt die „schönen Funde“ für die Einen oder die Anderen in Anspruch zu nehmen und dabei an der fehlenden Chronologie zu scheitern, konzentrierte sich eine Reihe von Altertumsforschern auf den Umgang mit dem Leichnam. Sie setzten oft implizit voraus, dass die „alten Völker“ ihre Toten jeweils entweder verbrannten *oder* aber beerdigten – und davon nicht abwichen.

Nicht so der Theologe und Philologe Josef Dobrovský, der als Begründer der modernen tschechischen Schriftsprache gilt: „Auf die Frage: Haben die Slawen ihre Todten verbrannt, oder ohne Einäscherung begraben? sind die Antworten der Gelehrten noch getheilt“, formulierte er 1786 vorsichtig und

42 Wiwjorra 2006 (Anm. 36), S. 113–115.

43 Wiwjorra 2006 (Anm. 36), S. 125–135. – Vgl. Dietrich Hakelberg: Nationalismus einer Elite. „Heidnisches Teutschland“ und „vaterländische Altertumskunde“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Elisabeth Vogel, Antonia Napp, Wolfram Lutterer (Hrsg.): Zwischen Ausgrenzung und Hybridisierung. Zur Konstruktion von Identitäten aus kulturwissenschaftlicher Perspektive (Identitäten und Alteritäten 14). Würzburg 2003, S. 15–35.

44 Karl Wilhelmi: Dritter Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmahle der Vorzeit 1833, S. 74 (Hervorhebungen im Original). – Arnold Esch: Limesforschung und Geschichtsvereine. Romanismus und Germanismus, Dilettantismus und Facharchäologie in der Bodenforschung des 19. Jahrhunderts. In: Hartmut Boockmann u.a.: Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 1). Göttingen 1972, S. 163–191, hier S. 182.

45 Karl Wilhelmi: Vergleichende Darstellung der Resultate der bis jetzt geschehenen Eröffnungen der uralten nicht Römischen Grabstätten in der südlichen Hälfte Deutschlands. In: Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländische Denkmahle der Vorzeit 7, 1840, S. 5–72; 8, 1842, S. 3–78; 9, 1843, S. 4–64; 11, 1846, S. 1–150; 12, 1848, S. 1–44.

46 Heinrich Schreiber: Die ehernen Streitkeile zumal in Deutschland. Eine historisch-archäologische Monographie. Freiburg 1842, S. 74.

47 Worsaae 1846 (Anm. 6), S. 45.

abwägend.⁴⁸ Seine Recherchen hatten ihn zu der Auffassung geführt, dass bei Slawen ebenso wie bei Germanen und Römern das Verbrennen der Toten neben dem Begraben üblich gewesen war. Brand- und Körpergräber stellten daher offensichtlich kein hilfreiches Unterscheidungskriterium dar. In einer 17 Jahre später verfassten Anmerkung bekräftigte er diese These:

„Es läßt sich [aufgrund der Funde verbrannter Menschenknochen in Urnen – S. B.] nun nicht mehr zweifeln, daß die alten Einwohner Böhmens ihre Todten verbrannten. Aber welchem Volke mögen diese Urnen zugeschrieben werden müssen? Sollen alle durchgängig von den Bojen, einem gallischen Volke, oder von den Markomannen, oder von den Slawen herrühren? Wie soll man Markomannische und Slawische Grabhügel unterscheiden?“⁴⁹

„Was die Wenden, die mit Thüringen gränzten, und die Polen noch im 10ten Säc. thaten; haben gewiß auch in ältern Zeiten, im 6ten, 7ten, 8ten Jahrhunderte unsre Böhmen gethan. Und doch läßt sich mit Gewißheit nicht behaupten, daß diese hier beschriebenen Grabhügel bloß den Slawischen Einwohnern zugehören, ungeachtet der großen Aehnlichkeit, die sie mit den Grabhügeln haben, die man in andern von Slawen ehemals und noch jetzt bewohnten Ländern entdeckt hat.“⁵⁰

Grundsätzlich kann man, so Dobrovský, keine eindeutige Zuweisung erreichen. Allerdings mag das im Einzelfall anders aussehen, wenn weitere Anhaltspunkte hinzukommen:

„Vergleicht man nun die Lage der zwey Grabhügel, von denen Kosmas spricht, mit dieser hier gegebenen umständlichen Nachricht [...], so wird es höchst wahrscheinlich, daß diese Grabhügel von heidnischen Slawen herrühren.“⁵¹

Ähnlich unentschieden äußerte sich der seinerzeitige Zensor und bekannte Slawist Pavel Josef Šafařík, in dessen umfangreichen *Slawischen Alterthümern* Archäologie fast nicht vorkommt:

„Bei den Slawen waren [...] zwei Begräbnisarten üblich; ein Theil verbrannte die Leichname und begrub in Urnen die gesammelte Asche; Andere begruben diese Leichname, ohne sie vorher zu verbrennen. In beyden Fällen wurden Mogylen bald aufgeschüttet, bald auch nicht. Die Mogylen waren Denkmäler für Helden und Vornehme (Lechen); die Leichname gemeiner Leute wurden, mochten sie verbrennt sein oder nicht, bald einzeln auf Begräbnisstätten, die einzelnen Familien angehörten, bald auf allgemeinen Begräbnisplätzen begraben.“⁵²

Johann Gottlob Worbs überschrieb eine Generation später einen Aufsatz mit der Frage, die auch den Titel dieses Beitrags bildet: „Sind die Urnen-Begräbnisse, die man im östlichen Deutschland findet, slavischen oder deutschen Ursprungs?“ Worbs, aus einfachen Verhältnissen stammend, war 1787 Pfarrer in Priebus geworden, dann 1804 Superintendent im niederschlesischen Fürstentum Sagan; er erhielt schließlich 1818 die Generalinspektion über alle Superintendenturen im nun preussischen Teil der Oberlausitz. Bekannt ist er für seine lokal- und regionalgeschichtlichen Forschungen zu Schlesien und der Lausitz, zu denen auch gelegentliche archäologische Erörterungen gehörten.⁵³

- 48 Josef Dobrovský: Ueber die Begräbnisart der alten Slawen überhaupt, und der Böhmen insbesondere. Eine Abhandlung, veranlaßt durch die bey Hofin im 1784 auf einer ehemaligen heydnischen Grabstätte ausgegrabenen Geschirre. In: Abhandlungen der Königlich Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 1786, S. 333–359, hier S. 333. – Zu Dobrovský vgl. Markus Wirtz: Josef Dobrovský und die Literatur. Frühe bohemistische Forschung zwischen Wissenschaft und nationalem Auftrag (Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2). Dresden 1999. – Karel Sklenář: Archeologické spisy Josefa Dobrovského a jejich prameny. In: Sborník Národního Muzea v Praze A 24, 1970, S. 245–295.
- 49 Nachricht von einigen auf der Herrschaft Lochowitz im Berauner Kreise eröffneten Grabhügeln und vorgefundenen Urnen. Ein Auszug aus mehrern an den k. k. Rath und Doktor Joh. Mayer von Hrn. Kann. Arnold geschriebenen Briefen; mit Anmerkungen von Jos. Dobrovsky. In: Nachricht von einigen in Böhmen entdeckten heidnischen Grabhügeln. Für die Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Prag 1803, S. 3–16, hier S. 13 Anm.
- 50 Dobrovský 1803 (Anm. 49), S. 15, Anm.
- 51 Dobrovský 1803 (Anm. 49), S. 15, Anm.
- 52 Heinrich Wuttke (Hrsg.): Paul Joseph Schafariks Slawische Alterthümer. Übers. von Karl August Mosig von Aehrenfeld. Bd. 1. Leipzig 1843, S. 518.
- 53 Vgl. zuletzt Lucyna Harc: Johann Gottlob Worbs (1760–1833). Theologe und Geschichtsschreiber. In: Edward Białek, Łukasz Bieniasz (Hrsg.): Hereditas culturalis soraviensis. Beiträge zur Geschichte der Stadt Sorau und zu ihrer Kultur. Dresden 2010, S. 203–224. – Dariusz Dolański: Johann Gottlob Worbs, ein Historiker Schlesiens und der Lausitz. In: Lětopis 46, 1999, S. 34–39. – Rudolf Lehmann: Die Niederlausitz in den Tagen des Klassizismus, der Romantik und des Biedermeier (Mitteldeutsche Forschungen 13). Köln, Graz 1958, S. 295–308. – Theodor Scheltz: Ueber Worbs Verdienste als Historiker. In: Neues Lausitzisches Magazin 12, 1834, S. 10–33.

Anders als Dobrovský hatte Worbs eine eindeutige Antwort auf die entscheidende Frage parat: „Eine sorgfältigere Untersuchung [als bislang geschehen – S. B.] wird aber beweisen, daß alle Urnen-Begräbnisse in den genannten Provinzen deutsch sind.“⁵⁴ Zu dieser Auffassung war Worbs während der vergangenen 25 Jahre gelangt, denn 1798 hatte er noch das Gegenteil angenommen: „Nur die alten Geschichtsforscher sprechen den Wenden das Verbrennen der Todten ab, die neuern haben hinlänglich bewiesen, daß man es auch bei diesen findet.“⁵⁵ Mit diesen „neuern Geschichtsforschern“ setzte sich Worbs nun auseinander und kritisierte ihre Auffassungen, die mit seiner nicht übereinstimmten. Frühmittelalterliche Texte dienten ihm als Ausgangspunkt und Argument. Sie böten grundsätzlich keine Hinweise auf Brandbestattungen bei den Slawen, und die „Ausnahmen“ – Stellen, die sie sehr wohl erwähnten – wischte er vom Tisch. „Es ist zwar gewiß, daß einige Slavenstämme ihre Todten auch verbrannten [...]. Allgemein aber war diese Sitte nicht.“⁵⁶ In Mieszkos Reich, dem piastischen Polen des späten 10. Jahrhunderts, sei in Schlesien schließlich ein „großer Theil [... der Bevölkerung] germanisch“ gewesen, womit die Urnenbestattungen als germanisch gelten müssten.⁵⁷ An anderer Stelle heißt es, Bonifatius und Thietmar von Merseburg meinten eigentlich die dortgebliebenen Lygier, wenn sie von Brandbestattungen einschließlich der Witwenfolge berichteten.⁵⁸

Wie andere vor ihm, benutzte Worbs die Namenüberlieferung, um seinen Gedankengang zu untermauern. Interessanterweise rekurrierte er auf vorlawische Namen, die auf eine ältere germanische Besiedlung hinwiesen; damit war er methodisch einen Schritt weiter als jene, die aus der Nähe der Bodenfunde zu slawisch benannten Orten auf deren slawische Zugehörigkeit geschlossen hatten. Insgesamt besaß Worbs ebenso wie viele Zeitgenossen eine Vorstellung davon, dass vor der „Slawisierung“ Ostmitteleuropas dort Germanen gesiedelt hatten; Worbs plädierte parallel für eine vorlawische Datierung der Urnenfunde, die einerseits der Römerzeit und andererseits einer noch älteren Epoche zuzuordnen wären.⁵⁹ Außerdem fielen ihm regionale Varianten auf.⁶⁰ Daran zeigt sich, wie sehr „ethnische“ Zuschreibung und Chronologie aneinander gekoppelt waren, das eine Problem also nicht ohne das andere zu lösen war.

Andere Autoren sprangen Worbs bei und unterstützten seine These. So heißt es bei dem altertumsinteressierten Hallenser Mediziner und Botaniker Kurt Sprengel:

„Denn dadurch unterschieden sich die Wenden besonders von den germanischen Stämmen, daß sie die Leichen nicht verbrannten und die Asche in Urnen beisetzen, sondern sie begruben die Todten, indem sie die Waffen und liebsten Geräthe ihnen beigeesellen und die Gesichter nach Morgen wandten. Aschenkrüge sind daher, wo wir sie finden, nie wendischen, immer germanischen Ursprungs.“⁶¹

Angesichts dieser dichotomen Unterscheidung erhoben sich skeptische Stimmen, die den Slawen mehr Anteil an den Bodenfunden einräumten. Zu ihnen gehörte der progressive Jurist und lang-

- 54 Johann Gottlieb Worbs: II. Sind die Urnen-Begräbnisse, die man im östlichen Deutschland findet, slavischen oder deutschen Ursprungs? In: [Kruses] Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer insonderheit der germanischen Völkerstämme 1, 1824, S. 39–53, hier S. 39.
- 55 Johann Gottlieb Worbs: Anhang zu diesem Aufsaze [Samuel Traugott Neumann: Heidnische Begräbnißplätze in der Oberlausitz. In: Lausitzische Monatsschrift 1798, S. 219–221, hier S. 221.
- 56 Johann Gottlieb Worbs: Antwort auf die Bemerkungen des Herrn von Anton auf meine Fragen. In: Schlesische Provinzialblätter 66, 1817, H. 12, S. 493–521, hier S. 508–509. – Karl Gottlob von Anton: Geschichte der Teutschen Nation. Bd. 1: Geschichte der Germanen. Leipzig 1793, S. 377–388, sah mit namenkundlichen Begründungen schon zu Tacitus' Zeiten Slawen an Spree, Oder und Weichsel leben.
- 57 Worbs 1824 (Anm. 54), S. 49.
- 58 Worbs 1824 (Anm. 54), S. 52.
- 59 Worbs 1817 (Anm. 56), S. 510: „Erhöht und der Gewißheit nahe gebracht wird diese Wahrscheinlichkeit [ihres germanischen Charakters – S. B.] dadurch, daß unsre Urnen aus einem Zeitalter sind, in welchem noch kein Slave unsre Gegenden gesehen hatte.“
- 60 Worbs 1824 (Anm. 54), S. 22.
- 61 Kurt Sprengel: Ueber den Einfluß, den die Wendische Nation auf den Anbau des östlichen Deutschlands gehabt habe. In: [Kruses] Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer, insonderheit der germanischen Völkerstämme 1, 1826, H. 6, S. 1–14, hier S. 10–11. – Tacitus: Germanien. Übers. von Gustav Sprengel. Mit dem lateinischen Text und Erläuterungen von Kurt Sprengel. 2. Aufl. Halle 1819. Kurt Sprengel war 1825/26 Vizepräsident des Thüringisch-Sächsischen Vereins.

jährige Bürgermeister von Lübben (1836–1852) Johann Wilhelm Neumann, der gegen Worbs und gegen „deutsche“ Kontinuitäten in der Lausitz argumentierte.⁶²

Neumann schien es logisch geboten anzunehmen, dass sich von den „jüngeren“ Slawen mehr materielle Überreste erhalten haben müssten als von den zuvor dort siedelnden Germanen. Daher sei es angesichts der recht einheitlichen Funde

„fast unbegreiflich [...], warum noch niemals die Frage aufgeworfen wurde, wie dies möglich wäre, wenn wirklich zwei so verschiedene Völker, wie Deutsche und Slaven, sich in frühester Zeit im Besitze der Niederlausitz gefolgt wären, wenn man nicht annehmen will, daß von einem derselben sich gar nichts erhalten habe? [...] Da dies also nicht angenommen werden kann, so folgt von selbst, daß man so lange nur an die Slaven denken darf, bis die Existenz einer früheren germanischen Vorzeit in der Niederlausitz auf andere Weise erwiesen wird.“⁶³

In diesen Worten scheint ein allgemeines, aus nationalstaatlichen Perspektiven zu begründendes Konzept durch – kulturelle Homogenität als Argument für ein „Volk“. Worbs formulierte es so: „Aehnlichkeit im Allgemeinen wird also schon darauf schließen lassen, daß Völkerschaften, die ein und dieselbe Art zu begraben hatten[,] auch einer und derselben Nation gehörten.“⁶⁴

Gegen die Jahrhundertmitte, als Wocel seine skeptische Haltung gegenüber der eindeutigen Zuordnung von Brandbestattungen allein an die Germanen deutlich äußerte, konstatierte der Tzschechener Pfarrer und Regionalhistoriker Theodor Scheltz immerhin: „so wollen wir [...] uns freuen über die im glücklichen Verschwinden begriffene Slawensucht“, was auf die Bewertung der „deutschen“ Ostsiedlung zielte.⁶⁵ Doch im Hinblick auf die Urnengräber nahm er Wocels kritisches Statement vorweg. Die „große Aehnlichkeit in den Gebräuchen der Todtenbestattung bei Germanen und Slawen“ lasse die Unterscheidung sehr schwierig werden.⁶⁶ Letztlich kam man davon ab, die Unterscheidung von Brand- und Körperbestattungen als hilfreiches Kriterium anzusehen. Man müsse davon ausgehen, dass es bei allen Völkern zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Begräbnisarten gegeben habe.⁶⁷ Angesichts dieser unklaren Zuschreibungen erklärt sich, dass Klemm in seinem Handbuch einerseits die „in Ostdeutschland gefundenen Urnengräber“⁶⁸ für germanisch hielt und andererseits den Germanen Brand- wie Körperbestattung zuschrieb: die Bestattung bei den Germanen war „eine doppelte [...], indem man den Leichnam entweder *verbrannte*, oder denselben der Erde zur Verwesung übergab und *begrub*“ – und zwar in „*Hühnenbetten*, *Grabhügel*[n] und *Heidenkirchhöfe*[n]“!⁶⁹

Im Unterschied zu dieser Trennung zwischen Brand- und Körperbestattungen kam es Lisch auf etwas anderes an. Er betrachtete nicht die Leichenbehandlung als entscheidendes Kriterium, sondern – in heutiger Terminologie – den Grabbau in Kombination mit den Grabbeigaben:

„Es gibt in den deutschen Ostseeländern verschiedene Klassen von Gräbern nach ihrer äußeren Gestalt; man kann deren sieben bis acht unterscheiden; einige zeichnen sich aber vor allen andern so klar aus, wie sie sich bestimmt wieder von einander unterscheiden. Durch Aufstellung der drei vorzüglichsten Klassen wird sich aber die Richtigkeit der gewonnenen Resultate am besten rechtfertigen lassen.“⁷⁰

62 Johann Wilhelm Neumann: X. Ueber die Frage: Ob die in den ehemaligen Slawenländern gefundenen Urnen, slavischen oder germanischen Ursprungs sind? Mit besonderer Rücksicht auf die Lausitz. In: Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates 15, 1834, S. 193–212.

63 Neumann 1834 (Anm. 62), S. 211.

64 Worbs 1824 (Anm. 54), S. 45.

65 Etwa Theodor Scheltz: XIII. Waren germanische oder slawische Völker Ureinwohner der beiden Lausitzen? Nebst einer kritischen Würdigung der Quellen über die älteste Landes-Geschichte und einer (in der Darstellung selbst enthaltenen) Uebersicht der über obige Streitfrage vorhandenen Literatur; auch einer Kritik der Meinung, daß Kelten die Ureinwohner der Lausitz gewesen seien. Eine gekrönte Preisschrift. In: Neues Lausitzisches Magazin 19, N. F. 6, 1841, S. 225–359, hier S. 359.

66 Scheltz 1841 (Anm. 65), S. 361.

67 Etwa Mathias Kalina von Jäthenstein: Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Prag 1836, S. 220–222. Der Autor (1772–1848) war Jurist sowie Mitglied und Sekretär der Königlich Böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag. – Vgl. Karel Sklenář: Počátky české archeologie v díle Matyáše Kaliny Jäthensteinu. In: Sborník Národního Muzea v Praze A 30, 1976 (1978), S. 1–136.

68 Klemm 1836 (Anm. 25), S. xvi.

69 Klemm 1836 (Anm. 25), S. 94 (Hervorhebungen im Original).

70 Lisch 1837 (Anm. 11), S. 137.

- „I. Klasse: „*Germanengräber* [...] Hügel in *Kegelform* von 2 bis 25, auch 30 Fuß senkrechter Höhe vom Gipfel bis zum Mittelpunkt der Basis. [...]
- II. Klasse: *Slavengräber* [...] Die Wendenkirchhöfe sind nämlich langgestreckte, oft unscheinbare Gesammterhebungen auf Ebenen oder natürlichen Abhängen ohne bestimmte Form.
In diesen unbestimmt geformten Erhebungen stehen die Urnen in unglaublicher Menge, am Rande umher zwischen kleinen Steinen verpackt, im Innern dicht gedrängt in der Erde, oft auch zwischen kleinen Steinen, nicht tief unter der Erdoberfläche. [...]
- III. Klasse: *Urgräber oder Hünengräber* [...] einer alten germanischen oder vorgermanischen Zeit [...] Diese Gräber bilden in der Regel ein Oblongum von unbehauenen großen Granitfeilern und sind am Ostende mit gewaltigen Granitplatten bedeckt.“⁷¹

Mit diesen Unterscheidungen kam es Lisch nicht so sehr auf die „nationale“ Zuschreibung an. Ihm ging es – wie dem Stendaler Gymnasialrektor Johann Friedrich Danneil⁷² – vielmehr um eine chronologische Ordnung der Befunde, mit der er zu einem Mitbegründer des Dreiperiodensystems wurde. Seine drei „Klassen“ stellen tatsächlich eine zeitliche Abfolge dar, während sich ihre ethnische Zuschreibung teilweise als falsch herausstellte.⁷³ Wie wenig plausibel in den 1830er Jahren anderen Forschern die Abfolge von Stein, Bronze und Eisen noch schien, zeigt etwa die oben angeführte Passage Büschings.⁷⁴ Beides charakterisiert die offene Situation: ohne hinreichende Chronologie keine nationale Zurechnung und umgekehrt. Allerdings gab es neben vagen Andeutungen beispielsweise bei dem Stettiner Gymnasialprofessor und Historiker Ludwig Giesebrecht, der sich scharf gegen die Identifizierung der Germanen mit den Bronzealtertümern wandte, denn schließlich hätten die Altvordern auch schon Eisen gekannt,⁷⁵ bereits plausible Datierungsvorschläge anhand römischer Klein- und Münzfunde: die „Ansicht, dass die in Ostdeutschland gefundenen Urnengräber und Opferstätten germanisch [sind], wird ausserdem [neben antiken Texten – S. B.] dadurch bestätigt, dass sich darin jene offenbar aus römischen Fabriken hervorgegangenen Fibeln und Nadeln finden, die auf ein Zeitalter deuten, wo jene Gegenstände unmittelbar aus dem Leben in die Todtenstätten übergegangen.“⁷⁶ So hatte wenige Jahre zuvor wie erwähnt schon Kruse argumentiert.

Heiden oder Christen?

Die Frage nach der Religion wurde kaum diskutiert. Es schien den Beteiligten allgemein klar zu sein, dass Körperbestattungen als christlich gelten müssten. Brandbestattungen, meist als „Urnengräber“ beschrieben, gehörten demnach in vorchristliche Zeit. Mit diesem Argument war also zugleich eine relative Chronologie verbunden. So stellte Levezow die Frage: „Welche Völker haben, so weit ihre Spuren reichen, von Anfang an, oder nacheinander, oder nebeneinander, bis auf Einführung des

71 Lisch 1837 (Anm. 11), S. 137–147 (Hervorhebungen im Original).

72 Johann Friedrich Danneil: General-Bericht über Aufgrabungen in der Umgegend von Salzwedel. In: Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen 2, 1836, H. 3–4, S. 544–584, hier S. 550–561. – Danneil sah vor diesem Hintergrund die Befunde differenzierter: „Die Behauptung Worbs's, daß die Slawen ihre Todten nicht verbrannt, sondern beerdigt hätten, hat mich in ihren Gründen durchaus nicht überzeugt, und ich huldige auch fernerhin noch der gemeinen Ansicht, daß sie ihre Todten verbrannten und die Reste in Aschenkrügen beisetzen“, S. 583. – Vgl. Josef Beranek: Johann Friedrich Danneil. Seine Verdienste um die Heimat- und Urgeschichtsforschung in der Altmark (Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1969,7). Halle a.d.S. 1969.

73 Georg Christian Friedrich Lisch: Wendenkirchhöfe und der Begräbnisplatz aus der Eisenzeit von Camin. In: Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 30, 1865, S. 153–155, hier S. 153–154: „Ich habe diese Urnenfelder früher Wendenkirchhöfe genannt, weil sie vom Volke häufig so genannt werden und nach alten Akten immer so genannt sind“.

74 Auch später gab es – etwa mit Ludwig Giesebrecht und Ludwig Lindenschmit – noch lange Zeit erbitterte Gegner des Dreiperiodensystems; vgl. Hansen 2001 (Anm.).

75 Ludwig Giesebrecht: Über die neueste Deutung der norddeutschen Grabalterthümer. In: Baltische Studien 5, 1838, H. 2, S. 45–49. – Im folgenden Jahrzehnt trug er mit Lisch einen erbitterten, persönlich verletzenden Streit um das Dreiperiodensystem aus; Günter Mangelsdorf: Friedrich Lisch und Ludwig Giesebrecht im Streit um das Dreiperiodensystem. In: Lisch 2003 (Anm. 11), S. 63–69. – Wichtiger und nachhaltiger blieb die Ablehnung des Dreiperiodensystems durch den Mainzer Museumsdirektor Ludwig Lindenschmit.

76 Klemm 1836 (Anm. 25), S. xvi.

Christenthums, diese Länder bewohnt?⁷⁷ In gleicher Weise definierte Klemm sein Forschungs- und Interessenfeld: „Die *germanische* Alterthumskunde wird so genannt, um das Zeitalter anzudeuten, das sie umfasst und zum Unterschiede von der deutschen, deren Gegenstand das Mittelalter oder die Christliche Zeit der deutschen Nation ist.“⁷⁸

In direkter Erwiderung auf Worbs' These, die Lausitzer Urnengräber seien germanisch, betonte Christoph Wilhelm Heinzelmann seine gegenteilige Auffassung: „fast unbestreitbar gewiß bleibt, daß die meisten hier in der Altmark, so wie auch im Lüneburgischen gefundenen Urnen nur den Wenden angehören, die vor der Bekehrung zum Christenthume ihre Todten verbrannt und nicht begraben“ hatten.⁷⁹ Zur Begründung führte Heinzelmann allerdings keine religionsgeschichtlichen Überlegungen an, sondern die zahlreichen historischen und aktuellen Hinweise auf slawische Bevölkerungen in dieser Gegend. Auch Worbs zog zum „Anfang des Christenthums in Schlesien“ ausschließlich Textquellen heran.⁸⁰

In seiner Kritik an Worbs' These nennt Neumann dennoch ein religionsgeschichtliches Argument. Zunächst bemerkt er: „Es ist schwer zu enträthseln, wie Worbs [...] sich für die Meinung entscheiden konnte, die Slaven hätten ihre Todten nicht verbrannt.“ Denn die Slawen besaßen keine „Abweichung von den ihnen mit einem großen Theile der ältesten Völker (unstreitig mit allen von einem gemeinsamen Stammvolke Hochasiens ihren Ursprung herleitenden,) eigenthümlichen und deshalb bei allen übereinstimmenden Ansichten und religiösen Meinungen über Leben und Tod, Fortdauer der Seele und Aufenthalt derselben nach dem Tode und dem gewöhnlichen und allgemeinen Aberglauben“. „[E]s ist daher unzweifelhaft, daß dieselben, vor Verbreitung des Christenthums, keine andere Art der Todtenbestattung bei sich eingeführt haben können, als das *Verbrennen*“.⁸¹ In dem genannten asiatischen Ursprung lassen sich wohl die damals bereits verbreiteten Vorstellungen indoeuropäischer Sprachverwandtschaft erkennen, aber auch vage Spekulationen über „Urvölker“ und spätere Zuwanderer.⁸²

Letztlich ging es in den Debatten aber gar nicht um religiöse Unterscheidungen. Denn ganz allgemein unterschied man die „heidnische Vorzeit“ vom „christlichen Mittelalter“. Auf diese Weise waren die Bodenfunde von vornherein älteren Zeiten zugewiesen, die weithin ohne Textzeugnisse, sondern anhand von archäologischen Funden zu erforschen und aufzuhellen waren. Es ging den Altertumskundlern um die „unverfälschten“ nationalen Eigenheiten der vorchristlichen Zeiten.⁸³ Der Unterschied zwischen Brand- und Körperbestattung konnte daher kaum religions- oder sozialgeschichtlich aufgefasst werden, sondern musste als „ethnische“ Differenz erklärt werden. Daraus ergab sich das Problem, dass bei einer „germanischen“ Interpretation der Brandbestattungen kein Raum mehr für Slawen blieb.

Wie alt?

Wie gesehen hingen die Fragen nach Germanen oder Slawen, Brand- oder Körperbestattung, Heiden oder Christen eng mit der archäologischen Chronologie zusammen. Erst wenn man Gräber und Funde in das frühe Mittelalter oder die Römerzeit oder in noch ältere Zeiten einordnen konnte, ließ sich über die ethnische Zuordnung urteilen – und umgekehrt. Über beide Aspekte konnte die „vaterländische Altertumskunde“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch keine

77 Levezow 1825 (Anm. 13), S. 413–414.

78 Klemm 1836 (Anm. 25), S. ix (Hervorhebung im Original).

79 Christoph Wilhelm Heinzelmann: IV. Ueber den Aufsatz des Herrn Superintendenten Worbs, daß die Slawischen Völker ihre Todten nicht verbrannt, sondern begraben hätten. In: [Kruses] Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer insonderheit der germanischen Völkerstämme 3, 1828, S. 25–35, hier S. 31.

80 Johann Gottlob Worbs: Ueber den Anfang des Christenthums in Schlesien. In: Schlesische Provinzial-Blätter 55, 1812, H. 6, S. 495–509.

81 Johann Wilhelm Neumann: I. Aelteste bekannte Bewohner der Niederlausitz. In: Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde der Nieder-Lausitz 1, 1835, S. 1–22, hier S. 10.

82 Franz Bopp: Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Frankfurt a.M. 1816.

83 Vgl. Hakelberg 2003 (Anm. 43).

Einigkeit erzielen; zu unterschiedlich blieben sowohl die grundsätzlichen Modellvorstellungen als auch die zu ihrer Begründung herangezogenen Argumente. „Für eine Aufstellung nach rein *ethnographischen Gesichtspunkten* [...] ist jedoch die vaterländische Alterthumskunde gegenwärtig noch nicht reif, da es bis dahin noch nicht einmal hat gelingen wollen, mit Sicherheit das den Germanen Angehörige von dem Slavischen zu unterscheiden; eine Chronologie der Alterthümer aber ist äußerst schwankend.“⁸⁴

Verschiedene Völker waren, so berichteten es antike und mittelalterliche Texte, aufeinander gefolgt. Vor den Slawen hatten es im östlichen Mitteleuropa Germanen gegeben, wie es bei Tacitus und anderen antiken Autoren zu lesen war. Im Spätmittelalter „drangen“ die Deutschen wieder ostwärts, woraus sich später – im mittleren 19. Jahrhundert – Vorstellungen von einer deutschen „Kulturmission“ ergaben.⁸⁵ Und im Westen hatte sich im 1. und 2. Jahrhundert das römische Reich Teile Germaniens einverleibt. Diese Abfolge von „Völkern“ brachte es mit sich, dass erst die Datierung von Funden die Identifikation von „Völkern“ erlaubte. Von „jüngeren“ Völkern – wie den Slawen in den Lausitzen – sollte sich – so Neumann – mehr als von älteren erhalten haben⁸⁶, denn deren Hinterlassenschaften müssten bereits stärker zerfallen und von den Resten der „Nachfolger“ überlagert sein. Was vor den zuerst erwähnten „Völkern“ lag, blieb dunkel. Es mussten „Urvölker“ gewesen sein, die als die ersten und damit bevorzugten Bewohner „ihrer“ Landstriche zu gelten hätten. Einem solchen „Urvolk“ rechnete Lisch die mecklenburgischen „Hünengräber“ zu, aus denen – von jüngeren Nachbestattungen abgesehen – vor allem Steinartefakte geborgen worden waren.⁸⁷ Waren es schon die Germanen, die „schon immer“ dort lebten, oder waren auch diese – was mancher im Zuge indoeuropäischer Modelle annahm – aus Asien zugewandert?

Absolutchronologische Einordnungen waren zunächst nur über römische Funde als Grabbeigaben möglich. Prägungen der Kaiser ließen sich anhand der Münzlegenden recht gut und verlässlich zeitlich einordnen (weshalb man die Bedeutung schriftlicher Kultur und Überlieferung hervorheben konnte). Unter der plausiblen Annahme, die gefundenen Münzen müssten dann auch in der Römerzeit als Grabbeigaben verwendet worden sein, ließen sich die jeweiligen Urnengräber in die Römerzeit datieren.⁸⁸ So argumentierten etwa Kruse im Hinblick auf „Römische Münzen und andere eiserne Geräte“, wobei er das gleichzeitige Vorkommen in Urnengräbern betonte,⁸⁹ und Klemm, der erklärte, dass „die meisten Schwerter und Dolche, die meisten Nadeln und Fibeln, Ringe und anderer Schmuck von Erz römischen Ursprungs“ seien.⁹⁰ Deren Herkunft musste also bereits durch Entdeckungen in eindeutig römischem Kontext geklärt und anerkannt sein. Dies konnte nur in „provinzialrömischen“ Zusammenhängen im Westen Deutschlands, in Frankreich oder England gelingen sowie im Mittelmeerraum – dem Forschungsfeld der klassischen Altertumswissenschaft, deren anerkannte Stellung und Ergebnisse man auf die „heidnische Vorzeit“ zumindest an dieser Stelle übertragen konnte. Allein dieser Bezug zu den Römern bot den Altertumskundlern einen verlässlichen zeitlichen Anhaltspunkt; andere „äußere“ Informationen zur Chronologie ließen sich noch nicht ermitteln.

Seit den 1820er Jahren begann sich das Dreiperiodensystem durchzusetzen, mit dem eine archäologische Relativchronologie etabliert wurde. Den entscheidenden Durchbruch schaffte man – allen voran Thomsen – nicht durch allgemeine und abstrakte Überlegungen, Geräte aus Eisen hätten diejenigen aus Bronze und diese zuvor steinerne ersetzt. Vielmehr waren es die Fundkontexte, die zeigten, dass bestimmte Fundkombinationen charakteristisch waren. Zwar kamen bronzene und eiserne Gegenstände zusammen vor, doch kaum mit Steingeräten; und es gab viele Eisengeräte, die allein von bronzenen Schmuckgegenständen, nicht aber von

84 Von Ledebur 1838 (Anm. 21), S. viii (Hervorhebung im Original).

85 Wolfgang Wippermann: Der „deutsche Drang nach Osten“. Ideologie und Wirklichkeit eines politischen Schlagwortes (Impulse der Forschung 35). Darmstadt 1981.

86 Neumann 1834 (Anm. 62), S. 211.

87 Lisch 1837 (Anm. 11), S. 137–147.

88 Klemm 1836 (Anm. 25), S. xvi.

89 Kruse 1819 (Anm. 27), S. 37.

90 Klemm 1836 (Anm. 25), S. xii. – Klemm 1836 (Anm. 25), S. 229: „die schönen Schwerter und Dolche, die eigentlichen Lanzen, Helme, Panzer, welche die Römer hatten, wurden, wenn sie als Beute in germanische Hände kamen, benutzt.“

Bronzegeräten „begleitet“ wurden. Aus solchen Beobachtungen – ein halbes Jahrhundert später von Oscar Montelius als „geschlossener Fund“ konzeptualisiert – leitete Lisch seine drei „Klassen“ von Gräbern ab, die eben deshalb eine zeitliche Abfolge beschrieben. Widerstände gegen solche auf präzisen Studien beruhende Chronologiemodelle resultierten aus der Erwartung kultureller Homogenität, wenn es um die „Völker“ ging. Angesichts der verbreiteten Zuordnung der in vielen Brandgräbern entdeckten schönen Bronzefunde zu den Germanen wandte Giesebrecht energisch ein, dass diese selbstverständlich schon das Eisen gekannt hätten.⁹¹ Da es ihm nicht um die Datierung der Brandgräber, sondern um die Kultur der eigenen Vorfahren ging, musste er sich – wie etwa auch Lindenschmit – vehement gegen das Dreiperiodensystem wenden. Die Funde aus Eisen und Bronze konnten demnach nicht verschiedenen Zeitaltern angehört haben.

Historische und politische Relevanz

Die Beantwortung der zentralen Frage „Germanen oder Slawen?“ (und damit der Frage nach dem nationalen „Ursprung“) besaß für die Beteiligten erhebliche historische und politische Bedeutung. In den 1820er und 1830er Jahren häufen sich rechtfertigende Äußerungen der Altertumskundler. Der Dresdner Gustav Friedrich Klemm bemerkte in seinem *Handbuch*:

„Wenn meine [...] Ansicht über den Unterschied germanischer und slawischer Alterthümer entweder vollkommene Bestätigung oder vollständige Widerlegung gefunden haben wird, [...] würde die Entdeckung und Untersuchung der alten Grabhügel auch in historischer Hinsicht bedeutsamer werden und von Seiten derer, welchen derartige Studien und Bestrebungen bis jetzt nicht wichtig genug schienen, eher Anerkennung erwerben.“⁹²

Ziel müsse, so Klemm bereits in der Einleitung, die „Verbreitung einer nothwendigen Kenntniss der Vorzeit unter dem Volke und Erweckung jener Achtung für dieselbe [sein], die der sicherste Hebel der Vaterlandsliebe ist.“⁹³ Auch Karl Benjamin Preusker wollte auf gleiche Weise „die vaterländische National- und Kultur-Geschichte [...] erhellen“⁹⁴ – eines „wissenschaftlichen und zugleich dem Vaterlande geltenden Zweckes wegen“.⁹⁵

Wozu das gut sein würde, erklärte Klemm so:

„Einem solchen Streben wird dann auch überall nöthigen Falls obrigkeitliche Unterstützung nicht versagt werden und in unseren künftigen Gesetzbüchern werden dann nicht länger Verordnungen fehlen, welche dem alles zerstörenden und dem, augenblicklichen Interesse alles opfernden Unverstand oder bösen Willen steuern, wenn er sich an den heiligen Denkmalen der Vorzeit frevelnd vergreifen will.“⁹⁶

Auch wenn es hier nicht weiterverfolgt werden soll, ist damit der Schutz der Bodendenkmale klar angesprochen. Zu den Hauptaufgaben des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz sollte die „Herausgabe einer allgemeinen deutschen Alterthumskunde nach wahren wissenschaftlichen Grundsätzen“ gehören und damit die „Feststellung des Unterschiedes zwischen celtischen, germanischen und slavisch-wendischen Gräbern und Alterthümern“.⁹⁷ Dann würde „unsere Alterthumskunde aus dem Bereich unfruchtbarer, stets bestrittener Theorien zu einem freien und sicheren Ueberblick“ gelangen, und „eine so reichen Erfolg versprechende Angelegenheit bei dem vaterländischen Sinne und der hohen Einsicht unserer Regierungen eine geneigte Theilnahme und

91 Giesebrecht 1838 (Anm. 75).

92 Klemm 1836 (Anm. 25), S. 101.

93 Klemm 1836 (Anm. 25), S. xxv.

94 Preusker 1844 (Anm. 40), S. 203. – Vgl. Karl Benjamin Preusker: Andeutung über Mittel und Zweck der vaterländischen Alterthumsforschung. Eine Andeutung. Leipzig 1829.

95 Karl Benjamin Preusker, [Aufruf]. In: Neues Lausitzisches Magazin 10, 1832, S. 411–413, hier S. 413.

96 Klemm 1836 (Anm. 25), S. xxvi.

97 Heinrich Wilhelm Schulz: Bericht über die allgemeinen Versammlungen zu Dresden und Mainz im Sommer 1852. In: Correspondenz-Blatt des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1, 1852, Nr. 1, S. 3–8, hier S. 4.

erforderliche Unterstützung finden“.⁹⁸ Bei Vereinsgründungen holte man das Einverständnis staatlicher Stellen ein und bat Regenten wie hohe Beamte darum, sich als „Protektoren“ oder „Hohe Beförderer“ zur Verfügung zu stellen; man suchte auf diese Weise, sich Unterstützung für die Vereinsziele zu verschaffen.⁹⁹

Gegenüber diesen programmatischen Äußerungen finden sich wenig überraschend auch vorsichtige, abwägende Stimmen. Zu ihnen gehörte etwa Levezow, der bereits in den 1820er Jahren zur Vorsicht bei zu „Unrecht angebrachter Vaterlandsliebe“ mahnte. Levezow warnte nüchtern vor „übereilten Deutungen und zu frühen bestimmten Erklärungen“, die dem Ansehen der Altertumskunde eher schaden als nützen.¹⁰⁰ Für Dänemark machte der spätere Direktor des Nationalmuseums (1865–1874) Jens Jacob Asmussen Worsaae schon 1843 grundsätzliche quellenkritische Überlegungen geltend: „Die Geschichte hat uns kaum das Andenken aller der Völkerschaften erhalten, die vom Anfang an Europa bewohnt haben, es ist darum ein eitler Wahn, wenn man annimmt, Völkerstämme seien unbestreitbar die ältesten, weil sie die ersten sind, die in den wenigen und zum Theil unsichern schriftlichen Nachrichten erwähnt werden.“¹⁰¹ In diesen Fällen musste die Altertumskunde an prinzipielle Grenzen stoßen. „Büsching ist, wie man sagt, ein gutes Menschenkind, aber was er berührt, wird auch sogleich in der gelehrten Welt bekanntgemacht und dessen Wert auch sogleich bis zur vierten Potenz gesteigert. Eine Menge alter ausgegrabener Töpfe und Scherben mit einigen Figuren, die jeder anders deutet“.¹⁰²

Im Rückblick um und nach der Jahrhundertmitte¹⁰³ – also mehr als eine Generation später – schien vielen Beteiligten das „Nationalgefühl“ der entscheidende Antrieb gewesen zu sein. Der durchaus national gesinnte Worsaae meinte 1846:

„Während ehemals die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher besonders, ja fast ausschließlich, nur auf die griechische, oder römische Vorzeit gerichtet war, scheint jetzt immer mehr das Bestreben hervorzutreten, dieselbe zugleich auf die nationalen Denkmähler des Alterthums in den verschiedenen Ländern Europa's hinzuwenden. Die Ursache hievon muß man zunächst in den kräftigen nationalen Bewegungen suchen, welche in diesem Jahrhundert sich lebhaft sowohl bei den deutschen und skandinavischen, als auch bei den slavischen Völkern äußern. Mit einem hohen Selbstgefühl der Völker ist ein stärkerer Drang erwacht, diejenige Zeit zu kennen, da sie ungemischt waren, [...] da also die Eigenthümlichkeit bei jedem Stamme noch in ihrer ursprünglichen Reinheit hervortreten mußte.“¹⁰⁴

Zuvor hatte bereits Kruse als Zeitgenosse die politischen Umstände zwischen 1806 und 1815 betont:

- 98 Ludwig Lindenschmit [d. J.]: Beiträge zur Geschichte des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz. In: Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz. Mainz 1902, S. 1–72, hier S. 18, unter Verweis auf: Erläuterungen zu den Statuten für das römisch-germanische Central-Museum zu Mainz. In: Correspondenz-Blatt des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine 1, 1852/53 (1853), Nr. 4, S. 25–28, hier S. 28. – Vgl. Kurt Böhner: Das Römisch-Germanische Zentralmuseum. Eine vaterländische und gelehrte Gründung des 19. Jahrhunderts. In: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 25, 1978 (1982), S. 1–48. – Annette Frey (Hrsg.): Ludwig Lindenschmit d. Ä. (Mosaiksteine 5). Mainz 2009.
- 99 „Der Hr. Landrath *Lepsius* übernahm den Auftrag, von der Stiftung des [Thüringisch-Sächsischen – S. B.] Vereines die Königl. Minister, Hn. *von Schuckman*, Grafen *von Bülow*, v. *Klewitz*, v. *Humboldt* und insonderheit dem Hn. Staatsminister v. *Altenstein*, da diese Unternehmung als eine wissenschaftliche dessen Wirkungskreis zunächst berührte, in Kenntnis zu setzen, und ihnen dieselbe zu vielvermögender Unterstützung zu empfehlen. Die darauf eingegangenen Antworten stimmten durchaus überein in den Aeusserungen des Beyfalls, mit welchem die Herren Minister die Unternehmung beehrten, und in der Zusicherung wirksamer Unterstützung, so bald sich dazu Gelegenheit darbieten würde“; [Rezension zu den ersten beiden Jahresberichten des Vereins]. In: Allgemeine Literatur-Zeitung 1822. Bd. 2, S. 441–448, hier S. 441–442.
- 100 Levezow 1825 (Anm. 13), S. 411, 438.
- 101 Jens Jacob Asmussen Worsaae: Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet. Kopenhagen 1844, S. 107. – Vgl. Jens Jacob Asmussen Worsaae: Danmarks oldtid oplyst ved oldsager og gravhøje. Kopenhagen 1843.
- 102 So der Breslauer Rektor, Historiker und Philologe Johann Caspar Friedrich Manso (1760–1826) an den Philologen und Altertumskundler Karl August Böttiger (1760–1835) in Dresden, 3. März 1820; zitiert bei Hans Seger: Johann Gustav Gottlob Büsching zu seinem 100. Todestage. In: Altschlesien 2, 1929, S. 169–180, hier S. 175.
- 103 Hans Ulrich Wehler: Nationalismus. Geschichte, Folgen, Formen. München 2011, S. 71.
- 104 Worsaae 1846 (Anm. 6), S. 7.

„Der herrliche Deutsche Geist aber, der darin seit Jahrtausenden sich gleich blieb, daß er sich nie schöner als im und nach dem Unglücke bewährte, und nach Überschätzung des Auslandes zu der Fülle seiner eigenthümlichen Kraft zurückkehrte. Dieser Geist der Deutschheit, wandte sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, und in den neuesten Zeiten wieder auf jenes verlassene Studium [der deutschen Altertümer – S. B.].“¹⁰⁵

Pathetisch hieß es noch 1880 bei Lindenschmit unter Anspielung auf die Napoleonischen Kriege:¹⁰⁶ „Die Zeit der Fremdherrschaft war es vielmehr, welche der Thätigkeit für die Kunde unserer Vorzeit und ihrer Denkmale eine mächtige, bis jetzt fortwirkende Anregung gab.“¹⁰⁷ Während die Altertumskundler den nationalen Impetus ihrer Forschungen herausstrichen,¹⁰⁸ blieb ihre Sicht regional¹⁰⁹ – und auf interessierte Kreise in den zahlreich gegründeten Geschichts- und Altertumsvereinen beschränkt:¹¹⁰ „Fürsten, Ministerien, Academien, öffentliche und Privatgesellschaften, Gelehrte und Gebildete im Allgemeinen.“¹¹¹ Vordergründige Parallelisierungen aktueller Bevölkerungen mit angeblichen alten „deutschen“ oder slawischen Vorfahren finden sich im frühen 19. Jahrhundert nicht.

Fazit: Argumente, Diskussionsstränge und Kontexte

In welchen weiteren wissenschaftsgeschichtlichen und politischen Kontext sind die beschriebenen Debatten einzuordnen? In Ergänzung zur Übersicht darüber, wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Detail um die Zuschreibung von Brandbestattungen an Germanen und Slawen gerungen wurde (Abb. 4), seien zusammenfassend drei Aspekte hervorgehoben. Zunächst ist noch einmal auf die herangezogenen Argumente hinzuweisen, die im regionalen Fokus allgemeine methodologische Fragen der Archäologie im frühen 19. Jahrhundert reflektieren (A). Die Diskussionsstränge speisten sich des Weiteren aus breiten – meist über die Archäologie weit hinausreichenden – historischen Interessen der Altertumskundler und zielten damit auch auf politische Perspektiven wie die „Nation“ (B). Ihrer sozialen Herkunft nach entstammten die Altertumsforscher schließlich unterschiedlichen sozialen Milieus, waren jedoch sämtlich gebildet; archäologisch-historisches Interesse und „denkmalpflegerische“ Sorge um den drohenden Verlust archäologischer Monumente fanden in Vereinen mit ihren Versammlungen, Schriften und Netzwerken zusammen (C).



Abb. 4 Miteinander verbundene Aspekte der Debatte um germanische oder slawische Gräber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Da noch kein einziger Aspekt unstrittig war und aus methodischen Gründen auch nicht sein konnte, ließ sich keine Einigkeit erzielen. (Grafik: Sebastian Brather)

105 Kruse 1819 (Anm. 27), S. 36–37.

106 Vgl. zur Überschätzung der ‚Befreiungskriege‘ Ute Planert: Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag, Wahrnehmung, Deutung 1792–1841 (Krieg in der Geschichte 33). Paderborn 2007.

107 Ludwig Lindenschmit: Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Bd. 1. Braunschweig 1880–1889, S. 32. – Zu Lindenschmits Auffassungen Hubert Fehr: Germanen und Romanen im Merowingerreich. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschehen (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsbd. 68). Berlin, New York 2010, S. 191–208.

108 Wolfgang Burgdorf: Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reiches und die Generation 1806 (Bibliothek Altes Reich 2). München 2006, hebt die Bedeutung der Auflösung des Heiligen Römischen Reichs 1806 hervor.

109 Georg Kunz: Verortete Geschichte. Regionales Bewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts. Göttingen 2000.

110 Hakelberg 2003 (Anm.).

111 Kruse 1824 (Anm. 9), S. 1. – Worsaae 1846 (Anm. 6), S. 20–21, verwies darauf, dass kleine Städte wie Sinsheim eine Altertumsgesellschaft besaßen, die beiden Hauptstädte Berlin und Wien aber nicht.

A. In den altertumskundlichen Diskussionen griff man auf verschiedene Argumente zurück, die man jeweils ins Feld führte und die man gegeneinander in Stellung brachte. Das waren im Wesentlichen die folgenden vier Aspekte:

- Besonders umstritten blieb wie gesehen die Datierung. Dennoch zeichnen sich wegweisende methodische Einsichten ab, wenn etwa römische Münzen für eine Datierung in die Römische Kaiserzeit herangezogen wurden oder argumentiert wurde, dass sich von jüngeren Zeiten mehr Bodenfunde als von älteren erhalten haben müssten.¹¹² In methodischer Hinsicht machte die Altertumskunde im frühen 19. Jahrhundert – ungeachtet ihrer Interpretationsprobleme – manchen Fortschritt.
- Zur Einordnung der Grabbefunde griffen die Altertumskundler auf die Schriften antiker und mittelalterlicher Autoren zurück. Sie entnahmen den Texten, welche alten Völker ihre Toten verbrannt hatten und welche nicht. Allerdings waren die Nachrichten oft nicht eindeutig, und man bestritt – wie beispielsweise Worbs¹¹³ – deren Aussagen auch nach Kräften, wenn sie der eigenen Auffassung widersprachen; dies wiederum provozierte zu Recht Kritik.¹¹⁴
- Auch die geographische Verbreitung bestimmter Grabformen und Fundgattungen wurde zu einem wichtigen Argument. Wenn etwa bestimmte Varianten in einem aufgrund antiker Überlieferung „sicher“ als „germanisch“ geltenden Gebiet vorkommen, dann sollten sie überall „Germanen“ anzeigen, und „Slawisches“ wollte man „unverfälscht“ im Ursprungsgebiet identifizieren.¹¹⁵ Dahinter steckten – ohne Rücksicht auf die Datierung – wiederum klare Homogenitätserwartungen.
- Aus den offensichtlichen Interpretationsproblemen leiteten manche Altertumsforscher das Gebot methodischer Zurückhaltung ab. Ohne Klarheit in chronologischer Hinsicht seien klare Aussagen unmöglich. Andere kritisierten die Homogenitätserwartungen, indem sie auf die Totenverbrennung bei verschiedenen „Völkern“ oder den Wechsel von Brand- zu Körperbestattung hinwiesen¹¹⁶ – oder sie zweifelten z. B. hinsichtlich von „Ersterwähnungen“ an der unbedingten Verlässlichkeit antiker und mittelalterlicher Texte.

B. Die altertumskundliche Debatte des frühen 19. Jahrhunderts verknüpfte mehrere Diskussionsstränge miteinander. Werden sie isoliert betrachtet, können sie im Rückblick leicht und irrtümlich als einseitig erscheinen:

- Archäologische Funde und Grabbefunde waren als historische Quellen akzeptiert; sie besaßen vor allem für die „heidnische Vorzeit“ besondere Bedeutung, weil für diese weit zurückliegenden Zeiträume Schriftquellen höchstens sporadisch überliefert waren. Die Erfassung der archäologischen Funde und Befunde zielte zunächst auf eine empirische und deskriptive Bestandsaufnahme, wie das ebenso für andere historische Quellen galt; damit handelten sich die Akteure jedoch fast zwangsläufig Spötteleien von manchen Skeptikern ein.

112 Neumann 1834 (Anm. 62), S. 211.

113 Worbs 1824 (Anm. 54).

114 Neumann 1834 (Anm. 62), S. 203: „Ueberdies erfahren wir auch durch Helmold, daß die Slawen nur mit viel Mühe und nicht anders als durch Zwang von dem Verbrennen der Todten abgebracht werden konnten“.

115 Kruse 1828 (Anm. 28), S. 40.

116 Danneil 1836 (Anm. 72), S. 584: „Es ist vielfach behauptet, daß aus der Aehnlichkeit der Urnenform sich auf dieselbe oder eine verwandte Völkerschaft schließen lasse. Dies ist mir höchst unwahrscheinlich. Fast auf jeder Feldmark findet sich eine andere vorherrschende Urnenform in derselben Hügelart, selbst *ein* Hügel enthält verschiedene Formen [...] Ueberdies ist der Uebergang von einer Form zur andern so allmählig, daß es fast unmöglich ist, Grenzen aufzufinden. Ein Gleiches gilt von dem Inhalt und der Verzierung. Auf diesem Wege kann nach meiner festen Ueberzeugung kein Resultat gewonnen werden“ (Hervorhebung im Original).

- Für die meisten Altertumskundler stellte die Archäologie nur ein Feld neben mehreren anderen dar, auf dem sie – von Büsching¹¹⁷ bis Preusker¹¹⁸ – möglichst alles sammelten und systematisierten;¹¹⁹ und nicht minder intensiv beackert wurden parallel etwa Geschichte und Volkskunde, Sprachistik, Kunstgeschichte und Literatur.¹²⁰ Das Ziel dieser umfassenden Bemühungen war „die Erforschung der vielfältigen kulturellen Hinterlassenschaften des deutschen Altertums“¹²¹, um – wie es Büsching formulierte – „ein ziemlich klares Bild von deutschem Sinn, Wesen, Geist und Leben“ zu entwickeln.¹²²
- In solchen Formulierungen scheint die häufig nationale Perspektive einer kulturhistorisch geprägten Altertumskunde auf.¹²³ Es ging wesentlich darum herauszufinden, welchem alten „Volk“ die Bodenfunde zuzuschreiben wären. Verbunden waren damit Vorstellungen historischer Kontinuität über schriftarme oder -lose Zeiträume hinweg. Die entwickelten Hypothesen waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht an die jeweils „eigene“ Nationalität gebunden: so stritten sich wie gezeigt überwiegend deutschsprachige Altertumskundler vehement darum, ob Germanen oder Slawen ihre Toten verbrannt hatten.¹²⁴
- Mit der „nationalen Frage“ war die Datierung der Funde unmittelbar verbunden. Doch die Erstellung einer archäologischen Chronologie war zugleich entscheidender Bestandteil von Systematisierungen, um die Funde verlässlich zeitlich einordnen zu können. Überaus hinderlich wirkte sich aus, dass die Datierung mit national-kulturellen Homogenitätserwartungen verknüpft wurde; diese provozierten wie bei Lindenschmit oder Giesebrecht vehementen und langanhaltenden Widerstand gegen das sich dennoch etablierende Dreiperiodensystem.

117 Büsching 1824 (Anm. 14), mit ausgefeiltem Schema. – Johann Gustav Gottlieb Büsching: Die Alterthümer der heidnischen Zeit Schlesiens 1. Breslau 1820, unpaginiert (Vorrede): „Eine unzerreißbare Kette zieht sich von jener Vorzeit bis zu uns herüber, die genaue Erforschung eines Zeitraums leitet unabwendbar auf die Betrachtung des benachbarten, nichts soll daher auch vereinzelt betrachtet, sondern Alles nur in seinem Zusammenhange erkannt werden.“

118 Preusker 1832 (Anm. 95) nahm den „in den neuesten Zeiten erwachte[n] Eifer für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde“ zum Anlass, Meldungen über Folgendes zu erbitten: 1. „Urnengräber, heidnische Waffen und andere Geräthe, römische Münzen“; 2. „Hügel, Schanzen, Wälle, Gräben, Kreise von Steinen“; 3. „Namen von Feldfluren, Bergen und Anhöhen, Wäldern und Gebüsch, Quellen, Bächen, Teichen“; 4. „alterthümliche Sagen von Bergen, Wäldern, Quellen“; 5. „altes, auf vormalige Burgen, Warttürme, Kirchen, Kapellen etc. deutendes Mauerwerk des Mittelalters“; 6. „merkwürdige alte Inschriften, Gemälde, Bildhauer-Arbeiten, Geräthe“; 7. „Urkunden und sonstige[n] schriftliche Nachrichten“; 8. „andere [...] Merkwürdigkeiten“.

119 Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra: Vorwelten, Vorzeiten und die ‚Archäologie‘ in der Frühen Neuzeit. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 124). Wiesbaden 2010, S. 15–40, hier S. 22.

120 Für den 1819 gegründeten Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums galt etwa: „Es ist ein *freyer* Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale. Er umfasst die alte und mittlere Geschichte, sammelt und schützt Reste der heidnischen Vorzeit (Götzenbilder, Urnen, Waffen u. s. w.), so wie er die Denkmale der bildenden Kunst (Ruinen von Klöstern, Burgen und bewegliche Alterthümer: Waffen, Ringe, Bildwerke u. s. w.) des Mittelalters und die schriftlichen (Urkunden, ungedruckte Chroniken u. s. w.) und mündlichen Ueberlieferungen beobachtet, durch Druck und Zeichnung gemeinnütziger macht, und auch geologische Forschungen unterstützt, obgleich die Denkmale der Urwelt eigentlich ausser dem Kreise der Geschichte liegen“; [Rezension] 1822 (Anm. 99), S. 442 (Hervorhebung im Original). – Zum Verein Sylke Kaufmann, Dieter Kaufmann: Goethe, der Thüringisch-Sächsische Verein und die Entwicklung der Altertumskunde in den Jahrzehnten nach 1800 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 27). Weißbach 2001, S. 80–106106. – Vgl. zu dem sehr unübersichtlichen Band Karl Peschel: Rezension. In: Prähistorische Zeitschrift 78, 2003, S. 218–225).

121 Hatub 1997 (Anm. 19), S. 66.

122 Johann Gustav Gottlieb Büsching: Blick auf die Forschungen über deutsche Vorzeit (Beschluß). In: Morgenblatt für gebildete Stände 110, 1825, S. 438.

123 [D]ie Begriffe national – Nation [...] oszillieren [...] zwischen regionalstaatlicher Konnotation (z. B. der bayerischen Nation) und einem zumindest in der ersten Jahrhunderthälfte noch nicht fest umrissenen nationalstaatlichen Begriff“; Gabriele B. Clemens: *Sanctus amor patriae*. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 106). Tübingen 2004, S. 20. – Vgl. Gabriele B. Clemens: Regionaler Nationalismus in den Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts? In: Westfälische Forschungen 52, 2002, S. 133–159.

124 Es lassen sich auch keine Bezüge zur aktuellen Situation der Sorben in der Lausitz erkennen, die wohl selbstverständlich war.

C. In welchen Kontexten wurden diese Debatten geführt und die genannten Argumente ausgetauscht? Zur detaillierten Beantwortung dieser Frage bedarf es noch ausstehender prosopographischer Studien zu den Beteiligten, doch lassen sich einige Grundzüge beschreiben:

- Die Altertumskundler entstammten unterschiedlichen sozialen Milieus – von sehr einfachen Verhältnissen wie bei Worbs bis hin zu gutbürgerlichen Familien wie bei Preusker; Adlige scheinen in dieser Debatte eine geringere Rolle gespielt zu haben.¹²⁵ Gebildet waren alle, seien sie Pfarrer oder Lehrer,¹²⁶ Ärzte oder Offiziere, Verwaltungsbeamte oder Wissenschaftler gewesen.¹²⁷ Aus diesem Bildungshintergrund leitete sich ihr Bemühen um Dokumentation und Untersuchung des „vaterländischen Altertums“ ab.¹²⁸
- Archäologische Funde und Befunde bildeten dabei ein Forschungsfeld unter mehreren. Da ihre wissenschaftliche Interpretation, d. h. Chronologie und ethnische Deutung, strittig waren, dienten sie oft mehr der Bekräftigung historischer und philologischer Betrachtungen denn als eigene Argumente.¹²⁹ Wichtig wurde die Archäologie beim Fehlen von Schriftquellen, und man konnte das Sammeln und Ausgraben¹³⁰ von Funden zu einer zentralen Vereinsaufgabe erklären, insbesondere für regionalgeschichtliche Fragen.¹³¹
- Ebenso sind Bezüge zum seinerzeitigen Nationsdiskurs deutlich. Sie zeigen sich einerseits in der Leidenschaft (und gelegentlich Emotionalität), mit der um die Bodenfunde und ihre „nationale Zugehörigkeit“ gestritten wurde. Andererseits wiesen die Altertumskundler nüchtern und aus rationalen Überlegungen auf die eigene Nation hin, um Forschungen und Vereinstätigkeit¹³² öffentlich zu begründen, mitunter auch, um die Notwendigkeit eines „Bodendenkmalschutzes“ herauszustellen.¹³³

125 Vgl. zur allgemeinen Rolle des Adels Gerrit Walther: *Schöne Freiheit. Motive adligen Interesses für „Antiquitäten“ in der Frühen Neuzeit*. In: *Vorwelten 2010* (Anm. 119), S. 209–228; Clemens 2004 (Anm. 123), S. 65–80. – Bürgerlich waren die Vereine jedoch, weil „Klassen- oder Standeszugehörigkeit dort formal keine Rolle spielte“; Andreas Fahrmeir: *Revolutionen und Reformen. Europa 1789–1850*. München 2010, S. 251.

126 Paul Röhrig: *Erwachsenenbildung*. In: Karl-Ernst Jeismann, Peter Lundgreen (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Bd. 3: *Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches 1800–1870*. München 1987, S. 334–361, hier S. 340.

127 Vgl. Trigger 1989 (Anm. 5), S. 109: „Large numbers of middle class people, whose economic and political power was increasing as a result of the Industrial Revolution, were pleased to see themselves as a wave of progress that was inherent in human nature and perhaps in the very constitution of the universe.“

128 Vereinsmitgliedschaften der Beteiligten sind angesichts der Schnellebigkeit der Vereine, ihrer Namen und ihrer Schriften sowie der Vielzahl der Akteure nur mühsam und kaum vollständig festzustellen. – Vgl. etwa für den Thüringisch-Sächsischen Verein Bernhard Weißenborn: *Der Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des Vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale* (Thüringisch-Sächsischer Geschichtsverein). In: *Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst* 26, 1938, S. 154–220, hier S. 178–179. – Theo Sommerlad: *Die Hundertjahrfeier des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins*. Festbericht erstattet von dem Ersten Sekretär Prof. Dr. Theo Sommerlad. Halle a.d.S. 1920, S. 14–15.

129 Wiwjorra 2006 (Anm. 36), S. 163.

130 Eberhardt 2011 (Anm. 10), S. 83–124, bes. S. 79: „Die Entstehung der Geschichts- und Altertumsvereine ermöglichte für die heimische Forschung eine ‚ausgräberöffentliche‘ Methodendiskussion, die, einerseits sicher im persönlichen Kontakt[,] ohne direkte Spuren zu hinterlassen, andererseits durch Publikationen in den immer zahlreicher werdenden Vereinsorganen geführt wurde. Eine schnell wachsende Zeitschriftenlandschaft [...] war ein wesentlicher Motor für den erstarkenden Meinungs- und Methodenaustausch.“

131 Kunz 2000 (Anm. 109). – Für den Sächsischen Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Altertümer heißt es 1825 etwa: „Wählte man den Namen eines Sächsischen Vereins, so wird er doch nicht allein auf Sachsen sich beschränken, vielmehr allem, was dem deutschen Alterthume angehört, in welchem Lande es sich befinde, seine Aufmerksamkeit widmen“; Das Directorium: I. *Ergebenste Zuschrift an die geehrten Mitglieder des Vereins*. In: *Bericht an die Mitglieder des Sächsischen Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer zu Leipzig* 1, 1825, S. 3–8, hier S. 3.

132 Clemens 2004 (Anm. 123), S. 328–335.

133 Clemens 2004 (Anm. 123), S. 150–155.

- Mit dem Bemühen, „diese Denkmale der Vorwelt für die Zukunft der möglichen Vernichtung zu entreißen“,¹³⁴ begegnete man wie bei anderen Quellen einem verbreiteten Verlustgefühl angesichts sozialer, wirtschaftlicher, kultureller und politischer Wandlungen.¹³⁵ Entsprechende „Ängste“ trieben die Forscher an und trugen zur allmählichen Institutionalisierung und Professionalisierung der Altertumskunde bei, sie sich Jahrzehnte später in wissenschaftliche Disziplinen aufspaltete. Kommunikation und Bildung durch die Debatten in den Vereinen schufen dafür günstige Bedingungen.¹³⁶

Angesichts des komplexen und strittigen Gegenstands fällt auf, wie nüchtern und sachlich im Allgemeinen die durchaus heftige und langwierige Debatte blieb. Im Zentrum stand zwar die Frage nach Germanen und Slawen als vermeintlich „antiken Völkern“, die zugleich verschiedene weitere Aspekte betraf: Brand- oder Körperbestattung, Heiden oder Christen, Aufeinanderfolge oder Gleichzeitigkeit. Doch angesichts der wechselvollen Geschichte Ostmitteleuropas waren damit zwangsläufig politische und nationale Implikationen verbunden – wenn man die frühgeschichtliche Vergangenheit mit der Gegenwart in Beziehung setzen wollte. Sie beeinflussten die Diskussionen zunächst jedoch nicht nachhaltig, was sich Jahrzehnte später ändern sollte.¹³⁷

134 Johann Gustav Gottlieb Büsching: Reise durch einige Münster und Kirchen des nördlichen Deutschlands im Spätjahr 1817. Leipzig 1819, S. vii–viii. – Büsching 1820 (Anm. 117): „Auch für die Erforschung der ältesten Zeit Deutschlands in der Aufdeckung seines Bodens ist der letzte Zeitpunkt eingetreten, wenn nicht unwiederbringlich alles verloren gehen soll.“ – In der vorangegangenen Zeit galten ‚Aschentöpfe‘ als Zeichen von Vergänglichkeit; Harald Bollbeck: Imitation, Allegorie, Kritik. Antikentfunde bei Martin Opitz. In: Vorwelten 2010 (Anm. 119), S. 311–342, für Martin Opitz (1597–1639).

135 Burgdorf 2006 (Anm. 108) verweist auf die Bedeutung der Ereignisse von 1806 und ihre Wahrnehmung.

136 Hans Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1: Vom Feudalismus des alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815. 4. Aufl. München 2006, S. 317–322.

137 Vgl. auch Barbara Sasse: Der Weg zu einer archäologischen Wissenschaft. Bd. 2: Die ur- und frühgeschichtliche Archäologie 1630–1850 (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsbd. 69/2), Berlin, Boston 2018, bes. S. 338–345, 364–371, 382–386.

Der Historische Verein zu Bamberg und die ethnische Deutung der oberfränkischen Grabhügel

Timo Saalman

Der Historische Verein Bamberg widmet sich seit seiner Gründung 1830 der Stadtgeschichte beziehungsweise der Geschichte des Hochstifts Bamberg, das nach der Säkularisation 1802/03 an den bayerischen Kurfürsten fiel. Der Verein besitzt eine umfangreiche Sammlung kunst- und kulturgeschichtlicher Objekte, die zahlreich als Schenkungen von Vereinsmitgliedern eingingen. Darunter befinden sich in großer Zahl prähistorische Funde, aber auch Münzen und Medaillen, Handschriften und Bücher, Grafiken, Gemälde und sonstige Kunstgegenstände. Die archäologischen Funde stammen aus Grabungen, die ab Mitte der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts von geschichtsinteressierten Angehörigen des Bildungsbürgertums durchgeführt wurden, die zumeist auch Mitglieder des Historischen Vereins waren. Die Erträge der Ausgrabungen, die sich auf die Hügelgräber der Gegend konzentrierten, kamen in den Besitz des Vereins oder wurden, sofern sie anfangs im privaten Besitz der Ausgräber blieben, nach deren Tod meist dem Verein übergeben.

Der Beitrag setzt sich mit den Geschichtsbildern und -vorstellungen auseinander, die der archäologischen Arbeit im Umfeld des Historischen Vereins zugrunde lagen. Die Ausgräber erhofften sich Aufschluss über die frühe Besiedlungsgeschichte Oberfrankens und versuchten eine ethnische Identifizierung der Funde und Befunde als „deutsch“/„germanisch“ oder „slawisch“. Die archäologische Forschung deutete die oberfränkischen Hügelgräber bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts überwiegend als Grabstätten der Slawen, auch weil eine bronze-, hallstatt- und latènezeitliche Datierung noch nicht denkbar war. Die mittelalterliche Geschichte des Bistums Bamberg spielte für diese Sichtweise eine wichtige Rolle, da es 1007 aus kirchenpolitischen Gründen zur Missionierung ansässiger heidnischer Slawen gegründet worden war. Das Geschichtsverständnis der Bamberger Forscher war stark auf die herausgehobene Rolle ausgerichtet, die Bamberg nach 1000 unter Kaiser Heinrich II. innehatte. Der Gründungsmythos der Stadt beeinflusste das historische Selbstverständnis des im Historischen Verein organisierten Bamberger Bürgertums und des Klerus erheblich. Dies war insbesondere in der Zeit der Restauration und des Vormärz der Fall. Denn die kaum dreißig Jahre zurückliegende Säkularisation stellte nach wie vor eine tiefe Zäsur dar. Das Selbstverständnis des Bürgertums fand seinen historischen Bezugsrahmen jedoch weiterhin und fast ungebrochen in der aufgelösten geistlichen und weltlichen Herrschaft der Bamberger Fürstbischöfe. Diese Identifikation stand durchaus im Gegensatz zur Geschichtspolitik des bayerischen Königs Ludwig I., der die neubayerischen Gebiete zu integrieren und ein gesamtbayerisches Nationalbewusstsein zu wecken versuchte. Die ethnische Deutung archäologischer Quellen bewegte sich vor diesem historischen Hintergrund zwischen mehreren Identitätskonstruktionen: einer regionalen, einer bayerischen und einer nationalen deutschen.

Gründung des Historischen Vereins

Am 8. Juli 1830 kamen im Pfarrhaus Unserer Lieben Frau auf Einladung des Pfarrers Andreas Augustin Schellenberger eine Reihe Geistlicher, Lehrer, Verwaltungsbeamte und Adelige zusammen. Sie folgten der „Einladung an hiesige Geschichtsfreunde“ des Hofrats und Archivars Dr. Paul Oesterreicher, der unter „Hinweisung auf den im Rezatkreise eben entstandenen Verein“ empfahl, „einen ähnlichen auch zu Bamberg, vielmehr einen allgemeinen Verein für den Obermainkreis zu

gründen“¹. Als künftige Mitglieder hatten sich schon vorab über zwanzig Personen eingeschrieben, darunter Franz Ludwig von Hornthal, der von 1818 bis 1821 Bürgermeister Bambergs war und seit 1829 als Präsident des Landratsamtes des Obermainkreises fungierte, der Leiter der königlichen Bibliothek Heinrich Joachim Jaeck, die Künstler Friedrich Karl Rupprecht und Sebastian Scharnagel sowie Mitglieder des Domkapitels. Hinzukamen drei Männer, die sich um die archäologische Forschung in Oberfranken verdient machten: der Privatgelehrte und Graphiksammler Joseph Heller, Nikolaus Haas, Pfarrer im nahegelegenen Scheßlitz, sowie Hans von und zu Aufseß, der äußerst rege Sammler altdeutscher kulturgeschichtlicher Zeugnisse und spätere Gründer des Germanischen Museums in Nürnberg.² Schon zuvor existierende private Initiativen zur Erforschung der Geschichte des 1802/1803 säkularisierten und dem Königreich Bayern zugeschlagenen Fürstbistums Bamberg³ wurden gebündelt und institutionell verankert. Besonders in den neugewonnenen fränkischen – nach dem Reichsdeputationshauptschluss mediatisierten oder säkularisierten – Bezirken des Königreichs Bayern entstanden früh bürgerliche Geschichts- und Altertumsvereine: Schon 1818 verschrieb sich der Altenburgverein in Bamberg dem Aufbau einer kulturhistorischen Sammlung und der denkmalpflegerischen Erhaltung einer mittelalterlichen Burganlage des frühen 12. Jahrhunderts, die im Spätmittelalter den Fürstbischöfen als Residenz gedient hatte.⁴ Mit dem Verein für Baireuthische Geschichte und Altertumskunde etablierte sich 1827 der im engeren Sinne erste Geschichtsverein Bayerns überhaupt. Zu Beginn der dreißiger Jahre erfolgten gleich mehrere Vereinsgründungen. Im Mai 1830 entstand der Historische Verein für den Rezatkreis mit Sitz in Ansbach, auf den die Bamberger Gründungsmitglieder kaum zwei Monate später rekurrieren, und 1831 schließlich der Historische Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.⁵ Bei diesen Kreisvereinen bestand ein ursächlicher Zusammenhang vom bürgerlichen Bedürfnis zur Gründung historischer Vereine und gesellschaftspolitischen Zielsetzungen der bayerischen Krone. Der 1825 inthronisierte König Ludwig I. selbst betrieb gerade zu Beginn seiner Regierung eine Geschichtspolitik, die darauf zielte, seine Untertanen in den ursprünglich nicht bayerischen, neu hinzugekommenen Gebieten auf eine gemeinsame Identität einzuschwören.⁶ Nipperdey nannte dies in seinem klassischen Text über symbolische Politik und Nationalidee die „gesamtbayerische Aneignung der regionalen fränkischen, schwäbischen und reichsstädtischen Vergangenheit der Neubayerischen Gebiete“⁷.

Besonders sichtbar wurden diese Initiativen des Wittelsbachers zur „Erfindung der Nation“ (Benedict Anderson) bei seiner Reise durch die fränkischen Territorien des Obermainkreises 1830. Ludwig I. besuchte zunächst vom 21. bis 23. Juni die Kreishauptstadt Bayreuth (wobei er auch das „Antiquarium über die aus altdeutschen Grabhügeln ausgegrabenen Merkwürdigkeiten von Bronze“ besichtigte), reiste dann in die Fränkische Schweiz zur Burg Rabenstein, von dort aus schließlich

- 1 StadtA Bamberg, D 3001 Historischer Verein Rep. 5, Nr. III, 1 „Protokoll der konstituierenden Sitzung, 8.7.1830“. Zitat: Entstehung des historischen Vereins zu Bamberg, zugleich als Vereines für den Obermainkreis. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 1, 1834, S. 5–6.
- 2 Zur Geschichte des Historischen Vereins Bamberg siehe auch die Festschrift zum 175-jährigen Bestehen, Berichte des Historischen Vereins Bamberg 141, 2005, mit Kurzbiographien bedeutender Mitglieder. Zu Aufseß siehe Dietrich Hakelberg: Adliges Herkommen und bürgerliche Nationalgeschichte. Hans von Aufseß und die Vorgeschichte des „Germanischen Nationalmuseums“ in Nürnberg. In: Heinrich Beck (Hrsg.): Zur Geschichte der Gleichung „germanisch – deutsch“ (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 34). Berlin, New York 2004, S. 523–576.
- 3 Zur Vorgeschichte, Ablauf und Wirkung der schon 1802 sich abzeichnenden Aufhebung des Fürstbistums siehe die Beiträge in: Bamberg wird bayerisch. Die Säkularisation des Hochstifts Bamberg 1802/03. Bearb. von Renate Baumgärtel-Fleischmann. Ausst.Kat. Historisches Museum Bamberg. Bamberg 2003.
- 4 Hans Daig: Altenburgverein e. V. In: Heimat Bamberger Land 1, 1989, H. 3–4, S. 125–128. – Daniel Oelbauer: Der Sammlungsbestand des Altenburgvereins Bamberg e.V. Ein Überblick. In: Frankenland 57, 2005, H. 1, S. 31–33.
- 5 Siegfried Wenisch: Die Anfänge historischer Vereine in Franken. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 120, 1984, S. 655–669.
- 6 Hans-Michael Körner: Bayerische Geschichtspolitik im 19. Jahrhundert. Ludwig I. In: Ulrich Baumgärtner (Hrsg.): Geschichte zwischen Kunst und Politik (Münchner Geschichtsdidaktisches Kolloquium 4). München 2002, S. 161–171.
- 7 Thomas Nipperdey: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Historische Zeitschrift 206, 1968, S. 529–585, hier S. 556.

weiter nach Bamberg⁸. Die „ewig denkwürdige Anwesenheit“ des Königs in der Domstadt vom 24. bis 26. Juni und seine „huldvollen Aeußerungen“ hätten „den unmittelbarsten Antrieb zu diesem Vereine“ gegeben.⁹

Die Kausalität zwischen dem Aufenthalt des Monarchen in der Region und der Bamberger Vereinsgründung offenbart sich in der vom Bürgertum nahezu überschwänglich aufgegriffenen Aufforderung Ludwigs I. zur Institutionalisierung und Lenkung des entstehenden Geschichtsbewusstseins:

„Es gilt dieses [das gemeinsame Handeln im Verein] besonders im Gebiete der Geschichte, welche erhaben über das eigennützig und selbstsüchtige Treiben der Gegenwart, mit entfesseltem Geiste die rückwärts liegenden Auen der Vergangenheit durcheilet, die Keime alles bestehenden Guten aufsuchet, dem Wachstume und der Erstarkung dessen nachspüret, was von jeher als Grundlage der Humanität, als Hebel zur Beförderung der Wohlfahrt des Einzelnen und der Gesammtheit gegolten hat und immer gelten wird.“¹⁰

Demnach waren persönliche Erhebung und inneres Wachstum des Einzelnen sowie die Stärkung des bürgerlichen Selbstverständnisses der Lohn des Vereinswirkens: die Kumulierung sozialen, kulturellen und symbolischen Kapitals.¹¹ Ein humanistisches Ideal und die Wertvorstellungen der bürgerlichen Schichten verbanden sich darin offensiv mit sowohl romantischen Vorstellungen der Heimat als auch mit einer vaterländischen Euphorie: Der „Verein muß um so begeisterter wirken, je näher er die frühere Gestalt der Heimath, das Alterthum des Vaterlandes berührt“. Es ging darum, „Geist und Herz auszubilden, und im Gefühle der schönsten Genüsse des Lebens unseren Zustand mit Auswärtigen ohne Beschämung und Besorgnis vergleichen zu können, viele noch weit unter uns stehen zu sehen“.¹²

Gleichsam kam bei der Bamberger Gründung eines neubayerischen Kreisvereins eine doppelte Absicht zum Tragen, die einerseits dem Wunsch des Monarchen nachgab und auf die Bildung der von ihm gewünschten gesamt-bayerischen Identität abhob. Andererseits offenbart die Vereinsgründung ein eigentümliches lokales und regionales Geschichtsbild und -verständnis, das sich an der durch die Säkularisierung verloren gegangenen, historisch und territorial verfassten Ordnung des – idealisierend Hochstift genannten – geistlichen und weltlichen Fürstbistums Bamberg orientierte. Dessen historische Realität wurde damit anerkannt, zugleich aber um eine historische Dimension erweitert, die das aufgelöste Reichsterritorium spezifisch verklärte: Dabei standen die sozialen und kulturellen Leistungen der „zwar kleine[n], aber wohlthätig wirkende[n] Bissthümer und Gebiete“ im Vordergrund. So seien nicht nur „Tempel und himmelragende Thürme“ erbaut worden, sondern auch „reiche Stiftungen für Gebrechliche, Kranke, nach Unterricht Dürstende“ gegründet“ sowie „Kunst und Gewerbe befördert“ worden. Den Antrieb dazu habe die „den Einwohnern angestammte, als Lebens-Element unentbehrliche Liebe der Biederkeit, des Fleißes, unverkümmter Munterkeit und Gemüthlichkeit, regen Mitgeföhles und kräftiger Religiosität“ geboten. Dies habe besonders in der Zeit golt, als „unsere Heimath in der Geschichte Deutschlands einen bleibenden Platz erhielt, der fromme Sinn eines bayerischen Herzogspaares es gewesen ist, welches den ersten Glanz über Bamberg ausgoß“.¹³

Mit dem „bayerischen Herzogspaar“ sind der 1014 zum Kaiser gekrönte Heinrich II. und seine Frau Kunigunde von Luxemburg gemeint, die für die Geschichte Bambergs enorm wichtig waren. Die Gründung des Bistums 1007 sowie der Dombau (1012 vollendet) spielten für das historische Bewusstsein der Stadt eine herausragende Rolle. Mit der Bistumsgründung übereignete Heinrich II. die Stadt seiner Frau. Die mehrhundertjährige Verehrung der Kaiserin Kunigunde als

8 Karl Müssel: Der Besuch des bayerischen Königs Ludwig I. im Obermainkreis. In: Archiv für Geschichte von Oberfranken 81, 2001, S. 53–80.

9 Entstehung des historischen Vereins zu Bamberg, zugleich als Vereines für den Obermainkreis. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 1, 1834, S. 4–5.

10 Vorbemerkung. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 1, 1834, S. 1.

11 Manfred Hettling, Stefan-Ludwig Hoffmann: Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 23, 1997, H. 3, S. 333–359. – Zu den gesellschaftlichen Kapitalsorten siehe Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: Pierre Bourdieu: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg 1997, S. 49–80.

12 Vorbemerkung. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 1, 1834, S. 1–2.

13 Vorbemerkung 1834 (Anm. 12), S. 2.

Stadtpatronin rührte daher, bezog sich aber auch auf das Paar, das aufgrund seines Wirkens für die Kirche heiliggesprochen wurde (1146 bzw. 1200).¹⁴

Eine ähnlich ruhmreiche Zeit schien in der Gegenwart erneut bevorzustehen, nachdem

„abermal das erlauchte Herrscherhaus Bayerns es ist, welches mit gleich milder Hand über die Söhne an Regnitz und Main Schutz, Fürsorge und Segen ausspendet. Ich sage kurz: die in Bayern, besonders hier zu Bamberg, nach dem Wunsche unseres Königes Ludwig, entstandenen historischen Vereine gehören zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart, versprechen eben so viel Gewinn für die Wissenschaft, als Ehre, Vergnügen und Vortheil für die einzelnen Theilnehmer und das ganze Land.“¹⁵

Es nimmt daher nicht wunder, dass Ludwig I. in Bamberg gerade im Dom ein geeignetes Feld zur Erprobung der symbolischen Repräsentation seiner Nationsidee fand. Der Bamberger Dom mit dem ikonischen Reiterstandbild, wesentlich aus den 1230er Jahren erhalten, im Kern jedoch auf die Zeit des Dombaus unter Heinrich II. zurückgehend, bot dazu Gelegenheit. Die Purifizierung des im 17. Jahrhundert barock überformten mittelalterlichen Baues sollte den Innenraum mitsamt der Ausstattung zu einem idealisierten, rein mittelalterlichen, als deutsche Gotik verstandenen „Styl“ zurückführen.¹⁶ Damit wurde ein Bogen zwischen deutschem Mittelalter – das sich in Bamberg in Historie und Architektur sinnhaft manifestierte – und der Gegenwart geschlagen. Die offensichtliche Verknüpfung von bayerischer Geschichte mit der Stadtgeschichte Bambergs fügt sich in das von König Ludwig I. beförderte Narrativ einer gesamt-bayerischen Geschichtsdeutung. Die gedankliche Grundlage und Überzeugung des Historischen Vereins Bamberg beruhte damit auf einer positiven Rezeption der Vergangenheit des aufgelösten Hochstifts, unterstützte dabei aber auch den gerade neu entstehenden bayerischen Geschichtsdiskurs.

Wissenschaftliches Programm des Historischen Vereins

Der erste gedruckte Bericht des Historischen Vereins unterrichtete 1834, vier Jahre nach seiner Gründung, die breitere interessierte Öffentlichkeit über seine wissenschaftlichen Zielsetzungen. Das Forschungsprogramm umfasste dabei eine Zeitspanne, die von der Vorzeit bis zur Auflösung des Fürstbistums und darüber hinaus reichte. Im Dienst der Forschung sollten die „Nachklänge unserer Altvordern“ erhalten bleiben, indem „wir sammeln, zusammenstellen, aufbewahren, was als schriftliche Urkunde noch in ungekannter Verwahrung bei Einzelnen, in Gemeinde-Pfarreyen-Aemter-Gerichts- und ähnlichen Repositoren vorhanden ist!“

Zentral war die Ergründung des Zusammenspiels von wirtschaftlicher, politischer und kultureller Entwicklung. Dazu wollte man, „dem ersten Betriebe der Buchdruckkunst“ und den „Erfindungen und Vervollkommnungen anderer Künste in der Stadt Bamberg [...] eine schärfer und umfassendere Aufmerksamkeit zuwenden“ sowie dem „Münzwesen, Verkehr [und] Handelsprivilegien des Bisthums und [der] Altstadt [...] nachspüren“. Nicht zuletzt ging es darum, die „vorhandenen, oder nur in Ruinen zu uns sprechenden alten Burgen unserer Berge [zu] betrachten, [um] die dadurch beurkundete, ältere Verfassung des Landes, die Verdienste vieler edlen Geschlechter [zu] beleuchten“. Der auch politisch zu verstehende und im Kern restaurative Grundgedanke des Vereinsunternehmens wird in der Kritik an der Zerstreung oberfränkischen Kunstguts während der Säkularisierung deutlich:

14 Bernd Schneidmüller, Die einzigartig geliebte Stadt. Heinrich II. und Bamberg. In: Kaiser Heinrich II. 1002–1024. Bearb. von Josef Kirmeier u. a. Ausst.Kat. Historisches Museum Bamberg. Bamberg 2002, S. 30–51. – Klaus Guth: Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde – das heilige Herrscherpaar. Leben, Legende, Kult und Kunst. Petersberg 2002. – Stefan Weinfurter: Heinrich II. (1002–1024). Herrscher am Ende der Zeiten. Regensburg 2002.

15 Vorbemerkung 1834 (Anm. 12), S. 2.

16 Matthias Stickler: Politische Sinnstiftung durch Denkmalpflege. Die Purifizierung des Bamberger Domes unter König Ludwig I. von Bayern. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 135, 1999, S. 307–317. – Christine Hans-Schuller: Der Bamberger Dom. Seine „Restauration“ unter König Ludwig I. von Bayern (1826–1831). Petersberg 2000.

„Allerdings um so mehr unserer Aufmerksamkeit würdige Zweige der Alterthumskunde der Heimath, als mitunter ein unerfreulicher Geist in früheren Jahren im Verschleudern, vielleicht im absichtlichen Zerstören sich zu gefallen schien, und als es schon Verdienst ist, das Merkwürdige vor dem Untergang nur zu retten!“¹⁷

Gerade der zeitliche Beginn des noch nicht genau fassbaren vaterländischen Altertums gestaltete sich dabei jedoch äußerst schwierig.

„Umsonst werden wir nach Ruinen von Triumphbögen, Wasserleitungen, Brücken etc. Römischer Feldherren uns ansehen; schwerlich werden wir in großer Menge von den waffenkundigen und sieggewohnten Nachbarn unserer Germanen auf unseren Landesflächen Kastelle, Götterbilder, Gelübdesteine, Altäre, Münzen, Geräte etc. zu Tage fördern.“¹⁸

Im Norden Bayerns stand die von wissenschaftlichen Laien getragene Forschung vor einem Problem. Anders als im restlichen Süd- und Südwestdeutschland oder in rechtsrheinischen Gebieten fehlten Nachrichten von einer Anwesenheit der Römer. Der durch den Limes markierte Einflussbereich der Großmacht, der durch Forschungen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts verifiziert wurde,¹⁹ endete aus Bamberger Sicht in südwestlicher und auch südöstlicher Richtung einige Tagesreisen entfernt. Unbestreitbar gehörte der Obermainkreis zur „Germania libera“. Spuren früher Besiedlung waren anhand der zahlreichen Grabhügel zwar nachzuweisen, sie entzogen sich jedoch einer Datierung. Dennoch waren es gerade diese Zeugnisse des vaterländischen Altertums, die das Interesse der Forscher weckten. Waren sie doch die offensichtlich frühesten greifbaren Überreste von den älteren Bewohnern der eigenen Heimat, die sich mit ältesten Schriftzeugnissen in Verbindung bringen ließen: Erste Nachricht von einer Anwesenheit der Slawen im Main-Regnitz-Gebiet gab ein Formular Ludwigs des Frommen, in dem es heißt Karl der Große habe um 793/94 den Würzburger Bischof beauftragt, im Land der Slawen zwischen Main und Regnitz Kirchen zu errichten.²⁰ Regelmäßig bezogen sich die Bamberger Forscher in der Folge auf diese Quelle, sowie auf spätere Nachrichten über slawische Siedler in Regesten der Würzburger und Bamberger Bischöfe. Wichtigster Ansatzpunkt für die Datierung archäologischer Inventare bildete die Epoche der Missionierung und Christianisierung in der Kontaktzone von deutscher und slawischer Besiedlung im Main-Regnitz-Gebiet.

Diese Hypothese war die Grundlage der archäologischen Arbeit in Bamberg. Programmatisch hieß es dazu: „[wir] werden aber immerhin nicht unbelohnt bleiben, wenn wir aus der Vorzeit unserer Heimath genau ausscheiden, was germanisch und was slawisch ist“. Die bereits begonnenen „Auf- und Ausgrabungen heidnischer Grabhügel und Opferstätten“ sollten in der Absicht fortgesetzt und „nach einem zusammenhängenden Plane“ erforscht werden, um die „Siedlungsgebiete der früheren Bevölkerung zu bestimmen“.²¹

Analog zu den antiken germanisch-römischen Kontaktzonen Deutschlands trat damit ein weiterer Forschungsgegenstand hinzu, der ausgehend von den schriftlichen Quellen auch archäologisch untersucht und erschlossen werden sollte. Dass sich jedoch die archäologischen Funde (aus älteren Grabhügeln) und die schriftliche Überlieferung (über die Slawenmission im Main-Regnitz-Gebiet) nicht auf ein und dieselbe Bevölkerung bezogen und auch zeitlich nicht in Deckung zu bringen waren, lag außerhalb der Erkenntnismöglichkeit der Forscher der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.²²

17 Vorbemerkung 1834 (Anm. 12), S. 3-4.

18 Vorbemerkung 1834 (Anm. 12), S. 3.

19 Stefan Rebenich: „Die Urgeschichte unseres Vaterlandes“. Theodor Mommsen, die Reichslimeskommission und die Konstruktion der deutschen Nationalgeschichte im 19. Jahrhundert. In: Michel Reddé (Hrsg.): *Alésia et la bataille du Teutoburg. Un parallèle critique des sources* (Francia, Beiheft 66). Ostfildern 2008, S. 105-132.

20 Siehe dazu und zum folgenden Sven Plefka: *Methodische Probleme und Fragestellungen aus geschichtswissenschaftlicher Sicht. Missionierung und Christianisierung im Regnitz- und Obermaingebiet* (Schriftenreihe 41). Bamberg 2007, S. 23-31 sowie die übrigen Beiträge des interdisziplinär ausgerichteten Bandes. – Plefka zitiert das Formular nach Karl Zeumer (Hrsg.): *Formulae Merovingici et Karolini aevi* (MGH L. Merov.). Hannover 1882-1886, Nachdruck Hannover 2001, Nr. 40, S. 318.

21 Vorbemerkung 1834 (Anm. 12), S. 3.

22 Die als mittelalterlich slawische Bestattungen angesprochenen Grabhügel sind Zeugnisse von bronze-, (spät-) hallstatt- und (früh-)latènezeitlicher Besiedlung. – Zu Forschungsstand und -geschichte s. Peter Ettel: *Gräberfelder der Hallstattzeit aus Oberfranken* (Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte, Reihe A, Fundinventare und Ausgrabungsbefunde 72). Kallmünz/Opf. 1996, S. 11-16. – Björn-Uwe Abels: *Oberfranken in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*. Bamberg 1996, S. 16. – Nils Müller-Scheeßel: *Die Hallstattkultur und ihre räumliche Differenzierung. Der West- und Osthallstattkreis aus forschungsgeschichtlich-methodologischer Sicht*. Rahden 2000.

Joseph Heller und die ethnische Deutung der oberfränkischen Grabhügel

Den größten Einfluss auf die ab Mitte der 1820er Jahre einsetzende Untersuchung der oberfränkischen Hügelgräber hatte der Bamberger Privatgelehrte Joseph Heller. Als junger Mann fügte sich Heller entgegen seiner musischen Neigung zunächst in die Tradition seiner Familie und ließ sich in Nürnberg ebenfalls zum Kaufmann ausbilden. Dort verkehrte er schon bald in gebildeten Kreisen und sein Interesse für Kunst und Kultur wuchs weiter. Nach Bamberg zurückgekehrt, widmete er sich Studien zur Geschichte seiner Heimatstadt und der fränkischen Kunstgeschichte. Durch das beträchtliche Erbe der früh verstorbenen Eltern war Heller zunächst finanziell abgesichert, sodass er sich ganz seinen Interessen widmen konnte. Hellers Habitus als Privatgelehrter und seine Aktivitäten waren für das kulturelle Leben und die Durchsetzung bürgerlicher Vereinskultur in Bamberg von immenser Bedeutung (Abb. 1). Er gehörte 1830 nicht nur zu den Gründungsmitgliedern des Geschichtsvereins und ließ sich zu dessen erstem Konservator wählen, sondern hatte bereits 1823 bei der Entstehung des Bamberger Kunstvereins eine entscheidende Rolle gespielt.²³ Auch seine Sammeltätigkeit ist bemerkenswert. Heller trug eine Graphiksammlung mit rund 1400 Blättern



Abb. 1 Porträt Joseph Heller nach einer Zeichnung von Christian Lehman, Lazarus Sichling, 1848, Stich. Staatsbibliothek Bamberg, Inv.-Nr. HVG 41-147 (Foto: Gerald Raab)

zusammen, die Bamberger Stadtansichten und Pläne, oberfränkische Orts-, Natur- und Landschaftsansichten umfasste und auch Porträts sowie Darstellungen des Volkslebens, der örtlichen Trachten und des Brauchtums enthielt. Zunehmend bedeutsam wurde für Heller die publizistische Tätigkeit, auch um sein beständig schrumpfendes Vermögen zu schonen. So stammen von ihm Grundlagenwerke zur Druckgraphik der in Franken tätigen altdeutschen Meister Albrecht Dürer und Lucas Cranach d. Ä.²⁴

Seine vielbeachtete, zuerst 1829 erschienene Reisebeschreibung *Muggendorf und seine Umgebungen* stellte Sehenswürdigkeiten der Fränkischen Schweiz vor, wobei romantisch geprägte Natur- und Landschaftsaneignung und historisch-landeskundliches Interesse ineinandergreifen (Abb. 2). Heller, der selbst zahlreiche Wanderungen im Bamberger Umland unternahm, machte auf die kleinen Ortschaften mit ihren kunst- und kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten und Ruinen östlich von Bamberg aufmerksam. „Naturkundigen“ empfahl er den Besuch der Höhlen im Fränkischen Jura, die durch Fossilienfunde besonders in der sogenannten Zoolithenhöhle bei Burggailenreuth Aufmerksamkeit erregt hatten. Für den „Freund

- 23 Mit zahlreichen relevanten biographischen Informationen: Bruno Müller: Joseph Heller und die Vorgeschichtsforschung in Oberfranken. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 93/94, 1956, S. 1–24, bes. S. 6–8.
- 24 Die Grafiken kamen nach Hellers Tod an die königliche Bibliothek, die heutige Staatsbibliothek Bamberg. – Bernhard Schemmel: Joseph Heller (1798–1849). Graphiksammler und -forscher. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 141, 2005, S. 177–180. Siehe auch Friedrich Leitschuh: Joseph Heller und die deutsche Kunstgeschichte. In: Friedrich Leitschuh: Katalog der Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Bamberg, Bd. 2: Die Handschriften der Helleriana. Leipzig 1887, S. I–LIV sowie den Katalog der Sammlung: Joseph Heller: Verzeichnis von bambergischen topographisch-historischen Abbildungen in Holzschnitt, Kupferstich, Lithographie etc. mit historisch-artistisch-literarischen Notizen. Bamberg 1841.

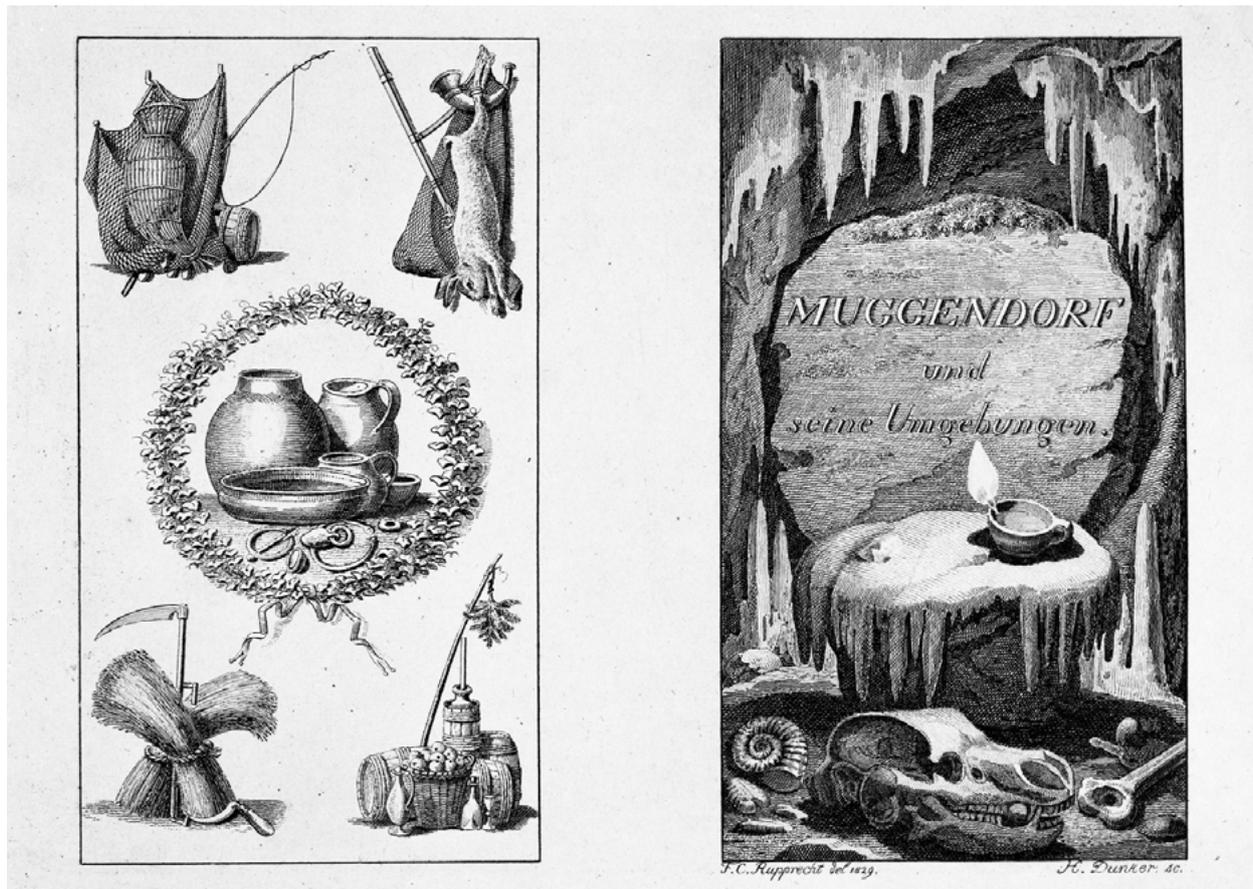


Abb. 2 Darstellung der Zoolithenhöhle und Funde aus Grabhügeln, umgeben von jahreszeitlichen Produkten, Friedrich Karl Rupprecht. Umschlag von Joseph Heller: Muggendorf und seine Umgebungen. Bamberg 1829. Historisches Museum Bamberg, Inv.-Nr. F 261r

der Geschichte und der Romantik“ würden die zahlreichen Burgen und Schlösser von Interesse sein. Der „ernsthafte Historiker“ hingegen solle selbst tätig werden und „auf der Heidenstatt zu Allmannhof, bei den wendischen Gräbern zu Tannfeld, Mistelgau, nicht nur sich aufhalten, sondern auch Untersuchungen anstellen“.²⁵ In dieser Zeit hatte sich Heller bereits vornehmlich der Vorgeschichte zugewandt. Die erste eigene Grabung führte er im August 1827 an einem Anger bei Löhliitz durch. Zusammen mit seinen Begleitern konnte er für die Untersuchung gleichwohl „nur einen einzigen Tag“ verwenden. Die „Forschungen gaben wohl einige Ausbeute von menschlichen Knochen, Urnen und Asche, doch konnte man dadurch unmöglich einen Begriff von der innern Bauart der Gräber erhalten“.²⁶

Heller beteiligte sich an weiteren Ausgrabungen, so auch an den Untersuchungen, die Hans von Aufseß seit März 1825 in unmittelbarer Nähe seines Schlosses Oberaufseß durchführte. Nachdem dieser erfahren hatte, dass auf einem Feld bereits in den 1790er Jahren „15 Rasenhügel“ vom Eigentümer eingeebnet worden waren, grub er dort nach Überbleibseln des Gräberfeldes. Aufseß bezeichnete „jene Hügel [als] wahre Grabhügel aus deutscher Vorzeit“. Heller zog er zu den „Nachgrabungen“ hinzu. Die Untersuchung vom Sommer 1827 „war in Beziehung der Ausbeute von Urnen die glücklichste“, berichtete Aufseß, „da wir 2 ganze Urnen gewonnen, von denen die kleine Herr Heller in seine Sammlung nahm, und die größere meine Sammlung noch aufbewahrt.“

25 Joseph Heller: Muggendorf und seine Umgebungen oder die fränkische Schweiz. Ein Handbuch für Wanderer in diese Gegend; mit den Reiserouten und nothwendigen Notizen für Reisende. Bamberg 1829. Nachdruck Bamberg 1842, S. IX-X.

26 Joseph Heller: Alterthumskunde. In: Morgenblatt für gebildete Leser/Kunstblatt, Nr. 91, 12.11.1827, S. 362-364, hier S. 363.

Im Innern meiner Urne befanden sich gebrannte Knochenreste mit gewöhnlicher Erde.²⁷ Die archäologischen Funde der Ausgrabungen und solche, die er als Freundschaftsgeschenk erhielt, trug Heller zu einer beachtlichen Sammlung zusammen. Zu Lebzeiten konnte er sich nicht dazu entschließen, die Artefakte an den Historischen Verein zu übergeben; die Sammlung ist daher nach dem Tod Hellers verkauft worden. Der Mediziner August Friedrich Siebert, der von 1829 bis 1831 Assistenzarzt am Bamberger Krankenhaus war und sich dann als praktischer Arzt niederließ, erwarb die Sammlung. Er nahm sie 1846 mit nach Jena, als er dort auf einen Lehrstuhl berufen wurde. Die Funde gelangten schließlich in die vorgeschichtliche Sammlung der Universität.²⁸

Hellers genaue Kenntnis des Bamberger Umlandes bildete die wichtigste Voraussetzung für seine Forschungen, die auch Interpretationen über Lebensweise und Ethnizität der ansässigen Bevölkerung enthielten. Heller meinte, dass sie Nachfahren einer „wendische[n] Kolonie [wären], welche aus Böhmen über das Fichtelgebirge herein drang“. Von dieser Einwanderung zeugten die „vielen noch wendischen Namen von Bergen, Flüssen, Orten“ zu denen die „Grabstätten zu Mistelgau, Tannfeld, Aufseß, Lehlitz, Allmannshof“ passten.²⁹ Dementsprechend war Heller der Auffassung, dass Muggendorf, im Zentrum der Fränkischen Schweiz gelegen, „unter die ältesten Orte der dortigen Gegend“ gehöre und die „wendische Kolonie“ dort „mehrere Jahrhunderte ihre Religionsgebräuche übte, wie es die Gräber zu Albernhof, die vielen Urnenfragmente, welche man in der Schönsteins-, Oswalds-, Witzen- und Gailenreuther Höhle fand, bezeugen“. Vor allem die (auf die neolithische Nutzung der Höhlen verweisenden) Funde von Keramikscherben schrieb er slawischen Siedlern des Mittelalters zu. Er mutmaßte, dass die christliche Religion „hier erst spät Eingang gefunden“ habe, „indem sich die Bewohner nicht so leicht von ihrem ursprünglichen Gottesdienst abbringen ließen, sondern ihn lieber in Höhlen fortsetzten“.³⁰

Schon vor Erscheinen seiner Reisebeschreibung hatte Heller über Grabhügel in Franken geschrieben. Hierbei konnte er sich auf ältere Publikationen zur Altertumsforschung in Sachsen, Böhmen und Schlesien berufen, die sich zahlreich in seiner eigenen Bibliothek befanden. Heller und seine Mitstreiter rezipierten mithin Literatur über weiter östlich gelegene, unbestritten slawisch besiedelte Regionen. Die dort ebenfalls anzutreffenden Hügelgräber dienten zum Vergleich und sollten die These vom slawischen Ursprung der Grabhügel in Oberfranken bestätigen.³¹ Heller glaubte sich mit seinen Deutungen auf sicherem Terrain, denn er hatte großen Aufwand beim „Aufsuchen der älteren fränkischen Vorgeschichtsliteratur“ betrieben und „so ziemlich jedes Buch“ konsultiert, in dem die „fränkischen Hügelgräber oder die in ihnen gefundenen Grabbeigaben erwähnt oder beschrieben werden“³². Auch korrespondierte Heller mit Forschern wie Johann Gustav Gottlieb Büsching und dem Freiburger Historiker Heinrich Schreiber. Bei dem befreundeten Carl Peter Lepsius sah er in Naumburg erstmals Tongefäße und Bronzegegenstände aus Hügelgräbern, die ihn faszinierten.³³ Sein angeeignetes Wissen fasste Heller so zusammen:

„Alle Schriften über diese Grabhügel kommen in der Beschreibung derselben ziemlich mit einander überein. Die Grundfläche ist gewöhnlich rund, die Form ein abgestumpfter Kegel, oben meistens etwas eingesunken, und ihre Größe und Höhe ist ungleich.“

27 Hans von und zu Aufseß: Nachrichten über eröffnete Grabhügel bei Aufsess. In: Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Ober-Main-Kreises 1, 1832, H. 3, S. 79–87, hier S. 85. – Siehe auch Bruno Müller: Hans Freiherr von und zu Aufseß als Prähistoriker (1801–1872). In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 95, 1958, S. 279–297.

28 Müller 1956 (Anm. 23), S. 23 geht fälschlich vom Verlust der Sammlung aus. Dies berichtigt Paul Reinecke: Die Sammlung Siebert oberfränkischer Vorzeitfunde im Museum Jena. In: Archiv für Geschichte von Oberfranken 37, 1956, S. 35–61 – Gotthard Neumann: Der Mediziner August Friedrich Siebert als Prähistoriker. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena 4, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 1954–1955, S. 449–469.

29 Heller 1842 (Anm. 25), S. 8 (Sperrung im Original).

30 Heller 1842 (Anm. 25), S. 117–118.

31 Die in Ostmitteleuropa vorkommenden kleineren Grabhügel des slawischen Mittelalters sowie eine gewisse oberflächliche Ähnlichkeit der Keramikindustrien beförderten wohl dieses Missverständnis. Zur slawischen Keramik und zu Grabsitten (und gelegentlichen slawischen Nachbestattungen in älteren Hügelgräbern) s. Sebastian Brather: Archäologie der westlichen Slawen. Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im früh- und hochmittelalterlichen Ostmitteleuropa (Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 30). Berlin, New York 2001, S. 188–201, 256–267.

32 Müller 1956 (Anm. 23), S. 14.

33 Müller 1956 (Anm. 23), S. 8.

Die Grabhügel von Muggendorf finden dabei besondere Erwähnung. Sie waren

„in der Runde mit Steinen eingefasst, mit einer gewölbartigen Bedachung und Steinen bedeckt, und in ihrer Mitte durch ein regelmäßig geformtes Kreuz in vier Felder getheilt, in denen die Urnen sich befanden; eine Construction, die es zuließ, daß man von Zeit zu Zeit neue Gefäße beisetzen konnte. Diese Grabhügel erheben sich auf Hutangern, Gemeindeplätzen und in Wäldern. Bis jetzt fand man in den Gräbern in Franken, Kohlenlager, Asche, Urnen mit verbrannten Knochen und Asche, irdene Hausgeräthe, Ringe, Ohrringe, Armspangen, Haar- und Kleiderverzierungen von Metall, Knochen und auch ganze Skelete.“

Das Nebeneinander von Brand- und Körperbestattungen, das aus der zeitlichen Abfolge der hallstattzeitlichen Grabsitten herrührt, erklärte Heller mit dem Verbot der Brandbestattung durch Karl den Großen, die zögerlichen Erfolge der Missionierung und einen vermuteten Rückfall der Slawen in den heidnischen Brauch der Leichenverbrennung.

„So mag es kommen, daß man in mehreren Gräbern, wie in einem Grabe bei Löhllitz, unter Asche, Kohlenlager und Urnen, in der Mitte Leichname, und darüber wieder Asche und Urnen antrifft.“

Trotz der Verschiedenartigkeit der gefundenen graphitierten und teils scheibengedrehten Keramik wurden die Befunde nicht als Widerspruch zur vorgefassten Festlegung auf slawische Ansiedler gesehen. Wenn auch die „Aschenkrüge [...] zwar in Form und Größe sehr verschieden“ seien, waren sie „alle von gebauchter Gestalt, und sie unterscheiden sich nicht wesentlich von den in Schlesien, Sachsen und anderen Orten gefundenen“. Während die Keramik also die Anwesenheit von Slawen nahelegte, bereitete die Deutung der Metallfunde Probleme. Gegenständen aus Eisen und Kupfer bewiesen Heller, „daß sie von einer Nation gefertigt wurden, die in der Bearbeitung des Metalls weit vorgerückt gewesen“ sei. Heller zweifelte aber daran, dass es sich bei den Metallobjekten ob ihrer Machart um einheimische Produkte handelte, asiatische Importe hielt er für wahrscheinlicher. An der Frage des technischen Entwicklungsstands machte sich die Ethnizität der archäologisch nachgewiesenen Kulturen fest. Die Redaktion der Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer zu Leipzig, in der Hellers Bericht erschien, sah sich daher zu einem Kommentar veranlasst. Die „hier wohnenden Wenden“ seien durchaus zur Fertigung jener Metallerzeugnisse fähig gewesen, andernfalls würden „dieselben ohne Zweifel den neben ihnen angesessenen Deutschen den Ursprung verdanken“. Schließlich seien „in verschiedenen Ländern [...] den wendischen Gräbern solche fein gearbeiteten Metallsachen entnommen“ worden. Dennoch bleibe es schwierig zu beantworten „welcher Nation die Gräber in Franken angehören: sind sie germanisch, oder sind sie slavisch?“ Heller habe sich, hieß es resümierend, „mit Recht für das letztere [entschieden], und schreibt sie dem hier weilenden slavisch-wendischen Stamme zu“, zumal, da die „meisten Grabhügel, die man in neuern Zeiten in Franken aufgrub, in solchen Distrikten [liegen], von welchen sich mit Bestimmtheit angeben läßt, daß hier wendische Niederlassungen statt gefunden haben, die an der Nordseite der Donau sich weit ausdehnten.“³⁴

Deutsch oder slawisch? Deutungen von Friedrich Panzer und Nikolaus Haas

Die gestellte Aufgabe, die Hügelgräber ethnisch zu deuten und damit deutsche von slawischen Bestattungen zu unterscheiden, war ein zeittypischer Akt der nationalen Selbstvergewisserung beziehungsweise Abgrenzung, der vor allem in den sprachlich oder kulturgeschichtlich erschlossenen Kontaktzonen und so auch im nördlichen Bayern virulent wurde. Friedrich Panzer, der als Ingenieur im Staatsdienst für Landvermessungen und Straßenbau zuständig war, untersuchte Hügelgräber im Gebiet zwischen Würzburg und Bamberg, so bei einer Nachuntersuchung eines Gräberfeldes nahe Lettenreuth. Bei der ersten Grabung durch einen ortsansässigen Pfarrer war der Hügel angeschnitten und eine „Brandstätte mit vielen Gebeinen“ und „3 Urnen von unge-

34 Joseph Heller: Bemerkungen über wendische Grabhügel in Franken. In: Bericht vom Jahre 1828 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer zu Leipzig, S. 14–15. Das Manuskript findet sich in der Staatsbibliothek Bamberg, Smlg. Heller, Msc hist. 14 d, Über Wenden, wendische Grabhügel und Funde in denselben in der Nähe Bambergs.

brannten Thon“ sowie „hie und da eiserne Geräthe“ gefunden wurden. Panzers Nachgrabungen im September 1835 hingegen „brachten kleine Kohlenstücke und Scherben ungebrannter Thongefäße, schwarz im Bruch und mit Quarzkörnern gemischt“ zu Tage. Hinzu kamen ein „metallener, schwach verrosteter Knopf“ und ein „dünnere, zerbrochener, durch grünen Rost fast ganz zerfressener Armring“. Und „dieser ärmliche Fund“, machte zu Panzers Leidwesen, „den ganzen Inhalt des sorgfältig untersuchten Hügels aus“. In der Bewertung der Funde und Befunde bemühte sich Panzer um Differenzierung. Er hielt nicht „alle Grabhügel hiesiger Gegend für Slavendenkmale“, wohl aber „die Hügel bei Lettenreuth“. Beleg dafür war aber weniger das Fundgut, sondern vielmehr der Umstand, dass im damaligen Verständnis „viele Ortsnamen um Lettenreuth slavisch [sind]“. ³⁵ So wie Heller die angenommene mittelalterliche Besiedlung durch Slawen für seine Schlussfolgerungen heranzog, bezog sich Panzer für seine Befundinterpretation auf die Ortsnamen, die er als Indikator siedlungsgeschichtlicher Prozesse verstand. Gleichwohl handelte es sich noch um Mutmaßungen, da sprachwissenschaftliche Nachweise seinerzeit noch nicht vorlagen. ³⁶ Zu diesem Erklärungsmuster passte auch „die Abwesenheit von Menschenknochen im Hügel“, was ihn darauf schließen ließ, den Leichenbrand als „slavisch“ zu titulieren. Auch beeinflussten die Machart der Keramik sowie Fundreichtum beziehungsweise -armut die ethnische Zuordnung. Panzer war überzeugt, „man [finde] in den alten deutschen Gräbern keine gebrannten Gefäße, wie in Lettenreuth“, vielmehr deuteten „die dortigen Scherben [...] durch ihre rohe Arbeit auf eine niedrigere Stufe der Bildung“. ³⁷

Gänzlich anders bewertete Panzer dagegen die Befunde einer Grabung bei Kirchehrenbach. Dort „lag am östlichen Rande des untersuchten Hügels ein großes männliches Gerippe“, das besondere Aufmerksamkeit auf sich zog, sowie ein zweites Skelett. Von dem größeren waren „Kopf, Arm- und Schenkelknochen [...] noch erhalten.“ Bei dem Toten wurden zudem „eine Menge ungebrannter Geschirre“ gefunden.

„Eine Fibula mit grünem Roste fand man auf der Brust eines Skelets, auch kleine bronzene Reste, deren Gestalt und Zweck nicht mehr zu erkennen war. Merkwürdig war mir besonders eine kleine blaue Glaskugel mit weißen Zickzackstreifen, so wie ein eiserner Knopf mit einem Bronzeplättchen, in welches auch ein Zickzack eingeprägt war.“

Auch ein „durchlöcherter Bernstein wurde in diesem Hügel gefunden und scheint seiner Form nach zu einem Schmuck gehört zu haben.“ Seine Schlüsse zog Panzer dann aber hauptsächlich aus der Beobachtung der anthropologischen Merkmale des Toten. So standen

„nach dem einstimmigen Urtheile der anwesenden Ärzte [...] diese Glieder in einem schönen Ebenmaße. Der schöne Kopf des alten männlichen Skelets, seine hohe Stirne, lange Nase, schön geformtes Kinn und das Ebenmaaß der große Glieder deuten auf einen Volksstamm von ausgezeichneter Körperhaltung und ich halte dieses Skelet für ein deutsches.“ ³⁸

Während Heller davon überzeugt war, es im Bamberger Land hauptsächlich oder gar ausschließlich mit slawischem Fundgut zu tun zu haben, waren andere Autoren in der ethnischen Deutung vorsichtiger. So Nikolaus Haas, Pfarrer im bei Bamberg gelegenen Scheßlitz (Abb. 3) und wie Heller Gründungsmitglied des Historischen Vereins Bamberg. Ab Juli 1826 untersuchte er die „Ruhestätten der Vorväter unseres heutigen Deutschlands“, wobei es ihm daran gelegen war, „auch für die Gegend um Scheßlitz die Ansiedlung durch Wenden und Slaven“ zu untersuchen, „ohne jedoch die Spuren der eigentlichen Germanen zu verkennen“. ³⁹ Bei seiner ersten Ausgrabung bei Scheßlitz (Abb. 4) stieß er auf Knochen von „zwey menschlichen Individuen, einem Manne und einer Frau“. Haas bewertete die Überreste zurückhaltender als Panzer und verzichtete auf ethnische Zuschreibungen. Einer der Schädel samt Kiefer sei „von schönster Form, und zeugen von einer edlen, von der kaukasischen Race. Ob germanisch oder slavisch, ist an den Knochen nicht zu erkennen.“ ⁴⁰ So

35 Friedrich Panzer: Alterthümer in der Umgegend Bamberg's. In: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 7, 1838, Sp. 170–177, hier Sp. 173–174. – Panzer nannte „Markt Graiz, Schwürbitz, Zedlitz, Zaudlitz, Thelitz, Weidnitz“.

36 Zuerst bei Adam Ziegelhöfer, Gustav Hey: Die Ortsnamen des ehemaligen Hochstifts Bamberg. Bamberg 1911, und Adam Ziegelhöfer, Gustav Hey: Die Ortsnamen des ehemaligen Fürstentums Bayreuth. Bamberg 1920.

37 Panzer 1838 (Anm. 35), Sp. 173–174.

38 Panzer 1838 (Anm. 35), Sp. 175–176.

39 Nikolaus Haas: Über die heidnischen Grabhügel bey Scheßlitz und andere im Regnitzgau. Bamberg 1829, S. III.

40 Haas 1829 (Anm. 39), S. 12. Heller zitiert dazu das Protokoll der philosophisch philologischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München vom 8. März 1828.

vermutete er bei den historischen Bewohnern eher Gemeinsamkeiten, im Sinne einer romantischen Landschaftsaneignung ging er davon, dass „Heiden und Christen“ in „gewissen Punkten [...] von einerley Gefühlen und Ahndungen richtig geleitet“ worden seien.⁴¹

Haas war zu dieser Zeit bereits als Kenner der seit dem Mittelalter entstandenen schriftlichen Überlieferung zur slawischen Besiedlung ausgewiesen.⁴² 1819 hatte er eine Abhandlung *Geschichte des Slaven-Landes an der Aisch und den Ebrach-Flüßchen* über Höchststadt an der Aisch vorgelegt (Abb. 5). Die Slawen hätten demnach an den Flussläufen „der Regnitz, dem Maine, der Aurach, Wiesent, Aisch, Itz und Baunach“ gesiedelt, wo nun die Orte „Erlangen, Forchheim, Hallstadt, Bamberg, Oberhaid, Baunach, Eltmann, Schlüsselfeld und Höchststadt liegen“. Haas griff wie Heller in erster Linie auf Ortsnamen als sprachgeschichtliche Quellen zurück. Erwäge man die „vielen Orte mit Wind oder Wend“, so käme man „unwillkürlich auf den Gedanken, die Slawen oder Wenden seyen ein Hauptstamm der ganzen Ansiedlung Frankens, sie haben sich weiter verbreitet, als man gewöhnlich glaubt“.⁴³

Haas' Grabungsbericht folgte wenige Jahre später dann dem Narrativ von der erfolgreichen Missionierungs- und Christianisierungsgeschichte mit einer teleologischen Sicht auf das später entstehende Bistum Bamberg. „Die Menge der zu Scheßlitz und sonst im alten Regnitzgau vorfindlichen alten Grabhügel deutet vor allem auf den ungestörten längeren Aufenthalte irgend eines Volksstammes“. Haas setzt die Anwesenheit der von ihm als Slawen bezeichneten Siedler dabei sehr früh an, wobei er sich auf Konrad Mannerts Beschreibung *Germania* (1792) aus der *Geographie der Griechen und Römer* sowie Heinrich Ludens *Geschichte des Teutschen Volkes* (1826) berief.⁴⁴

„Die meisten Hügel [in unserer Gegend]“, schlussfolgerte er, seien daher „als slavisch oder wendisch“ anzusehen.

„Wenn in unsern Hügeln kein Reichthum an edlen Metallen keine den Luxus huldigende Kunst, sondern vielmehr die größte Einfachheit, ja Armuth wahrzunehmen; so stimmt dies ganz mit Unterwürfigkeit, der Zinsbarkeit und dem Drucke überein, mit denen dem Anscheine nach die hiesigen Slawen erst unter den suevischen Stämmen, dann unter den Franken lebten, nur berufen, unter dem Schweiß des Angesichts den ungebauten Boden zu bereinigen und in fruchtbares Ackerfeld zu verwandeln.“

Die Überlegungen zur Gesellschaftsordnung und dem Verhältnis zwischen Deutschen und Slawen, die Haas aus den Funden und Befunden ableitete und – mehr noch – auf diese aus der Kenntnis der schriftlichen Überlieferung übertrug, waren weitreichend. Wohingegen die Unterschiede der Hügelgräber in Konstruktion und Ausstattung zwar erkannt, aber marginalisiert wurden.

„Ist irgend ein Unterschied unter den Hügeln bey Scheßlitz und denen an der Wisent und dem Mistelbache, der vorzüglich durch Steinkränze oder Steinbedachung sich erkennen machet; so deutet dieser auf die germanischen Ueberbleibsel, welche unter den Slawen wohnen blieben. Waren Sueven und Slawen dasselbe Volk; so ist es gleichviel, ob man die Hügel als germanische oder slavische erklärt.“

Die Unterscheidung von Germanen und Slawen war demnach zweitrangig.⁴⁵

41 Haas 1829 (Anm. 39), S. 25.

42 Günter Dippold: Die Forschungsgeschichte und ihre Rezeption. In: Missionierung und Christianisierung im Regnitz- und Obermaingebiet (Schriftenreihe 41). Bamberg 2007, S. 13–22.

43 Haas 1829 (Anm. 39), S. 8–10.

44 Haas 1829 (Anm. 39), S. 57–58.

45 Haas 1829 (Anm. 39), S. 65–66. – Dem fügte Haas noch hinzu: „Wir sind übrigens der Meinung, das viele Hügel in Schlesien, der Lausitz, Sachsen, Thüringen, welche man vielleicht jetzt als germanisch annimmt, in späteren Zeiten auch für wendische werden erklärt werden; obgleich der Grundsatz des von Eckhart (Comment. De reb. fr. or. I, pag. 896), nur in den Slavengegenden Deutschlands finde man Urnen, welche die Asche der Verstorbenen einschließen, auch nicht durchaus wahr ist.“



Abb. 3 Porträt Nikolaus Haas, 1843, Lithografie. Staatsbibliothek Bamberg, Inv.-Nr. V A 200 (Foto: Gerald Raab)

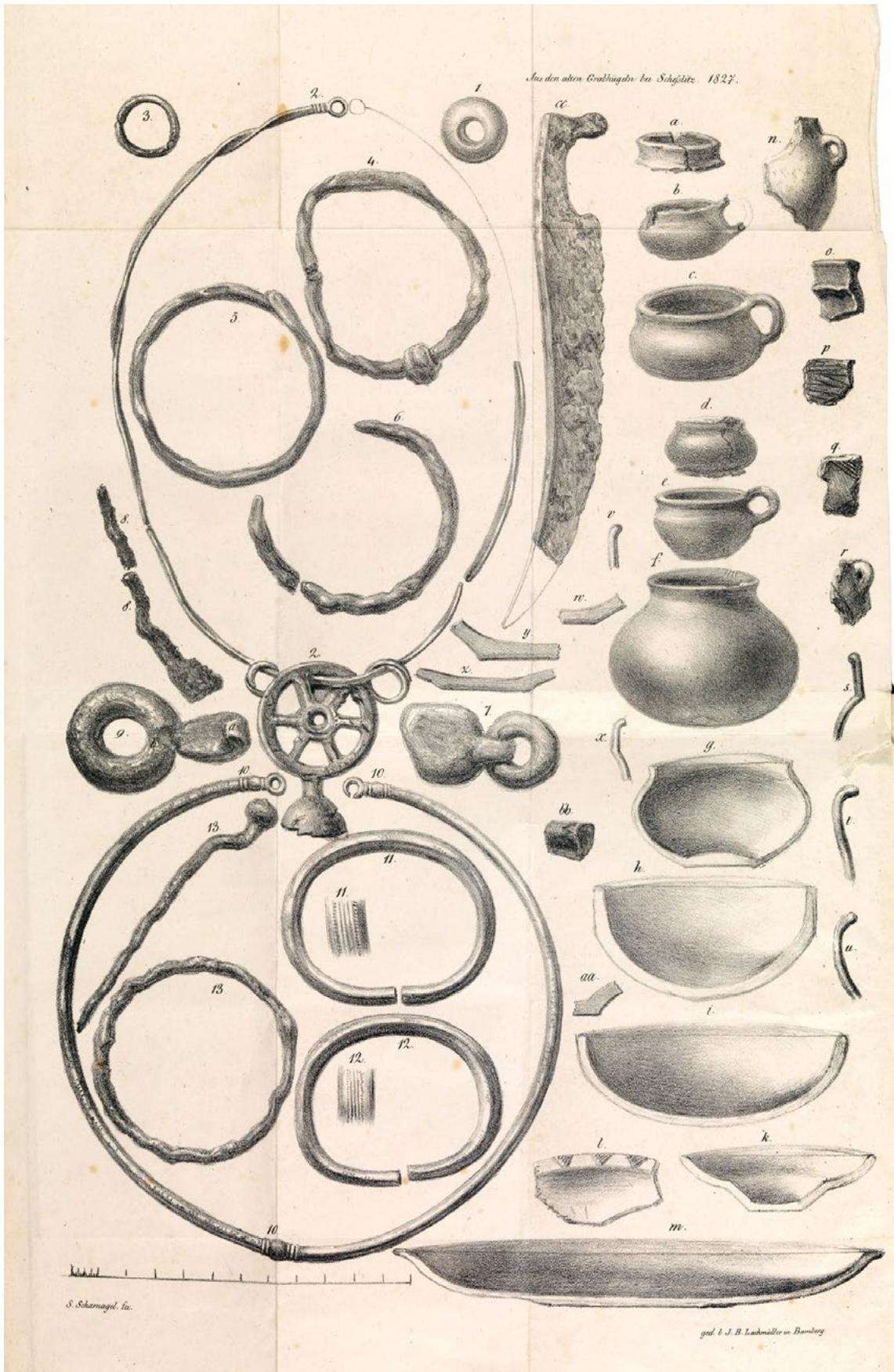


Abb. 4 Funde „Aus den Grabhügeln bei Scheßlitz, 1827“, Sebastian Scharnagel, in Nikolaus Haas, *Über die heidnischen Grabhügel bey Scheßlitz und andere im Regnitzgau*. Bamberg 1829. Staatsbibliothek Bamberg, Inv.-Nr. MVO. Arch. 8 (Foto: Gerald Raab)



Abb. 5 Höchstadt an der Aisch, Friedrich Karl Rupprecht, 1819, Stich. Staatsbibliothek Bamberg, Inv.-Nr. HVG 23-95 (Foto: Gerald Raab)

Lukas Hermann: Germanen statt Slawen

In den dreißiger Jahren wurde der Lichtenfelder Pfarrer Lukas Hermann tätig, der die meisten Ausgrabungen an den oberfränkischen Hügelgräbern vornahm. Von ihm heißt es in einem Nachruf von 1869, er habe seine „Mußstunden durch Studien und Forschungen aus[gefüllt]“, die sich „vorzüglich auf vaterländische und so eigentliche Local-Geschichte“ richteten. Der Nachruf verbindet dienstliches und privates Lob. Hermann sei ein „offener, biederer Charakter, anspruchslos und uneigennützig, wie nicht leicht Jemand“ gewesen und seine wissenschaftliche Arbeit habe ihn „in der ganzen Umgegend“ bekannt gemacht. Von 1836 bis 1839 hatte Hermann mit „unermüdetem Eifer und nicht unbedeutendem Kostenaufwande“ Grabungen durchführen lassen und „besonders die in der Umgegend seines Aufenthaltes zu Ebensfeld und dann zu Isling häufig vorkommenden heidnischen Grabhügel zu durchforschen gesucht“. An rund 20 Orten des Bamberger Landes hat Hermann Grabhügel „regelmäßig öffnen [lassen], und reiche Ausbeute an Alterthümern lohnte seine Mühen und Kosten.“ Um die „Ausbeute für die Wissenschaft zu verwerthen“, verfasste er mit „Sachkenntnis, Fleiß und Genauigkeit“ ein „förmliches Inventar und dazu einen kurzen Bericht über sämtliche, von ihm aufgefundene Althertums-Gegenstände“. Hermann trieb – nach damaligem Verständnis – keine „Kuriositätensucht“, vielmehr wollte er seine Funde für „Wissenschaft und Vaterland“ nutzbringend untersuchen. „Die ganze Ausbeute seiner Ausgrabungen, besonders geordnet, sammt dem dazu eigens eingerichteten, ganz neuen Schubladenkasten [schenkte er] dem histor[ischen] Verein zu seinen Sammlungen“. 1842 übergab er eine „171 Octav-Seiten starke Abhandlung mit 14 Steindrucken“ für die Aufnahme in die Vereinsberichte.⁴⁶ Gedruckt wurde diese, explizit als „germanische Alterthumskunde“ bezeichnete Schrift 1846.⁴⁷ Hermanns erste Publikation der „heidnischen Grabhügel“ war allerdings bereits 1842 erschienen. Er behandelte darin Grabhügel in Lichtenfels, in Scheßlitz, wo auch Haas gegraben hatte, und dem Landgerichtsbezirk Weismain zwischen Lichtenfels und Staffelstein. Vorangestellt war seiner

46 Lebensskizze des im Jahre 1863 verstorbenen Pfarrers Lucas Hermann. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 32, 1869, S. 196–201.

47 Lukas Hermann: Die heidnischen Grabhügel des Lautergrundes im k. Landg. Lichtenfels von Oberfranken. Bamberg 1846.

umfänglichen Beschreibung eine Klage über die Missachtung der „Versuche der Alterthumsforscher“, auf die „ehemals, so auch jetzt noch“ mit „spöttischem Auge“ geblickt werde. Hermann plädierte dafür, auch die „germanische Alterthumskunde“ nicht zu verachten, auch wenn der „klassische Boden Herrlicheres darbietet als der Germanen raues und sumpfiges Land“. Denn letztlich diene jegliche Archäologie der „Erforschung der Kulturstufe [des jeweiligen] Volkes“, und so auch die Untersuchung der „germanischen Grabhügel“. „Und“, so fragte Hermann,

„ist es nicht weit verdienstlicher, den eigenen historischen Boden vor einem fremden zu bearbeiten, um so mehr, da für unser Vaterland nur wenige Bruchstücke, und die von Fremden auf uns gekommen sind. Würde durch die Germanische Alterthumskunde auch nur die Liebe zum Vaterlande genährt, so wäre dies schon ein großer Gewinn: denn jedem Volke galt das Vaterland als das Höchste.“⁴⁸

Bei Hermann ist eine vaterländische Begeisterung deutlich zu erkennen, die bei den etwas älteren Autoren Heller und Haas nicht so deutlich hervortrat. Diese wirkte sich trotz einiger Zurückhaltung schließlich auch auf Hermanns Urteil zur ethnischen Deutung aus. Nach einer genauen Beschreibung der aufgedugenen Grabhügel, ihrer Dimensionen, Konstruktion, der Bestattungsweisen und der Funde an Keramik, Leichenbrand und Skelettresten sowie Steingeräten und der Metallfunde kommt Hermann zu dem Schluss, dass von ihm zwar kein „vollgiltiger Beweis“ über die Volkszugehörigkeit zu liefern sei. Aus dem Ganzen lasse sich als „richtigstes Resultat erkennen: daß die von [ihm] geöffneten Grabhügel nicht alle slavischen, und nicht alle germanischen Ursprungs sind.“⁴⁹

Zu Beginn der vierziger Jahre, als sich in den Historischen Vereinen in Oberfranken ein regelmäßiges Veranstaltungs- und Vortragsprogramm etabliert hatte, war die mittelalterliche Besiedlungsgeschichte der Region ein zentrales Thema. Für den Historischen Verein in Bayreuth war „die Frage, ob Germanen oder Slaven die Urbevölkerung gewesen sind, [...] noch immer nicht gelöst; ja man ist noch nicht einmal darüber im Reinen, ob überhaupt nur Slaven in Oberfranken hausten.“ Vor allem die jüngsten Forschungen, genannt wurde Haas' Beschreibung des „Slaven-Landes“ um Höchstadt, hätten Erkenntnisse dazu geliefert.

„Indessen [fehle] es auch jetzt noch nicht an Gegnern dieser Ansicht, welche den Aufenthalt der Slaven in Oberfranken entweder ganz läugnen, oder weiter Nichts einräumen, als daß sich blos einzelne slavische Colonien in früher Zeit mit der oberfränkischen Bevölkerung vermischt haben mögen, und erst in der letzten Sitzung des historischen Vereins zu Bayreuth erhob sich über diese Frage eine lebhaft Discussion.“

Studienlehrer und Vereinssekretär Johann Wilhelm Holle breitete in erster Linie die sprachgeschichtlichen und historischen Erkenntnisse aus, brach dann aber doch eine Lanze für ein archäologisches Vorgehen und erklärte, dass nur

„ein Mittel übrig [bleibe], in dieses Dunkel wenigstens einiges Licht zu bringen, nämlich: die historischen Belege in der Erde zu suchen, in der gewiß mehr verborgen liegt, als man meint. Die Erde ist die älteste und zuverlässigste historische Quelle, und die in den alten Gräbern gefundenen Gegenstände können, wenn sie mit den anderwärts entdeckten zusammengehalten werden, zu Resultaten führen, durch welche das Dunkel unserer Urgeschichte eingemasen aufgehellt, und die bisherigen Vermuthungen vielleicht zur historischen Gewißheit erhoben werden dürften.“⁵⁰

Auch Lukas Hermann ist bei dem inzwischen brisanten Thema nicht immun gegen die Höherbewertung der fundreicheren Gräber als germanisch. Er greift genau diese ertragreichen Grabhügel wieder auf, wenn er sich der Frage widmet: „Welchem Volke unsere Grabhügel angehören.“ Außer Funden und Befunden zieht er auch überkommene Flurbenennungen heran, die ihrerseits wiederum auf alte germanische und slavische Sprachzeugnisse zurückgeführt wurden. Hermann ent-

48 Lukas Hermann: Die heidnischen Grabhügel Oberfrankens in den Landgerichtsbezirken Lichtenfels, Scheßlitz und Weißmain. Bamberg 1842, S. IV-V. – Hermann grub „solche Grabhügel bei Prächting und Hahn, Pfarrei Ebensfeld, bei Köttel und Roth, Pfarrei Isling, dann bei Küps und Kümmel, Kleuckheim, bei Stublang und Oberlangheim Pf. Uetzing bei Oberleiterbach, Pf. Kirchsletten, bei Wodendorf (Wattendorf) und Krögelhof, Pf. Wattendorf, dann bei Rothmansdorf, und bei Rothmannsthal, Weyersmühl, Wallersberg, Mohrenberg, Pf. Arnstein, dann bei Lettenreuth, Marktgraiz“ aus.

49 Hermann 1846 (Anm. 47), S. 171.

50 Holle: Die Slaven in Oberfranken. In: Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken 2, 1842, H. 1, S. 1-33, hier S. 1-2.

schied sich letztlich für einen germanischen Ursprung der Grabhügel und führt auch historische Nachrichten an:

„Unsere Grabhügel können nur von einem freien und zahlreichen Volke herkommen, die Slaven waren zinsbar, und konnten als Sklaven, wie Waare an Klöster und Herren, verhandelt und verkauft werden. Auch ist es nicht denkbar, dass gerade unsere Gegenden von Slaven in Masse bewohnt gewesen wären, da ihnen hier nur ein enges Thal, ein beschränkter und schwieriger Feldbau zu Gebote stand, während ihnen viel schönere weiter Gegenden offen lagen. Nach dem zahlreichen herrlichen Schmuck, nach der feinen Bekleidung zu schließen, hatten die hier Bestatteten eine höhere Bildung, als die Slaven damaliger Zeit. Bevor man also nicht triftigere Gründe für den slavischen Ursprung der Gräber vorbringt, bin ich geneigt die von mir geöffneten für germanische, und zwar für Grabstätten der Hermunduren zu halten.“⁵¹

Mit seiner Abkehr von der bis dahin weitgehend etablierten ethnischen Deutung entfernte sich Hermann auch von den Interpretationen, die Heller und Haas vorgeschlagen hatten. Dies spielte letztlich auch in das persönliche Verhältnis zwischen den drei Forschern hinein. Oft führten sie Grabungen gemeinsam durch beziehungsweise Haas und Hermann jeweils zusammen mit Heller. Der jüngere Hermann verdankte Heller auch eine gewisse Protektion beim Domprobst, als er eine Pfarrstelle in Buttenheim anstrebte. Auch nutzte Hermann fleißig Hellers Bibliothek und ließ sich von ihm regelmäßig Bücher zusenden. Er revanchierte sich dafür mit Funden aus seinen Grabungen, die er Heller zum Geschenk für seine Sammlung machte. Hermann war daher nicht ohne Skrupel, als er sich festlegte und die Hügelgräber germanischen Siedler zusprach. An Heller schrieb er im Frühjahr 1841: „Sie werden freilich mit dem Kopf schütteln, aber ich werde den Beweis nach meinen Kräften liefern.“⁵²

Nach einer Vielzahl von Ausgrabungen in einem Zeitraum von etwa fünfzehn Jahren standen konkurrierende Interpretationen über die Urheberschaft der Grabhügel in Oberfranken nebeneinander. Die frühe archäologische Forschung arbeitete sich an der Frage der Abgrenzung von Siedlungsräumen in der deutsch-slawischen Kontaktzone auf dem Territorium des zur Slawenmission entstandenen Bistums Bamberg ab. Die Forscher Heller und Haas einerseits und Hermann andererseits entwickelten dabei voneinander abweichende ethnische Deutungen. Erstere sahen Funde und Befunde meist als Zeugnisse der slawischen Besiedlung der Gegend an, während Hermann zu Beginn der 1840er Jahre zu der Überzeugung gelangte, es mit Hinterlassenschaften der ursprünglichen germanischen beziehungsweise deutschen Bewohner zu tun zu haben. Die in Material, Form und Herstellungstechnik disparaten Funde gaben reichlich Möglichkeit zu unterschiedlichen Auslegungen und Erklärungen. Gleichwohl erfolgte die Diskussion immer nur entlang einer ethnischen Zuordnung der Funde. Dabei wurden fundarme Gräber eher als slawisch angesprochen, während die reicher ausgestatteten als germanisch angesehen wurden. Anthropologische Merkmale menschlicher Überreste wurden in die Argumentation miteinbezogen, sobald diese bemerkenswert waren, etwa wenn von besonderer Größe waren oder ihnen eine außergewöhnliche ästhetische Qualität zugeschrieben wurde, erfolgte eine Zuordnung an germanische Siedler. Eine Klassifizierung der Funde etwa nach sozialen Kriterien oder zeitlich aufeinanderfolgenden Kulturen wurde dagegen nicht in Erwägung gezogen. Als germanisch angesprochene Kulturen rückten so in Oberfranken in den Fokus des archäologischen Interesses, was durchaus vor dem Hintergrund stärker werdender nationaler Deutungsmuster gesehen werden kann.

51 Hermann 1846 (Anm. 47), S. 126 (Sperrung im Original).

52 Müller 1956 (Anm. 23), S. 19–20. Das Schreiben ist dort ohne Fundstelle zitiert.

Keltische Forschungen im 19. Jahrhundert zum Zweck regionaler Identitätskonstruktionen

Eine Forschungsskizze

Andreas Hüther

„Zur Abkunft: Daß die Völkischen ausgerechnet in München mit ihrer Agitation begannen [...], geschieht ihnen, den Völkischen, aber auch ihren bayerischen Förderern recht. Denn von Germanentum kann in Bayern wirklich keine Rede sein – oder doch nur in einer kläglich verdünnten Lösung. Romanisches gibt es mehr (wer die schönen Mädchen an der alten römischen Donaugrenze, zwischen Regensburg und Passau, nicht kennt, ist selber schuld...), Slawisches, Awarisches, aus Böhmen mitgebracht, ganz alte Völkerschaften, wie etwa die Narisker [...]. Aber das meiste, das allermeiste in unserem Gen-Bestand wird doch keltisch sein.“¹

Waren die Bayern germanischer oder keltischer Abstammung? Die Antwort zu dieser Frage, die der bayerische Schriftsteller Carl Amery zum Ausgang des 20. Jahrhunderts augenzwinkernd ausbreiten kann, beschäftigte über viele Jahrzehnte Historiker, Sprachwissenschaftler und forschende Laien. Die Frage der Abstammung eines Volkes und seiner Geschichte spielten im Entstehungsdiskurs fast jeder europäischen Nation im 19. Jahrhundert eine gewichtige, vielleicht sogar die zentrale Rolle. Im post-napoleonischen Deutschland etablierte sich früh die dominante Position der germanischen Abstammung, die vor allem von protestantischer Seite geführt wurde und auch der Abgrenzung von Frankreich diente. Abweichungen von dieser Tradierung wurden erbittert bekämpft. Im Zuge des Nationswerdungsdiskurses kam es zur Umdeutung der europäischen Geschichte mithilfe der sich neu etablierenden Vergleichenden Sprachwissenschaften, der Archäologie und anderer wissenschaftlicher Fächer. Nachdem bis ins späte 18. Jahrhundert hinein die Kelten als das europäische Urvolk angenommen wurden, veränderte sich der Fokus im Laufe des 19. Jahrhunderts – vor allem in Deutschland – auf die Germanen als Ursprungskern des deutschen Volkes. Die fachliche Auseinandersetzung war jedoch nur ein Aspekt: Tatsächlich ging es um die Deutungshoheit über Abstammung und Geschichte der Deutschen und damit um die historisch-politische Legitimation eines zu vereinenden Deutschland. Proponenten, die weiterhin von einer maßgeblich keltischen Vergangenheit der Deutschen ausgingen, wurden mit dem Begriff „Keltomanen“ belegt, als Dilettanten im negativen Sinn bezeichnet, persönlich angegriffen, diskreditiert und ihre Texte aus dem sich etablierenden fachlich-akademischen Kanon nach und nach ausgeschlossen. Die Keltomanen bildeten keine homogene Gruppe, die ein gemeinsames politisches, akademisches oder wissenschaftliches Ziel verfolgte, sondern waren Individuen, die der Borussifizierung ihrer Heimat trotzten. Im Folgenden sollen exemplarisch einige der Befürworter der Keltenabstammung vorgestellt und ihre Arbeiten im regionalgeschichtlichen Ansatz der Nationalismusforschung vertretet werden. Dabei soll die Betrachtung der Keltomanen über den engen fachwissenschaftlichen Zugang hinaus helfen, eine bisher vernachlässigte Seite des deutschen Nationswerdungsdiskurses zu erhellen, die zum Verständnis einer föderalen Nationsidee beitragen kann.

Sowohl die Germanen als auch die Kelten spielten bei der Etablierung einer deutschen Identität eine wichtige Rolle.² In einflussreichen historischen Werken wie Henri Mallets *Histoire de Danemark* (3 Bände, 1758–1777) galten die Kelten als *das* europäische Urvolk. Einen großen Anteil an der Popularität der Kelten hatte der Mitte des 18. Jahrhunderts durch James Macpherson

1 Carl Amery: *Leb wohl geliebtes Volk der Bayern*. München 1996, S. 15.

2 Gero Will: Die Anfänge der deutschen Keltologie und ihre Institutionalisierung bis 1901. In: Sabine Heinz (Hrsg.): *Die deutsche Keltologie und ihre Berliner Gelehrten bis 1945* (Berliner Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 2). Frankfurt a.M. u. a. 1999, S. 25–38, hier S. 29.

„entdeckte“ Gedichtzyklus des Ossian, der durch Lexika und Enzyklopädien in den bürgerlichen Haushalten Verbreitung fand. Die *Fragments of ancient poetry, collected in the Highlands of Scotland, and translated from the Gaelic or Erse language* – so der englische Titel des Zyklus – fielen in Deutschland auf fruchtbaren Boden. Zum einen waren auch hier schon Barden und Druiden in den literarischen Kanon eingebaut, zum anderen war aufgrund der historisch-politischen Situation das Bedürfnis nach einer textlichen Belegung einer nicht-römischen Vergangenheit groß – diese „literarhistorische Leerstelle“ füllten Macphersons Gedichte.³ Johann Gottfried Herder, Protagonist des deutschen Historismus, sah in den germanischen und keltischen Barden den Kern und Quell des anti-römischen Deutschland.⁴ Das „Nordisch-Deutsche“ wurde dabei bis ins späte 18. Jahrhundert noch gleichgesetzt mit dem Keltischen.⁵ Die Deutungen keltischer Sprachreste im Deutschen und die Interpretation archäologischer Funde variierten so stark, dass der Keltologe Hermann Ebel lakonisch feststellen konnte, dass eine „history of the variation of opinion about the Celtic languages would make a curious [...] chapter of literary history. Their relationships with other languages [...] depended rather upon the dictates of passion than of reason.“⁶ Francis Shaw, Professor am University College Dublin, bläst in dasselbe Horn, wenn er 100 Jahre später schreibt: „The prolific writings of the ‚Celtomaniacs‘ in the second half of the eighteenth century and in the nineteenth century have no value and no interest except perhaps for those who study the bizarre and the fantastic.“⁷ Deshalb kann Kurt Bittel Keltomanie als „jene Anschauung“ definieren, „in der wirkliche Forschung, bedenkenlose Kombinationen, Patriotismus und Romantik eine seltsame, oft, weil von weitreichender Konsequenz, gefährliche Mischung eingingen.“⁸ Diese Generalisierung kann auf eine gewaltige Zahl an Forschern angewendet werden, die sich mit Kulturgütern in Deutschland im Untersuchungszeitraum befassten. Eine Namensliste oder gar Bibliografie der sogenannten Keltomanen würde hier den Rahmen sprengen. Nach Gero Will kann von drei Gruppierungen ausgegangen werden, die sich der Erforschung der keltischen Sprache(n) und Kultur widmeten: „1) auf Keltologie spezialisierte Wissenschaftler, 2) Wissenschaftler, die gelegentlich Beiträge zur Keltologie geliefert bzw. derartige Forschungen stimuliert oder initiiert haben und 3) Keltomanen. [...] Zu den Keltomanen gehören schließlich diejenigen, die unter Beibehaltung des Interesses für die Kelten und deren Belange die Wege der Wissenschaftlichkeit verlassen haben“, dilettantisch mit Quellen umgingen und die Kelten den Germanen als zivilisatorisch überlegen betrachteten.⁹

Diese retrospektive Taxonomie ist fachgeschichtlich nachvollziehbar.¹⁰ Wenn Helmut Birkhan heute aus fachgeschichtlicher Sicht der Keltologie die Keltomanen in eine spirituell-spinnerte Ecke stellt und deren Werke als „Kuriosa“ von „Laienforschern“,¹¹ als „unernstes“ Addendum zur seriösen Fachgeschichten¹² abtut, steht er in einer fachhistoriografischen Tradition, die schon früh

- 3 Wolf Gerhard Schmidt: „Homer des Nordens“ und „Mutter der Romantik“. Bd. 1: James Macphersons Ossian, zeitgenössische Diskurse und die Frühphase der deutschen Rezeption. Berlin, New York 2003, S. 437.
- 4 Johann Gottfried Herder: Ueber die Würkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten [1778]. In: Johann Gottfried Herder: Sämtliche Werke. 33 Bde. Hrsg. von Bernhard Suphan. Berlin 1877–1913, Bd. 8, S. 389. Zitiert nach Schmidt 2003 (Anm. 3), S. 445–446.
- 5 Schmidt 2003 (Anm. 3), S. 453. – Siehe auch Klaus von See: Barbar. Germane. Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen. Heidelberg 1994, S. 75.
- 6 Hermann Ebel: Celtic Studies. London, Edinburgh 1863, S. 1.
- 7 Francis Shaw, S.J.: The Background to the *Grammatica Celtica*. In: *Celtica* 3, 1956, S. 1–16, hier S. 6.
- 8 Kurt Bittel: Die Kelten und wir. In: Kurt Bittel, Wolfgang Kimmig, Siegwalt Schiek (Hrsg.): Die Kelten in Baden-Württemberg. Stuttgart 1981, S. 15–44, hier S. 17.
- 9 Will 1999 (Anm. 2), hier S. 25–26 und 35–36. Die Schwäche einer solchen Einteilung muss Will in seinem Artikel selbst eingestehen, in dem er Lorenz Diefenbach mit einer einzigen Publikation zur „wissenschaftlichen Keltologie“ zählt – obwohl Jacob Grimm schon 1846 Diefenbachs *Celtica* als keltomanisch abtut. Siehe Bernd Bader: Jacob Grimm und Lorenz Diefenbach im Briefwechsel. Gießen 1985, S. 29.
- 10 Für die weitgehend kanonische Fachgeschichte siehe auch Helmut Bauersfeld: Die Entwicklung der keltischen Studien in Deutschland (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für keltische Studien 1). Berlin 1937. – Rudolf Thurneysen: Why do Germans study Celtic Philology? In: *Studies. An Irish Quarterly Review* 19, Nr. 73, 1930, S. 20–32. – Seán Ó Lúing: Celtic scholars of Germany: A brief survey. In: *Zeitschrift für celtische Philologie* 46, 1994, S. 249–271. – Will 1999 (Anm. 2). – Karl Horst Schmidt: Stand und Aufgaben der deutschsprachigen Keltologie. In: Martin Rockel, Stefan Zimmer (Hrsg.): Akten des ersten Symposiums deutschsprachiger Keltologen. Tübingen 1993, S. 1–36.
- 11 Helmut Birkhan: Kelten. Wien 1997, S. 474.
- 12 Birkhan 1997 (Anm. 11), S. 480.

„[die] Sucht, in allen möglichen deutschen Wörtern, Namen usw. Spuren des keltischen nachzuweisen, einige[r] in der Irre wandelnden deutschen Gelehrten“ erkannte.¹³ Die Verwunderung Hildegard Tristrams, dass mit der Veröffentlichung von Johann Kaspar Zeuß *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme* im Jahre 1837 „dem zählebigen Spuk“¹⁴ der Keltomanie kein Ende gesetzt wurde, zeigt, dass Fachgeschichtsschreibung „in erster Linie eine Geschichte der Ideen und Entdeckungen“ ist, und der Legitimation und Konservierung des Faches als eigenständige wissenschaftliche Disziplin dient.¹⁵ Jedoch lässt dies außer Acht, dass Wissenschaftsgeschichte auch die Geschichte der soziokulturellen Moden, Irrtümer und Missverständnisse ist, ja sein muss, ohne die „[t]o the historical understanding, the pseudo-science of an age may be as important as its science.“¹⁶

Wie kann das Phänomen der „ill-informed Celtomania“¹⁷ durch eine *ex-disciplina* Betrachtung ein tieferes Verständnis des deutschen Nationswerdungsprozesses im 19. Jahrhundert ermöglichen? Selbst ein oberflächlicher Blick auf die Biografien der Keltomanen zeigt, dass viele nicht Teil des politischen und gesellschaftlichen Mainstreams waren. Eine biografische Matrix (Herkunft, Religionszugehörigkeit, politische Betätigung) würde zeigen, dass viele Keltomanen aus Süddeutschland kamen, politisch aktiv waren, aber nicht der preußisch-protestantischen Mehrheit angehörten und aus beiden religiösen Lagern stammten. Ob Ultramontaner (Franz Joseph Mone), Deutsch-Katholik (Heinrich Schreiber), Teilnehmer am Hambacher Fest (Wilhelm Obermüller) oder an den Aufständen von 1848 beteiligt (Adolf Bacmeister), der kleinste gemeinsame Nenner der hier behandelten Keltomanen war ein gewisser Grad an Widerstand gegen einen preußisch dominierten Einheitsstaat. Aus dieser anti-preußischen Haltung resultierte eine Stärkung des Regionalen durch, so meine These, die Fokussierung auf keltische Traditionen ihrer Region.

In der stark protestantisch gefärbten¹⁸ großen Erzählung der „borussischen Mission“¹⁹ der deutschen Nationswerdung, die mit der Reichsgründung 1871 abgeschlossen war, wurde „sonder- und teilstaatliche[s] Bewusstsein“ negativ konnotiert.²⁰ Der kleindeutsche Teleologismus²¹ sah Partikularismus als „politische und ethische Versündigung des Kleinstaats an der Nation und seinen ökonomisch-sozialen Nachteilen.“²² Dabei zielte die Nationalbewegung nicht ausschließlich auf die Gründung eines Zentralstaats, sondern auf die Etablierung eines die deutschen Staaten zusammenfassenden Gemeinwesens nach dem Vorbild des Alten Reiches. Im Rahmen eines solchen „föderativen Nationalbewußtseins“²³ war die Nation nicht alleiniger „ideeller Bezugspunkt [...], an dem Menschen ihr Denken und Handeln ausrichteten“.²⁴ Besonders in den Mittelstaaten im Süden und Südwesten war bis zu den Anfängen der Weimarer Republik eine föderative Tradition prägend, die bis in die ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts reichte und die, besonders in Bayern, nach

- 13 Ernst Kuhn: Johann Kaspar Zeuss zum hundertjährigen Gedächtnis. Festrede gehalten am 14. März 1906. München 1906, S. 17.
- 14 Hildegard Tristram: Einleitung. 150 Jahre deutsche Hibernistik. In: Hildegard L. C. Tristram (Hrsg.): Deutsche, Kelten und Iren. 150 Jahre deutsche Keltologie. Gearóid MacEoin zum 60. Geburtstag gewidmet. Hamburg 1990, S. 11–54, hier S. 12.
- 15 Wolf Lepenies, Peter Weingart: Introduction. In: Loren Graham, Wolf Lepenies, Peter Weingart (Hrsg.): Functions and uses of disciplinary histories (Sociology of the sciences 7). Dordrecht, Boston, Lancaster 1983, S. ix–xx, hier S. xvi.
- 16 Hans Aarsleff. The study of language in England 1780–1860. Princeton, New Jersey 1967, S. 3.
- 17 D. Ellis Evans: Celticity, Celtic awareness and Celtic Studies. In: Zeitschrift für celtische Philologie 49–50, 1997, S. 1–27, hier S. 17.
- 18 Dieter Langewiesche: Kulturelle Nationsbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts. In: Manfred Hettling, Paul Nolte (Hrsg.): Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays. München, 1996, S. 46–64, hier S. 62.
- 19 Georg Schmidt: Der Rheinbund und die deutsche Nationalbewegung. In: Heiner Timmermann (Hrsg.): Die Entstehung der Nationalbewegung in Europa, 1750–1849. Berlin 1993, S. 29–44, hier S. 31–32.
- 20 Theodor Schieder. Nationalismus und Nationalstaat. Studien zum nationalen Problem im modernen Europa. 2. Aufl. Göttingen 1992, S. 166.
- 21 Roy A. Austensen: Austria and the Struggle for Supremacy in Germany, 1848–1864. In: The Journal of Modern History 52, 1980, S. 195–225, hier S. 195–197.
- 22 Schieder 1992 (Anm. 20), S. 171.
- 23 Langewiesche 1996 (Anm. 18), S. 48.
- 24 Dieter Langewiesche: Nation, Nationalismus, Nationalstaat. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. In: Neue Politische Literatur 40, 1995, S. 190–236, hier S. 214–217.

1945 wiederbelebt wurde. Regionale Identität kam vor deutscher Identität;²⁵ man wollte nicht Provinz eines preußischen Staates werden, sondern, wenn überhaupt, mit Preußen einen Staat eingehen.²⁶

Das Nebeneinander von nationalstaatlichen Konzepten und regionalen Loyalitäten währte nicht nur von 1815 bis zur Gründung des Kaiserreichs, sondern setzte sich nach 1871 fort²⁷ und wurde sogar noch verstärkt durch die Divergenz zwischen preußischem Zentrum und nicht-preußischer Peripherie, in der die „Eigenprägungen der historischen Landschaft“, die zwischen Österreich und Preußen eine föderative Ordnung suchten, sich in der vielfältigen Heimatbewegung widerspiegelten, die in der Gestalt ihrer Befürworter eine regional geprägte politische Kultur etablierten.²⁸ Regionale und nationale Zugehörigkeitsgefühle schlossen sich nicht aus, sondern ergänzten sich zu einem Konzept des „engere[n] und weitere[n] Vaterland[s]“²⁹, das den Deutschen zuerst „Preuße, Sachse, Bayer, Hesse, Nassauer sein [lässt], ehe er Teutscher wird“.³⁰ Der pfälzische Altertumsforscher Christian Mehlis sieht 1877 die Liebe zum Vaterland verwurzelt in der Liebe zur regionalen Heimat³¹ und Berthold Auerbach – ähnlich wie Friedrich Meinecke 60 Jahre später³² – deutete die staatliche Zersplitterung positiv als „lebendige kulturelle Vielfalt, die es im Sinne der ‚Vielfheit in der Einheit‘ zu wahren“ gelte.³³ Heimat „bridged the gap between national aspiration and provincial reality“ und wurde somit zum Puzzleteil eines vollständigen Deutschland.³⁴ Das heißt, dass „Regionalbewußtsein [...] zumindest in Deutschland ein eher integratives, harmonisierendes Konzept denn eine Konfliktstrategie“ war und „Regional- und Nationalbewußtsein aufeinander zulaufende Konzepte waren, die sich gegenseitig stützen und ergänzen“.³⁵

Zwar geht Celia Applegate in ihrem Meilenstein der Regionalismusforschung von einer wenig politisch aufgeladenen Heimatbewegung aus:

„In measuring the historical significance of persistent regional identities in Germany, one must note from the outset that those who held on to such identities were, with a few exceptions, not conscious of doing or being anything remarkable. They understood their regionally directed activities if they thought of them at all, as a private enjoyment, comparable to a hobby, and as public service – a civic-minded contribution to the health of the community. They wrote small historical articles; they collected objects, customs and words; they organized local festivals and staged local celebrations; they marked out nature trails; picked up litter and raised observation towers on the tops of mountains.“³⁶

Diesen Aktivitäten ist dennoch eine politische Dimension inhärent, nämlich der Schaffung eines kollektiven Gedächtnisses, durch das „der Mensch seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaft und deren Kultur erfährt.“³⁷ Das Sammeln von regionalen Ortsnamen und anderen

25 Dieter Langewiesche. Nation – Nationalismus – Nationalstaat in Deutschland und Europa. München 2000, S. 57.

26 Langewiesche 2000 (Anm. 25), S. 61.

27 Siegfried Weichlein. Nation und Region. Integrationsprozesse im Bismarckreich. Düsseldorf 2004, S. 14. – Siehe auch Alon Confino: The nation as a local metaphor. Württemberg, imperial Germany, and national memory, 1871–1918. Chapel Hill 1997, passim.

28 Lothar Gall, Dieter Langewiesche (Hrsg.): Liberalismus und Region. Zur Geschichte des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert. München 1995, S. 7–8.

29 Weichlein 2004 (Anm 27), S. 318.

30 Jörg Echternkamp: Der Aufstieg des deutschen Nationalismus 1770–1840. Frankfurt a.M., New York 1998, S. 352.

31 Celia Applegate: A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat. Berkeley 1990, S. 14.

32 Friedrich Meinecke. Weltbürgertum und Nationalstaat. München, Berlin 1908, S. 254. Zitiert nach Theodor Schieder: Partikularismus und nationales Bewußtsein im Denken des Vormärz. In: Werner Conze (Hrsg.): Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz, 1815–1848. 3. Aufl. Stuttgart 1978, S. 9–38, hier S. 32.

33 Wolfgang Behschnitt: Die Entdeckung der Regionen im Zeichen des nationalen Denkens. Eine Untersuchung an deutschen und dänischen Landesbeschreibungen des 19. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 34, 2002, S. 23–40, hier S. 27.

34 Applegate 1990 (Anm. 31), S. 13.

35 Rüdiger Gans, Detlef Briesen: Das Siegerland zwischen ländlicher Beschränkung und nationaler Entgrenzung: Enge und Weite als Element regionaler Identität. In: Rolf Lindner (Hrsg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt a.M. 1994, S. 64–90, hier S. 67–68.

36 Applegate 1990 (Anm. 31), S. 3.

37 Jan Assmann: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Berlin 1988, S. 9–19, hier S. 9.

Denkmälern und deren Interpretation schuf eine „raumbezogene Identität“,³⁸ da die „Wahrnehmung der zeitlichen Konstanz und Beständigkeit der physischen Umwelt“³⁹ ein Sicherheitsgefühl für Individuen gerade in unruhigen Zeiten schaffte. Im Folgenden soll anhand ausgewählter Beispiele gezeigt werden, inwiefern Keltomanen zu einem kollektiven Gedächtnis in ihrer Region beitrugen und somit den föderalen Charakter des deutschen Nationalstaats stärkten.

Die nationale Aufladung der Diskussion wird am Beispiel des Historikers und Archivars Franz Joseph Mone deutlich. Der Vorwurf der Keltomanie Mones muss vor dem Hintergrund des deutsch-französischen Antagonismus und des Kulturkampfes der 1850er Jahre in Baden um die Stellung der katholischen Kirche in der Gesellschaft – zum Beispiel in der Schulbildung – und um das Einspruchsrecht des Staates in kirchliche Angelegenheiten gesehen werden. Fachlich wurde ihm von Jacob Grimm, Kaspar Zeuß, Karl von Becker und anderen vorgeworfen, dass er zu früh Schlüsse über die Kelten und deren Sprache gezogen habe. Ähnlich wie Heinrich Schreiber hatte auch Mone das Ziel, mithilfe der Orts- und Landschaftsnamen etwas „über die ältesten Bewohner Frankreichs und Teutschlands“ zu erfahren.⁴⁰ Seine Darstellung der Kelten als verknüpfendes Element von Franzosen und Deutschen brachte ihm den Vorwurf des Vaterlandsverrats ein und noch 1875 – vier Jahre nach seinem Tod und über 20 Jahre nach seinen Publikationen zu keltischen Themen – wurde auf dem Kongress der Altertumsforscher in München seine „Romanomanie und Keltomanie“ thematisiert.⁴¹ Mone war sich der Anfeindungen bewusst und sah diese auch als nicht fachlich begründet:

„Wie die neueste Literatur dieses Fachs beweist, so sind die celtischen Forschungen bei uns im Zunehmen, was doch wohl von der Ueberzeugung herrührt, daß man die Rücksicht auf die celtischen Völker und ihre Sprachen für unsere eigene Geschichte nicht entbehren kann. Man hat sich also nicht mehr gegen die vornehme Abweisung zu verwahren, welche das Celtische als eine Träumerei verwirft, denn die celtischen Sprachen sind eben eine Thatsache, die man anerkennen muß, wie unlieb sie auch bequemen Ansichten und fertigen Meinungen sein mag. Aber ein anderer Vorwurf wird diesen Forschungen gemacht, nämlich der, daß sie den teutschen Patriotismus beleidigen und vieles auf einen fremden Ursprung zurückführen, was wir bisher als unser Eigenthum geltend machten.“⁴²

Mone reagierte damit auf Anschuldigungen der Brüder Wilhelm und Ludwig Lindenschmit, deren Argumente kaum fachlicher Natur waren, dafür aber umso mehr die Person des badischen Archivdirektors angriffen.⁴³ Weniger aggressiv, aber ebenso wenig um akademische Gepflogenheiten bemüht formulierte es Kaspar Zeuß in einem Brief an Christian Wilhelm Glück, in dem er diesen beglückwünscht,

„[d]en altbaierischen Philistern, die nicht wissen, was rechts oder links, keltisch oder deutsch ist [...] keinen kleinen Schrecken eingejagt [zu] haben. Auch hat es mich gefreut, dass sie den alten Philister und Sünder Mone gehörig gewürdigt und an den Pranger gestellt haben. Das hätte ich schon längst gewünscht; mir konnte es wegen meiner Stellung zu ihm nicht zukommen.“⁴⁴

Jakob Grimm bezichtigte Mone des Landesverrats, da er „mitten in Alemanien [sic] wohnend meinen Landsleuten ihr altes Eigenthum zu schmälern und fernen Kelten hinzuwenden trachte“.⁴⁵ Auch Karl von Becker bediente sich neben dem Vorwurf fachlicher Unzulänglichkeiten auch persönlicher Angriffe, um Mones Arbeit, die zu Beckers Bedauern in Baden auch in den 1870er Jahren weiterhin rezipiert wurde, zu diskreditieren: Die Keltomanie könne „bei einem leidenschaftlichen Ultramon-

38 Peter Weichhart: Raumbegogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. Stuttgart 1990, S. 35.

39 Weichhart 1990 (Anm. 38), S. 41.

40 Franz Josef Mone: Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte. Karlsruhe 1851, S. iii.

41 Karl von Becker. Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer. Karlsruhe 1876, S. 1.

42 Mone 1851 (Anm. 40), S. v.

43 Dietrich Hakelberg: Nationalismus einer Elite. „Heidnisches Teutschland“ und „vaterländische Altertumskunde“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Elisabeth Vogel (Hrsg.): Zwischen Ausgrenzung und Hybridisierung. Zur Konstruktion von Identitäten aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. Würzburg 2003, S. 15–35, hier S. 25–26.

44 Zeuß an Glück, 4. Dezember 1854. Zitiert nach Johann Kaspar Zeuß: Briefe an Chr. W. Glück. In: Zeitschrift für celtische Philologie 3, 1901, S. 334–377, hier S. 363.

45 Jakob Grimm in Zeitschrift für deutsches Alterthum 8, 1851, S. 390. Zitiert nach Franz Joseph Mone: Celtische Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas. Freiburg 1857, S. v.

tanen nicht überraschen.⁴⁴⁶ Solche Attacken weisen auf den polemischen Charakter der Debatte, hatte doch schon Gustav von Struve in seinem Handbuch der Phrenologie erklärt, dass Germanen Protestanten seien, Slawen griechisch-orthodoxen Glaubens und Kelten römisch-katholisch.⁴⁷ Und Jacob Grimm sah den Katholizismus als Unterbrechung der direkten Entwicklung des deutschen Protestantismus aus der germanischen Religion.⁴⁸ Damit einher geht eine immanente anti-französische Linie, die sich auf Keltenbilder aus römischer Zeit berief, so zum Beispiel das von der „impulsive[n], launenhafte[n], sprunghafte[n]“ Psyche der Franzosen, die im Gegensatz zum deutschen Wesen stehe.⁴⁹ Ab 1871 spielte auch die geografische Einkreisungspublie eine Rolle: die Angst vor französischer Revanche-Politik im Westen und russischem Panslawismus im Osten.⁵⁰

Mit dem sich steigernden Antagonismus zwischen Deutschland und Frankreich wurde „der Kelte“ jedoch zum Feind, da sich die Franzosen, wie noch zu zeigen ist, zur keltischen Nation erklärten.⁵¹

In Frankreich waren mit der Gründung der Académie celtique im Jahre 1803 schon früh mit wissenschaftlichem Anspruch eine keltische Vergangenheit der französischen Nation behauptet worden. Die Institution sollte Zweifel über die Wiege der Kelten zerstreuen,⁵² dieses europäische Urvolk auf eine Stufe mit Griechen und Römern stellen⁵³ und die französische Nation als deren wahre Nachkommen legitimieren.⁵⁴ Damit sollte belegt werden, dass die militärische Expansion Napoleons die Stammesgebiete der „französischen Kelten“ wiedervereinte.⁵⁵ Weit verbreitet unter französischen Keltologen waren nationalistische Bestrebungen, die sich in ihren Forschungen niederschlugen.⁵⁶ So verbriefte Henri d'Arbois de Jubainville der französischen Nation die kulturelle und geschichtliche Hoheit über die Germanen, indem er sprachwissenschaftliche Rückschlüsse auf Vokabular und literarische Abhängigkeiten zog. Die militärische Niederlage Frankreichs von 1813 mochte Realität sein, der in Deutschland so hoch gehaltenen Sprache und Kultur jedoch versetzte de Jubainville dadurch einen herben Imageschaden.⁵⁷ Neben der patriotischen Geschichtsschreibung keltophiler Historiker wie François Guizot, der Brüder Amédée und Augustin Thierry sowie Henri Martin,⁵⁸ wurde Mitte des 19. Jahrhunderts die keltische Identität der Franzosen naturwissenschaftlich begründet: Anthropologische Studien am Pariser Muséum national d'histoire naturelle sollten den Nachweis eines in Frankreich vorherrschenden keltischen Typus liefern.⁵⁹ Nach der Niederlage von 1871 gegen den „germanischen“ Feind war dadurch mit Vercingetorix schon eine nationale Heldengestalt vorhanden, die Hermann dem Cherusker/Arminius entgegenstand:

„Vercingetorix is for us more than a brave warrior. [...] He had already the French physiognomy. [...] he fought and died not for a canton, not for a petty realm, not for a dynasty, but *pro patria*, for the Gallic fatherland which is still ours.“⁶⁰

46 Becker 1876 (Anm. 41), S. 4.

47 Gustav von Struve. Handbuch der Phrenologie. Leipzig 1845. Zitiert nach Brian E. Vick: Defining Germany. The 1848 Frankfurt Parliamentarian and National Identity. Cambridge 2002, S. 32.

48 Jacob Grimm: Deutsche Mythologie. Göttingen 1844. Zitiert nach Vick 2002 (Anm. 47), S. 32.

49 Otto H. Brandt: Der Volksgeist im französischen Kriegslied der Gegenwart. In: Die neueren Sprachen. Zeitschrift für den neusprachlichen Unterricht 27, 1920, S. 154–162, hier S. 155. – Vgl. dazu Bernhard Kremer: Das Bild der Kelten bis in augusteische Zeit. Studien zur Instrumentalisierung eines antiken Feindbildes bei griechischen und römischen Autoren. Stuttgart 1994, passim.

50 Rainer Kipper: Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich. Formen und Funktionen historischer Selbstthematisierung. Göttingen 2002, S. 217–218.

51 von See 1994 (Anm. 5), S. 302–303.

52 Jean-Yves Guimar: La révolution française et les origines celtiques de la France In: Annales Historique de la Révolution Française 64, 1992, S. 63–85, hier S. 69.

53 Michael Dietler: „Our ancestors the Gauls“: Archaeology, Ethnic Nationalism, and the Manipulation of Celtic Identity in Modern Europe. In: American Anthropologists 96, 1993, S. 584–605, hier S. 588.

54 Marion Löffler: Der Pankeltismus vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Kontext. In: Erich Poppe (Hrsg.): Keltologie heute – Themen und Fragestellungen. Münster 2004, S. 271–290, hier S. 276

55 Dietler 1993 (Anm. 53), S. 588.

56 Bernard Mees: Linguistics and Nationalism. Henry d'Arbois de Jubainville and Cultural Hegemony. In: Melbourne Historical Journal 25, 1997, S. 46–64, hier S. 48.

57 Mees 1997 (Anm. 56), S. 50–51.

58 Dietler 1993 (Anm. 55), S. 588.

59 Claude Blanckaert: Les Gauloises au Muséum: Savoirs naturalistes et principe des nationalités à l'époque romantique. In: Revue d'histoire des Sciences 51, 1998, S. 457–505.

60 Albert Réville: Vercingetorix et la Gaule au temps de la conquête romaine. In: Revue des Deux Mondes 22, 1877, S. 838–869. Zitiert nach Dietler 1993 (Anm. 53), S. 591.

Der Freiburger Historiker und Lehrstuhlinhaber Heinrich Schreiber bestimmte die Kelten als Urbewohner Deutschlands. In seinen Arbeiten warnte er vor der Nationalisierung der archäologischen Funde „zur historischen Legitimation und Abgrenzung“ und sprach sich gegen eine bis in die Gegenwart reichende ethnische Kontinuität aus⁶¹ – damit wandte er sich gegen die vorherrschende romantische Vorstellung von Wissenschaft. Den Rhein sah Schreiber nicht als deutschen Fluss, sondern als Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland.⁶² Auch hier – wie bei Mone – kritisierte Grimm, dass Schreiber das Fremde dem Einheimischen vorziehe.⁶³ Ähnlich wie Mone wurde Schreiber fehlende Vaterlandsliebe vorgeworfen, ohne welche jedoch keine seriöser Forschung unternommen werden könne.⁶⁴

Ein anderer Gegner Schreibers war Karl Wilhelmi, der nach Ausgrabungen von Grabhügeln in Sinsheim zum Schluss kam, dass das alte deutsche Volk der Chatten dort gelebt haben musste.⁶⁵ Dem gegenüber eröffnet Wilhelm Obermüller sein Werk über die Hessen mit dem Satz:

„Die alten Chatten waren keine Deutsche, sondern Kelten; sie gehörten jenem blonden, hellhäutigen und meist blauäugigen Stamme an, welcher von den Galliern und nach diesen von den Römern der germanische genannt wurde.“⁶⁶

Obermüller weist den Chatten/Hessen eine besondere Stellung in der Geschichte bei, die sie sich trotz Völkerwanderung bewahrt hatten. Sein Werk sieht er als Gegenentwurf zu dem der Germanisten, die in ihren „tendenziöse[n] Ausschmückung[en] der gegebenen Thatsachen und Urkunden [...] das Urdeutschthum des Chattenvolkes“ hervorheben.⁶⁷ Indem er sein Buch gegen die Mehrheitstendenzen der Germanisten stellte, versuchte er die Stellung der Hessen im Deutschen Reich zu stärken, die zwar oberflächlich wie alle Deutschen seien, sich jedoch ihren „Kern [...], ihr[en] Nationalcharakter, ihre religiösen Anschauungen“ erhalten hätten.⁶⁸ In seine Narrative vom Hessenvolk streute Obermüller immer wieder seine politischen Grundsätze ein: So verwarf er sich gegen den „exclusive[n] Nationalismus mit seiner Verfolgungswuth aller anders Redenden und anders Gläubigen.“⁶⁹ Er wandte sich auch dezidiert gegen „die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche den Samen des Zwistes ausstreuen, welche der Jugend die Köpfe verrücken, fanatische Parteien bilden, und raubgierigen Gewalthabern den Vorwand zu Kriegszügen liefern.“⁷⁰ Mehr als 40 Jahre vor diesen Worten war Obermüller als Student von Karl Theodor Welcker und Karl von Rotteck in Freiburg. Dort gründete er die Freiburger Burschenschaft Germania und war sowohl Teilnehmer am Hambacher Fest als auch am Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833.⁷¹ Er wurde steckbrieflich gesucht und saß als politischer Gefangener im Gefängnis, von wo ihm am 10. Januar 1837 die Flucht gelang.⁷² In den 1860er Jahren war er Mitglied des deutschen Reformvereins Kassel⁷³ und Redakteur der Kasseler Zeitung⁷⁴. Auch wenn Obermüller in der romantischen Tradition des „[S]tammlich-[V]olkhaften“ stand, durch das versucht wurde, die neuen territorialen Realitäten historisch zu rechtfertigen, in dem Geschichten eines „Volkes“ (der Hessen, Sachsen, etc.) vom Beginn der Zeit auf heute verfasst wurden,⁷⁵ so tritt er diesem entgegen, wenn er die Hessen als nicht dem deutschen Volke zugehörig betrachtete.

61 Hakelberg 2003 (Anm. 43), S. 25–26. Siehe auch Bittel/Kimmig/Schiek 1981 (Anm. 8), S. 15–44.

62 Hakelberg 2003 (Anm. 43), S. 22–24.

63 Robert William Rieke: Heinrich Schreiber, 1793–1872. Freiburg i.Br. 1956, S. 86.

64 Hakelberg 2003 (Anm. 43), S. 27.

65 Hakelberg 2003 (Anm. 43), S. 24.

66 Wilhelm Obermüller: Die Hessen-Völker. Historisch-sprachliche Forschungen. Cassel 1874, S. 1.

67 Obermüller 1874 (Anm. 66), S. 3.

68 Obermüller 1874 (Anm. 66), S. 95.

69 Obermüller 1874 (Anm. 66), S. 95.

70 Obermüller 1874 (Anm. 66), S. 95.

71 Harald Lönnecker: Profil und Bedeutung der Burschenschaften in Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 2010, S. 17, online unter: http://www.burschenschaftsgeschichte.de/pdf/loennecker_burschenschaften-in-baden.pdf [04.09.2016].

72 Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abteilung 5, Nr. 261.

73 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Bestand O 11 H22 Familienarchiv Gagern.

74 Hessisches Staatsarchiv Marburg, Bestand 340 Vilmar a, Nr. 243.

75 Schieder 1992 (Anm. 20), S. 192.

Einen ganz ähnlichen Lebensweg hatte Adolf Lukas Bacmeister. Er schloss sich 1848 den Truppen Georg Herweghs an und wurde zuerst in Bruchsal, dann auf dem Hohenasperg inhaftiert. 1869 übernahm er die Redaktion der Cotta'schen *Augsburger Allgemeinen Zeitung* und schrieb für die *Kölnische Zeitung* sowie *Die Presse* aus Wien. Aufgrund dieser journalistischen Tätigkeit kann man ihn zu den württembergischen Demokraten zählen, die anstelle eines kleindeutschen Nationalstaats eine Föderation der Mittelstaaten anstrebten.⁷⁶ Ein kurzer Abschnitt in einer Biografie zeigt an, dass Bacmeisters politische Sichtweise eine Wandlung durchgemacht zu haben scheint:

„Sodann schrieb er auch ziemlich viele politische Leitartikel, in einem Sinn, der erst von 1866 an die volle Bedeutung Preußens und seiner staatlichen Lenkung für Deutschlands Wiedergeburt erkannte, aber vollends seit den großen Jahren 1870 und 1871 die wiedergewonnenen Kraft und Einheit Deutschlands mit warmem Herzen begrüßte.“⁷⁷

Wenn diese, ihm posthum angetragene politische Neuausrichtung tatsächlich stattgefunden haben sollte, kann Adolf Bacmeister als Prototyp des föderalen Nationalisten gelten. Bacmeister verfasste seine *Alemannischen Wanderungen* bereits im Wissen um die Keltomanie-Polemik und ließ sich dennoch hinreißen, ein Werk zu schreiben, von dem er im Vorwort selbst vermutete, dass es diesem Vorwurf ausgesetzt werden würde. So müssen andere Gründe als die der Wissenschaftlichkeit eine Rolle für die Publikation gespielt haben. Von Bacmeisters Biografie ausgehend kann man vermuten, dass er einen kritischen Blick auf seine Umwelt hatte und freidenkend war. Seine scheinbare Hinwendung zum Befürworter eines von Preußen geführten deutschen Staates passt in das hier vorgestellte Erklärungsmuster: Man ist sich der heimatlichen Region mit ihren Traditionen und ihrer Geschichte, die von einem größeren politischen Gebilde – dem deutschen Staat und der preußischen Führung – einverleibt wurde, bewusst und zelebriert sie, um zumindest symbolisch Eigenständigkeit zu wahren. Erst aus dieser symbolischen Eigenständigkeit kann das größere Gebilde, in dem die Heimat aufgegangen ist, akzeptiert werden.

76 Alon Confino: Konzepte von Heimat, Region, Nation und Staat in Württemberg von der Reichsgründung bis zum Ersten Weltkrieg. In: Dieter Langewiesche, Georg Schmidt (Hrsg.): *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg*. München 2000, S. 345–359, hier S. 346–347.

77 Julius Hartmann, Julius Kläiber, Rudolf Schmid (Hrsg.): *Adolf Bacmeister. Abhandlungen und Gedichte. Mit einer Biographie*. Stuttgart 1886, S. XXXII.

PROFIS UND DILETTANTEN

Eiszeit, Eolithen, Pfahlbauten und Darwin

Die Beiträge des Zürcher Paläobotanikers Oswald Heer zur Ur- und Frühgeschichte¹

Urs B. Leu

Anlässlich des 200. Geburtstags von Charles Darwin fand 2009 auch sein Schweizer Briefpartner und Jahrgänger Oswald Heer erneut Beachtung. Es wurde ihm nicht nur ein Heft der Naturforschenden Gesellschaft Zürich gewidmet, sondern auch ein stattlicher Sammelband, in welchem der Schreiber eine Bestandsaufnahme und Beschreibung der ausgedehnten, etwa 4.000 Briefe umfassenden Korrespondenz vorgenommen hat.² Dieser weitgehend unbekannt und wenig erforschte Fundus berührt auch Themen der Archäobotanik sowie der Ur- und Frühgeschichte, die hier vorgestellt werden sollen.

Die wichtigste Leistung Heers, der an der Universität sowie an der 1855 gegründeten Eidgenössischen Technischen Hochschule lehrte, stellt seine Beschreibung der fossilen tertiären und quartären Flora der Schweiz und der arktischen Regionen dar. Während zu Beginn des 19. Jahrhunderts über diese Pflanzen kaum etwas bekannt war, hat sich dies seit den 1840er und 1850er Jahren entscheidend geändert, nicht zuletzt dank der bahnbrechenden Arbeiten von Franz Unger und Oswald Heer für Europa sowie von Leo Lesquereux für Nordamerika. Die Zahl der bekannten Tertiärpflanzen wuchs beispielsweise allein von 1845 bis 1850 von 1.648 auf 2.421 Arten, wobei von diesen 773 neuen etwas mehr als die Hälfte, nämlich 396 Arten, von Unger beschrieben worden sind.³ Bis 1859 gelang es Heer seinerseits weitere 700 tertiäre Gewächse aus der Schweiz zu bestimmen, inklusive der Pflanzenfossilien aus den Steinbrüchen von Wangen bei Öhningen am Bodensee.⁴ Insgesamt stellte er 1.947 neue fossile Arten auf, was fast einem Drittel der bis 1881 bekannten Spezies entspricht.⁵ Ähnlich gestalten sich Heers Verdienste im Bereich der Paläoentomologie. Es erstaunt daher nicht, dass ein grosser Teil des Briefwechsels der Diskussion und Bestimmung von unbekannt Arten gewidmet ist. Wiederholt kamen ausländische Gelehrte nach Zürich, um die Stücke zusammen mit Heer zu studieren. Am 4. März 1860 lässt er den südfranzösischen Paläobotaniker Gaston de Saporta wissen, dass Professor Sismondi von Turin schon zweimal mit versteinerten Pflanzen aus dem Piemont bei ihm gewesen sei. Er würde sich freuen, wenn auch er ihn besuchen und die zweifelhaft zugeordneten Funde mitbringen würde. Selbst als 70jähriger erfahrener Forscher gibt Heer immer noch zu bedenken, dass die Zuordnung der Fossilien zu einzelnen Gattungen oft schwierig sei. Soweit möglich habe er sie heute lebenden Genera zugezählt, wo die Verwandtschaft zweifelhaft geblieben sei, habe er den Gattungsnamen zwar übernommen, aber mit der Endung „-ites“ versehen.⁶

Das Studium der Briefe dokumentiert auch die Ausweitung des geografischen Horizonts der Funde sehr eindrücklich, sodass in den 1880er Jahren sogar fernöstliche Tertiärfossilien aus Japan

1 In diesem Artikel verwendete Abkürzungen: ETH (Eidgenössische Technische Hochschule Zürich), NOH (Nachlass Oswald Heer), StAZH (Staatsarchiv Zürich), ZBZ (Zentralbibliothek Zürich).

2 Urs B. Leu: Oswald Heers Briefwechsel im Spannungsfeld der geistigen und naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts. In: Conradin Burga (Hrsg.): Oswald Heer (1809–1883). Paläobotaniker, Entomologe, Gründerpersönlichkeit. Zürich 2012, S. 375–446.

3 Alexander Reyer: Leben und Wirken des Naturhistorikers Dr. Franz Unger. Graz 1871, S. 38–46.

4 Oswald Heer: Flora tertiaria Helvetiae. Bd. 3. Winterthur 1859, S. 238.

5 Carl Schröter: Oswald Heer. Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers. Bd. 2. Zürich 1887, S. 191.

6 Oswald Heer: Die Urwelt der Schweiz. 2. Aufl. Zürich 1879, S. 232–233.

ein Thema waren.⁷ Letztere wurden von Adolf Erik Nordenskiöld im Rahmen seiner Erstumsegelung der Nordostpassage entdeckt. Es handelte sich dabei um eozäne Pflanzenreste aus den Kohlegruben von Takashima.⁸ Für deren Bearbeitung schlug Heer in einem Brief an Nordenskiöld vom 12. Januar 1880 den jungen begabten Schweden Alfred Gabriel Nathorst vor, der in den folgenden Jahrzehnten auch Heers Erforschung der fossilen Flora der Polarländer fortsetzte.

Die exponentiell wachsende Kenntnis der fossilen Pflanzenwelt ab den 1840er Jahren befruchtete auch paläoklimatologische und pflanzengeografische Diskussionen. Wie kam es, dass in den arktischen Regionen einst Pflanzen wuchsen, die heute in den Sumpfgebieten des südlichen Nordamerika heimisch sind? Wie verbreiteten sich die Pflanzen über den Globus? Hatte jede Art ihr eigenes Ursprungszentrum? Dergleichen und viele Fragen mehr bewegten die Forscher, nicht zuletzt auch Heer. Seine Studien führten ihn zur Überzeugung, dass in ganz Europa bis in die arktischen Zonen hinauf eine höhere Durchschnittstemperatur geherrscht haben müsse als heute, und zwar in Spitzbergen 9°, in Grönland (70° n. Br.) 12°, im Niederrheinischen Becken 18°, in der Schweiz 20,5° und in Oberitalien 22°; Resultate, die von der neueren Forschung nur geringfügig korrigiert werden mussten.⁹ Eine Erklärung für dieses wärmere Klima vermochte er während seines ganzen Lebens nicht vorzulegen. Auch zur Frage der Verbreitung der Pflanzen blieb vieles offen. Seit spätestens Herbst 1860 plädierte Heer für ein jeweils einziges und nicht für mehrere Ursprungszentren¹⁰ der Pflanzen und ging davon aus, dass sie sich über untergegangene Landbrücken ausgebreitet hatten. Anderen Auffassungen begegnete er skeptisch wie etwa dem Transport von Pflanzensamen durch Meeresströmungen oder Vögel.¹¹ Dies kommt exemplarisch in folgender knappen handschriftlichen Randbemerkung in seinem Handexemplar von Adolf Englers *Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt* (Leipzig 1879) zum Ausdruck, wo Engler den Vögeln die Verbreitung von Samen im Gefieder zuschreibt: „Überall die Vögel!“¹² Ein weiteres Resultat seiner pflanzengeografischen Studien hielt er in einem Brief an Joseph Dalton Hooker vom 6. Juli 1883 fest, worin er dessen Beobachtung bestätigte, dass die nivalen Pflanzen der Schweiz ihre Heimat in der arktischen Zone hätten und über Skandinavien eingewandert seien. Er ergänzt diese Feststellung mit der Bemerkung, dass alle Arten, die im Himalaya und in den nivalen Regionen der Schweiz vorkämen, ebenfalls arktischen Ursprungs seien.

Eiszeiten

Die vom Walliser Ingenieur Ignaz Venetz und vom Geologen Jean de Charpentier durchgeführten Studien an Alpengletschern etablierten in den 1830er Jahren die Auffassung, dass es eine prähistorische Eiszeit gegeben habe.¹³ Damit war das Thema aber nicht abgeschlossen, sondern Heers Briefwechsel dokumentiert verschiedene Aspekte, welche die Gelehrten weiterhin beschäftigten. Dazu gehörte nicht zuletzt die Frage nach den Ursachen für die Abkühlung auf der Erdoberfläche,

7 Vgl. Brief von Lesquereux an Heer vom 6. August 1882 (ZBZ, NOH 200).

8 Vgl. Adolf Erik Nordenskiöld: Nordostwärts. Die erste Umsegelung Asiens und Europas 1878–1880. Hrsg. von Hans-Joachim Aubert. Stuttgart, Wien 1987, S. 276: „Am folgenden Morgen reisten wir ab, und am 21. Oktober ankerte die Vega im Hafen von Nagasaki. Die hauptsächlichliche Veranlassung zum Besuch dieses Platzes war meine Absicht, dort Pflanzenversteinerungen einzusammeln, welche ich in der Kohlegrube Takasima oder in der Nachbarschaft den Kohlenfeldes zu finden hoffte.“ – Vgl. zu den eozänen Kohlevorkommen in Takashima, wo der Abbau mittlerweile eingestellt worden ist: A. N. Kryshtofovich: Evolution of the Tertiary Flora in Asia. In: *New Phytologist* 28, 1929, S. 303–312. – Olivia and Sydney Checkland: British and Japanese Economic Interaction Under the Early Meiji: The Takashima Coal Mine 1868–88. In: *Business History* 26, 1984, S. 139–155.

9 Karl Mägdefrau: *Geschichte der Botanik. Leben und Leistung grosser Forscher*. Stuttgart 1992, S. 328. – Thomas Denk u.a.: Late Cainozoic Floras of Iceland. 15 Million Years of Vegetation and Climate History in the Northern Atlantic. Dordrecht 2011, S. 35, 669–721.

10 Brief von Heer an Saporta vom 12. November 1860. Der Brief war bis 2013 online einsehbar und befindet sich heute vermutlich in Privatbesitz.

11 Heer 1859 (Anm. 4), S. 344.

12 Adolf Engler: *Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt*. Leipzig 1879, S. 109. – Heers Handexemplar konnte vom Schreibenden 2010 antiquarisch erworben werden.

13 Tobias Krüger: *Die Entdeckung der Eiszeiten. Internationale Rezeption und Konsequenzen für das Verständnis der Klimageschichte (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte 1)*. Basel 2008.

die zu einer Vereisung geführt haben. Am 21. Januar 1866 berichtete der englische Geologe Charles Lyell von den Überlegungen des schottischen Berufskollegen James Croll, der einen Zusammenhang zwischen der Entstehung von Eiszeiten und der Veränderung der Erdumlaufbahn um die Sonne erkannte. Heer antwortete Lyell am 25. März 1866, dass die Zürcher Astronomen Einwände gegen dieses Modell hätten. Im gleichen Schreiben geht er auf die geradezu abenteuerliche Arbeit von Wolfgang Sartorius von Waltershausen ein,¹⁴ der Heer nicht viel Gutes abgewinnen konnte. Sartorius gehe von der Wärmetheorie aus und suche zu zeigen,

„dass die erratischen Phaenome [vom Eis transportierte Findlinge – U.L.] rein local seien und die der Schweiz daraus zu erklären, dass erstens das Alpenland um einige tausend Fuss höher gewesen als jetzt und zweitens unser Land von einem grossen Süsswassersee bedeckt gewesen sei, auf welchem dank schwimmender Eisblöcke die Alpengesteine verbreitet worden seien [...] Es setzt diese Annahme grossartige Umänderungen in der ganzen Reliefbildung unseres Landes während und nach der diluvialen Zeit voraus, für welche keinerlei Thatsachen angeführt werden können, und es ist gar nicht abzusehen, wo nach Norden der Verschluss für einen solchen grossen Süsswassersee zu finden sei [...]“¹⁵

Heers Ärger über die von Sartorius formulierten Fantasien¹⁶ kommt auch in seinem Handexemplar der betreffenden Publikation zum Ausdruck, das in der ETH-Bibliothek aufbewahrt wird. Sartorius von Waltershausen schreibt auf Seite 377 breitspurig: „Es ist dieses die einzige Hypothese, welche ohne Verletzung physikalischer Gesetze allen Beobachtungen vollständig genügt.“ Heer notierte mit Bleistift an den Rand: „Die einzige Hypothese jawohl, die aber allen Th[atsachen] ins Gesicht schlägt“. Es erstaunt daher nicht, dass er auch Louis Agassiz und Hooker kein positives Urteil über diese Publikation zukommen lassen konnte.¹⁷ Eigenartigerweise scheint der Münchner Botaniker Carl Wilhelm Nägeli eine ähnliche Ansicht vertreten zu haben. Er schrieb: „Zur Eiszeit war das Flachland vom Meer bedeckt, aus welchem nur die Gebirgsländer als Inseln emporragten.“¹⁸ Heer besaß auch diese Arbeit, unterstrich den zitierten Satz und schrieb an den Rand: „Nein“.¹⁹

Lyell teilte Heer weitere Beobachtungen über die Eiszeit mit, so etwa die erstaunliche Entdeckung von Gletscherspuren bei Rio de Janeiro durch Agassiz,²⁰ doch die eigentliche Ursache für die Eiszeit blieb im Dunkeln.²¹ Die weitere internationale glaziologische Forschung bestätigte immer deutlicher, was Heer bereits in der Erstausgabe der *Urwelt der Schweiz* 1865 festgestellt hatte, dass die Eiszeit nämlich von einer warmen Zwischenperiode unterbrochen war, während der sich die Schieferkohle aus vielen Schichten gepressten Torfs gebildet hatte (Abb. 1).²² Für

- 14 Wolfgang Sartorius von Waltershausen: Untersuchungen ueber die Klimate der Gegenwart und Vorwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Gletscher-Erscheinungen in der Diluvialzeit (Naturkundige Verhandlungen van de Hollandsche Maatschappij der wetenschappen te Haarlem; verzameling 2/23). Harlem 1865. – An der ETH-Bibliothek Zürich befindet sich das Handexemplar Heers mit einigen kritischen handschriftlichen Marginalien unter der Signatur: Per 8735 A Ser. 2:23.
- 15 Edinburgh University Library, Signatur: Gen 111, Lyell and Heer Correspondence.
- 16 1858 glaubten Arnold Escher von der Linth und Heer, den Ursprung der Eiszeit relativ einfach erklären zu können. Sie gingen von einer tektonischen Senkung der Sahara unter den Wasserspiegel aus, was warme Luftströme Richtung Europa unterband, sowie von einem stärkeren Einfluss des Eismeereres auf das Klima Europas. Vgl. Oswald Heer: Die Schieferkohlen von Utznach und Dürnten. Zürich 1858, S. 38–39.
- 17 Vgl. den Brief von Heer an Hooker vom 11. März 1866. Archiv in Kew Gardens, London, North Europe Letters, Gra.–Mur. 1845–1900, No. 136. – An Agassiz schrieb Heer am 16. März 1866: „Die längst erwartete Abhandlung von Sartorius von Waltershausen ist endlich erschienen, worin er nachzuweisen sucht, dass es keine Eiszeit gegeben und die erratischen Blöcke durch flottierendes Eis verbreitet worden sei. Es ist also nur eine alte, längst widerlegte Hypothese von ihm wieder aufgewärmt worden, ohne dass er neue Gründe für sie beibringt.“ Houghton Library, Cambridge MA, MS Am 1419, Nr. 377–399.
- 18 Carl Wilhelm von Nägeli: Ueber den Einfluss der äusseren Verhältnisse auf die Varietätenbildung im Pflanzenreiche. In: Carl Wilhelm von Nägeli: Botanische Mittheilungen aus den Sitzungsberichten der königlichen bayerischen Akademie der Wissenschaften in München 2, Nr. 18, 1866, S. 103–158, bes. S. 139.
- 19 Das Handexemplar Heers wird in der ETH-Bibliothek Zürich aufbewahrt (Signatur: 81550:2). – Vgl. auch: Conradin Burga: Oswald Heers „Die Urwelt der Schweiz“ im Licht der modernen Forschung. In: Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 154, 2009, S. 97–108, bes. S. 103.
- 20 Brief von Lyell an Heer vom 16. März 1865 (ZBZ, NOH 182).
- 21 Vgl. den Brief von Lyell an Heer vom 12. Januar 1869 (ZBZ, NOH 182).
- 22 Oswald Heer: Die Urwelt der Schweiz. Zürich 1865, S. 532.



Abb. 1 Zürich zur Gletscherzeit. In: Oswald Heer: *Urgeschichte der Schweiz*. Zürich 1865, S. 595

ein derartiges Interglazial (ein Begriff, den Heer geprägt hatte),²³ fand er gemäß einem Brief an Agassiz vom 1. April 1870 auch in Spitzbergen Hinweise und wollte wissen, ob es dafür in Nordamerika ebenfalls Belege gäbe. Saporta ließ er schließlich am 18. Februar 1880 wissen, dass „die Thatsachen für die interglaciale wärmere Periode sich der Art vermehrt haben, dass sie nicht mehr geläugnet werden kann [...]“, woraus für Heer folgte, dass es mindestens zwei Eiszeiten gegeben haben musste. Heute wird mit gemeinhin 15 Eiszeiten beziehungsweise Gletschervorstößen gerechnet, wobei die Ursache dafür immer noch ungeklärt ist. Es werden Modelle diskutiert, die von einem Zusammenspiel tektonischer, astronomischer, ozeanischer und klimatischer Prozesse ausgehen.

Der Mensch als Zeitgenosse des Mammuts

Mit Interesse verfolgte Heer auch die Entdeckungen paläolithischer Zeugnisse und die Diskussionen, ob der Mensch erstmals vor, während oder erst nach der Eiszeit aufgetreten sei. Die Fortschritte, die in diesem Bereich erzielt wurden, kommen sehr schön in den verschiedenen Auflagen seiner *Urwelt der Schweiz* zum Ausdruck. Insbesondere die vom französischen Amateur-Archäologen Jacques Boucher de Perthes gemachten Funde an der Somme in der nordfranzösischen Picardie²⁴ erregten seine Aufmerksamkeit und sind wiederholt Thema in Heers Briefen an den Westschweizer Paläontologen Charles Théophile Gaudin. Am 25. November 1859 schreibt ihm Gaudin, dass er sicher von den Steinkeilen gehört habe, die Boucher de Perthes zusammen mit Knochen von *Elephas primigenius* (heute: *Mammuthus primigenius*) gefunden habe. Identische Funde seien auch in der englischen Grafschaft Suffolk gemacht worden. Boucher de Perthes habe ihm drei Steinkeile von Amiens und Abbeville gesandt. Der Brief enthält die Zeichnung eines Faustkeils in

23 Gerhard Lang: *Quartäre Vegetationsgeschichte Europas. Methoden und Ergebnisse*. Jena 1994, S. 20.

24 Jacques Boucher de Perthes: *Antiquités celtiques et antediluviennes*. 3 Bde. Paris 1847–1864.

halber Größe (Abb. 2). Am 8. Dezember antwortete ihm Heer, dass er ebenfalls Steinwaffen von Boucher de Perthes bekommen habe. Zudem habe Lyell einen Bericht über einen Vortrag zu diesem Thema gesandt, den er in der Geological Society gehalten habe. Die Datierung der französischen Steinwerkzeuge sei nicht so einfach:

„Bei uns haben wir dank der erratischen Blöcke ein sicheres Niveau; dort aber fehlt dieses, und es dürfte unmöglich sein zu entscheiden, ob jene Geröllmassen, welche die Steinwaffen einschlossen, jünger oder älter seien als die Gletscherzeit; das Erste aber ist wohl das wahrscheinlichere, und wenn die Elefanten und Rhinozerosse gleichzeitig sind, würden diese eher höher hinaufreichen. Die Form der Steinwaffen scheint darauf hinzuweisen, dass jenes Volk von unserem der Pfahlbauten verschieden und wohl älter sei. Merkwürdig ist, dass ein Volk so alter Zeit in diesem Theile Europas gelebt hat. Liegt der Atlantis von Plato nicht doch etwas Wahres zu Grunde? Und reicht nicht ein Theil jenes Landes bis in die menschliche Periode hinauf; jedenfalls scheint damals England noch mit dem Continent verbunden gewesen zu sein, denn es ist sehr unwahrscheinlich, dass die damaligen Menschen auf ihren aus einem Baumstamm gefertigten Booten hätten den Canal übersetzen können.“²⁵

Wenige Tage später, am 12. Dezember, gibt Gaudin zu bedenken: sollte der Mensch wirklich gleichzeitig mit dem Mammut gelebt haben, dann träfe das auch für das Mammut von Cannstatt im Königreich Württemberg zu. Wenige Monate danach bestätigte Heer die Ansicht, dass der Mensch ein Zeitgenosse des Mammuts gewesen sei, doch würde es ihn sehr erstaunen, wenn er schon zur Schieferkohlenzeit aufgetreten und dem europäischen Waldelefanten *Elephas antiquus* begegnet wäre.²⁶ Spätere Funde zeigten, dass der Mensch tatsächlich bereits zusammen mit dem Waldelefanten gelebt haben musste.²⁷ Die Koexistenz des Menschen zusammen mit ausgestorbenen Tieren warf ein völlig neues Licht auf Alter und Herkunft der Menschheit.²⁸ Während bis anhin die Existenz der ausgestorbenen Lebewesen strikt von der jetzigen Schöpfung getrennt worden war,²⁹ begann sich diese Grenze nun aufzulösen und das Alter des Menschen eine neue Dimension anzunehmen.³⁰

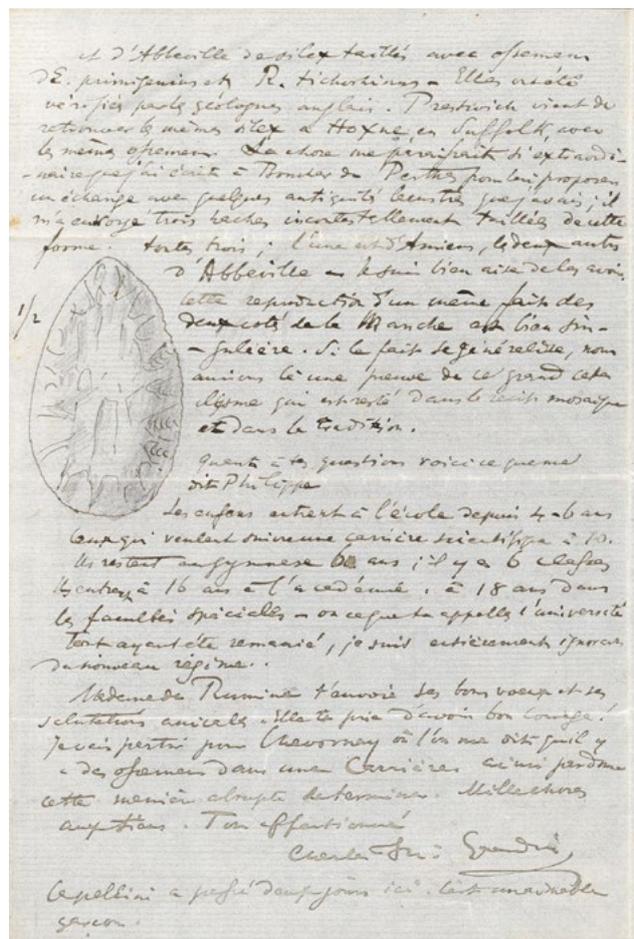


Abb. 2 Zeichnung eines Faustkeils in einem Brief von Gaudin an Heer vom 25. November 1859 (ZBZ, NOH 237)

25 Brief von Heer an Gaudin, 8. Dezember 1859 (ZBZ, NOH 238).

26 Brief von Heer an Gaudin zwischen März und Mai 1860 (ZBZ, NOH 238, Jg. 1860, Nr. 6).

27 Heer 1879 (Anm. 6), S. 600.

28 Eine weitere wichtige Fundstelle, die die Koexistenz des Menschen mit ausgestorbenen Tieren nahelegte, war die Brixham Höhle in Südengland. Heer besaß eine Abhandlung dazu von William Pengelly mit Widmung von Joseph Prestwich und annotierte sie stellenweise (ETH-Bibliothek Zürich, TH 81480 Q, Nr. 3). – Auch Lyell nahm Bezug auf die Funde von Boucher de Perthes in Abbeville und von Brixham Cave und betrachtete sie als wichtige Zeugnisse der Koexistenz von Mensch und prähistorischen Tieren. Vgl. Charles Lyell: *The Student's Elements of Geology*. 2. Aufl. London 1874, S. 129, 135. – Anne O'Connor: *Brixham Cave and the Antiquity of Man: Reassessing the Archaeological and Historical Significance of a British Cave Site*. In: *Lithic* 21, 2000, S. 20–28. – Martin S. Rudwick: *Before Adam. The Reconstruction of Geohistory in the Age of Reform*. Chicago, London 2008, S. 225–236.

29 Arnold Escher von der Linth, Oswald Heer: *Uebersicht über die geologischen Verhältnisse der Schweiz und über die Harmonie der Schöpfung*; zwei Vorträge gehalten bei der ersten Säcularfeier der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich. Zürich 1847, S. 36, 39.

30 Vgl. das gleichnamige Buch „*The Antiquity of Man*“ von Charles Lyell, dessen vierte Auflage von 1873 er sowohl Oswald Heer (ETH-Bibliothek Zürich, 87667) als auch Ferdinand Keller schenkte (ZBZ, WH 467).

Tertiäre Eolithen

Heers Briefe legen beredtes Zeugnis ab von den sich manchmal geradezu überschlagenden Neuentdeckungen auf dem Gebiet der Paläontologie sowie der Ur- und Frühgeschichte im 19. Jahrhundert, wozu auch die 1873 vom Reallehrer Konrad Merk entdeckte Höhle Kesslerloch bei Thayngen gehörte, über die Heer seinen englischen Brieffreund Lyell am 25. Januar 1874 informierte. Zu den neuen Funden, die man an verschiedenen Orten in Europa machte, gehörten auch mutmaßliche Steinwerkzeuge aus Silex, die in tertiären Schichten entdeckt worden waren (sogenannte Eolithen) und deren Natur und Datierung einiges Kopfzerbrechen verursachten.³¹ Handelte es sich dabei wirklich um Werkzeuge oder um natürliche Silex-Abschläge? Gehören die Fundschichten tatsächlich ins Tertiär? Sind die Artefakte auf irgendeine Weise nachträglich in diese Schichten geraten?

Die bedeutendsten Fundplätze „tertiärer“ Werkzeuge lagen in Ightham (Pliozän) und Ipswich (Pliozän) in England, Boncelles (oberes Oligozän) in Belgien, Clermont (oberes Paläozän), Thenay (unteres Miozän) und Aurillac (oberes Miozän) in Frankreich sowie Otta (Pliozän/Miozän) in Portugal. Mit dem

letzten genannten Fundort nördlich von Lissabon beschäftigte sich Heer besonders intensiv. Carlos Ribeiro, der Leiter des Geologischen Dienstes in Portugal, entdeckte in den frühen 1860er Jahren in tertiären Schichten zwischen Canegado und Alemquer, zwei kleinen Dörfern in der Nähe des größeren Ortes Otta, bearbeitete Feuerstein- und Quarzitsplitter, die er 1871 publizierte³² und im darauffolgenden Jahr auf dem Internationalen Kongress für prähistorische Anthropologie und Archäologie in Brüssel vorstellte (Abb. 3). Die Funde wurden heiß diskutiert und blieben umstritten. Anlässlich des Internationalen Kongresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie vom September 1880 in Lissabon, bei dem Ribeiro als Sekretär mitwirkte, präsentierte er weitere Stücke aus dem Miozän. Aus der Schweiz nahm Paul Choffat mit Gattin am Kongress teil, der an der Universität Zürich als Privatdozent für Geologie und Paläontologie tätig war, bevor er zum Landesgeologen von Portugal ernannt wurde. Heer fungierte unter den „Membres souscripteurs étrangers et nationaux“, war aber nicht persönlich zugegen.³³ Choffat, der Ribeiros Auffassungen teilte, publizierte in der Dezember-Nummer 1880 der Zeitschrift *Bibliothèque universelle. Archives des sciences physiques et naturelles* (S. 537–548) eine Zusammenfassung der Resultate des Kongresses und der Kommission und zitiert ausführlich aus dem paläobotanischen Bericht, den Heer für den Kongress vorbereitet hatte.³⁴

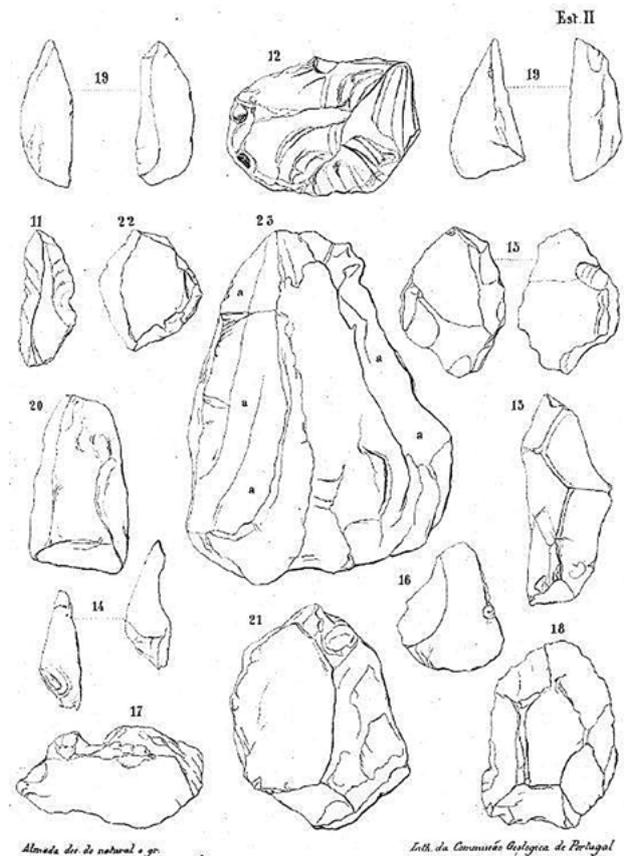


Abb. 3 Tertiäre Steinwerkzeuge aus Portugal. In: Carlos Ribeiro: *Descrição de alguns sílex e quartzites lascados encontrados nas camadas dos terrenos terciário e quaternário das bacias do Tejo e Sado. Memoria apresentada à Academia real des sciencias de Lisboa. Lissabon 1871, Taf. II.*

31 Vgl. das Kapitel „The search for Tertiary Man: a prologue to Piltdown“. In: Frank Spencer: *Piltdown. A Scientific forgery*. London 1990, S. 1–28.

32 Carlos Ribeiro: *Descrição de alguns sílex e quartzites lascados encontrados nas camadas dos terrenos terciário e quaternário das bacias do Tejo e Sado. Memoria apresentada à Academia real des sciencias de Lisboa. Lissabon 1871.*

33 *Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compte rendu de la neuvième session à Lisbonne 1880, Lissabon 1884, S. XXXII.*

34 *Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compte rendu de la neuvième session à Lisbonne 1880, Lissabon 1884, S. 119–128.*

Diese paläobotanische Expertise Heers war für Ribeiro von großer Wichtigkeit, wie aus einem Brief von ihm an Heer vom 16. Dezember 1880 hervorgeht: „Vous avez ainsi contribué de votre part le plus efficacement à la démonstration de l’existence de l’homme tertiaire [...]“.³⁵ Wenige Monate vor Kongressbeginn hatte er ihm Pflanzenfossilien zur Bestimmung und Datierung zugesandt. Heer ließ seinen portugiesischen Kollegen am 24. Juni 1880 wissen:

„J’ai bien reçu les plantes tertiaires et tout de suite en commencé l’étude. Le pluspart des plantes est bien conservé et déterminable; elles m’ont fait un grand plaisir. [...] Les plantes tertiaires, que vous m’avez envoyées sont d’un grand intérêt elles mêmes, car il est vraiment bien curieux de trouver en Portugal les mêmes espèces comme en Suisse et en Italie, intermélées de quelques espèces propres et nouvelles.“³⁶

Heers Gutachten wurde am Kongress in Lissabon vom Botaniker Francisco Manuel de Melo Breyner, Conde de Ficalho, vorgetragen, wie aus einem Brief von Choffat an Heer vom 5. Oktober 1880 hervorgeht:

„A mon arrivée à Lisbonne, Monsieur Ribeiro m’a montré votre introduction à la flore tertiaire de Portugal et m’a exprimé toute la satisfaction qu’il a éprouvé en lisant cet intéressant travail. Il a été lu à la première Séance du congrès par M. le comte de Ficalho, (professeur de botanique à l’école polytechnique) qui a ajouté quelques considerations generales sur la flore et le climat de Portugal.“³⁷

Heer legte in diesem Brief dar, dass die Silex-Artefakte Ribeiros aufgrund des paläobotanischen Befundes eindeutig aus dem oberen Miozän stammen. Unsicher war er einzig in der Frage, ob sie ihre Form aufgrund von Menschenhand oder infolge natürlicher Prozesse erhalten hätten:

„Les conglomérats miocènes d’Azambuja contiennent les silex dont s’occupe en ce moment le Congrès. Comme les couches avec ces conglomérats sont sans doute miocènes, la question si ces silex sont taillés par l’homme ou s’ils sont des produits naturels, est de la plus grande importance; espérons que le Congrès pourra émettre und décision à cet égard.“³⁸

Eine am Kongress ernannte Kommission sollte die von Ribeiro vorgelegten Eolithen prüfen, wobei die Mehrheit der Ansicht war, dass es sich um von Menschen bearbeitete Silexstücke handeln müsse.³⁹ Uneinig war man sich nur darüber, ob sie nicht später in die miozänen Schichten hineingeraten seien.⁴⁰

Pfahlbaupflanzen widerlegen Darwin

Heers profunde botanische Kenntnisse kamen auch der frühen Archäobotanik zugute, publizierte er doch zwei Arbeiten, welche die Pflanzenfunde aus den von Ferdinand Keller Mitte des 19. Jahrhunderts beschriebenen Pfahlbauten auswerteten. Die im Winter 1853/54 entdeckten Pfahlbauten im Zürichsee mit ihren hervorragenden Erhaltungsbedingungen für organisches Material erregten internationales Aufsehen, was dazu führte, dass auch andernorts nach entsprechenden archäologischen Zeugnissen gesucht wurde. Über die Funde von Neuchâtel tauschte er mit Gaudin aus,⁴¹ und Unger ließ ihn wissen, dass er im Auftrag des Kaisers nach Pfahlbauten in Ungarn suchen solle. Der letztgenannten Unternehmung war kein Erfolg beschieden, denn innerhalb der

35 Der Brief wird im historischen Archiv des Laboratório Nacional de Energia e Geologia in Amadora (Portugal) aufbewahrt.

36 ZBZ, NOH 223.12.

37 ZBZ, NOH 212.9.

38 Oswald Heer: Aperçu su la flore tertiaire du Portugal. In: Congrès international d’anthropologie et d’archéologie préhistoriques. Compte rendu de la neuvième session à Lisbonne 1880. Lissabon 1884, S. 120.

39 Congrès international d’anthropologie et d’archéologie préhistoriques. Compte rendu de la neuvième session à Lisbonne 1880. Lissabon 1884, S. 92–93.

40 Congrès international d’anthropologie et d’archéologie préhistoriques. Compte rendu de la neuvième session à Lisbonne 1880. Lissabon 1884, S. 93.

41 Brief von Heer an Gaudin vom 13. März 1859 und von Gaudin an Heer vom 12. September 1859 (ZBZ, NOH 237 u. 238).

Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie kamen lediglich am Gardasee Pfahlbaureste zum Vorschein.⁴²

Heer interessierte sich vor allem für die von den Bewohnern der Ufersiedlungen hinterlassenen Pflanzenreste. Besonders die vom Landwirt Jakob Messikommer seit 1857 in Robenhausen bei Wetzikon vorgenommenen Ausgrabungen stießen bei ihm und anderen Gelehrten auf Beachtung, sodass nicht nur der Geologe Arnold Escher von der Linth sowie der Prähistoriker und Vater der Schweizer Pfahlbauforschung Keller die Fundstelle besuchten, sondern auch berühmte Gäste aus dem Ausland dort anzutreffen waren, wie etwa Oskar Fraas, John Lubbock, Charles Lyell, Graf Wilhelm von Württemberg oder Eduard Suess.⁴³ Seit 1860 führte Heer zudem jährlich seine Studenten dorthin.⁴⁴ Er konnte insgesamt 115 Pflanzenarten aufgrund von Pflanzenresten aus Robenhausen und anderen Siedlungsplätzen identifizieren (Abb. 4).⁴⁵ Wie Heers Brief vom 13. März

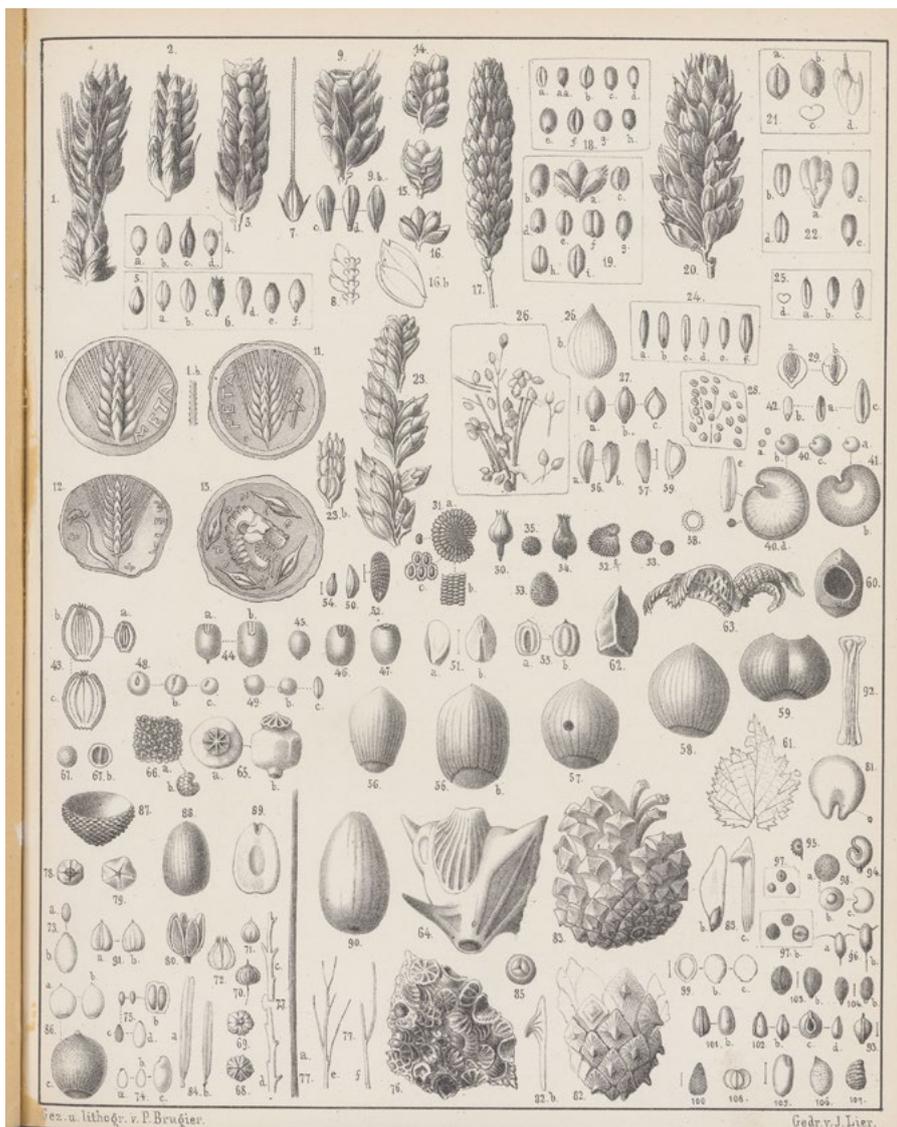


Abb. 4 Einige der von Heer untersuchten Pfahlbaupflanzen. In: Oswald Heer: *Die Pflanzen der Pfahlbauten*. *Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft* 68. Zürich 1865, o. S.

42 Briefe von Unger an Heer vom 26. Juli und 3. Dezember 1864 (ZBZ, NOH 194).

43 Jakob Messikommer: *Biographische Notizen*, S. 21, 25, 29, 31 (Handschrift im StAZH, W I 3 183.2).

44 Jakob Messikommer: *Biographische Notizen*, S. 26 (Handschrift im StAZH, W I 3 183.2).

45 Oswald Heer: Eröffnungsrede bei der 48sten Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Zürich durch den Präsidenten. In: *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft* 48, 1864, S. 1–36, bes. S. 4.

1859 an Gaudin belegt, widmete er sich auch den in Cortailod am Neuenburger See ausgegrabenen Früchten, worunter sich Holzäpfel und Steinkerne der Traubenkirsche *Prunus padus* befanden. Etwas mehr als ein Jahr später sandte er Gaudin eine kleine Kollektion von Früchten und Samen aus der von Messikommer entdeckten neolithischen Siedlung von Robenhausen.⁴⁶ Darunter befanden sich zwei verschiedene Weizensorten, zwei Apfelsorten, Kirschen- und Pflaumensteine. Agassiz gab er am 10. Mai 1860 einen kleinen Zwischenbericht über seine Arbeit und berichtete ihm, dass er einige Kulturpflanzen, namentlich Flachs, je zwei Arten Weizen, Gerste, Äpfel und anderes mehr identifiziert habe. Heers Untersuchungen⁴⁷ gingen über das rein antiquarische Interesse hinaus, denn er zog aus der Beobachtung, dass die Wildpflanzen der Pfahlbauzeit bis heute unverändert vorkommen, weitreichende Schlussfolgerungen für die aktuelle Diskussion der noch jungen Darwinschen Evolutionstheorie:

„Wenn auch die Altersbestimmung unserer Pfahlbauten noch zweifelhaft ist, so können wir doch das mit voller Bestimmtheit sagen, dass sie über 2000 Jahre alt sind, und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, dass sie um 1000 bis 2000 Jahre v. Chr. zurückreichen. Die Pflanzenreste derselben haben daher jedenfalls ein sehr hohes Alter und eignen sich zur Erörterung der Frage, ob eine Umänderung der Pflanzenarten in historischer Zeit vor sich gegangen sei. Wir müssen dies für die wildwachsenden Pflanzen verneinen. Die genaueste Untersuchung derselben zeigt uns eine überraschende Uebereinstimmung mit den lebenden Arten und selbst kleine Formabweichungen haben sich erhalten, wie wir dies bei der Seerose, bei der Föhre, bei der Schlehe, der Ahlkirsche und der Haselnuss nachgewiesen haben. [...] Anders verhalten sich aber die Kulturpflanzen; wenn auch bei einigen (so dem Dinkelweizen und der dichten sechszeiligen Gerste) keine Unterschiede nachweisbar sind, so müssen wir doch für die Mehrzahl zugestehen, dass sie auf keine der jetzt lebenden Formen so genau passen, dass wir sie denselben einreihen können. Die kleine keltische Bohne, die Erbse, die kleine Pfahlbaugerste, der ägyptische und der kleine Pfahlbauweizen und der Emmer stellen eigenthümliche, wie es scheint erloschene Racen dar; sie zeichnen sich der Mehrzahl nach durch kleinere Samen vor den jetzt kultivierten Sorten aus. Der Mensch hat daher im Laufe der Zeit ertragreichere Sorten erzielt und diese haben die alten allmählig verdrängt. [...] Es verkündigt uns daher die Flora der Pfahlbauten, dass alle Pflanzen, welche des Menschen Hand berührt, bis auf einen gewissen Grad umgewandelt werden und so der Mensch mit Theil nimmt an dem grossen Umbildungsprozesse der Natur, während die wildwachsenden Pflanzen, die uns jetzt umgeben, noch in denselben Formen sich bewegen wie vor drei- bis viertausend Jahren und nicht die geringste Aenderung erkennen lassen.“⁴⁸

Mit anderen Worten bewies Heer, dass sich die Pflanzenwelt über etwa 4.000 Jahre hinweg grundsätzlich nicht verändert hat, außer wenn menschliche Intelligenz und planmäßige Züchtung in die Natur eingriffen. Diese Resultate standen im Widerspruch zu Darwins Hypothese, dass sich alles Leben im ständigen Fluss der Veränderung befinde. Allfälligen Einwänden, dass der verstrichene Zeitraum für eine evolutionäre Entwicklung viel zu kurz sei, begegnete Heer mit dem Argument:

„Wenn man sagt, dass, soweit die menschliche Erfahrung zurückreiche, kein neues Thier, keine neue Pflanze entstanden sei, und dass in den Bildwerken der ältesten Völker wie in den Pflanzenresten der Pfahlbauten genau die jetzige Naturwelt sich spiegele, so wendet man vielleicht mit Recht ein, dies sei eine viel zu kurze Zeit um solche Aenderungen hervorzurufen. Allein, meine Herren, gilt diess auch von den Schieferkohlen, welche vor die zweite Gletscherzeit zurückreichen und unendlich viel älter sind als die ältesten menschlichen Werke? Ist es nicht überraschend, dass eine ganze Zahl von Pflanzenarten in den jetzigen Formen uns da begegnet, ja dass die Haselnuss sogar in denselben beiden Varietäten, die jetzt unsere Hügel bekleiden, uns dort entgegentritt? Sind ferne zahlreiche alpine und nordische Pflanzen von demselben Bildungsherde ausgegangen, bezeugen auch sie die wunderbare Zähigkeit der Pflanzentypen, die Constanz der Arten; denn auch sie reichen dann in die diluviale Zeit zurück und haben seit der Zeit keine Aenderung erfahren.“⁴⁹

46 Brief von Heer an Gaudin vom 1. Mai 1860 (ZBZ, NOH 238).

47 Heers Arbeit wurde von verschiedenen Gelehrten wie etwa dem französischen Prähistoriker Gabriel de Mortillet begeistert aufgenommen. Er schrieb Heer am 17. Juni 1866: „Profitant de votre permission, j'ai publié dans les Matériaux pour l'histoire de l'Homme les conclusions de votre important travail sur la flore des palafittes.“ Damit waren die von de Mortillet herausgegebenen *Matériaux pour l'histoire positive et philosophique de l'homme* gemeint, die im Heft von Mai/Juni 1866 eine mehrere Seiten lange Rezension des Werkes enthalten (S. 369–376). Der erwähnte Brief wird in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrt, Nachlass Oswald Heer 219.31.

48 Oswald Heer: Die Pflanzen der Pfahlbauten. Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft 68. Zürich 1865, S. 48–50.

49 Heer 1864 (Anm. 45), S. 33.

Am 12. Januar 1866 erfragte Heer bei Lyell die Adresse Darwins, um ihm seine Abhandlung über die Pfahlbaupflanzen zukommen zu lassen.⁵⁰ Darwin hat die Arbeit mit Sicherheit erhalten, doch reagierte er nie auf das Buchgeschenk. Er bezieht sich in seinem Werk *Das Variieren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication* wiederholt auf Heer,⁵¹ geht aber auf dessen Plädoyer für die Unveränderlichkeit der wilden Arten und die somit indirekt an ihn gerichtete Frage nach einer Erklärung für diesen Sachverhalt nicht ein.

Ähnliche Schlussfolgerungen wie Heer aus den Pfahlbaupflanzen zog Unger aus dem Studium antiker Gewächse auf ägyptischen Inschriften. Er kam ebenfalls zur Überzeugung, dass die Ägypter schon vor tausenden von Jahren Palmen, Wein, Feigen, Melonen, Hanf, Flachs usw. besessen hätten.⁵² In einer zweiten Studie untersuchte Unger ägyptische Ziegel von drei verschiedenen Örtlichkeiten und löste mittels Schlämmen verschiedene Pflanzenreste heraus. Es wurde wieder deutlich, dass sich die Vegetation Ägyptens in den letzten 4.000 Jahren nicht verändert hatte. Für derartige Untersuchungen konnten nicht beliebige Ziegel verwendet werden. Am 9. November 1866 schrieb Unger an Heer, dass er Ziegel aus der Stadt Pi-Ramesse erhalten habe, die aber nichts enthielten, was der Rede wert wäre, weil durch den Brennvorgang alles pflanzliche Material zerstört worden sei. Diese Beobachtung musste Heer schon zwei Jahre vorher beim Studium entsprechender babylonischer Funde machen.⁵³ Unger widmete eine weitere Studie einem Ziegel der Pyramide von Daschur,⁵⁴ von der er ein Exemplar an Heer sandte, der sich am 25. Dezember 1866 dafür bedankte. Das Thema scheint Heer weiterhin beschäftigt zu haben, jedenfalls gelangte er Jahre später mit archäobotanischen Fragen zur Baumwolle im alten Ägypten an den Leipziger Ägyptologen Georg Ebers, der ihm am 19. April 1879 antwortete, „dass Baumwollpflanzen auf keinem Monument aus der Pharaonenzeit dargestellt werden.“

Der oben erwähnte Messikommer, der über Jahre die Ausgrabungen von Robenhausen vorantrieb, scheute sich nicht, die von ihm gemachten Pfahlbaufunde auch zum Kauf anzubieten.⁵⁵ In einem Brief vom 7. März 1865 erklärte er dem Zürcher Professor, wie es dazu gekommen war. Anfänglich habe er alle Funde der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich geschenkt, aber mittlerweile habe er so viel Zeit investiert, dass er damit auch etwas verdienen müsse, weshalb er die Pfahlbaufunde schweren Herzens verkaufe. Seine ersten Abnehmer seien Alt-Landamman Diethelm Schindler in Zürich und das Museum in Basel gewesen. Auch Heer war ein guter Kunde bei Messikommer und half ihm bei der Bestimmung der Pflanzenreste.⁵⁶ Gelegentlich machte er auch Kollegen auf den „Pfahlbau-Händler“ aufmerksam und versorgte sie mit den begehrten Stücken.⁵⁷ Am 15. Dezember 1864 ließ er beispielsweise Unger wissen, dass eine sehr schöne Sammlung von Pfahlbaupflanzen zu billigen Preisen erhältlich sei. Er selbst habe eine möglichst vollständige angelegt, die im botanischen Garten ausgestellt werde. In der von Gabriel de Mortillet herausgegebenen Zeitschrift *Matériaux pour l'histoire positive et philosophique de l'homme* finden sich

50 Gemäss Brief von Heer an Hooker vom 20. Januar 1867 hat Heer seine Publikation über die Pfahlbaupflanzen Darwin geschickt (Archiv in Kew Gardens, London, North Europe Letters, Gra.-Mur. 1845-1900, No. 136).

51 Charles Darwin: *Das Variieren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication*, aus dem Englischen übersetzt von Victor Carus. Bd. 1. Stuttgart 1868, S. 385, 397-398, 409, 417; Bd. 2. Stuttgart 1868, S. 287, 557.

52 Brief von Heer an Gaudin vom 30. Januar 1860 (ZBZ, NOH 238). – Vgl. Franz Unger: *Botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte*. Bd. IV: Die Pflanzen des alten Ägyptens (Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe 38). Wien 1859, S. 69-140.

53 Brief von Unger an Heer vom 15. Dezember 1864 (ZBZ, NOH 194).

54 Franz Unger: *Botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte*. Bd. VII: Ein Ziegel der Dashurpyramide in Ägypten nach seinem Inhalte an organischen Einschlüssen (Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 54). Wien 1866, S. 33-62.

55 Kurt Altorfer: *Die prähistorischen Feuchtbodensiedlungen am Südrand des Pfäffikersees. Eine archäologische Bestandaufnahme der Stationen Wetzikon-Robenhausen und Wetzikon-Himmerich* (Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 41). Dübendorf 2010, S. 34-53.

56 Brief von Messikommer an Heer vom 25. Oktober 1869 (ZBZ, NOH 219.18).

57 Vgl. die Briefe von Hooker an Heer vom 13. Januar 1862 (ZBZ, NOH 201) und von Heer an Hooker vom 12. März 1865 (Archiv in Kew Gardens, London) sowie von Heer an Unger vom 21. April 1865 (Institut für Pflanzenphysiologie der Universität Graz).

sogar verschiedentlich publizierte Listen mit Preisen für Robenhausener Funde, was auf einen beachtlichen internationalen Handel schließen lässt.⁵⁸

Die oben angesprochenen Divergenzen zu Darwins Evolutionstheorie sind in Heers Briefwechsel immer wieder ein Thema.⁵⁹ So machte er den Engländer auch auf gewisse Erklärungsnotstände seiner Theorie aufmerksam, wie etwa dem plötzlichen Auftreten der Blütenpflanzen in der Kreide, ohne dass irgendwelche evolutionären Vorstufen bekannt wären. Am 8. März 1875 gab Darwin Heer gegenüber uneingeschränkt zu, dass er dafür keine Erklärung habe:

„The sudden appearance of so many Dicotyledons in the Upper Chalk appears to me a most perplexing phenomenon to all who believe in any form of Evolution, and especially to those who believe in extremely gradual Evolution, to which view I know that you are strongly opposed. The presence of even one true Angiosperm in the Lower Chalk makes me inclined to conjecture that plants of this great Division must have been largely developed in some isolated area, whence owing to Geographical changes then at last succeeded in escaping and spread quickly over the world. But I fully admit that this case is a great difficulty in the views which I hold.“⁶⁰

Heer hatte Darwin auf ein Problem hingewiesen, das bis heute nicht abschließend gelöst werden konnte.⁶¹

58 Derartige Listen finden sich beispielsweise in *Matériaux pour l'histoire positive et philosophique de l'homme*, Oktober 1865, S. 291-293, oder im *Bulletin du bureau d'échanges*, Oktober 1865, S. XVI, das im Fall der Zentralbibliothek Zürich dem Band von 1866 beigegeben worden ist.

59 Leu 2012 (Anm. 2), S. 410-421.

60 Eine ähnliche Bemerkung machte Darwin gegenüber Saporta in einem Brief vom 10. September 1876, online verfügbar unter: <http://www.darwinproject.ac.uk/entry-10591> [10.05.2021].

61 Thomas N. Taylor, Edith L. Taylor, Michael Krings: *Paleobotany. The Biology and Evolution of Fossil Plants*. 2. Aufl. Amsterdam 2009, S. 876-877. – Else Marie Friis, Peter R. Crane, Kaj Raunsgaard Pedersen: *Early Flowers and Angiosperm Evolution*. Cambridge 2011, S. 141.

Georg Otto Carl von Estorff – die „heidnischen Alterthümer“ und die Frühgeschichte der Bodendenkmalpflege in der Region Uelzen

Fred Mahler

Die Betrachtung der Ur- und Frühgeschichtsforschung des 19. Jahrhunderts im Raum Uelzen kann mit Hinblick auf die Frage, inwiefern die Erforschung „vaterländischen Alterthums“ in der Mentalität ihrer Zeit zu verorten ist, nicht losgelöst von einer Betrachtung der zeitspezifischen Landschaftswahrnehmung gesehen werden. Die Hintergründe der frühen Archäologie in der Region sind nicht allein von gesellschaftlich-politischer Natur, sie sind vielmehr auch der Bestandteil einer Forschungsgeschichte der Kulturlandschaft „Lüneburger Heide“. Sie erscheinen damit in einem Kontext, in dem Landschaft, Landschaftswahrnehmung und „Archäologie“ im weitesten Sinne offensichtlich eine auffällige Einheit bilden. Für die Beschäftigung mit Georg Otto Carl von Estorff ist also zugleich die Betrachtung derjenigen Landschaft von Bedeutung, die sowohl das räumliche Zentrum seiner Jugendjahre wie auch den Ausgangspunkt seines Werkes bildete.¹

Die Lüneburger Heide wird bis in die Gegenwart nicht nur als ein geografisch zu definierender Lebensraum gesehen. Entgegen der mit ihr verbundenen Vorstellung von „unverfälschter Natur“, handelt es sich in Wirklichkeit um eine von Menschenhand gestaltete Kulturlandschaft. Menschliche Grundbedürfnisse, die ein „Wohlfühlen“ evozieren, befriedigt die Heidelandschaft nicht. Weder zeichnet sie sich durch Ressourcenreichtum aus, noch bietet sie Schutz oder markante Orientierungen, wie sie etwa der Verhaltensforscher Bernhart Ruso als Merkmale einer positiv wahrgenommenen Landschaft im Rahmen evolutionspsychologischer Überlegungen beschreibt.² Gleichwohl ist sie in seinem Sinne mit einer Symbolik und Mystik behaftet, die ansonsten eher den so genannten idealen Landschaften zugesprochen wird. Rein auf ihre Äußerlichkeiten bezogen, wird die Lüneburger Heide für lange Zeit mit den Attributen von Kargheit, Armut und Öde belegt, wie dies in einer Reihe von zeitgenössischen, zahlreich rezipierten Reisebeschreibungen vor allem des frühen 19. Jahrhunderts deutlich wird.³ Doch erfährt die Lüneburger Heide nicht nur in der landschaftlichen Wahrnehmung einen Wandel zum Positiven, wie auch der Begriff an sich einem Bedeutungswandel unterworfen ist.⁴

Offensichtlich spielt aber ein weiteres Element eine ganz bedeutende Rolle, nämlich das der im Wortsinne „unübersehbaren“ archäologischen Denkmäler, die gleichfalls bis heute als geradezu typisches Element vor allem trivialer Darstellungen der Heide gelten können. Der „Findling“ als Synonym der Megalithik oder das „heidnische Grab“ finden von der Literatur, der Bildenden Kunst, der

- 1 Georg Otto Carl von Estorff: *Heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengau* (Königreich Hannover). Hannover 1846.
- 2 Bernhart Ruso: *Von der Savanne ins Paradies – Evolutionspsychologische Aspekte der Landschaftswahrnehmung*. In: Max Liedtke (Hrsg.): *Naturrezeption*. Herrn Professor Dr. Irenäus Eibl-Eibesfeldt zur Vollendung des 75. Lebensjahres. Graz 2003, S. 11–20.
- 3 Andrea Kiendl: *Die Lüneburger Heide. Fremdenverkehr und Literatur*. Berlin, Hamburg 1993, S. 111, mit Verweisen auf Carl Gottlob Küttner: *Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien 1797, 1798, 1799*. Leipzig 1804. – Michel-Ange-Bernard Mangourit: *Voyage en Hanovre, Fait dans les années 1803 et 1804*. Paris 1805.
- 4 Gerhard Fischer: *Der Bedeutungswandel des Namens „Lüneburger Heide“*. In: *Lüneburger Blätter* 3, H. 3, 1952, S. 5–33.

Postkarte oder als Werbeaufdruck bis hin zur Denkmalkultur der Gegenwart im Sinne einer historischen Selbstvergewisserung und Identitätsstiftung Verwendung (Abb. 1).⁵

Die Topoi „Grab“, „Findling“ und „Denkmal heidnischer Zeit“ werden seit dem 19. Jahrhundert gleichsam zu den Indikatoren einer Verschmelzung von Landschaft und Mythos, der sich Literaten, Künstler und Altertumsforscher einerseits offenbar nicht entziehen konnten, die sie andererseits aber zugleich weiter in Gang setzten und sogar noch beförderten. Das in hohem Maße trivialisierte Bild der Heidelandschaft ist Repräsentant eines eher eng begrenzten Heimatbegriffs, der das weite Begriffsfeld



Abb. 1 Das Motiv megalithischer Grabanlagen ist mit der Außendarstellung der Lüneburger Heide eng verbunden. Holzschnitt, um 1920. Sammlung Kreisarchäologie Uelzen

der Nation mit seinen vielfältigen inhaltlichen und emotionalen Besetzungen nur zum Teil ausfüllt.⁶

Das archäologische Denkmal kann in der Region Lüneburger Heide zunächst einmal als untrennbarer Bestandteil der historischen Landschaftswahrnehmung gesehen und verstanden werden. Es erscheint als signifikantes Element des Landschaftsbildes, in dessen Rahmen Vorstellungen der Sagenwelt und der volkstümlichen Deutung von megalithischen „Hünengräbern“ miteinander verschmelzen.⁷

Auf die enge Verzahnung von Wahrnehmung und Beschreibung der norddeutschen Landschaft und ihrer Bodendenkmale durch die frühe Altertumsforschung verweisen die Ausführungen des englischen Sprach- und Geschichtsforschers John Mitchell Kemble, der seit 1829 bei Jakob Grimm in Göttingen sein Sprachstudium vertieft hatte und die Lüneburger Heide 1852 nicht nur bereiste, sondern vor allem im damaligen Amt Medingen, also einem zentralen Teil des heutigen Landkreises Uelzen, archäologische Ausgrabungen durchführte.⁸ Deutlich abweichend von der Beschreibung einer menschenfeindlichen Ödnis heißt es in seinem 1855 veröffentlichten Bericht:

„Wer sich unter der ‚Lüneburger Heide‘ eine dürre Sandwüste denkt, braucht nur im Sommer die anmuthige Umgebung von Uelzen zu besuchen, um seinen Irrthum gewahr zu werden. Ueberall wird er blühende Dörfer mit ihrer schönen freundlichen Umzäunung von Laub- und Nadelholz antreffen, deren Fluren der arbeitsamen Bevölkerung einen reichen Ueberfluß an Lebensmitteln gewähren;“⁹

- 5 Ulf F. Ickerodt: Völkerschlachtdenkmäler der Region Hannover und ihr Bezug zur völkischen Ideologie. In: Ulf F. Ickerodt, Fred Mahler (Hrsg.): Archäologie und völkisches Gedankengut: Zum Umgang mit dem eigenen Erbe. Frankfurt a.M. 2010, S. 77–102. – Zur politischen Bedeutungsaufladung innerhalb der „Megalithik“ s. Christian Fuhrmeister: Die Großsteingräber als Projektionsfläche des Zeitgeistes: „Utopie einer Heimat“ und „germanisches Vorzeiterbe“. In: Paula von Sydow (Hrsg.): Regionaler Fundamentalismus? Geschichte der Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg. Beiträge zum gleichnamigen wissenschaftlichen Symposium am 8.–9. März 1999 im Museumsdorf Cloppenburg. Oldenburg 1999, S. 154–175.
- 6 Fred Mahler: Hermetische Inszenierung – Heimatbegriff und Identitätssuche am Beispiel des Uelzener Heimatmuseums. In: Ickerodt/Mahler 2010 (Anm. 5), S. 37–43. – Fred Mahler: „Die Seele der alten Germanen“. Völkische Tendenzen in der heimatkundlichen Darstellung der Ur- und Frühgeschichte am Beispiel von Gustav Matthias aus Uelzen. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 76, 2007, S. 289–295.
- 7 Zur Rolle archäologischer Denkmäler im Volksglauben s. Claudia Liebers: Neolithische Megalithgräber in Volksglauben und Volksleben (Artes Populares, Studia Ethnographica et Folkloristica 9), Frankfurt a.M. 1986. – Zur lokalen Rezeption siehe Etta Bengen: Wo Zwerge und Riesen hausten. Mit Sagen und Geschichten die Region Uelzen erleben. Uelzen 1999.
- 8 Hans Gummel: John Mitchell Kemble in seiner Bedeutung für die niedersächsische Urgeschichtsforschung. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 20, 1951, S. 1–54.
- 9 John Mitchell Kemble: Bericht über Ausgrabungen im Amte Oldenstadt. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen Jg. 1852, 1. Doppelheft, 1855, S. 165–198, hier S. 165.

Neben Kembles mutmaßlicher Ambition den norddeutschen Raum als Herkunftsgebiet der Angelsachsen zu identifizieren, findet sich hier ein ganz neues Element.¹⁰ Fernab sozialer Realität entwirft Kemble auf der einen Seite eine „ideale Landschaft“, macht aber zugleich auf die Tatsache aufmerksam, dass deren sich abzeichnende Entwicklung im Zuge der großen Agrarreformen seiner Zeit als eine Bedrohung der dazugehörigen archäologischen Substanz angesehen werden muss:

„Denn so sehr sich der Mensch über die immer mehr um sich greifenden Fortschritte der Cultur freuen muß, so ist es doch nicht ganz wegzuleugnen, daß die Resultate derselben für den Alterthumsforscher eine traurige Seite haben. Der Bauer, welcher die ihm zugefallene ‚Heidekoppel‘ urbar machen will, bekümmert sich wenig um die Grabhügel, die er ebnet, oder die Urnenlager, die er mit unerbittlicher Hand zertrümmert; findet er bei der Gelegenheit ‚olle Pötte‘, so zerschlägt er sie in dem Wahn, Gold oder Silber darin zu treffen; oder falls er sich die Mühe giebt, die Urnen nach Hause zu tragen, so liefert er sie als Spielzeug seinen Kindern, und damit sind sie verloren. [...] Der Tagelöhner [...] weiß nicht einmal, daß er uralte Gräber unwiederbringlich ruinirt. Was in denselben liegt, merkt er entweder gar nicht, oder falls Metall darin ist, bricht er es auf der Stelle entzwei, in dem Wahn Gold gefunden zu haben; dann, in seiner Hoffnung getäuscht, wirft er die Bruchstücke verdrießlich weg, oder verhandelt sie um ein paar Groschen dem herumstreifenden Hausirer, welcher sie sofort dem Schmelztiegel, oder was fast eben so schlimm ist, den Händen des Privatsammlers übergiebt.“¹¹

Mehrere Sachverhalte werden hier deutlich: Zum einen wird die geradezu unübersehbare Fülle der Fundstellen der Region sichtbar. Noch heute verzeichnet die Kreisarchäologie Uelzen bei über 6000 bekannten Fundstellen nahezu 3000 Bodendenkmäler in der Liste der Kulturdenkmale Nie-

dersachsens. Zum anderen wird das in der Landschaft allgegenwärtige archäologische Denkmal als durch die Entwicklungen der Kulturlandschaft bedroht empfunden, die sich vor allem aus landwirtschaftlichen Innovationen ergeben. Dies wird auch als Antagonismus von „Landschaft“ und „Moderne“ verstanden, worin man Vorläufer des späteren „Heimatschutzgedankens“ erkennen könnte. Immerhin wird hier die archäologische Substanz quasi als ein allgemeines Erbe angesehen, auf das die Öffentlichkeit Anspruch hat und das nicht in die private Sammlung gehört. Nationale Motivationen treten bei der Formulierung dieses Anliegens noch nicht zwingend in Erscheinung.

Solche Ansätze eines bodendenkmalpflegerischen Denkens und der musealen Bewahrung sind auch für Georg Otto Carl von Estorff (Abb. 2), einem der wichtigsten Protagonisten der frühen archäologischen Forschung im Raum Uelzen, leitend gewesen.

In der lokalen Rezeption der Forschungsgeschichte spielt Estorff eine ganz erhebliche und bis in die Gegenwart nachwirkende Rolle. Seine Arbeit hat im Raum Uelzen ihren Niederschlag allerdings vor allem in wenig verbreiteten heimatkundlichen Werken gefunden. Als Wegbereiter einer modernen archäologischen Landesaufnahme wurde er hier oft nur mit dem zweiten Blick betrachtet. Seine Arbeit *Heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengau* mit

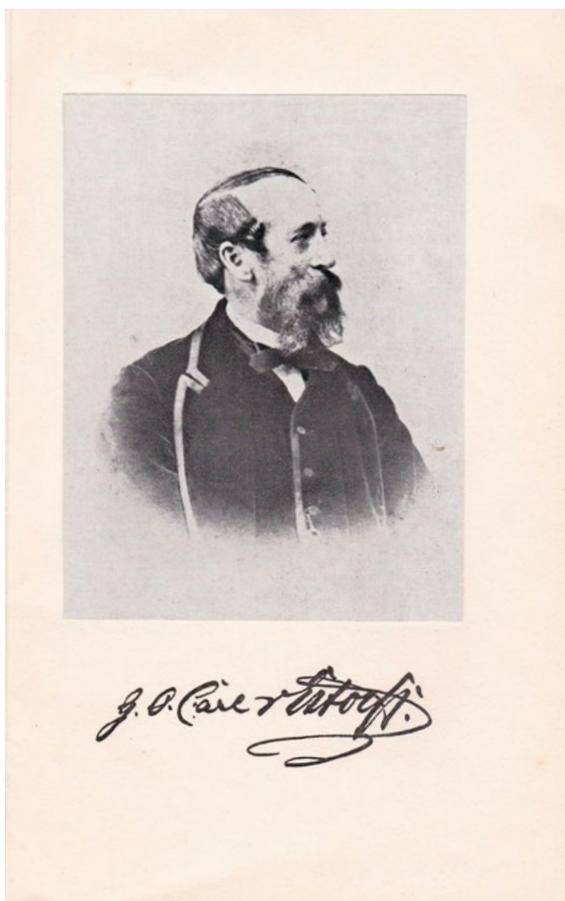


Abb. 2 Porträt Georg Otto Carl von Estorff, um 1860/70.
In: Friedrich Carl Bath: *Kammerherr von Estorff. Wirken und Werk. Uelzen 1959*

10 Von seiner ursprünglich auf vier Bände angelegten *History of the Saxons* konnten 1848 zwei Bände veröffentlicht werden.

11 Kemble (Anm. 9), S. 166–167.

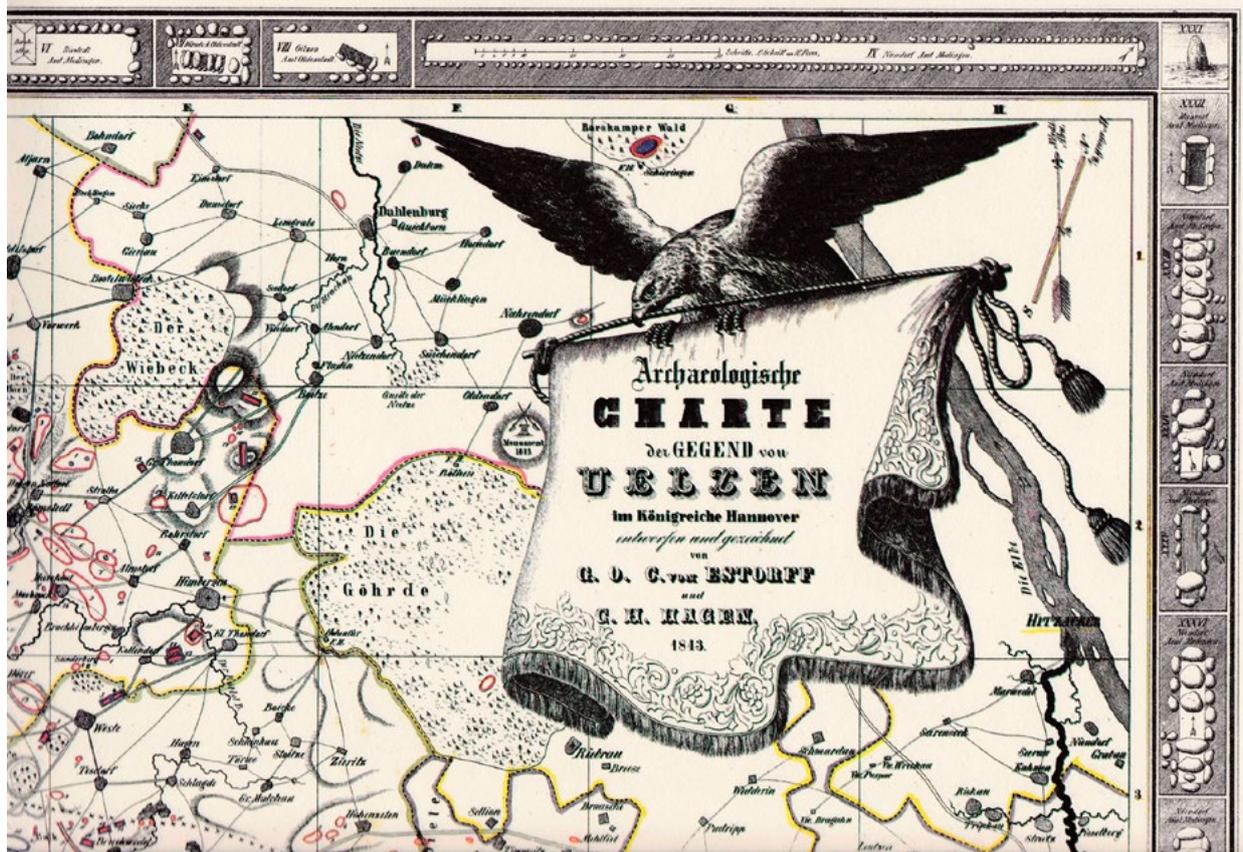


Abb. 3 Georg Otto Carl von Estorff: Heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengau (Königreich Hannover). Hannover 1846, Ausschnitt aus der „Archaeologischen Charte der Gegend um Uelzen“. Am linken Bildrand sieht man die heute miteinander verschmolzenen Waldgebiete der „Görde“ und des „Wiebeck“ als Inseln in einer offenen Heidelandschaft, wie sie von Estorff bei seiner Aufnahme der Bodendenkmäler vorfand.

ihrer archäologischen Karte (Abb. 3) ist eine bis heute verwendete Arbeitsgrundlage der Kreisarchäologie Uelzen und besteht in besonderer Weise durch die brillanten Zeichnungen des Uelzener Stadtförsters Christian Heinrich Hagen, der als „Mitarbeiter“ Estorffs gesehen werden kann und auch an Grabungen teilnahm. Sein Grabmal ist auf dem städtischen Friedhof erhalten.

Erstaunlich ist es, dass Estorff in der Forschungsgeschichte der Archäologie bislang eine eher marginale Rolle spielt.¹² Bis heute stammt der einzige Versuch einer Gesamtdarstellung des Estorff'schen Werkes und einer kurzen Biografie aus dem Jahre 1959, die der damalige Kreisarchäologe Friedrich Carl Bath im örtlichen Zeitungsverlag vorlegte.¹³ Das fundiert recherchierte Bändchen klammerte die politischen und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen seiner Wirksamkeit in geradezu auffälliger Weise aus. Dort wo das Nationale eine Ansprache fand, verwendete Bath den Begriff „Heimat“, ein Terminus, den Estorff selbst niemals verwendete.

Der Kammerherr von Estorff hat keine umfangreiche Literatur aus eigener Feder hinterlassen. Mehrere von ihm projektierte größere Werke sind nie in Angriff genommen worden. Im Grunde ist

12 Hans Gummel: Forschungsgeschichte in Deutschland (Die Urgeschichtsforschung und ihre Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde 1). Berlin 1938, bes. S. 414. – Zahlreiche Bezugnahmen auf die Arbeit Estorffs erfolgten bei Karl Hermann Jacob[Friesen]: Die Megalithgräber des Kreises Uelzen und der Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. In: Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte 1, 1920, S. 1–43, und bei Ernst Sprockhoff: Atlas der Megalithgräber Deutschlands, Teil 3: Niedersachsen-Westfalen, Bonn 1975, bes. S. 54–76. – Die jüngste forschungsgeschichtliche Bewertung findet sich bei Pascale B. Richter: Das neolithische Erdwerk von Walmstorf, Landkreis Uelzen. Studien zur Besiedlungsgeschichte der Trichterbecherkultur im südlichen Ilmenatal. Oldenburg 2002, S. 149–168. – Ein überarbeiteter Nachdruck der „Archäologischen Charte“ Estorffs erschien in: Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979–1984 (Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen, Beiheft 1). Stuttgart 1985, Kartenbeilage [1].

13 Friedrich Carl Bath: Kammerherr von Estorff. Wirken und Werk. Urgeschichtliche Landesaufnahme vor hundertzwanzig Jahren. Uelzen 1959.

man heute weitgehend auf seine Ausführungen in der Vorrede zu den *Heidnischen Alterthümern* angewiesen, die seine Motivation näher beleuchten. Seine Persönlichkeit erscheint insgesamt widersprüchlich bis eigensinnig. Große Abschnitte seiner Vita bleiben unsichtbar, andere lesen sich wie eine Chronique scandaleuse. Neben der eingangs genannten Arbeit Baths liefert vor allem ein Typoskript des früheren Lüneburger Museumsleiters Gerhard Körner wertvolle Hinweise.¹⁴ Dazu gehören Angaben, die er unter anderem im Jahre 1937 von der damals noch lebenden Tochter Estorffs erhalten hatte, die persönlich zu befragen er Gelegenheit hatte (Abb. 4).¹⁵

Georg Otto Carl von Estorff wurde am 21. Dezember 1811 auf dem Gut Barnstedt im heutigen Landkreis Lüneburg geboren. Der familiäre Hintergrund ist für die Erhellung der gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, mit denen Estorff konfrontiert war, durchaus von Interesse. Sein Vater Albrecht von Estorff war als Offizier ein regionaler Protagonist der Befreiungskriege und hatte am 24. September 1813 als Oberstleutnant ein freiwilliges Husarenregiment aufgestellt, das späterhin in die hannoversche Armee übernommen wurde. Die Euphorie für ein sich erhebendes und einiges Deutschland war damit ein wesentlicher Bestandteil des familiären Selbstverständnisses.

Größere Abschnitte seiner Kindheit und Jugend verbrachte Georg Otto Carl auf dem von Estorffschen Gut in Veerßen, heute ein Ortsteil der Stadt Uelzen. Veerßen wurde auch zum Ausgangspunkt seiner archäologischen Ambitionen. Hier soll er bereits als achtjähriger Knabe Urnen ausgegraben haben (vergleichbar frühe heimatgebundene Aktivitäten werden späterhin übrigens auch Gustav Schwantes nachgesagt). Bereits mit 14 Jahren trat er in die preußische Armee ein und verließ sie 1833 als Leutnant. Danach folgten eine Zeit als Kammerjunker am hannoverschen Hof und seine Rückkehr nach Veerßen. Wohl im Jahre 1840 übernahm er das Amt eines königlich niederländischen Kammerherrn unter König Wilhelm I., dessen außerniederländischen Grundbesitz und deutsche Korrespondenz er betreute. Im Rahmen dieses Amtes unternahm er Reisen, die ihn nicht nur durch Deutschland und in die Niederlande führten, sondern auch nach Sardinien, Frankreich, Belgien, England und in die Schweiz. Bath zufolge, der die entsprechenden Hinweise aus Körners Aufzeichnungen bezogen hat, nutzte Estorff diese Reisen auch zum Besuch von archäologischen Museen und Sammlungen zum Zweck archäologischer Studien. Estorff ist damit ein typischer Vertreter der Gelehrten-Reisenden des 19. Jahrhunderts. Zeit seines Lebens nahm er regen inneren Anteil an allen kulturellen und wissenschaftlichen Entwicklungen. Hierfür spricht unter anderem eine über 400 Schreiben umfassende Autografensammlung, die auf Kontakte mit intellektuellen, wissenschaftlichen und politischen Größen seiner Zeit schließen lässt, darunter etwa Charles Darwin, Justus von Liebig, Richard Wagner und Ludwig Uhland.¹⁶ Ganz offensichtlich war Estorff ein Mann von umfassender Bildung. In der Vorrede zu seinem Werk verweist er quasi lückenlos auf

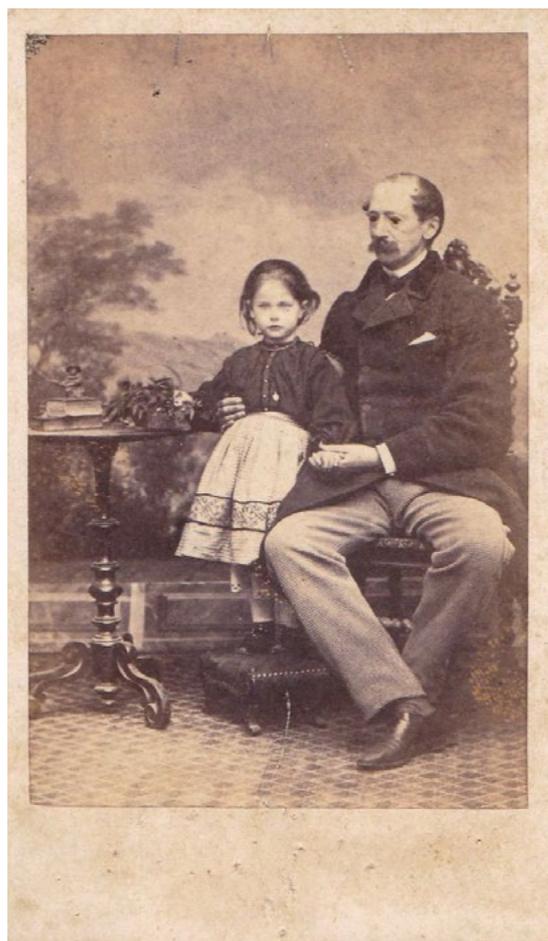


Abb. 4 *Porträt Georg Otto Carl von Estorff, wohl mit seiner Tochter, 1864, Foto aufgenommen in Bex/Kanton Waadt. Sammlung Kreisarchäologie Uelzen*

14 Typoskript (ohne Titel) von Gerhard Körner, Bibliothek des Museums Lüneburg.

15 Für die Möglichkeit der Einsichtnahme danke ich herzlich Herrn Dr. Ulfert Tschirner, vormaliges Museum für das Fürstentum Lüneburg, jetzt Museum Lüneburg.

16 Privatbesitz Christian von Estorff.

jene antiken Autoren, die sich in irgendeiner Weise mit „Germanien“ befasst haben, lässt aber auch erkennen, dass ihm frühmittelalterliche Geschichts- und Gesetzesquellen geläufig waren. Mit knapp 24 Jahren begann er 1835 im Auftrage des Historischen Vereins für Niedersachsen von Veerßen aus mit der Erfassung sämtlicher ihm bekannt gewordenen archäologischen Funde und vor allem der Bodendenkmäler in einem Gebiet, das praktisch deckungsgleich dem heutigen Landkreis Uelzen entspricht. Seine Arbeit wurde 1846 gedruckt und war für sechs Reichstaler erhältlich. Ein Widmungsexemplar sollte laut Überlieferung des Uelzener Heimatmuseums dem „englischen Königshof“ übereignet werden. Tatsächlich handelt es sich um ein Exemplar aus der Fideikommissbibliothek des hannoverschen Königshauses. Einen Auszug seines Werks publizierte Estorff am 3. August 1849 in der Lokalzeitung *Nachrichten für Uelzen und die Umgegend*.

Viel wichtiger ist aber die Tatsache, dass Estorff hier einen sozusagen „halbamtlichen“ Auftrag erfüllte und damit einen Beitrag zur Etablierung der Bodendenkmalpflege geleistet hat.

Seit 1853, dem Jahr des Beitritts des Historischen Vereins für Niedersachsen zum Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, erscheint Estorff sechs Jahre lang regelmäßig in den Teilnehmerlisten der Jahrestagungen. Von 1854 bis 1858 war er Deputierter des Altertumsvereins zu Lüneburg. Von 1855 bis 1858 vertrat er zugleich den Hennebergischen Altertumsverein zu Meiningen. Spätestens 1854 gehörte er dem Gelehrtenausschuss des Germanischen Museums in Nürnberg an, dem er 1856 insgesamt 126 Objekte seiner Sammlung übereignete, die heute zum Teil in der bestehenden Dauerausstellung zu sehen sind.¹⁷ Den größten Anteil erwarb Georg V. von Hannover, er befindet sich heute im Bestand des Niedersächsischen Landesmuseums.

Seit Ende der 1840er Jahre ist ein häufiger Wohnortwechsel Estorffs zu verzeichnen, der über Göttingen, wo er sich wohl im Umfeld seines dort studierenden Zwillingbruders August Ernst Eggert von Estorff aufhielt, zum Schloss Jägershof in Franken führte, das er 1856 erwarb und bereits wieder 1860 an die Brüder Hermann und Robert Schlagintweit veräußerte, offenbar, weil seine erste Ehefrau Luise Henriette (geb. Freiin von Roeder), von psychischen Problemen gedrückt, das Landleben nicht ertrug. Während der Zeit in Franken trat er in Kontakt mit Hans von Aufseß und führte mit Johannes Heinrich Müller im Nürnberger Raum Ausgrabungen durch. Bereits im Jahre 1857 wurde er auf Vorschlag des Präsidenten Friedrich Wilhelm von Thiersch als korrespondierendes Mitglied in die Bayerische Akademie der Wissenschaften berufen. Thiersch begründete dies mit der Qualität seiner Uelzener Arbeit und der Hoffnung auf ein vergleichbares archäologisches Engagement in Franken.¹⁸ Im Detail klaffen aber erhebliche Lücken in Estorffs Vita. So enden zum Beispiel offensichtlich ab 1848 alle Kontakte nach Veerßen und in die Uelzener Region im Allgemeinen. Der Grund war nicht, wie von Bath vermutet, seine Verhehlung, die erst im Jahre 1850 erfolgte, sondern vielmehr ein schwerwiegender Zwischenfall in seiner Göttinger Wohnung, der sich sowohl in der *oral history* in der von Estorff'schen Familiengeschichte findet als auch in Körners Typoskript beschrieben wird.¹⁹ Der vielfach als jähzornig beschriebene Kammerherr hatte nämlich 1848 einen ehemaligen Diener erschlagen, den er auf frischer Tat bei einem Diebstahl ertappte. Nach Verurteilung zu sechs Monaten Staatsgefängnis wurde er zu dreien davon begnadigt und ging daraufhin auf Reisen. Sein gelegentlich von Körner beschriebenes problematisches Temperament trat auch während seiner von 1855 bis 1857 währenden Präsidentschaft in der I. Sektion des Gesamtvereins zutage. Estorff glaubte innerhalb des Gesamtvereins ein schwindendes Interesse an der urgeschichtlichen Archäologie zugunsten eines gesteigerten Interesses am Mittelalter zu erkennen und fürchtete einen Vorsprung der „sehr strebsamen Schweizer, Franzosen und Engländer“. Er verstand die archäologische Forschung damit also als „nationale Aufgabe“, die im Licht von Konkurrenz und Wettbewerb stand. Nach 1858 nahm er an keinen Sitzungen des Gesamtvereins mehr teil und wird lediglich noch einmal 1861 bei einem Treffen des Gesamtvereins in Altenburg erwähnt. Kurz danach legte er sein Mandat als Vorsitzender der Archäologischen Kommission des Gesamtvereins nieder, seinen Angaben nach auch aus „persönlichen Gründen“.²⁰ Im Jahre 1877 verstarb er am 8. Dezember

17 Alexandra Foghammar: Die Funde der Nordischen Bronzezeit im Germanischen Nationalmuseum. Die Sammlung Estorff und andere Erwerbungen des 19. Jahrhunderts. Nürnberg 1989, S. 32–46. Demgegenüber spricht Bath (Anm. 13), S. 23 lediglich von „etwa 50“ Stücken.

18 Ich danke an dieser Stelle der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für die freundliche Unterstützung.

19 Typoskript Gerhard Körner (Anm. 14).

20 Bath (Anm. 13), S. 59–60.

im Berner Inselspital, wo er sich einer schwerwiegenden Blasenoperation unterzogen hatte. Am 11. Dezember wurde Estorff auf dem Bremgartenfriedhof zu Bern beigesetzt. Die Beisetzung ist im „Todten-Rodel“ des Friedhofs verzeichnet, die Grabstätte existiert hingegen nicht mehr.²¹

Seine Rolle im Gesamtverein war nicht ganz ohne Bedeutung, seine Wirkung hingegen für ihn selbst wohl eher enttäuschend. Sein Einsatz galt primär zwei Dingen: Der Entwicklung von Konzepten zum dauerhaften Schutz archäologischer Denkmäler und der Schaffung einer verbindlichen Terminologie innerhalb der Denkmalpflege und der Altertumswissenschaften allgemein. Die Klärung der Terminologie sah er auch und vor allem vor dem Hintergrund der kleinstaatlichen Begriffszersplitterung für notwendig an. Insgesamt wird durch die Tätigkeit im Gesamtverein wie auch angesichts der erwähnten umfänglichen Korrespondenz deutlich, dass sich Estorffs Denken und Handeln in der Sphäre der Gelehrtenwelt des 19. Jahrhunderts bewegte und keinesfalls nur in Kreisen des Adels. Eine sichtbare Ausnahme bilden Beziehungen zu Hans von Aufseß. Die Adressaten seiner Forschung sind vor allem belebte Persönlichkeiten der frühen Altertumsforschung. Sein Werk richtet sich allerdings nicht an eine breite Masse Interessierter, ein gezielter „pädagogischer“ Anspruch, etwa im Sinne der „Volksbildung“, ist in seinen Ausführungen nicht erkennbar. Seine durchaus sichtbaren geistigen Bezüge zum gelehrten Bürgertum korrespondieren jedoch fraglos mit einer Stimmung nationaler Einheitsbedürfnisse, die sich schließlich 1848 Bahn brach, aber bis 1871 zunächst keine Erfüllung fand.

Für das Verständnis der Persönlichkeit Estorffs mag tatsächlich, wie oben angedeutet, der familiäre Hintergrund während der Befreiungskriege eine Rolle spielen. So definiert sich Estorff zumindest in der Vorrede zu seinem Werk aus dem Geist heraus, den diese in Deutschland freigesetzt hatten. „[...] seitdem glorreich die Fessel der Fremdherrschaft gesprengt, die Fackel der Vaterlandsliebe angezündet, neues Nationalgefühl erwacht war“, betrachtete er die Erforschung und den Schutz urgeschichtlicher Denkmäler geradezu als eine patriotische Pflicht.²² Sein erklärtes Ziel war es, dass sich die „uralten Gräber auftun und reden“ sollten, aber es ist auch die Erforschung der Geschichte „des germanischen Vaterlandes und seiner heldenmütigen Bewohner“, die er nachdrücklich forderte.

Mit dem der Zeit geschuldeten patriotischen Duktus geht ein eher sachlich gehaltenes Forschungsinteresse einher. Estorff konstatierte aus seiner Literaturkenntnis heraus erhebliche Lücken zur „frühesten deutschen Geschichte“ innerhalb der Schriftquellen, die es aufzufüllen galt, und denen neue hinzuzufügen waren. Diese neuen Quellen waren für ihn jene urgeschichtlichen Denkmale, von denen er in seiner heimischen Landschaft umgeben war, einer Landschaft, die er als das „archäologische Archiv Deutschlands“ bezeichnete, denn „die Umgegend der sehr alten Stadt Uelzen [...] ist ein wahrhaft classischer Boden für die älteste deutsche Geschichte“. Immerhin wird also die Urgeschichte gleichgesetzt mit einem Abschnitt *deutscher* Geschichte, die Gleichung „Germanisch = Deutsch“ wird von Estorffs Seite zwar aufgemacht, erfährt jedoch keine übermäßige, vor allem aber keine wertende Betonung.

Die „Vorrede“ zu seiner „Landesaufnahme“ versteht sich dem Wortlaut nach als Beitrag zur „ältesten Geschichte des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, welchem anzugehören und zu dessen Ehre zu wirken jeder ächte Deutsche stets stolz sein wird“.²³ Es darf nicht übersehen werden, dass die Betonung des „gemeinsamen deutschen Vaterlandes“ am Vorabend der Revolution von 1848 als eher modern denn reaktionär verstanden werden muss und von den germanophilen Nationalstereotypen der Ära nach 1871 noch weit entfernt ist. Dies zeigt aber vielleicht auch die regionalistische Sichtweise eines Landadeligen im ehemaligen Königreich Hannover. Gleichwohl werden in diesem Zusammenhang die sichtbaren archäologischen Denkmäler unverkennbar zu einem Element „kollektiver Selbstvergewisserung“, wie sie aber keinesfalls nur für den deutschsprachigen Raum symptomatisch war. Ihre Einbeziehung in das kulturelle Selbstverständnis Deutschlands sah er, wie auch die Idee des Germanischen Nationalmuseums, als Ausdruck des seinerzeit formulierten „Gesamtwillens der Nation“.²⁴

21 Freundlicher Hinweis des Stadtarchivs Bern und des Friedhofsamtes der Stadt Bern.

22 Estorff (Anm. 1), S. II.

23 Estorff (Anm. 1), S. III-VI.

24 Diese Wendung findet sich in einem dem Jahresbericht des Germanischen Nationalmuseums von 1861 beigelegten Schreiben der Fondadministration. Stadtarchiv Hansestadt Uelzen, IV., Polizei=Sachen, Fach No. 165, Lfd. Nr 17. – Vgl. Fred Mahler: Zehn Mark für den „Gesamtwillen der Nation“. Uelzen und das Germanische Nationalmuseum. In: Der Heidewanderer 75, 1999, S. 35–36.

Allerdings betrachtet und bewertet er zwar archäologische Denkmäler im Sinne von Ursprungszeugnissen nationaler Geschichte, doch lassen sich seine spärlichen Bekenntnisse nicht ohne weiteres in den Kontext eines „Germanenmythos“ einfügen, wie er uns späterhin etwa im Zusammenhang der Blut-und-Boden-Ideologie begegnet. Das wird auch daran deutlich, dass er keine in diesem Sinne überhöhende Bewertung des Fundmaterials vornimmt, sondern sie auf relativ sachliche Weise lediglich als gleichrangig gegenüber anderen Kulturen der Vergangenheit verstanden wissen möchte. Erkennbar mythologisierende Tendenzen lassen sich in seinen Ausführungen nicht finden.

Unübersehbar mehr Raum als die Ausführungen zur patriotischen Bedeutung der Urgeschichte nehmen seine Stellungnahmen zur Erforschung und zum Erhalt von Bodendenkmälern ein, die auf uns heute bemerkenswert aktuell wirken und die Estorff von der Mehrzahl der ambitionierten Laien seiner Zeit abgrenzen. Auch hier fehlen die typischen nationalromantischen Töne, die nur drei Jahrzehnte später in der gesamtgesellschaftlichen Archäologierezeption Deutschlands immer lauter werden. Sein Ansatz ist oft praktischer Natur, was sich zum Beispiel darin zeigt, dass er den Historischen Verein für Niedersachsen motivieren konnte, durch ihn zahlreiche Bodendenkmäler anzukaufen und vor der Zerstörung retten zu lassen. Insgesamt wurden auf diese Weise 41 Objekte angekauft, für 33 weitere konnte er kostenfreie Erhaltungsmaßnahmen initiieren. Der Vollständigkeit halber sei hier auch die museale Ambition des Kammerherrn erwähnt, der seine Sammlung in der Wohnung des Stadtförsters Hagen während seiner Jahre auf dem Gut Veerßen öffentlich ausstellte.

Bodendenkmäler sah Estorff also, wie bereits zitiert, als ein „Archiv“, das von den Veränderungen der Kulturlandschaft und der sich wandelnden Infrastruktur, im Königreich Hannover vor allem durch den Bau von Eisenbahnen, akut bedroht war und daher sowohl des staatlichen Schutzes wie auch einer fachlichen Vermittlung gegenüber der Öffentlichkeit bedurfte. Archäologische Ausgrabungen sollten nach klaren Methoden durchgeführt werden. Fund und Fundort, sowie die Fundumstände, ja auch die Vorgehensweise bei der Ausgrabung bildeten für ihn eine untrennbare Einheit, die einer angemessenen Dokumentation bedurfte (Abb. 5). Funde sollten Einblicke

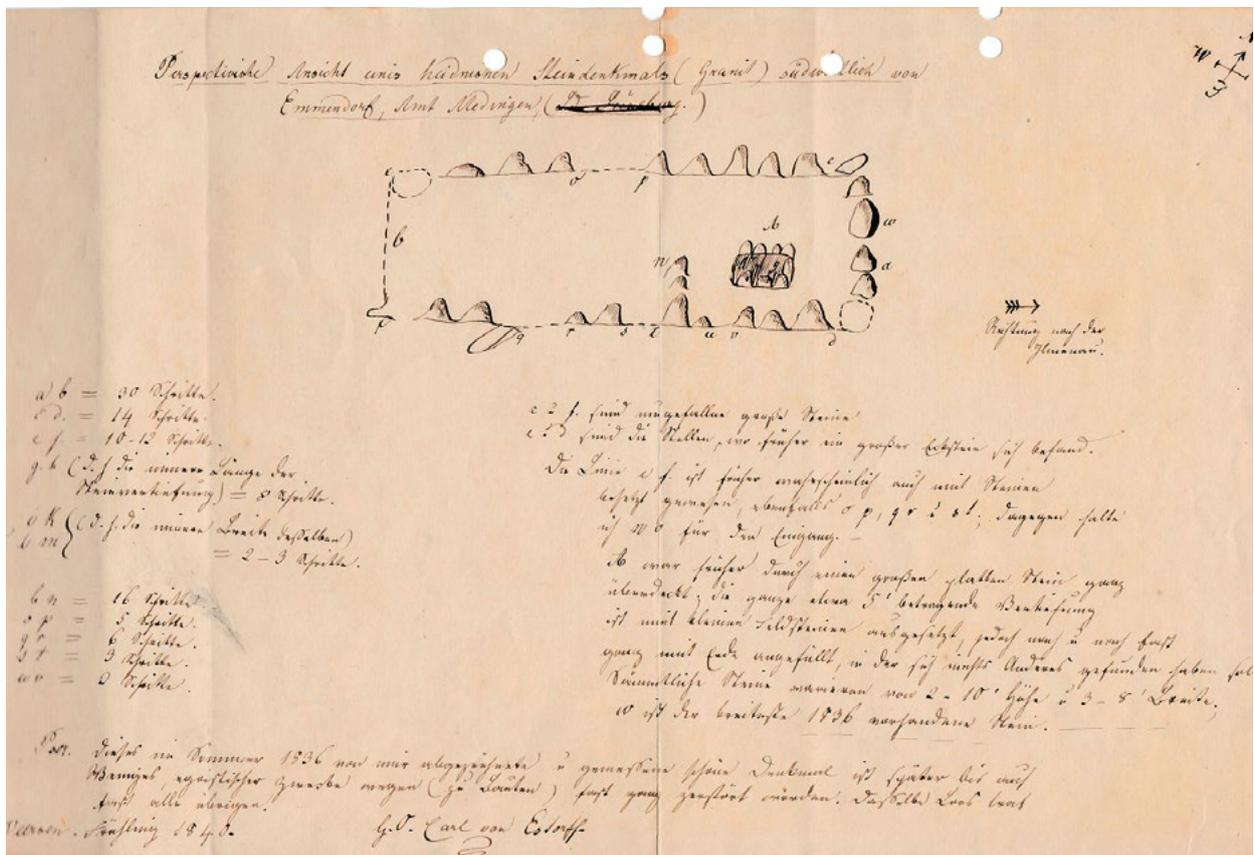


Abb. 5 Handzeichnung Estorffs zur Geländeaufnahme eines Großsteingrabes bei Emmendorf/Kreis Uelzen, 1840. Die Skizze wurde im Katalogwerk leicht geschönt wiedergegeben und zeigt damit bisher nicht bekannte Aspekte seiner Arbeitsweise. Sammlung Kreisarchäologie Uelzen

in Leben, Wohnen, Essen und Trinken, kurz in all das geben, was wir heute unter dem Begriff Alltagskultur subsumieren. Neben den Artefakten verdienen seiner Ansicht nach auch diejenigen Tier- und Pflanzenreste Aufmerksamkeit, die damit in Verbindung stehen. Selbst die organischen und mineralischen Spuren, die bei einer Ausgrabung registriert werden, sollen Beachtung finden, was für seine Zeit als ein ausgesprochen moderner Ansatz zu werten ist.

Inwieweit Estorff damit noch den archäologischen Laien zuzurechnen ist, sei angesichts der seinerzeit noch längst nicht erfolgten akademischen Etablierung der Altertumswissenschaften zur Mitte des 19. Jahrhunderts dahingestellt. Die Fakten seiner Arbeit rechtfertigen es wohl eher, ihn in dem Bereich des Überganges zu einer sukzessiven Verwissenschaftlichung des Faches anzusiedeln. Keinesfalls war er nur der „gediegene Localforscher“, wie er später einmal genannt wird.²⁵ Seine Diskussionen im Gesamtverein führte er mit unter anderem in engem Austausch mit Friedrich Lisch, Ludwig Lindenschmit und Leopold von Ledebur, auch mit Christian Jürgensen Thomsen, den er als Ausländer freilich nicht an der von ihm intensiv verfolgten Terminologiediskussion beteiligen wollte. Die lokale Forschung war für Estorff lediglich der Ausgangspunkt für weitergreifende denkmalpflegerische Überlegungen und Unternehmungen. Sein Name steht innerhalb der Forschungsgeschichte nicht für theoretische Innovationen. Methodischen Überlegungen zur relativen Chronologie, wie sie etwa von Thomsen und Johann Friedrich Danneil angestellt wurden, stand er sogar skeptisch gegenüber. Er distanzierte sich von der Anwendbarkeit des Dreiperiodensystems, da sich mit ihm die Vergesellschaftung von Funden vorgeblich unterschiedlicher Zeiten nicht erklären ließe. Dessen ungeachtet verbindet sich seine Tätigkeit mit dem Beginn einer professionalisierten Bodendenkmalpflege, die in ihrer Praxis lange Zeit nicht mit den fachlichen Entwicklungen der Archäologie Schritt halten konnte.

Estorff lässt bei allen seinen Arbeiten eine intensive Ortskenntnis der ihm seit frühester Jugend vertrauten Heidelandschaft erkennen, die sich zu seiner Zeit noch durch einen sehr geringen Waldbestand auszeichnete. Erst nach Abschluss seiner Feldarbeiten zu den *Heidnischen Alterthümern* fanden im vermehrten Maße Aufforstungen in der Lüneburger Heide statt, so auch im Raum Uelzen, der heute zu den walddreichsten Regionen Niedersachsens gehört. Insgesamt handelt es sich dabei um eine markante Kulturlandschaft, die aber nicht als solche wahrgenommen wurde und wird, sondern ganz im Gegenteil zum Synonym für „Natur“ geworden ist, sei es negativ besetzt als „Ödnis“ oder positiv überhöht im Sinne der „idealen Landschaft“. Diese nicht wahrgenommene Ungereimtheit findet bis heute Ihre Fortsetzung, wenn vom „Naturpark Heide“ die Rede ist, oder die Tourismusverbände eine erkennbar strukturierte Kulturlandschaft noch immer als intakte Natur vermarkten, in der kulturhistorisch interessierte Besucher auf „den Spuren der Vergangenheit“ wandern können.²⁶ Die Rolle der Heidelandschaft in ihrem Verhältnis zum vielseitig und letztlich indifferent besetzten Heimatbegriff sowie darüber hinaus der Begriff der Nation ist dabei durchaus ähnlich bedeutungsaufgeladen wie etwa der „deutsche Wald“.

Unbewusst eingebunden in die Wahrnehmung seiner Zeit scheint für Estorff zunächst eine Landschaftsfunktion von Bedeutung zu sein, die man im Jargon modernen Tourismusmanagements heute als „Mystery-Elemente“ bezeichnet. Es handelt sich dabei um Strukturen, die „den Betrachter zu weiterer Exploration“ im Sinne Rusos animieren. Zu diesen Elementen gehören eben auch Spuren früherer menschlicher Präsenz oder menschlichen Handelns, die sich ihrer Bedeutung nach nicht unbedingt beim ersten Anblick erschließen. Sie stellen häufig Landmarken dar, die Orientierung und Unverwechselbarkeit vermitteln. Dieser Aspekt des Geheimnisvollen steht zweifellos auch hinter Estorffs Absicht, „die uralten Gräber zum Reden“ bringen zu wollen. Im Laufe seines Forscherlebens erhalten archäologische Denkmäler für ihn die Qualität einer Art nationaler Ressource, und erfahren damit zugleich aber gegenüber einer rein romantischen Betrachtungsweise eine gewisse Rationalisierung. Die noch recht allgemein gehaltene Musealität des Objektes bei Kemble mündet hier schließlich in den Gedanken eines „germanischen Nationalmuseums“, dessen Gelehrtenausschuss Estorff später angehörte. Die Prägung durch die Tradition der Befreiungskriege

25 Josef Szombathy: Studienreise nach Deutschland und Dänemark. In: Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien 7, 1892, S. 105–121, hier S. 119.

26 Im Sinne der Dimensionen von Landschaft bei Olaf Kühne: Landschaftstheorie und Landschaftspraxis. Eine Einführung aus sozialkonstruktivistischer Perspektive. Wiesbaden 2013.

wird nicht zu leugnen sein. Allerdings finden wir keine erkennbar nationalchauvinistischen Elemente in seinen Ausführungen, wobei nochmals darauf hinzuweisen ist, dass es um die Estorff'schen Selbstzeugnisse karg bestellt ist und wir uns heute auf wenige Aussagen beschränken müssen. Die Bühne für seine Forschungen und Auftritte war die gelehrte Welt seiner Zeit, die in immer stärkerem Maße zum Ausdruck bürgerlichen Selbstverständnisses wurde.

Der Nationalgedanke mag für Estorffs wissenschaftliches Werk kaum legitimierend erscheinen, auch wenn er einem elterlichen Adelsmilieu entstammte, das ganz erheblich durch die Erfahrung der Befreiungskriege geprägt wurde. Dazu zeigte sein akribisches deskriptives Katalogwerk wohl auch zu wenig populäre Breitenwirkung und bot nur wenig Möglichkeit zur nationalchauvinistischen Instrumentalisierung. Estorffs Arbeit steht bereits losgelöst von einer rein romantischen Betrachtung der Dinge. Es scheint dabei wenig erkannt zu werden, dass mit der Betrachtung archäologischer Denkmäler als Ressource nationalen Bewusstseins bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst eine gewisse Versachlichung des archäologischen Objekts eintrat, durchaus in Konfrontation mit Innovation und Moderne.

Die Entwicklung der „Germanentümelei“ des 19. Jahrhunderts folgt erst später im Zusammenklang mit enormen technologischen und gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und schwillt dann freilich zum völkischen Getöse an. Die spätere Laienforschung der Region wurde durch Estorff oftmals zu der eingangs beschriebenen Amalgamierung von Landschaft, Mythos und Nation inspiriert. Bei diesen Rezipienten des Estorff'schen Werkes trat „die Nation“ allerdings hinter einem eng gefassten Heimatbegriff zurück, wie dies der Verfasser an anderer Stelle anhand der Rolle des Uelzener Heimatmuseums in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dargestellt hat.²⁷

27 Mahler (Anm. 6).

Die Insel Rügen und die Erforschung ihrer vorgeschichtlichen Denkmäler, 1800 bis 1860

Achim Leube

Die Insel Rügen ist heute nicht nur wegen ihrer natürlichen Schönheiten, sondern auch wegen des noch erhaltenen Reichtums vorgeschichtlicher Denkmäler eine der beliebtesten Urlaubs- und Erholungslandschaften Deutschlands. Der damit verbundene Tourismus sowie eine intensivere Beschäftigung mit dem vaterländischen Altertum setzten auf Rügen am Ausgang des 18. Jahrhunderts ein und erlebten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen starken Aufschwung.

Das ist auch verständlich, wenn man das wirtschaftliche und gesellschaftliche Umfeld betrachtet. Um 1800 war die etwa 1.000 km² große Insel von ca. 25.000 Menschen bewohnt, von denen etwa 20.000 Einwohner auf dem Lande in Leibeigenschaft einer überaus dominanten – mitunter auch als patriarchalisch bezeichneten – Gutsherrschaft lebten. In zwei kleinen Landstädten, Bergen (Stadtrecht 1613) und Garz (Stadtrecht 1319), gab es eine zahlenmäßig geringe Intelligenz – das Schulwesen lag ganz darnieder. Erst 1913 entstand ein rügensches Gymnasium in Bergen. Rügen gehörte seit 1637 zu Schweden, das aber nur geringe Steuern erhob und Schwedisch-Pommern weitgehend selbstständig beließ. Nachdem bereits unter König Friedrich Wilhelm I. 1720 die Grenzen Preußens bis zur Peene ausgedehnt worden waren, was zur Einverleibung Usedom-Wollins geführt hatte, verblieb nur der nördliche Teil Vorpommerns und Rügen als „Schwedisch-Vorpommern“ in schwedischem Besitz. Erst nach dem Wiener Kongress im Jahre 1815 fiel dieser Teil Pommerns – nun als Neuvorpommern und Rügen bezeichnet – an Preußen.¹

Die Entdeckung Rügens im frühen 19. Jahrhundert

Bereits in schwedischer Zeit wurde Rügen als eine „deutsche“ Insel entdeckt und aufgesucht. Es begann 1796 mit einer Reise Wilhelm von Humboldts. Viele dieser Reisenden haben ihre Erlebnisse und Eindrücke publiziert – und gingen dabei auch auf Burgwälle, Hünengräber, Opfersteine oder archäologische Privatsammlungen ein. Darauf wies schon der Stralsunder Historiker und Bibliothekar Rudolf Baier im Jahre 1886 hin, da nun „der Sinn für Rügens Naturschönheiten [geweckt] wurde und die Blicke auch Fernstehender [auf sie] gelenkt wurden. Bildende Kunst und Poesie wirkten gemeinsam zu diesem Erfolge“.² In ihrem 1999 erschienenen Buch *Rügen. Deutschlands mythische Insel* griffen die Kunsthistoriker Roswitha Schieb und Gregor Wedekind diese Feststellungen auf und steigerten sie:

„Die Insel Rügen steht in einer merkwürdigen Beziehung zu dem, was man deutsches Nationalgefühl nennen kann. Im ausgehenden 18. Jahrhundert wird Rügen von Dichtern und Denkern entdeckt als ein Ort, der sich wie kein zweiter dazu eignet, zum Raum nationaler Identifikation stilisiert zu werden“.³

- 1 Achim Leube: „Wohl unter den drei Kronen ließ sich’s gemächlich wohnen“ – Ein Gruß an Johann Callmer aus Südschweden. In: Zwischen Fjorden und Steppe. Festschrift für Johann Callmer zum 65. Geburtstag. Rahden/Westfalen 2010, S. 29–31.
- 2 Rudolf Baier: Die Insel Rügen nach ihrer archaeologischen Bedeutung. Stralsund 1886, S. 11.
- 3 Roswitha Schieb, Gregor Wedekind: Rügen. Deutschlands mythische Insel. Berlin 1999, S. 7.

Und an anderer Stelle interpretierten beide:

„1806 wird das alte Reich aufgelöst. In dieser historischen Situation tritt Rügen wie aus dem Nichts hervor und wird sehr schnell zu einer Kraftquelle für die ganze verhinderte Nation. Die Insel wird zu einem Ort, an dem sich von der Einheit des Vaterlandes in Freiheit träumen lässt. Fern von nüchternen politischen Überlegungen wird auf Rügen die nationale Einigung beschworen. Romantischer Freundschaftskult, Rückzug in die Innerlichkeit, Freiheitspathos und Todessehnsucht werden im Angesicht der rügenschon Kreidefelsen zu einem heiligen nationalen Gefühl verschmolzen. Der Ort Rügen dient einer Sakralisierung des Nationalgefühls. Die Nation wird heilig, die Stubbenkammer zum vaterländischen Altar.“⁴

Damals besang der Stettiner Dichter und Historiker Ludwig Giesebrecht Rügens zahlreiche Hünengräber mit den Worten:⁵

Hünengräber, groß und mächtig,
seh' ich um mich auf der Flur
und der Mond blickt mitternächtlich
auf verscholl'ner Völker Spur

Ludwig Gotthard Kosegarten (1758–1818)

Eine spezifische Bedeutung für die „Entdeckung“ Rügens hatte der im Pfarrhaus von Altenkirchen seit 1792 amtierende Pastor Ludwig Gotthard Kosegarten. Er stammte aus dem mecklenburgischen Grevesmühlen.⁶ Kosegarten machte bereits mit 17 Jahren eine Reise nach Rügen.⁷ 1777 kam er erneut auf die Insel und war zunächst für zwei Jahre als Hauslehrer tätig. Er besuchte Rügen abermals 1785, ehe er sieben Jahre später in Altenkirchen sein Amt als Pastor antrat. 1793 promovierte Kosegarten in Greifswald und wurde zum Konsistorialrat ernannt.⁸

Schon Baier hatte 1886 auf Kosegarten hingewiesen, der „in seiner stürmischen und überschwänglichen Weise seine Lieder zum Preise Rügens [sang].“⁹ Die oben zitierten Scheib und Wedekind fassten Kosegartens Bedeutung wie folgend zusammen: „Der Entdecker Rügens und der Erfinder des Mythos [Rügen] ist der Theologe Ludwig Gotthard Kosegarten.“¹⁰ Der Berliner Kunsthistoriker Willi Geismeyer sah Kosegartens Bedeutung ähnlich: „Auf der Insel Rügen fand er dessen erhabene Heldennatur wieder [gemeint ist der ‚Ossian‘ – A. L.]. Kosegarten wurde zu ihrem literarischen Entdecker und besang enthusiastisch ihre Urnatur, die Eichenhaine und Hünengräber.“¹¹ Kosegarten formulierte: „Schönheit ist das Göttliche in der Natur“ – das wurde auch von dem Maler Caspar David Friedrich aufgenommen.¹²

Nach seinem ersten Rügenbesuch 1775 beschrieb Kosegarten begeistert den Spaziergang vom Herthasee mit Burgwall zur Stubbenkammer: „Die ganze unermessliche Herrlichkeit der Gegend verdient Wallfahrten von fernen Orten.“¹³ In seiner Dichtung *Die Ralunken* würdigte er die Einmaligkeit Rügens:

„Unter Deutschlands nördlichen Provinzen ist keine weniger bekannt und zugleich keine, die diese Vernachlässigung weniger verdient, als die Insel Rügen. Ueberall die malerischsten Landschaften, die auffallendsten Aussichten, überall die unterhaltendste Mannigfaltigkeit: [...] Haine voller Grabmähle [sic!] und Opferaltäre usw.“¹⁴

4 Schieb/Wedekind 1999 (Anm. 3), S. 8

5 Ludwig Giesebrecht: Gedichte. Bd. 1. 2. Aufl. Stettin 1867, S. 208.

6 Erich Gülzow: Eine vergessene Schrift Karl Schildeners. In: Monatsblätter der pommerschen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde 53, 1939, S. 204–212, hier S. 205 mit Anm. 2. – Georg Bock: Die Bedeutung der Insel Rügen für die deutsche Landschaftsmalerei. Greifswald 1927. – Hier ist gut sein. Aus den Uferpredigten Ludwig Gotthard Kosegartens. Komm. und eingeleitet von Katharina Coblenz. Berlin 1988.

7 Peter Friedrich Kanngießer: Mittheilungen aus Greifswald und Pommern. Greifswald 1821.

8 Helmut R. Leppien: Friedrich und Pommern. In: Im Lichte Caspar David Friedrichs. Frühe Freilichtmalerei in Dänemark und Norddeutschland. Ausst.Kat. Hamburger Kunsthalle. Hamburg 2000, S. 12–15, hier S. 12.

9 Baier 1886 (Anm. 2), S. 11

10 Schieb/Wedekind 1999 (Anm. 3), S. 8.

11 Willi Geismeyer: Caspar David Friedrich. 4. Aufl. Leipzig 1988, S. 13.

12 Nach Geismeyer 1988 (Anm. 11), S. 13. – Leppien 2000 (Anm. 8), S. 12

13 Ludwig Gotthard Kosegarten: Stubnitz und Stubbenkammer. Gedichte 1. Leipzig 1788, S. 239.

14 Ludwig Gotthard Kosegarten: Die Ralunken. In: Gesterdings Pommersches Museum. Rostock 1782, S. 133.

In seinem 1778 verfassten Gedicht *Das Hünengrab in der Granitz* vermischte Kosegarten Vergangenheit und Gegenwart. Auch hier gilt, dass es Kosegarten war, dem die literarische Entdeckung der Hünengräber Rügens zuzuschreiben ist:¹⁵

Über den vier moosbewachsenen Steinen,
unter den drei rauschenden Eichen, Fried und Ruh!
Die ihr schlummert drunten, schlummert sanft,
die ihr fielet in der Freiheit ehrendem Kampf.

Steiget herauf, und reicht mir die Hand
voll Schwielen für die Freiheit, die ich liebe, wie ihr,
ich euer Enkel einer,
der Späteren, der Schwächeren einer!

Die Heroenzeit ist vorüber,
vertreten die Spur der Ahnentugend,
verstümt sind der Freiheit Donnerrufe,
verbrüllt die Schlachten für das Vaterland.

Kosegarten hob darin die Tugenden Wahrheit, Einfalt, Gerechtigkeit, Geradheit, Aufrichtigkeit als vaterländische, ja, als deutsche Tugenden heraus, um sie lasterhaften Eigenschaften entgegenzustellen.¹⁶ In seinem Gedicht *Stubnitz und Stubbenkammer* stilisierte er die Natur Rügens zur Quelle deutscher Kraft:¹⁷

Sey mir begrüßt im Sonnenstrahl
Gegrüßt du kühn erklommener Fels,
gegrüßt, o Königsstuhl!
Du meines deutschen Vaterlands
erhabner Markstein, rufe fern
dem Meerbewandler zu!

Steh still, du Meerbewandler! Steh
und neig dein Haupt und beug dein Knie
vor Deutschlands Herrlichkeit,
denn groß ist Deutschland. Seine Kraft
ist voll wie Meeresflut, und wild
wie diese Uferwand.

Ernst Moritz Arndt (1769–1860)

Die Untersuchung der patriotischen Rezeption der Insel Rügen ist ohne ein Eingehen auf den auf Rügen geborenen Ernst Moritz Arndt nicht zu denken. Rügen stellte für ihn eine unmittelbar prägende Realität dar.¹⁸ Unter dem Einfluss Arndts hatte sich auf Rügen ein weitläufig gebildeter Theologenkreis zusammengefunden. Dazu gehörte der Weltbürger und weit gereiste Wieker Pastor Theodor Schwarz,¹⁹ der schon damals an Arndts nationalistischen Übersteigerungen Anstoß nahm: „Es war ein Überbieten des Deutschtums im Franzosenhasse, was mir nicht zusagen konnte“.²⁰ Arndts Nationalgefühl entwickelte sich parallel zu Napoleons Aufstieg:

„Als Östreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen mit rechtem treuen Zorn zu hassen. [...] Auch der schwedische Partikularismus war nun auf einmal todt [...] als Deutschland durch seine Zwietracht Nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit.“²¹

15 Kosegarten 1788 (Anm. 13), S. 384.

16 Schieb/Wedekind 1999 (Anm. 3), S. 40.

17 Kosegarten 1788 (Anm. 13), S. 239. – Vgl. Schieb/Wedekind 1999 (Anm. 3), S. 185.

18 Schieb/Wedekind 1999 (Anm. 3), S. 95.

19 Erika Maskow: Theodor Schwarz. Greifswald 1934.

20 Nach Gülzow 1939 (Anm. 6), S. 206.

21 Ernst Moritz Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Leipzig 1840, S. 87–88. – Vgl. Schieb/Wedekind 1999 (Anm. 3), S. 99–100.

Der Hass auf Frankreich war nicht frei von nationalistischen und chauvinistischen Zügen, getragen auch von einer Ablehnung des französischen Rationalismus und der Revolution.²² Siebzigjährig – also in einem umstrittenen Nachhinein – verfasste er die *Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 1769–1812* und „stilisiert[e] Rügen zu einer Kraftquelle für sein gesamtes folgendes Leben, wo sich – passend zur wilden Natur und der heroischen Vorzeit der Hünengräber – noch kantige, originelle, urwüchsige Patriarchen aus dem Volk ungestutzt entfalten konnten“.²³ Arndt kannte die heimatlichen Denkmäler und nutzte diese als Hintergrund einer nationalen Glorifizierung. In seinem Gedicht *Lebenstaum* von 1813 erinnerte sich Arndt aus dem schlesischen Reichenbach an seine rügensche Heimat und die dortigen „Hünengräber“:²⁴

Wollen wir weitere Fahrt, so winken uns Gräber der Helden,
Gräber der Väter, die ernst mahnen an frühere Zeit,
Mahnen an tapfere Männer, die Freiheit mit Eisen beschirmten,
Die in dem Handschlag die Treu trugen, im Schwerdte die Macht.

Siehe, du findest sie rings auf der Insel, die Mäler der Vorzeit,
Jenes Gigantengeschlechts, welches die Zwerge erstaunt,
Magst du in Crakows Hain im Schauer der Gräber wandeln
Oder bei'm heitern Ramin sehen die Hügel gethürmt,
Mag dich auf Pazigs Höh'n, auf Ossians Campischen Haiden
Wehmuth der nichtigen Zeit, worin du athmest, umweh'n.

Johann Jacob Grümbke (1771–1849)

Ein ergänzendes Pendant zur Poesie und Dichtung Kosegartens verkörpert der rügensche Heimatforscher Johann Jacob Grümbke. Ihm verdanken wir den eigentlichen Aufschwung in der Beachtung, Erfassung und wissenschaftlichen Deutung der prähistorischen „Alterthümer“ Rügens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Johann Jacob Grümbke wurde am 6. September 1771 in Bergen/Rügen als Sohn des Arztes und Landphysikus Christian Stanislaus Grümbke geboren und wuchs nach dem frühen Tod der Eltern bei den Großeltern in der Universitätsstadt Greifswald auf.²⁵ Von 1783 besuchte er das städtische Gymnasium in Stralsund, wo er Ernst Moritz Arndt kennen und schätzen lernte. In den Jahren 1790 bis 1795 studierte er Rechtswissenschaften in Göttingen, Erlangen und Greifswald. Danach ließ er sich in Bergen als Privatgelehrter nieder und wohnte dort bis zu seinem Tode am 23. März 1849.²⁶

In diesen nahezu fünf Jahrzehnten avancierte Grümbke zum Nestor der rügenschen Geschichtsforschung und erhielt 1830 den Titel eines Ehrendoktors der Universität Greifswald. Nachdem er 1805 unter dem Pseudonym „Indigena“ erste Einblicke in Rügens Kultur, Landschaft und Geschichte publizierte, folgte 1819 sein bewunderungswürdiges zweiteiliges Grundlagenwerk *Neue und genaue geographisch-statistisch-historische Darstellungen von der Insel und dem Fürstenthume Rügen*.²⁷ Grümbke sympathisierte mit der französischen Revolution, übertrug die *Marseillaise* ins Deutsche und unterstützte Arndt bei dessen Schrift *Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen*.

In seinem Grundlagenwerk von 1819 schrieb er, dass „ungeheure Erdwälle und Schanzen, be- mooste Steinbetten und wildgewachsene Grabhügel, atheidnische Steinkreise und Opfersteine, ausgegrabene Aschenkrüge, Gerippe und Steinäxte die Insel [Rügen] zu einem merkwürdigen

22 Geismeier 1988 (Anm. 11), S. 11. – Zur Bedeutung Arndts siehe Walter Erhart (Hrsg.): Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Deutscher Nationalismus – Europa – transatlantische Perspektiven. Tübingen 2007 sowie Dirk Alvermann (Hrsg.): Ernst Moritz Arndt. Anstöße und Wirkungen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern 46). Köln 2011.

23 Schieb/Wedekind 1999 (Anm. 3), S. 97.

24 Ernst Moritz Arndt: Gedichte. Vollständige Sammlung. Berlin 1860, S. 263–268, hier S. 266.

25 André Farin: Indigena – der einheimische Historiker Johann Jacob Grümbke (Garzer Museumsrede 9). Garz 1999.

26 Egbert Hildebrandt: 350 Jahre Stadt Bergen. Studien zu einer Geschichte der Stadt aus Anlaß ihres Jubiläums am 30. Juni 1963. Putbus 1963, S. 54.

27 Johann Jacob Grümbke: Neue und genaue geographisch-statistisch-historische Darstellungen von der Insel und dem Fürstenthume Rügen. Zweiter Theil. Berlin 1819.

Lande für Fremde, wie für die Einheimischen“ machen.²⁸

Bereits in seiner Rügen-Reise von 1803 widmete er den „Hünengräbern bei Krakow“ – ein kleiner Hof unweit der Stadt Bergen – ein ganzes Kapitel und behielt seinen sachlichen und nüchternen Stil bei:

„Die tiefe Stille, die das Schauerliche dieses Hains noch verstärkt, der in dem grauen Altertum ein wichtiger Platz gewesen zu sein scheint, brachte mich auf einige Spekulationen und Vermutungen über die Entstehung und das Alter dieser und ähnlicher Monumente der Insel.“²⁹

Dabei stellte er sich die Frage, ob „die Erdhügel und Steinkisten [...] aus gleichen oder verschiedenen Zeitaltern“ stammen „und für wen wurden sie errichtet?“³⁰ Die Deutung als Gräber von Riesen (Hünen) lehnte er ab und vermutete, dass sie die Gräber „der Edlen und Heerführer“ der „rohen“ Germanen und Slawen waren. Da die Hügelgräber „keine Kenntnis mechanischer Künste“ voraussetzen, waren sie nach Grübke die Gräber der „rohen“ Germanen (Rugier), während die „Steinkisten [mit ihren] größeren Spuren der Kunst“ von ihm den nachfolgenden Slawen zugewiesen wurden.³¹ Seine Unsicherheit behält er bei: „Sie liegen jetzt da als unbekannte Wesen der Vergangenheit, quae caliginosa nocte premit Deus“.³²

Friedrich Freiherr von Hagenow (1797–1865)

Erste typologische und systematische Darstellungen der archäologischen Fundarten Rügens und ihrer Datierung setzten mit Friedrich von Hagenow ein. Der Sohn eines adligen Gutsbesitzers wurde am 19. Januar 1797 auf dem Gut Langenfelde bei Grimmen geboren.³³ Bereits 1809 begann er ein vielseitiges Studium der Ökonomie, des Verwaltungswesens, der Mathematik, Mechanik, der Landwirtschaft und Veterinärmedizin. Nach dem Studium kam er als Volontär auf das Gut Groß Schoritz, auf dem Ernst Moritz Arndt 1769 geboren war, und lernte von hier aus Rügens Altertümer kennen. So schrieb er:

„Im Jahre 1815 [hörte] ich zum erstenmal [sic!] von Hünengräbern reden und erblickte mit Erstaunen diese ältesten Werke der Vorzeit. Ein Besuch bei Pastor Franck zu Bobbin um Pfingsten 1816 und das Anschauen seiner Alterthümer hob den Schleier vor meinem Blicke.“³⁴

1826 hatte Friedrich von Hagenow von der in Stettin entstandenen Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde den Auftrag erhalten, die rügenschon Grabdenkmäler zu vermessen. Dazu musste er mit ingenieurtechnischer Kenntnis eine Gesamtvermessung Rügens durchführen. Diese lag 1829 als *Special-Charte der Insel Rügen* im Maßstab 1:50.000 vor.³⁵ Es war die erste topografische Karte Rügens mit der differenzierten Eintragung der oberirdischen Bodendenkmäler und der Wüstungen. Die Anregung zu dieser gewaltigen Arbeit im Sinne einer „archäologischen Landesaufnahme“, wie sie sich erst hundert Jahre später in Deutschland einbürgerte, ging ursprünglich auf den Direktor des Königlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte Konrad Levezow zurück. Hagenow bewertete diese Arbeit als ein „vaterländisches Werk“.³⁶

28 Grübke 1819 (Anm. 27), S. 209.

29 Indigena [Johann Jacob Grübke]: Streifzüge durch das Rügenland. Altona 1805. Nachdruck Leipzig 1988, S. 175.

30 Indigena (Anm. 35), S. 176.

31 Indigena (Anm. 35), S. 176–177.

32 Indigena (Anm. 35), S. 178.

33 Heiko Beckmann: Friedrich von Hagenow und sein Wirken für die Ur- und Frühgeschichtsforschung. In: Günther Mangelsdorf (Hrsg.): Tradition und Fortschritt archäologischer Forschung in Greifswald. Frankfurt a. M. u.a. 1997, S. 33–55, hier 33–35.

34 Baier 1886 (Anm. 2), S. 13, Anm. 1

35 Weimar, Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Kartenmagazin, Sign. Kt. 144 – 7 B.

36 Beckmann 1997 (Anm. 33), S. 40.

Die vorgeschichtlichen Gräber gliederte Hagenow in seinen verschiedenen Arbeiten in acht Kategorien:³⁷

1. Steingräber im Sinne der Großdolmen. Er kannte damals 135 derartige Großsteingräber.
2. Großsteingräber mit Steineinfassung und Aufhügelung. Zu diesem Typ gehörten 26 Anlagen.
3. Großsteingräber vom Typ 2, jedoch mit der quer angeordneten Grabkammer am Westende. Davon kannte Hagenow noch 75 Gräber.
4. Gewaltige Hügelgräber von 6 bis 8 m Höhe und Steinkranz am Fuß. Sie enthielten Urnen mit Beigaben zwischen Steinpackungen. Ihre Zahl betrug 1829 noch 178 Denkmäler.
5. Flache Steinhügelgräber von 0,3 bis 1,5 m Höhe und einem Steinkranz. Damals zählte Friedrich von Hagenow noch 659 derartige Hügel, von denen nur 230 etwa 1,5 m hoch waren.
6. „Kegelförmige“ Hügelgräber mit einem Erd-Stein-Mantel und 1 bis 2 m Höhe. Diese lagen in größeren Gruppen und enthielten „in der Regel nur Knochenreste, niemals aber Urnen und Waffen“. Vermutlich hatte Friedrich von Hagenow damit auch slawische Hügelgräber erfasst. Er kannte nur 33 Grabgruppen, addierte aber 190 Denkmäler hinzu, die er seinen Typen 4–6 nicht sicher zuordnen konnte.
7. Erdhügelgräber von etwa 1 m Höhe und „ohne alle Steine“. Das waren 1829 noch 583 Gräber.
8. Urnenfriedhöfe mit Steinverkleidung der Urnen: „Man findet in ihnen selten etwas anderes als Asche und gebrannte Knochen“. Zu Hagenows Zeit waren nur fünf derartige Friedhöfe bekannt.

Da ihm keine weiteren Aussagen zur Typologie der Bodendenkmäler zur Verfügung standen, hatte Friedrich von Hagenow in seiner Gliederung vorwiegend die äußere Form der Denkmäler berücksichtigt. Rudolf Baier merkte bereits die fehlende Beachtung der Grabform, der Beigaben sowie der Form und Verzierung der Urnen an, die eine genauere beziehungsweise abweichende Gliederung ermöglicht hätte.³⁸ Hagenows Statistik zählte noch 1.884 Denkmäler, davon nur fünf Urnenfriedhöfe. Die Typen 1 bis 3 bezeichnen die neolithischen Grabanlagen – damals noch 236 Megalithgräber.

1832 zog Hagenow von Loitz nach Greifswald und bestimmte nun die archäologische Forschung in der Universitätsstadt.³⁹ Erst jetzt konnte seine Sammlung auch von Berliner Museumsleuten besichtigt und gewürdigt werden. Nach Hagenows Tod am 18. Oktober 1865 wurde seine archäologische Sammlung durch das Provinzial-Museum in Stralsund, dem heutigen Stralsund Museum, angekauft.

Rügens „Hünengräber“ und die germanische Vergangenheit

Mit der Bewunderung und Verehrung dieser uralten Denkmäler begann im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auch ihre Einbeziehung in die nationale Geschichtsdeutung:

„Mit der Romantik setzte ein neuer Aufschwung des nationalen Denkens ein. Zu seiner stärksten Triebkraft wurde der Haß gegen Frankreich und gegen Napoleon. [Es] verbreitete sich ein militantes Nationalbewußtsein, das soziale Fragen in den Hintergrund treten ließ.“⁴⁰

So dienten besonders die Megalithgräber Rügens zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschiedenen Malern, besonders aber Caspar David Friedrich als ein aussagekräftiger Hintergrund.⁴¹ Seine Gemälde *Hünengrab im Schnee*⁴² und die Zeichnung *Hünengrab am Meer* beide 1807 (Abb. 1)⁴³ sollten

37 Baier 1886 (Anm. 2), S. 59–61. – Vgl. Beckmann 1997 (Anm. 33), S. 40–42.

38 Baier 1886 (Anm. 2), S. 61–62.

39 Johann Gottfried Ludwig Kosegarten: Berichte des Greifswalder Ausschusses. 1. Ueber das Jahr vom 15ten Juni 1832 bis dahin 1833. In: Baltische Studien 3, 1836, H. 2, S. 245–249, hier S. 247.

40 Geismeier 1988 (Anm. 11), S. 9.

41 Willi Geismeier: Mensch und Landschaft der Ostseeküste. Gemälde – Grafiken. Putbus 1968. – Achim Leube: Schöne Bodendenkmale in der Deutschen Demokratischen Republik und ihre Widerspiegelung in der bildenden Kunst. Tagungsband „Bodendenkmalpflege“. Berlin 1983, 243–245.

42 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Galerie Neue Meister, Dresden, Gal.-Nr. 2196, URL: <https://skd-online-collection.skd.museum/Details/Index/241955> [5.5.2021].

43 Klassik Stiftung Weimar, Weimar, Inv.-Nr. 516.



Abb. 1 Hünengrab am Meer, Caspar David Friedrich, 1807, Bleistift, Sepia, 64,5 x 95 cm. Klassik Stiftung Weimar, Inv.-Nr. 516

mit ihren nahezu identischen drei Eichen das alt-deutsche Element verkörpern.⁴⁴ „Das ‚Hünengrab im Schnee‘ [ist] ein Bild der Hoffnung auf das Wiedererwachen des patriotischen Geistes, als dessen Zeugen die Heldengräber nationaler Vorzeit gelten.“⁴⁵ Geismeyer ordnete diese patriotischen Motive dem Charakter und der Herkunft nach zur Tradition der „nordischen Renaissance“ und formulierte: „In einer ossianisch kargen, nordisch-nebligen Landschaft erscheinen Hünengrab und Eichen als Zeugen einer heroischen nationalen Vergangenheit.“, damit wurden die Megalithgräber wegen der „Bedrohung Deutschlands und den Kampf gegen die französische Fremdherrschaft aktualisiert und künstlerisch konkretisiert“.⁴⁶

Die Insel Rügen hatte Caspar David Friedrich besonders angezogen und so war er in den Jahren 1801/02, 1806,⁴⁷ 1809, 1815 und 1826 mehrfach zu Studienzwecken auf Rügen.⁴⁸ Das Motiv des „Hünengrabes“ – es waren sowohl Megalithgräber wie auch Hügelgräber – entstand am Vorabend der Befreiungskriege als Ausdruck der vom Bürgertum getragenen Stilbewegung der christlich-religiösen Romantik mit ihrer patriotischen Grundhaltung. Sie wird daher auch als „patriotische Romantik“ bezeichnet.⁴⁹ Friedrich, selbst kein politischer Heißsporn, war mit Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner und Friedrich Ludwig Jahn befreundet und von diesen beeinflusst. Nach 1806 pflegte Friedrich auch mit Heinrich von Kleist eine Freundschaft und schuf 1812/13 das Heldengrabbild *Das Grab des Arminius*⁵⁰. Das Drama *Hermannsschlacht* von Heinrich von Kleist wurde der Öffentlichkeit allerdings erst 1821 bekannt.⁵¹ Arminius wurde in jener Zeit zum Vorbild „im

44 Letzteres könnte auf Rügen bei Nobbin unweit Arkonas gezeichnet worden sein, da hier ein Megalithgrab noch heute erhalten ist. Allerdings hat Friedrich nicht alle seine Sujets auf Rügen gezeichnet.

45 Geismeyer 1988 (Anm. 11), S. 49.

46 Geismeyer 1988 (Anm. 11), S. 49.

47 Nachdem Friedrich im Sommer 1801 erstmals auf Rügen weilte, machten er, sowie der Greifswalder Universitätsprofessor Karl Schildener und der Maler Philipp Otto Runge von der zweiten Junihälfte bis 2. Juli 1806 eine Reise nach Rügen. Siehe Geismeyer 1988 (Anm. 11), S. 23.

48 Geismeyer 1988 (Anm. 11), S. 23.

49 Helmut Börsch-Supan: Zwischen Kopenhagen und Dresden: Berlin. In: Im Lichte Caspar David Friedrichs. Frühe Freilichtmalerei in Dänemark und Norddeutschland. Ausst.Kat. Hamburger Kunsthalle. Hamburg 2000, S. 16–23, hier S. 19.

50 Kunsthalle Bremen, Bremen, Inv.-Nr. 111-1909/55.

51 Geismeyer 1988 (Anm. 11), S. 19.



Abb. 2 Hünengrab auf Rügen, Ferdinand Konrad Bellermann, 1851, Wandmalerei im Saal der Nordischen Altertümer des Neuen Museums Berlin (Kriegsverlust). © Zentralarchiv der Staatlichen Museen zu Berlin, Ident.Nr. ZA 1.1.3./02824

Kampf der Deutschen gegen die fremden Eindringlinge“ stilisiert.⁵² 1819 reiste Friedrich mit dem Dresdener Carl Gustav Carus nach Rügen. Carus durchwanderte die Insel und war von ihrer „Urnatur“ stark beeindruckt. Auch er malte verschiedene Megalithgräber, wie *Hünengrab mit ruhendem Wanderer*⁵³ oder *Hünengrab mit auffliegender Eule*⁵⁴ und fertigte seinen Reisebericht *Eine Rügenreise im Jahre 1819 an*.⁵⁵

Nicht nur der Dresdner Kunstkreis um Friedrich sah sich von der pittoresken Gestalt Rügens und seiner archäologischen Denkmäler angezogen, auch Berliner Künstler

machten ihre Rügen-Reisen. 1821 war Karl Friedrich Schinkel mit Bauaufträgen auf Rügen, 1828 folgte Carl Blechen und schließlich 1830 Wilhelm Krause, dann seit 1837 der Thüringer Friedrich Preller der Ältere, seine Schüler Carl Hummel und Edmund Kanoldt sowie sein Sohn Friedrich Preller der Jüngere. Ferdinand Konrad Bellermann, der mit Preller d.Ä. und Sixtus Armin Thon 1839 nach Rügen reiste, führte danach 1851 und 1852 zwei Wandmalereien für den „Saal der Nordischen Altertümer“ im Neuen Museum zu Berlin aus. Auf diesen stellte er Arkona mit (hier nicht befindlichen) Hünengräbern (Abb. 2) und Stubbenkammer mit einem (dort unbekanntem) „Opfering“ dar.⁵⁶

Rügen-Reisen und Rügen-Reisende im frühen 19. Jahrhundert

Wie kam man damals nach Rügen und was suchte man dort auf? Caspar David Friedrich und andere fuhren mit dem Segelschiff oder seit 1828 mit dem Dampfschiff von Greifswald oder Stettin nach Putbus. Von Berlin aus konnte man seit 1843 die Eisenbahn bis Stettin und erst seit 1864 bis Stralsund nutzen. Putbus war zu Beginn des 19. Jahrhunderts der wichtigste kulturelle Ort Rügens. Hier lebte Fürst Wilhelm Malte zu Putbus, der die europäische Welt bereist hatte und neben einer bedeutenden Gemälde- und Antikensammlung auch eine der ersten Altertümersammlungen besaß. Er initiierte den eigentlichen Badebetrieb an der Ostsee, indem er 1816/17 ein Badehaus bei Lauterbach errichtete. Von hier und vom Jagdschloss Granitz bei Binz aus fanden die ersten Badeversuche in der offenen Ostsee statt. Seit 1828 erweiterte der Fürst zu Putbus den Naturhafen zu Lauterbach um eine „Fürstliche Landungsbrücke“, auf welcher er 1819 den preußischen König Friedrich Wilhelm III. auf dessen Rügen-Reise empfing.⁵⁷

52 Geismeier 1988 (Anm. 11), S. 19, 49.

53 Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Galerie Neue Meister, Dresden, Gal.-Nr. 2215 K, URL: <https://skd-online-collection.skd.museum/Details/Index/240499> [5.5.2021].

54 Stralsund, Stralsund Museum (?), Hinweis auf Standort des Gemäldes siehe Insula Rugia e.V., Malerlexikon, Carus, Carl Gustav, URL: <http://insularugia.de/projekte/malerlexikon/malerlexikon-c-carus-carl-gustav/> [21.5.2021].

55 Carl Gustav Carus: Lebenserinnerungen uns Denkwürdigkeiten. Erster Theil, Leipzig 1865, S. 259–276.

56 Marion Bertram: Vom „Museum Vaterländischer Alterthümer“ im Schloss Monbijou zur „Sammlung der Nordischen Alterthümer“ im Neuen Museum. Die Ära Ledebur 1829 bis 1873. In: Wilfried Menghin (Hrsg.): Das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte. Festschrift zum 175-jährigen Bestehen. Berlin, Leipzig 2004/05, S. 31–79, hier S. 48.

57 Werner Berg, Wulf Krentzien: Rügen – Impressionen, Informationen, Visitenkarten. Folge 4, Bergen 1994, S. 60.

Von Putbus aus wählte man den Landweg über Bergen und weiter mit der Fähre nach Lietzow (erst 1863 entstand hier ein Damm) oder über den Hohlweg bei der Ortschaft Prora und erreichte dann den Marktflecken Sagard. Hier teilte sich der Weg nach Arkona beziehungsweise nach Stubbenkammer – das waren die beiden wichtigsten Reiseziele. Seit 1796 waren bereits ein Kutschenweg von Sagard zur Stubbenkammer mit dem Königstuhl und ein Abstieg zum Strand mit 600 Stufen angelegt. 1801 entstand ein erstes Gasthaus am Königstuhl.

Auch Wilhelm von Humboldt nutzte im Jahre 1796 Sagard als Ausgangspunkt seiner Wanderungen. Ihm folgten im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts die Reiseschriftsteller und Dichter Heinrich Friedrich Ludwig Rellstab, Karl Nernst (ein Schüler Ludwig Gotthard Kosegartens), Heinrich Laube, Karl Lappe und Fritz Reuter. Am bekanntesten ist wohl der Romantiker Adalbert von Chamisso, der im Jahre 1823 Rügen als Botaniker besuchte und hier das bekannte Gedicht *[Die] Jungfrau von Stubbenkammer* nach einer Sage verfasste.

Rügensche Privatsammlungen archäologischer Altertümer

Der Beitrag der einheimischen interessierten Kreise – abgesehen von den Einzelleistungen eines Johann Jacob Grümbke und des nicht auf Rügen lebenden Friedrich von Hagenow – bestand in dieser Zeit im Aufbau mehr oder weniger großer Sammlungen archäologischer Artefakte. Es ist jene Phase der einsetzenden Zerstörung der oberirdischen Bodendenkmäler und der Intensivierung der Landwirtschaft. Der gepflasterte Straßenbau setzte 1847 mit der Chaussee von Altefähr nach Bergen und Samtens-Garz ein.⁵⁸ Parallel dazu entstanden die großen Gutshäuser, Scheunen und Stallungen, deren Fundament auf gesprengten Feldsteinen ruhte. So wurde eine ungeheure Fülle archäologischer Funde aufgedeckt und nahezu an alle Rügenbesucher und interessierte Museen verschleudert. Feuersteingeräte von Rügen sind inzwischen in fast allen Museen Deutschlands und in größeren europäischen Sammlungen vorhanden. Im 19. Jahrhundert haben viele Hotel- und Gasthofbesitzer archäologische Sammlungen aufgebaut, um für die Attraktivität ihrer Einrichtung zu werben.⁵⁹

In seiner ersten forschungsgeschichtlichen Übersicht zur „archaeologischen Bedeutung“ Rügens hob der Stralsunder Museumsdirektor Rudolf Baier besonders die Sammlung des Pastors Bernhard Olivier Franck (auch Frank) hervor.⁶⁰ Dieser wurde am 25. Juni 1758 in Zarnekow bei Demmin geboren und verstarb am 4. November 1833. Franck besuchte die Schulen in Wolgast und Greifswald, um danach bis 1780 ein Studium der Theologie in Greifswald und Göttingen aufzunehmen.⁶¹ 1791 kam er als Hauslehrer bei Pastor Johann Christoph Baier in Bobbin auf Jasmund nach Rügen. Private Reisen nach Schweden und die dortige Bekanntschaft mit Gelehrten veranlassten ihn nicht nur zum Sammeln und zum Aufbau umfangreicher Kollektionen von Gesteinen, Fossilien, Bernstein und archäologischen Gegenständen, sondern auch zu ersten Ausgrabungen.⁶² Die Sammlung war stets ein Anziehungspunkt für Reisende, wie etwa den Berliner Probst Johann Friedrich Zöllner, Wilhelm von Humboldt, Caspar David Friedrich, Karl Friedrich Schinkel, Gotthilf Heinrich von Schubert, Karl Friedrich Zelter oder Christian Stein. Nach seinem Tode wurde die Sammlung Franck an den Fürsten zu Putbus verkauft und von diesem dem Provinzial-Museum in Stralsund „zur Aufbewahrung und Aufstellung anvertraut“.⁶³

58 Martin Holz, Wulf Krentzien: Eine Inselchronologie, Teil 2. In: Rügen. Impressionen – Informationen – Visitenkarten 2, 1992, S. 50–51.

59 Achim Leube: Die Anfänge der prähistorischen Forschung in Vorpommern des 13. bis 18. Jahrhunderts. In: *Instantia est Mater Doctrinae*. Festschrift für Władisław Filipowiak. Szczecin 2001, S. 375–385, hier S. 375–377.

60 Baier 1886 (Anm. 2), S. 12.

61 Adolf Häckermann: Frank, Bernhard Olivier. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 7. Leipzig 1877, S. 247–248. – Grete Grewolls: Frank, Bernhard Olivier. In: *Wer war wer in Mecklenburg-Vorpommern? Ein Personenlexikon*. Bremen 1995, S. 136.

62 [Bernhard Friedrich Olivius Franck]: Beschreibung eines neulich aufgeräumten heidnischen Grabmals zu Banzelwitz auf Wittow. In: Christian Ehrenfried Weigel (Hrsg.): *Magazin für Freunde der Naturlehre und Naturgeschichte*. 1. Band, 1. Stück, 1794, S. 97–104, hier S. 97–99.

63 Baier 1886 (Anm. 2), S. 12, Anm. 2. Eine genauere Darstellung dieser Forschungsgeschichte ist durch den Verfasser vorgesehen.

Nur wenige Kilometer von Bobbin entfernt und zeitgleich mit Pastor Franck baute der Gastwirt Carl Schepler in Sagard eine umfangreiche archäologische Sammlung auf. Er war seit 1819 Inhaber des dortigen Gasthofes „Zur Fürstenkrone“. In Sagard entstand um 1750 ein eisen- und kohle-säurehaltiger Heilbrunnen mit Badehäusern, Park- und Gartenanlagen an der Brunnenau, wodurch Sagard als der älteste Badeort Rügens gilt. Sagard war der Ausgangspunkt der Reisen zu den beiden bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Rügens – dem Kap Arkona und zu den Kreidefelsen um Stubbenkammer. Der bekannte Theologe und Mitbegründer der Berliner Universität Friedrich Schleiermacher suchte Sagard mehrfach auf.

Der Sammler Carl Schepler galt als „eine originelle Persönlichkeit“, dessen Fundstücke sich auch gekrönte Häupter wie Friedrich Wilhelm IV. in Augenschein nahmen. Zu den Besuchern gehörte 1846 ferner der Schriftsteller Friedrich Anton von Schönholz⁶⁴, der die „Alterthumssammlung“ allen Rügen-Reisenden empfahl. Ebenso suchte der mitunter spöttische Autor Heinrich Laube bereits 1835 Schepler auf,

„der aber in seinem grünen Rocke, in seiner ganzen rüstigen Wohlgenährtheit und taktfesten Geschäftigkeit, mit seiner schwedischen Physiognomie noch lebendig vor mir steht. [...] Ganz mit eigner Hand hat er sich im Wirthszimmer eine Sammlung aller rügenschen Merkwürdigkeiten angelegt, giebt Auskunft und die kundigsten, besonnensten Hypothesen über alle Steine, Muscheln, Opfermesser, Streitäxte von Stein, Urnen, die sich auf, bei und unter Rügen irgend vorfinden. Das Meiste hat er selbst zusammen gesucht [...]“.⁶⁵

Obwohl Schepler bereits 1853 den Verkauf oder die Verpachtung des Gasthofes „Zur Fürstenkrone“ mit „einer Sammlung Rügenschwer Alterthümer“ annoncierte, blieb er weiterhin aktiver Sammler.⁶⁶ Erst 1869 verkaufte er den größeren Komplex seiner Sammlung dem Stralsunder Provinzial-Museum.⁶⁷ Rudolf Baier vermerkte zum Schicksal der Sammlung Schepler:

„Bei dem weiten Rufe, den die Scheplersche Sammlung einst genoss, wird es für manchen unserer Leser nicht ohne Interesse sein, das Schicksal derselben kennen zu lernen. [...] Ein junger Mann, Jurist, wurde bei mehrwöchentlichem Aufenthalte auf Rügen von dem dort Gesehenen so bezaubert, dass er sich glücklich schätzte, die Scheplersche Sammlung für 2000 Thaler käuflich zu erwerben. Der Käufer gewann einen Freund als Partner; die beiden führten die Sammlung nach London, stellten sie dort Wochen lang zum Verkaufe aus und brachten sie dann, da ein solcher nicht zu Stande kam, nach Deutschland zurück; sie wurde dann dem Provinzialmuseum angeboten und von diesem für 450 Thaler erworben, ein Preis, den ich bei den vielen vom Museum abgeschlossenen Käufen von Sammlungen als den verhältnissmässig höchsten nennen muss, den es überhaupt gezahlt hat.“⁶⁸

Ein anderer Sammlertyp war der Staatsanwalt Julius Robert Rosenberg, der 1849 seinen Wohnsitz in Bergen nahm. Dank seiner „von vielen gefürchteten Stellung“ kam er in alle Gegenden Rügens und lernte „Personen der verschiedenartigsten Kreise“ kennen und kam „auf solche Weise [...] zur meist mühelosen Erwerbung von Alterthümern“.⁶⁹ Diese umfangreiche archäologische Sammlung ist in ihrer regionalen Bedeutung bisher nicht veröffentlicht worden. Rosenberg hatte sie nach seinem Tode 1881 testamentarisch dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg vermacht. Den Wert seiner Sammlung sah Rosenberg in ihrer „kulturhistorischen Seite der Geschichtsforschung“, wie sie die Satzung des Nürnberger Museums auch vorsah.⁷⁰ Nach Rosenberg sollte man nicht in lokaler Hinsicht ausstellen, sondern Vergleichsmaterial „durch alle Zeiten und Gegenden“ nach Typen ordnen und ausstellen. Daher sammelte er sehr umfangreich, um auch „die verschiedenartigen Gerätformen in möglichster Vollständigkeit zur Anschauung zu bringen“.⁷¹

64 Friedrich Anton von Schönholz: Die Insel Rügen. Ein Taschenbuch für Reisende. Stettin 1836, S. 109.

65 Heinrich Laube: Eine Fahrt nach Pommern und der Insel Rügen. Bremen 1834. Nachdruck Bremen 1996, S. 108

66 Stralsunder Zeitung vom 12.01.1853.

67 Eingangsinventar des „Provinzial-Museums Stralsund“ für das Jahr 1869.

68 Baier 1886 (Anm. 2), S. 14–15, Anm. 1.

69 Baier 1886 (Anm. 2), S. 13–14.

70 August von Essenwein: Vorwort. In: [Johanna Mestorf]: Katalog der im germanischen Museum befindlichen vorgeschichtlichen Denkmäler (Rosenberg'sche Sammlung). Nürnberg 1886, S. 4.

71 Mestorf (Anm. 70), S. 14

Die Institutionalisierung der Erforschung der rügenschon Altertümer

Die Erforschung und wissenschaftliche Beachtung der einzigartigen archäologischen Denkmäler Rügens erfolgte im 19. Jahrhundert außerhalb der Insel. In den beiden Städten Bergen und Garz bildete sich zu dieser Zeit weder ein Heimatverein noch entstand ein Heimatmuseum. Der Chronist und Heimatforscher Johann Jacob Grumbke, Bergen, blieb eine Ausnahme, dem es auch nicht gelang, einen Interessentenkreis als Keimzelle künftiger Kulturarbeit um sich zu sammeln. Erst 1937 setzte der Lehrer und Kantor Ernst Wiedemann, Garz, die Gründung und den Aufbau eines kulturhistorischen Museums in Garz als ein gewisses heimatkundliches Zentrum durch. Dieses konzentrierte sich aber in seiner Sammeltätigkeit auf den Süden Rügens und auf die Person des Dichters, Historikers und Publizisten Ernst Moritz Arndt.

Die Universität Greifswald

Die 1456 in Greifswald als pommersche Landesuniversität unter Herzog Wartislaw IX. gegründete Einrichtung hat bis in die Gegenwart hinein eine gewisse Bedeutung für die archäologische Erforschung Vorpommerns und Rügens. Sie blickt auf gewachsene Traditionen zurück, da der Greifswalder Jurist Christian Nettelblatt bereits 1729 planmäßige Ausgrabungen durchführte und gewissenhaft publizierte.⁷²

An dieser Universität beziehungsweise in Greifswald selbst hatte sich unmittelbar nach 1800 mit Ernst Moritz Arndt, Caspar David Friedrich, Philipp Otto Runge, Ludwig Gotthard Kosegarten, Carl Friedrich von Ledebour, Johann Christoph Muhrbeck, Friedrich Rühls, Johann Ernst Parow, Karl Asmund Rudolphi, Christian Ehrenfried von Weigel, Ludwig Mende, Johann Gottfried Quistorp, Peter Friedrich Kanngießer und Carl Schildener ein Kreis von Wissenschaftlern und Künstlern gebildet, dessen Bedeutung über das damalige Schwedisch-Vorpommern hinausging und der die prähistorischen Denkmäler in den Mittelpunkt seines Interesses stellte.⁷³

Carl Schildener (1777–1843) – Der in Greifswald geborene Historiker, Jurist und Bibliothekar Universitätsprofessor Carl Schildener hatte zunächst in Greifswald und dann in Jena studiert, wo er 1798 promovierte. Er weilte 1799 zu weiteren Studienzwecken in Göttingen. 1801 wurde er Dozent an der Greifswalder Universität, wo Arndt bereits im Jahre 1800 tätig war und auch über die *Germania* des Tacitus eine Vorlesung hielt.⁷⁴ Zwischen beiden entwickelte sich eine Freundschaft. Arndt hatte in den folgenden Jahren Schildener stark im patriotischen Geiste beeinflusst, wie auch Schildener in Schweden „eine tiefe Liebe zur nordischen Natur und zum nordischen Menschen“ ausbildete.⁷⁵

Schildener erklärte 1816 in seiner Studie *Ueber die Beschäftigung mit Denkmaalen unsrer Vorzeit*: „Es kann Ihnen nemlich nicht fremd seyn, daß Vorlesungen über solche Gegenstände zu sehr verschiedenen Zwecken und in sehr verschiedenem Sinne gehalten werden können.“ So würde „das Studium der klassischen Literatur, einen bedeutenden Einfluß auf [...] Bildung und [...] Lebensansichten“ haben.⁷⁶ „Die Beschäftigung mit unsrer Vorzeit“ dagegen würde der „Erweckung ächt vaterländischer, d. h. deutscher Gesinnungen“ dienen.⁷⁷ Daher seien „jene alten Denkmaale eben von so großem vaterländischem Werth“, da in ihnen „die ursprünglich religiösen und nationalen Kräfte noch ungestört, unvermischt und in der innigsten Verbindung erhalten“ sind.⁷⁸

1823 entstand auf seine Initiative zusammen mit dem Historiker Peter Kanngießer und dem Konservator der Zoologischen Sammlung Wilhelm Schilling ein Greifswalder „Alterthumsverein“, der auch auf Rügen sammelte, jedoch keine Grabungen durchführte. 1826 schloss sich dieser Greifs-

72 Leube 2001 (Anm. 59), 375–377.

73 Diedrich Hermann Biederstedt: Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern in Neuvorpommern und Rügen. Stralsund 1822. – Johann Gottfried Ludwig Kosegarten: Geschichte der Universität Greifswald. Greifswald 1857.

74 Gülzow 1939 (Anm. 6), S. 206.

75 So Gülzow 1939 (Anm. 6), S. 206. Die Kenntnis dieser skandinavischen Welt erlangte Schildener in den Jahren 1807 bis 1809 – also während der französischen Besetzung – als er im Auftrage des schwedischen Königs Übersetzungen schwedischer Verordnungen und Gesetzesvorlagen in Uppsala, wie auch Arndt in Stockholm, vornahm.

76 Carl Schildener: Ueber die Beschäftigung mit Denkmaalen unsrer Vorzeit. Greifswald 1816, S. 5–6.

77 Schildener 1816 (Anm. 76), S. 27–28.

78 Schildener 1816 (Anm. 76), S. 28.

walder Verein der inzwischen in Stettin gegründeten Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde an. 1899 wandelte er sich in den Rügisch-Pommerschen Geschichtsverein zu Greifswald um und gab seit 1900 die *Pommerschen Jahrbücher* heraus.⁷⁹

Peter Friedrich Kanngießer (1774–1833) – Gleichfalls ein Pionier in der Erforschung der einheimischen Vorgeschichte war seit 1817 der an die Greifswalder Universität gezogene Historiker und Altphilologe Peter Friedrich Kanngießer.⁸⁰ 1815 verfasste dieser einen philologisch ausgerichteten *Grundriß der Altertumswissenschaften*, der 1819 in Halle erschien. In seiner Schrift *Mitteilungen aus Greifswald und Pommern* rief er zu einer „Sammlung Pommerscher Alterthümer“ auf, die sich in Greifswald an der „vaterländischen Hochschule“ befinden sollte.⁸¹ Kanngießer verlangte dabei, die Freiwilligkeit der Abgabe, die Fixierung des Fundplatzes und der Fundumstände. 1832 kam es dann zur Begründung der „Sammlung vaterländischer Alterthümer“ an der Universität Greifswald.⁸² 1833 erfolgte der Ankauf der Privatsammlung des inzwischen verstorbenen Kanngießer, zu der 1835 ein eingehendes Inventarverzeichnis angefertigt wurde. Diese Sammlung gibt es heute noch.

Wilhelm Schilling (1790–1874) – Der Zoologe Wilhelm Schilling gehört zu den drei Begründern der Universitätssammlung und des damit verbundenen Greifswalder Geschichtsvereins.⁸³ 1853 verließ er Greifswald und ging nach Naumburg. Seine umfangreiche Sammlung wurde 1875 für die „Nordische Abteilung“ des Neuen Museums in Berlin übernommen.⁸⁴

Mit dem Weggang Wilhelm Schillings endete diese frühe Phase der Greifswalder Prähistorie. Erst 1865 gelang es Theodor Pyl, Professor für pommersche Geschichte, die inzwischen an der Universität vergessene Sammlung neu zu ordnen – was als „ein besonderer Glücksfall“ zu bewerten ist.⁸⁵ Pyl gab mehrere publizierte Bestandskataloge – mit einem geringen Anteil rügenscher Bodenaltertümer – heraus und strebte die Erfassung aller Altertümer Neuvorpommerns an. Erfolglos blieb sein Bemühen um eine feste Assistentenstelle.⁸⁶

Die Provinzhauptstadt Stettin

Stettin war mit dem Aussterben des rügenschen Fürstengeschlechtes im Jahre 1325 Verwaltungszentrum für Rügen geworden. Hier regierte als letzter der pommerschen Herzöge Bogislaw XIV., der ohne Nachkommen starb. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde der westliche Teil des Herzogtums Pommern schwedisches Reichslehen. 1815 fiel Schwedisch-Pommern an Preußen und Stettin wurde Hauptstadt der wieder zusammengeführten Provinz Pommern.

1816 wurde der Rheinländer Johann August Sack nach Pommern zum Aufbau einer preußischen Provinzialverwaltung versetzt. Allerdings galt seine Befugnis zunächst nicht für Vorpommern und Rügen, da hier erst 1817 eine Regierung gebildet und ihm danach unterstellt wurde.⁸⁷ In einem Schreiben vom 18. Dezember 1821 wandte sich der Staatskanzler Fürst Karl August von Hardenberg an Sack als Oberpräsidenten der Provinz Pommern, die Erhaltung der geschichtlichen

79 Günter Mangelsdorf: Die Ur- und Frühgeschichte an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald in Vergangenheit und Gegenwart. In: Werner Buchholz, Günter Mangelsdorf (Hrsg.): Land am Meer. Pommern im Spiegel seiner Geschichte. Roderich Schmidt zum 70. Geburtstag. Köln, Weimar, Wien 1995, S. 681–701, S. 684.

80 Biederstedt 1822 (Anm. 73), S. 61–62; Mangelsdorf 1995 (Anm. 79), S. 681–683.

81 Mangelsdorf 1995 (Anm. 79), S. 682.

82 Mangelsdorf 1995 (Anm. 79), S. 684.

83 Mangelsdorf 1995 (Anm. 79), S. 684–685. – Lothar Kämpfe: Schilling, Wilhelm (1790–1874). In: Dirk Alvermann, Nils Jörn (Hrsg.): Biographisches Lexikon für Pommern. Bd. 2, Köln 2015, S. 243–246.

84 Zur Geschichte der Königlichen Museen in Berlin. Festschrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens am 3. August 1880. Berlin 1880, S. 159.

85 Mangelsdorf 1995 (Anm. 79), S. 685–686.

86 Theodor Pyl: Die Greifswalder Sammlungen vaterländischer Alterthümer und die Kunstwerke des Mittelalters und der Renaissance. Greifswald 1869. – Theodor Pyl: Die Greifswalder Sammlungen vaterländischer Alterthümer. Heft II. Greifswald 1897.

87 Hans Branig: Die Oberpräsidenten der Provinz Pommern. In: Baltische Studien N. F. 46, 1959, S. 92–107, hier S. 94

Denkmäler zu forcieren.⁸⁸ Daraufhin machte Sack am 29. Januar 1822 den Vorschlag zur Gründung einer „Alterthums-Gesellschaft“, in der die Sammlung und Erforschung aller geschichtlichen Zeugnisse, Denkmäler und Altertümer Pommerns vorgesehen war.⁸⁹ Er fand neben anderen Männern im Gymnasiallehrer Ludwig Giesebrecht „den geeignetsten und entschlossensten Mitarbeiter“.⁹⁰ Die Gründung erfolgte 1824 am „Ottofest“, wobei Sack an die 1124 erfolgte Bekehrung der slawischen Pomoranen durch Otto von Bamberg anknüpfte. In der so gegründeten Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde wurde Sack deren erster Präsident. Damit war ein aus Kleve stammender Rheinländer der eigentliche Initiator pommerscher Altertumskunde.⁹¹ So hieß es in § 2 der Satzung: „Der Zweck dieser Gesellschaft ist, die Denkmäler der Vorzeit in Pommern und Rügen, zu retten und gemeinnützlich zu machen“. Das große Ziel war also die Erforschung der pommerschen Landesgeschichte, die Sammlung und Erhaltung der Denkmäler der pommerschen Kultur sowie die Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler.⁹² Im gleichen Jahr entstand ein Pommersches Landesmuseum.

Bereits 1819 initiierte er mit dem Superintendenten Johann Christian Ludwig Haken aus Treprow an der Rega die Herausgabe eines „pommerschen Volksblattes“ als eine „echt vaterländische Unternehmung“.⁹³ Es erschien unter dem Titel *Pommersche Provinzialblätter für Stadt und Land*, in der auch historische Denkmäler behandelt wurden. Die Zeitschrift mit zunächst 1.200 Abonnenten und 400 im Jahr 1823 stellte ihr Erscheinen mit Band VI im Jahre 1824 zunächst ein, wurde aber seit 1826 unter Ludwig Giesebrecht und auf Anregung von Johann August Sack als *Neue Pommersche Provinzial-Blätter* erneut herausgegeben. Erst jetzt fand die „entfernte Vorzeit“ einen festen Platz in der Zeitschrift.⁹⁴ Aber auch sie lief nicht und wurde 1830 aufgelöst. Wenig später konnten sich die thematisch breiter aufgestellten und noch heute existierenden *Baltischen Studien* als Zeitschrift der Pommerschen Gesellschaft etablieren.⁹⁵

Die Kontakte der Stettiner Gesellschaft nach Rügen waren sehr gering. 1826 hatte die Gesellschaft neunzig Mitglieder.⁹⁶ Von Rügen gehörten ihr sechs Persönlichkeiten an: Rittmeister von Bagevitz, Drigge; Kreisrichter von Bohlen, Bergen; Regierungsrat von Dycke, Losentitz; Prediger Franck, Bobbin; Fürst von Putbus und Graf von Wolfradt, Bergen. 1834 wird mit Dr. Theodor Schwarz der Pastor von Wiek auf Wittow/Rügen als Mitglied genannt.⁹⁷ Ein Jahr später trat ihr auch Johann Jacob Grümbke bei. Der in Bergen als Pensionär lebende Regierungsrat von Usedom gehörte in seiner Funktion als „Rechnungs-Revisor“ allerdings 1834 dem die Gesellschaft leitenden „Stettiner Ausschuss“ an.⁹⁸

1830 wurden auch die ersten archäologischen Bodenfunde Rügens in den *Baltischen Studien* genannt, die nach Stettin in die Sammlung der Pommerschen Gesellschaft gelangten. So wurde im *II. Bericht des Greifswalder Ausschusses* von 1830 bis 1832 „ein Streitkeil von Feuerstein. Auf dem Felde zu Venzvitz auf Rügen gefunden. Von Herrn von der Oehe geschenkt“ angeführt.⁹⁹ In

88 Zehnter und Eilfter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde über die beiden Jahre vom 15. Juni 1834 bis dahin 1836. Bericht des Stettiner Ausschusses. In: *Baltische Studien* 4, 1837, H. 1, S. 117–190, hier S. 117, 182–183. – Einundsechzigster Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. April 1898 – April 1899. In: *Baltische Studien* N. F. 3, 1899, S. S. 187–194, hier S. 188–189.

89 Otto Altenburg: Ludwig Giesebrecht. In: *Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde* 56, 1942, S. 1–6, hier S. 4.

90 Altenburg 1942 (Anm.89).

91 Altenburg 1942 (Anm.89), S. 4. – Am 25.6.1825 Eröffnung der Gesellschaft durch eine Rede Sacks unter dem Protektorat des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm; 1827 Herausgabe der „Neuen Pommerschen Provinzialblätter“ und seit 1832 der Jahresschrift „Baltische Studien“.

92 Die ersten „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Pommern“ erschienen zwischen 1881 und 1919 unter Hugo Lemcke.

93 Wilhelm Steffens: Die Geschichte der „Pommerschen Provinzialblätter“ und die Entstehung der „Baltischen Studien“. In: *Baltische Studien* N. F. 40, 1938, 233–259, hier 236–237.

94 Steffens 1938 (Anm. 93), S. 253.

95 Steffens 1938 (Anm. 93), S. 257.

96 Einundsechzigster Jahresbericht (Anm 88), S. 189: 129 Mitglieder.

97 Zehnter und Eilfter Jahresbericht (Anm. 88), S. 123.

98 Zehnter und Eilfter Jahresbericht (Anm. 88), S. 119 und 181.

99 Johann Gottfried Ludwig Kosegarten: Bericht des Greifswalder Ausschusses über die Jahre vom 15ten Juni 1830 bis dahin 1832. In: *Baltische Studien* 3, 1836, H. 2, S. 144–179, hier S. 146.

den Jahren 1832/33 schenkte der Schulrektor Karl Friedrich Droysen aus Bergen latènezeitliche Gegenstände, die er „in der Seelenschen Haide [der heutige Ortsname ist Sehlen – A. L.] bei Bergen aufgedigraen“ hatte.¹⁰⁰ In den Stettiner Bibliotheksbeständen der Jahre 1833 bis 1834 war Rügen nur durch die Archivarbeit Grümbkes in der Greifswalder Abteilung vertreten. Dieser hatte alle Urkunden eines Jungfrauenklosters in Bergen gesammelt.¹⁰¹ Daraus ergibt sich, dass der Aufbau einer wissenschaftlichen Gesellschaft zur pommerschen Geschichte und Altertumskunde in Stettin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf Rügen kaum zur Kenntnis genommen wurde. Andererseits war diese Gesellschaft auf das damalige Mittel- und Hinterpommern konzentriert.

Der Aufbau eines eigenständigen „Museums Vaterländischer Altertümer“ in Berlin und seine Beziehungen nach Rügen

Der Aufbau und die Einrichtung eines eigenständigen prähistorischen Museums in Berlin hat im Unterschied zur Arbeitsweise der Pommerschen Gesellschaft in Stettin eine wesentlich größere Bedeutung für Rügen gehabt. Zunächst wurde im Jahre 1829 Leopold von Ledebur zum Vorsteher der „Abteilung Vaterländischer Altertümer“ unter König Friedrich Wilhelm III. berufen.¹⁰² 1838 gab von Ledebur den Museumskatalog *Das Königliche Museum Vaterländischer Alterthümer* mit 3.540 Positionen und 4.655 Gegenständen heraus, in dem noch keine Funde Rügens verzeichnet waren. Als 1847 unter König Friedrich Wilhelm IV. das Neue Museum fertiggestellt worden war, erfolgte 1855 eine öffentliche Ausstellung der bisherigen „Sammlung Vaterländischer Altertümer“ als eine „Sammlung Nordischer Altertümer“. Darin fertigte 1845 und 1866 der Preller-Schüler Ferdinand Konrad Bellermann für den im Erdgeschoss befindlichen „vaterländischen Ausstellungssaal“ zwei Wandgemälde mit einem Blick auf die Kreidefelsen der Stubbenkammer und auf den Burgwall Jaromarsburg in Arkona an, die heute Kriegsverlust sind.

Stralsund, Rügen und Rudolf Baier (1818–1907)

Von entscheidender Bedeutung für die wissenschaftliche Erforschung der Vorgeschichte Rügens war die Tätigkeit von Rudolf Baier, auf den 1858/59 die Gründung des Stralsunder Provinzial-Museums zurückgeht.¹⁰³ Dieses Museum hatte die Forschungs- und Sammlungsschwerpunkte Vorgeschichte, Volkskunde, städtische Kultur, kirchliche Kunst und den Aufbau einer Gemäldesammlung zum Ziel.¹⁰⁴ Damit leitete Baier eine neue Epoche in der vorpommerschen Vorgeschichtsforschung ein, da er auch das archäologische Quellengut Rügens nicht nur sammelte – wie etwa die Museen in Berlin, Greifswald und Stettin – sondern auch auswertend publizierte.¹⁰⁵

Rudolf Baier wurde am 4. Februar 1818 in Campe auf der Halbinsel Jasmund/Rügen als Sohn eines Gutsbesitzers geboren.¹⁰⁶ 1827 zog die Familie nach Stralsund und ermöglichte ihm den Besuch des städtischen Gymnasiums im Katharinen-Kloster. Baier begann 1837 mit dem Studium der Theologie, wechselte dann zum Studium der Philologie in Greifswald, Leipzig (1839) und Berlin (1842). Er brach jedoch das Studium ab und übernahm von 1843 bis 1846 für Bettina von Arnim Arbeiten an der Neufassung der Sammlung *Des Knaben Wunderhorn*. Nach seiner Rückkehr nach Stralsund im Herbst 1846 – ohne Studienabschluss! – übernahm er zunächst Tätigkeiten als Korrespondent und als Lehrer an privaten Schulen und beschäftigte sich dann, wie der Privatgelehrte Johann Jacob Grümbke in Bergen auf Rügen, ehrenamtlich mit der Geschichte der Stadt Stralsund und dem Erhalt der Ratsbibliothek.

100 Kosegarten 1836 (Anm. 39), S. 245.

101 Johann Gottfried Ludwig Kosegarten: Bericht des Greifswalder Ausschusses über die Jahre vom 15ten Juni 1833 bis dahin 1834. In: Baltische Studien 3, H. 2, 1836, S. 249-253, hier S. 253.

102 Bertram 2004/05 (Anm. 56), S. 31–33.

103 Zuletzt Klaus-Dieter von Fircks: Ein Rudolf-Baier-Lesebuch. Stralsund 2009, S. 10–12. – Klaus-Dieter von Fircks: Ein Doktorhut für Rudolf Baier. Von den Leistungen des Stralsunder Museumsgründers als Wissenschaftler. In: Stralsunder Hefte für Geschichte, Kultur und Alltag 2009, S. 37–40, hier S. 37–39.

104 Klaus-Dieter von Fircks: Die Sammlung von Volkserzählgut auf Rügen durch Rudolf Baier (1818–1907). In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte N. F. 96, 2010 (2011), S. 81–92, hier S. 81–83.

105 Otto Gummel: Lebensbild des Stadtbibliothekars Dr. Rudolf Baier in Stralsund. In: Baltische Studien, N. F. 12, 1908, S. 1–10. – Sybille Köpke: Museumsträume erfüllten sich vor 150 Jahren. In: Stralsunder Hefte für Geschichte, Kultur und Alltag 2009, S. 53–55.

106 Zuletzt Fircks, Doktorhut 2009 (Anm. 104), S. 37–39.

Auf den drohenden Verkauf der bedeutenden Privatsammlung vorgeschichtlicher Altertümer des Gastwirts Schepler in Sagard nach England reagierten gebildete Stralsunder Bürger am 16. Januar 1858 mit der Gründung eines Museumsvereins, der die Gründung des Provinzial-Museums am 1. Juli 1859 vorbereitete. Man appellierte dabei an den „oft bewährten Patriotismus hiesiger Einwohner“ und verlangte „die Erforschung des deutschen Alterthums“.¹⁰⁷ 1862 war der Sammlungsbestand an vorgeschichtlichen Gegenständen bereits auf 1.200 Objekte angewachsen und 1886 nannte Baier sogar 20.000 prähistorische Fundstücke im Museumsbesitz.¹⁰⁸ Er hat bis zu seinem Tode 1907 das Museum aufgebaut und geleitet. 1875 ernannte ihn die Greifswalder Universität zum Ehrendoktor.

Rügens oberirdische Bodendenkmäler

Der zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu beobachtende Reichtum an oberirdischen Bodendenkmälern zeichnet Rügen bis heute aus.¹⁰⁹ Allerdings handelt es sich um einen kärglichen Rest. So blieben von 240 Megalithgräbern im Jahre 1829 noch 42 Anlagen und von mehr als 1.500 Hügelgräbern noch ein Drittel erhalten. Gab es im Südosten Rügens in der Gemeinde Lancken/Granitz im Jahre 1829 noch 187 Megalithgräber, waren es 1925 nur noch zwölf!

Ein beeindruckendes Natur- und zugleich archäologisches Bodendenkmal ist der slawische Burgwall Jaromarsburg am Kap Arkona mit weitem Blick über das Meer, auf Sonnenuntergänge und häufige Stürme. Die einst viel gerühmte „unberührte Natur“ gibt es allerdings nicht mehr – sie fiel dem Tourismus, der Landwirtschaft und der Infrastruktur zum Opfer. Auch Wilhelm von Humboldt reiste nach Arkona – dem „Gränzpunkt unseres Deutschen Vaterlandes“.¹¹⁰

Die zweite archäologische Denkmallandschaft, die im frühen 19. Jahrhundert aufgesucht wurde, ist der Hertha-Burgwall und der Hertha-See unweit Stubbenkammer mit dem Königstuhl. Schon 1837 schrieb der Greifswalder Universitätsprofessor Johannes von Gruber:

„Unter den Untersuchungen, welche germanisches Alterthum betreffen, ist nicht leicht eine, welche bei einem größeren Publikum Interesse gefunden hätte, als die über die Herthainsel“.

Auch hier war es das

„poetische Talent Kosegartens, der durch seine Schilderung Rügens zuerst die Aufmerksamkeit Lustreisender auf diese Insel lenkte und zugleich dem dortigen Hain und See als Herthahain und -see allgemeine Anerkennung verschaffte“.¹¹¹

Die damalige und heutige Zeit

Die Entwicklung einer industriellen Landwirtschaft und der Ausbau des gepflasterten Straßennetzes führten schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer rapiden und unkontrollierten Zerstörung der einheimischen Bodendenkmäler. In dieser Zeit begann aber auch ihre sehr bescheidene „Erforschung“ beziehungsweise Kenntnisnahme. Ausgangspunkte waren – mit der Ausnahme des rügenschen Heimatforschers Johann Jacob Grümbke und des Vorpommern Friedrich von Hagenow sowie des von Rügen stammenden Rudolf Baier – die großen Städte Greifswald, Stettin und Berlin. Erstaunlicherweise ignorierte die früh entwickelte schwedische Vorgeschichtsforschung die rügensche Situation. Erst 1868, anlässlich des 700-jährigen Jubiläums der Eroberung

107 Köpke 2009 (Anm. 106), S. 54.

108 Baier 1882 (Anm. 2), S. 3.

109 Achim Leube: Rügen. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 25. 2. Aufl. Berlin, New York 2000, S. 421–423, mit weiterführender Literatur.

110 Nach Schieb/Wedekind 1999 (Anm. 3), S. 74.

111 Johannes von Gruber: Die Göttin Hertha und ihre Insel. In: Baltische Studien 4, 1837, H. 1, S. 107–116, hier S. 107–108.

der slawischen Tempelstätte Jaromarsburg von Arkona, kam es zu einem gemeinsamen preußisch-dänischen Grabungsvorhaben auf Veranlassung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV., an dem Rudolf Baier teilnahm. Auch der Erwerb der großen rügensch Sammlung des Hoffotografen Gottfried Linde aus Putbus im Jahre 1860 durch das Königliche Museum zu Berlin darf als ein Markstein gesehen werden, da nun verschiedentlich rügensch Funde (u.a. in der *Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte*) publiziert wurden.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden auf Rügen mehr oder weniger größere Privatsammlungen von Gastwirten, Gutsbesitzern oder Gutspächtern und des Fürsten zu Putbus. Sie wurden weit verkauft oder gingen späterhin verloren. Die archäologischen Bodenfunde und Befunde wurden in der Bevölkerung Rügensch nur wenig zur Kenntnis genommen. Sie galten weiterhin als Kuriositäten. Die oberirdischen Bodendenkmäler – besonders die „Hünengräber“ – dienten zunehmend einer wirtschaftlichen Nutzung und begannen zu verschwinden. Auf Rügen selbst entstand nie ein größeres zentrales oder spezielles Museum, wie zum Beispiel in den Niederlanden mit einem „Hünenbettmuseum“ bei Groningen. Erst nach 1945 fanden umfangreiche wissenschaftliche Grabungen in den Megalithgräbern Rügensch, auf slawischen Burgwällen und Siedlungsplätzen statt, wie auch eine intensive archäologische Denkmalpflege, bei welcher mehr als 5.000 vor- und frühgeschichtliche Fundplätze entdeckt und lokalisiert wurden. Der noch erhaltene Reichtum an diesen Denkmälern ist unbestritten, um ihren Erhalt muss aber weiter gestritten werden. Schon 1836 klagte der Reisende von Friedrich Anton von Schönholz: „Cultur ist ein Segen der vorgerückten Zeit; aber sie kann oft lästig werden in Rücksicht auf die vergangene [Zeit] und ihre heiligen Andenken“.¹¹²

So soll an eines der letzten, die Vergangenheit allerdings verklärenden Gedichtes des damals 73-jährigen Ernst Moritz Arndt aus dem Jahre 1842 erinnert werden, in dem diese Denkmäler als Merkmale Rügensch und als geschichtliche Dokumente auch für uns heutige mahnend erscheinen.¹¹³

Heimweh nach Rügen

Und deine Heldenmäler
Mit moosgewobnem Kleid,
Was künden sie, Erzähler,
Aus tapfrer Väter Zeit,
Von edler Tode Ehren
Auf flücht'gem Segelroß,
Von Schwerdtern und von Speeren
Und Schildes-Klang und -Stoß?

Aber tröstend fügte der Rügen-Reisende Heinrich Laube 1837 hinzu:

„So stürzen die Menschenleben in einander, und wenn man's nicht aufschreibt, vergißt man's [...] Namentlich denken die Leute, in Pommern sei nichts zu erleben; die Thörichten!“¹¹⁴

112 Schönholz 1836 (Anm. 64), S. 192.

113 Arndt 1860 (Anm. 24) S. 426–427.

114 Laube 1996 (Anm. 65), S. 163.

Archäologische Reisen und Spaziergänge in der Heimat

Zwischen vaterländischer Erbauung, touristischem Freizeitvergnügen und wissenschaftlichem Interesse

Ingo Wiwjorra

„Reisen bildet!“ Viele historisch-landeskundliche Darstellungen legen von dieser Erfahrung Zeugnis ab. Sie vermitteln im Vergleich zum abstrakten Buchwissen den Wert der eigenen Anschauung. Reiseberichte lassen den Leser an den Eindrücken vor Ort teilhaben und regen zur Nachahmung an. Auch die Kenntnis von den materiellen Relikten des Altertums beruhte im 18. und 19. Jahrhundert häufig auf Reiseerfahrungen. Winckelmanns und Goethes Reisen zu den Stätten der Antike sind hierfür klassische Beispiele. Ihre Darstellungen boten nicht nur historische Erkenntnis, sondern regten darüber hinaus zur Identifikation mit der Kultur und der Ästhetik der Antike an.

Mit dem Untergang des Alten Reichs verschwanden kleinräumige politische Territorien und neue Staaten bildeten sich. Das „Vaterland“, ob in seiner regionalen oder nationalen Bedeutung, bekam einen neuen Stellenwert. Eine Identifikation mit der enger oder weiter gefassten Heimat erfolgte vor allem über die Vermittlung der naturräumlichen Gegebenheiten, der historischen Geografie und des Altertums.

So ließ nicht nur Goethe seiner *Italienischen Reise* Streifzüge durch heimische Landschaften folgen. Viele Akteure der Geschichts- und Altertumsvereine begaben sich auf die Spuren ihrer prominenten Vorreiter, wenngleich diese sich zumeist mit Exkursionen in die erreichbare Umgebung begnügen mussten. Hier gehörten Grabhügel, Wallanlagen, geheimnisvolle Steinsetzungen oder schlichte Scherben häufiger zu den Entdeckungen als aufragende antike Säulen oder römische Inschriftensteine. Ob zu Fuß, zu Pferde oder mit neuen Verkehrsmitteln, die Landschaft ließ sich topografisch wie kulturhistorisch erkunden. Anhand von Beispielen sollen diese Aktivitäten näher untersucht werden. Wer reiste? Wie hat man sich diese Art des Reisens praktisch vorzustellen? Welche Interessen und Ziele sind den Reiseberichten zu entnehmen?

Reiseführer zu archäologischen Denkmälern und Museen gibt es heute zuhauf. Sie verbinden Freizeitgestaltung mit Wissensdrang. So verbreitet diese Anleitungen auch sein mögen, sind die historischen Entstehungszusammenhänge dieser Literaturgattung bislang nur wenig erforscht.

Im Zuge der Erarbeitung einer systematischen Bibliografie archäologischer Praxis im deutschsprachigen Raum während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fiel das Augenmerk immer wieder auf Texte, in denen planmäßige Erkundungsreisen und Wanderungen als Katalysator für die Entdeckung des einheimischen Altertums aufschienen.¹ Dieser Beitrag ist eine Frucht dieser Blütenlese, denn eine zitierbare Quellengrundlage existiert für diese eher spezielle Themenstellung bislang nicht.

Reisen im 18. und 19. Jahrhundert

Reisen ist heute eine Selbstverständlichkeit. Dies galt bis mindestens zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch längst nicht. Bevor sich das Reisen zu den uns heute geläufigen Formen entwickelte, wo Erholung und Freizeitgestaltung im Mittelpunkt stehen, waren aus freien Stücken

1 Im Rahmen eines DFG-Projektes entstand 2010 bis 2012 am Germanischen Nationalmuseum das Rechercheportal „Archäologische Forschungen 1500–1852. Eine Bibliographie zur Geschichte der Archäologie“, URL: <http://dbs.hab.de/archfunde/?gmn=1> [31.7.2018]. Alle in diesem Beitrag verwendeten Textquellen sind dort zu finden und als Digitalisat aufrufbar.

unternommene Reisen eher die Ausnahme.² Die meisten Menschen der unteren sozialen Schichten kamen ihr Leben lang von ihrem Wohn- und Arbeitsort nicht weg. Die unmittelbare Zweckbindung von Pilgerreisen, Geschäfts- und Handelsreisen oder Gesellenwanderungen deutet auf eine situationsgebundene Notwendigkeit des Entfernens vom Wohnort hin. Demgegenüber waren Reisen, die in erster Linie dem Studium, der Bildung und der Forschung dienten, nicht unbedingt notwendig. Bereits für die Jahrzehnte der Aufklärung während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte die Bildungsreise Konjunktur, die in erster Linie eine „Gebildeten“-Reise war.³ Aufgrund der gehobenen ständischen Herkunft oder des angesehenen Berufs konnte es nützlich und angenehm zugleich sein, Wissen und Erfahrung auf Reisen zu verfeinern. Die Existenz zahlreicher Reiseführer weist darauf hin, dass bereits in diesem Zeitraum einen deutlichen Bedarf an Hilfsmitteln für die Orientierung unterwegs vorhanden war. Zwar richtete sich der seit 1801 herausgegebene *Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angränzenden Ländern* von Heinrich August Ottokar Reichard bereits an „Jedermann“, doch bestand dieser breite Adressatenkreis vorerst eher theoretisch.⁴ Das Reisen war durchaus nicht für jedermann erschwinglich. Diese soziale Einschränkung spiegelt sich in der Auswahl der besprochenen Reiseziele: europäische Hauptstädte, Bade- und Kurorte, naturräumliche Attraktionen wie Donau und Rhein oder die Alpen waren von besonderem Interesse. Für die großen Massen blieben solche Orte aber zunächst ein unerreichbares Fernziel. Solche Reisen setzten einen gewissen Wohlstand voraus.

Allerdings lassen die kürzer werdenden Abstände der überarbeiteten und immer umfänglicher gestalteten Neuauflagen des *Passagiers* – 1861 erschien die 19. und letzte Auflage – darauf schließen, dass ein immer größer werdender Kreis von Reiselustigen nach einem möglichst aktuellen Informationsmittel verlangte. Dieses Anwachsen des Tourismus geht mit der Entwicklung und Bereitstellung einer neuen Verkehrsinfrastruktur einher. Waren außer den eigenen Füßen zunächst Pferd und Kutsche die ausschließlichen Fortbewegungsmittel, kam ab 1835 sukzessive die Eisenbahn hinzu. Schon um 1861 waren in Mitteleuropa die großen Städte an ein dicht geknüpftes Bahnnetz angeschlossen.⁵ Erst mit dieser technischen Errungenschaft war die Voraussetzung für die Entwicklung eines auch für breitere Schichten bezahlbaren Tourismus gegeben.⁶ Abseits der Hauptwege setzten Postkutsche und Wanderschuhe das Maß der erreichbaren Ziele. Dies änderte sich erst mit dem Siegeszug des Automobils.⁷

Es lassen sich verschiedene Formen der Bildungsreise unterscheiden:

Die sogenannte Kavaliere- oder Erziehungsreise war während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für den Adel und später auch für das gehobene Bürgertum ein probates Mittel, um seinen jungen Abkömmlingen als Abschluss des Erwachsenwerdens Bildung, standesgemäße Sozialkontakte, Sprachkenntnis und Weltgewandtheit zu vermitteln. Die großen europäischen Städte, aber auch die Stätten der Antike waren bevorzugte Ziele einer solchen „Grand Tour“.

Für die Gelehrtenwelt war die Studienreise ein wichtiges Mittel, um durch den Besuch von Kollegen, Bibliotheken und wissenschaftlichen Sammlungen das Wissen zu erweitern, dabei Kontakte zu pflegen und neue zu knüpfen.⁸ Hierzu gehört die 1845 unternommene Deutschlandreise des dänischen Altertumsforschers Jens Jakob Asmussen Worsaae, auf der er die „wichtigsten Sammlungen in Mecklenburg, Preußen, Sachsen, Österreich, Baiern, Baden, dem Elsaß, in Hessen und

2 Vgl. Hermann Bausinger, Klaus Beyrer, Gottfried Korff (Hrsg.): *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. München 1991. – Holger Thomas Gräf, Ralf Pröve: *Wege ins Ungewisse. Reisen in der Frühen Neuzeit 1500–1800*. Frankfurt a.M. 1997.

3 Winfried Siebers: *Johann Georg Keyßler und die Reisebeschreibung der Frühaufklärung*. Würzburg 2009, S. 58.

4 Heinrich August Ottokar Reichard: *Der Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angränzenden Ländern*, vorzüglich in Hinsicht auf seine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit. Ein Reisehandbuch für Jedermann. Weimar 1801.

5 *Reise-Karte von Deutschland und einem Theile der angrenzenden Länder mit Angabe sämtlicher Eisenbahnen nach den letzten Hilfsmitteln bearbeitet (1861)*. Nachdruck: Mainz 1990.

6 Wolfgang Schivelbusch: *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*. 5. Aufl. Frankfurt a.M. 2011.

7 *Vom Reisen in der Kutschenzeit*. Bearb. von Wolfgang Grieb, Susanne Luber. Ausst.Kat. Eutiner Landesbibliothek, Eutin (Veröffentlichungen der Eutiner Landesbibliothek 1). 2. Aufl. Heide 1990.

8 Siebers 2009 (Anm. 3), S. 89–96.

Hannover“ in Augenschein nahm und Gleichgesinnte aufsuchte, mit dem Ziel, auf diesem Feld einen aktuellen Forschungsstand zu rekapitulieren und zu kommentieren.⁹

Auf Forschungs- und Entdeckungsreisen begaben sich Gelehrte und Gebildete zwecks kartografischer, ethnografischer oder naturwissenschaftlicher Erkundungen in unerforschte Gebiete, lagen diese in fernen Kontinenten oder auch in peripheren Gegenden Europas. Häufig wurden solche Erkundungen in hoheitlichem Auftrag durchgeführt und hatten neben allgemein wissenschaftlichen ökonomische oder administrative Gründe. Hierzu zählten auch topografisch-lexikalische Reisen, die der Erstellung landeskundlich-historischer Beschreibungen dienten.

Sichtbare Zeugen der Natur- und Kulturgeschichte waren bei allen genannten Formen der Bildungsreise ein attraktives Ziel: Auffällige Landmarken, Höhlen, erratische Felsen, Schluchten und Gipfel markierten den Charakter der natürlichen Landschaft; Städte, Burgen, Klöster, Kirchen, aber auch einzelne Kunstwerke oder herausragende Zeugnisse ortstypischen Handwerks bis hin zu Raritätensammlungen und Bibliotheken waren sehenswürdige Dokumente der Landeskultur. Unter diesen Zeugnissen erregten archäologische Funde durchweg eine besondere Aufmerksamkeit, da sie Kulturgeschichte in ihrer außerordentlichen zeitlichen Tiefe repräsentierten. Archäologische Funde waren zudem Bedeutungsträger für historische Größe, der sich der Besucher der historischen Stätten gewahr wurde: antike Gebäudereste und Inschriftensteine wiesen auf die mediterrane Hochkultur. Andere obertägig sichtbare Denkmäler wie etwa Grabhügel und Wallanlagen deuteten auf eine kulturelle Vergangenheit des Landes, die sehr viel schwerer zu interpretieren war. Dies galt auch für bereits aus dem Boden geborgene Gegenstände, wie etwa Urnen, Schmuck, Münzen, Waffen, Gebeine und andere Funde, die an verschiedenen Orten in wissenschaftlichen Sammlungen zu besichtigen waren.

Antiquarische Reisen

Man begegnet bei der Bildungsreise bisweilen dem Begriff der „antiquarischen Reise“, die das Aufsuchen von „Alterthümern“ im weitesten Sinne zum Ziel hatte. Der Reisende nahm die materiellen Relikte als Repräsentanten ältester Zeiten eines Ortes, einer Region oder Landschaft wahr. Zu ihnen zählten mittelalterliche Ruinen, Urkunden und andere Archivalien, aber auch archäologische Funde gleichermaßen. Insofern fokussierten die als „antiquarische Reise“ oder „antiquarische Wanderung“ bezeichneten Exkursionen keineswegs nur archäologische Fundstätten, sondern nahmen die gesamte sich materiell niederschlagende Kulturlandschaft in ihrer umfassenden historischen Tiefe in den Blick.

Diese antiquarischen Reisen erinnern durchaus an die großen Entdeckungs- und Forschungsreisen in ferne Kontinente, die im ausgehenden 18. Jahrhundert etwa Alexander von Humboldt nach Südamerika oder Peter Simon Pallas nach Sibirien unternahmen. Im Unterschied zu jenen Expeditionen in naturräumlich und kulturgeschichtlich weitgehend unbekanntes Terrain, existieren für die antiquarischen Reisen bereits konkrete Vorkenntnisse oder Erwartungen, ohne dass diese aber für eine differenzierte kulturhistorische Darstellung genügten. Das Vorhaben einer antiquarischen Reise setzte damit bereits die Existenz einer Denkmälerlandschaft voraus, deren Kenntnis durch eine nähere Inaugenscheinnahme konkretisiert werden sollte.

Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist eine Reihe von antiquarischen Reisen auch in fernere Länder bekannt: So unternahm Johann Friedrich von Waldeck, eine schillernde Gestalt der frühen Völkerkunde, in den Jahren 1834 bis 1836 eine antiquarische Reise zu den mittelamerikanischen Ruinen von Palenque und Uxmal, um die Kenntnis über das präkolumbianische Altertum zu erweitern.¹⁰ Unter der Regie der „Gesellschaft für nordische Altertümer“ in Kopenhagen dienten in den 1830er Jahren mehrere antiquarische Reisen an die grönländische Küste einer

9 Jens Jakob Asmussen Worsaaë: Die nationale Alterthumskunde in Deutschland. Reisebemerkungen von J. J. A. Worsaaë. Aus dem Dänischen. Kopenhagen, Leipzig 1846, S. 12.

10 Eduard Widenmann, Hermann Hauff (Hrsg.): Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik. Zehnte Lfg. Stuttgart, Augsburg 1837, S. 381.

Erforschung der Besiedlungsgeschichte der Region.¹¹ Der englische Forschungsreisende Charles Fellows unternahm 1838 und 1839 antiquarische Reisen nach Kleinasien. Mit weiteren Exkursionen in den 1840er Jahren brachte er „reiche antiquarische Schätze“ für das Britische Museum nach London.¹² Wissenschaftliche Forschung, Profilierungsdrang der Akteure und der Geltungsanspruch der Kolonialmächte als selbsternannte Sachwalter kulturellen Erbes verbanden sich auf solchen Reisen. Dies gilt insbesondere für die Expeditionen zu den Stätten der orientalischen Hochkulturen, die nach Napoleons 1798 bis 1801 durchgeführten Ägyptenexpedition boomten. Die Sammlungen zahlreicher großer kulturgeschichtlicher Museen der europäischen Mächte gehen auf solche „Erwerbungen“ zurück, die berühmte „Pioniere der Archäologie“ von ihren zumeist hoheitlich gesponserten Reisen mitbrachten. Hierzu gehört auch die antiquarische Reise, die der preußische Generalleutnant Johann Heinrich Carl von Minutoli 1820/21 nach Ägypten durchführte. Minutoli – der auch mit zahlreichen Studien zur einheimischen Altertumsforschung hervorgetreten ist – erwarb auf seiner unter anderem vom preußischen König finanzierten Unternehmung für das ägyptische Museum in Berlin zahlreiche Kunstwerke und Papyri.¹³

Der Typus der antiquarischen Reise als kulturhistorische und archäologische Fernreise existiert zeitlich parallel zu entsprechenden Exkursionen in Mitteleuropa. Ihre gegenseitige Beeinflussung liegt nahe, wenngleich unmittelbare Verbindungen eher zu fehlen scheinen. Eine weitaus stärkere Inspiration ist hingegen von der langen Tradition der Antikenrezeption ausgegangen, die sich in Bildungsreisen in die mediterrane Welt niederschlug.

Reisen zu den Schauplätzen der Antike als Vorbild

Bei vielen deutschen Gelehrten wurden Reisen nach Italien zur Mode. Insbesondere ein Besuch der archäologischen Stätten in Rom und Pompeji stand auf der Agenda der persönlichen wie wissenschaftlichen Vita. Dieser Reiseboom nach Italien wurde vor allem durch die Wirkung Johann Joachim Winckelmanns verstärkt, der seit 1758 mehrfach und längere Zeit in Italien lebte und dort die maßgeblichen Anschauungsgrundlagen für seine archäologischen und kunsthistorischen Forschungen erhielt. Aufgrund seiner auf die Ästhetik der klassischen Antike abhebenden Studien gilt Winckelmann als ein wichtiger Mitinitiator des Klassizismus und wird bis heute als maßgeblicher „Begründer der [klassischen] Archäologie“ gefeiert.¹⁴

Eine unmittelbare Wirkung hatte Winckelmann auf den Dichter Johann Wolfgang von Goethe, der 1786 bis 1788 in Italien weilte. Seine berühmte *Italienische Reise* hinterlässt beim Leser bis heute einen Eindruck mediterranen Lebensgefühls, zu dem neben der Wahrnehmung des angenehmen Klimas, der Landschaft, der Städte, Straßen und Plätze häufig auch die Erwähnung der überall sichtbaren Spuren der Antike gehörte.¹⁵

Für die Erforscher des klassischen Altertums war der Besuch der Originalschauplätze in Italien oder Griechenland in der Nachfolge Winckelmanns und Goethes geradezu ein Muss.¹⁶ Es verwundert daher nicht, unter den zahlreichen Reisenden Namen zu finden, die in den Altertumswissenschaften Bedeutung erlangten.¹⁷ Zu nennen sind – neben vielen anderen – der Numisma-

- 11 Karl Wilhelmi: Rezension „Die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen. Jahresversammlung 1838“. In: Heidelberger Jahrbücher der Literatur 32, 1839, S. 526–527.
- 12 Fellows, Charles. In: Pierer's Universal-Lexikon, Bd. 6. 5. Aufl. Altenburg 1869, S. 181.
- 13 Johann Heinrich Carl von Minutoli: Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der libyschen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820 und 1821. Berlin 1825. Zur Bedeutung Minutolis auch für die heimische Altertumsforschung siehe Harry Nehls: Der Altertumsforscher Nicolaus Johann Heinrich Benjamin Freiherr Menu von Minutoli (1772–1846). In: Staatliche Museen zu Berlin. Forschungen und Berichte 31, 1991, S. 159–168.
- 14 Klaus-Werner Haupt: Johann Winckelmann. Begründer der klassischen Archäologie und modernen Kunstwissenschaften. Wiesbaden 2014.
- 15 Achim Aurnhammer: Goethes „Italienische Reise“ im Kontext der deutschen Italienreisen. In: Goethe-Jahrbuch 120, 2003 (2004), S. [72]–86.
- 16 Ernst Osterkamp: Auf dem Weg in die Idealität. Altertumskundliche Reisen zur Zeit des Greek Revival. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991 (Anm. 2), S. 186–193.
- 17 Siehe Namensaufstellung bei Thorsten Fitzon: Reisen in das befremdliche Pompeji. Antiklassizistische Antikenwahrnehmung deutscher Italienreisender 1750–1870. Berlin 2004, S. 120.

tiker Joseph Hilarius Eckhel, der schon 1772 eine antiquarische Reise nach Italien unternahm¹⁸, der Kunsttheoretiker Karl Philipp Moritz, der 1786 Goethe während seiner Romreise kennen und schätzen gelernt hatte oder auch der Antiquar Aloys Hirt, der sich 1782 und später in Rom aufhielt und 1810 in Berlin an der neu gegründeten Universität erster Professor für Archäologie in Deutschland wurde.

Bemerkenswert ist, dass sich in diesem Personenkreis der deutschen Italienreisenden einige später mit „einheimischen“ Altertümern – vor allem römischer Provenienz – befasst haben. Deren Entdeckung und bewusste Wahrnehmung in der heimatlichen Umgebung war für sie geradezu ein Déjà-vu-Erlebnis. Zu nennen ist der Theologe Franz Anton Mayer, der sich von 1792 bis 1796 zu Studienzwecken in Rom aufhielt. Während dieser vier Jahre interessierte er sich für die archäologischen Hinterlassenschaften der Stadt und nahm sogar an Ausgrabungen im Vatikan teil.¹⁹ Während seiner späteren Tätigkeit als Pfarrer im Eichstättischen beschäftigte er sich intensiv mit der Erforschung von Altertümern seiner Heimatregion.

Ein Besuch der 1748 wiederentdeckten Ruinenstadt Pompeji war für viele Italienreisende ein Höhepunkt. Zu ihnen zählten etwa Friedrich Lehne, Professor der Schönen Wissenschaften im seinerzeit französischen Mainz und Altertumsforscher vor allem im pfälzischen Donnersbergkreis,²⁰ sowie Johann Isaak von Gerning, ein Freund Goethes, Reiseschriftsteller und Autor verschiedener Beiträge über den Limes und archäologische Forschungen im Nassauischen.²¹ Der Jurist und Reiseschriftsteller Friedrich Johann Lorenz Meyer, in den 1780er Jahren gleichfalls ein Besucher Pompejis,²² nahm 1815 die Grabhügel von Groß Vollstedt in Augenschein und verarbeitete diese in Reiseeindrücken über die „Hünengräber“.²³ Illustriert ist diese Sequenz mit einer Radierung von Siegfried Detlev Bendixen, einem von Meyer geförderten Hamburger Maler, den es ebenfalls nach Italien gezogen hatte.²⁴ Ein weiteres Beispiel dieser Art bietet Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, der mehrere Jahre in Italien zubrachte, wo er unter anderem mit Goethe und Meyer verkehrte, bevor er 1799 nach Deutschland zurückkehrte. Seine Zeichnung eines „Riesengrabs“ vom Juli 1820 steht ebenfalls stellvertretend für die vielfältige Rezeption dieser monumentalen Zeugnisse des heidnischen Altertums durch die Malerei der Romantik, die einen Kontrapunkt zum antiken Ideal setzt.²⁵

Auch Goethe selbst setzte sich vor wie nach seiner Italienerfahrung mit einheimischen Altertümern auseinander. Schon in jungen Jahren hatte er „bei größern und kleinern Excursionen das Rheintal als römische Besetzung vergegenwärtigen und gar manchen Traum der Vorzeit wachend ausmalen können“.²⁶ Nach seiner Italienreise findet seine Anteilnahme an einheimischen Funden mehrfachen Niederschlag, insbesondere wenn diese römischen Ursprungs waren. Hiervon zeugt sein Besuch der „Igeler Säule“ am 22. Oktober 1792, die er mit Ehrfurcht gebietender Pose kommentierte: „Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtturm einem nächtlich Schiffenden, entgegen glänzte. Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Contrast: ein Monument, zwar auch

18 Heinrich Döring: Eckhel (Joseph Hilarius). In: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Sect. 1: A – G, Theil 30. Leipzig 1838, S. 497–500, hier S. 497.

19 Anton Gäck, Otto Grabe: Franz Anton Mayer. Forscher am römischen Limes in Bayern (1773–1854). München 1973, S. 14–17.

20 Franz Stephan Pelgen: Lieber guter Lehne... Zehn Briefe als Quellen zur Biographie von Friedrich Lehne (1771–1836). In: Mainzer Zeitschrift 96/97, 2002, S. 249–270.

21 Gerning bereiste Italien zwischen 1794 und 1798 dreimal. Siehe Karl Schwartz: Beiträge zur Geschichte des nassauischen Alterthumsvereins und biographische Mittheilungen über dessen Gründer und Förderer. In: Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 11, 1871, S. 1–387, hier S. 115.

22 Fitton 2004 (Anm. 17), S. 120.

23 Friedrich Johann Lorenz Meyer: Darstellungen aus Nord-Deutschland. Hamburg 1816, dort S. 295–314.

24 Ulrich Schulte-Wülwer. Sehnsucht nach Arkadien. Schleswig-Holsteinische Künstler in Italien. Heide 2009, S. 48–49.

25 Hinweis bei Leonhard Franz: Goethe und die Urzeit. Innsbruck 1949, S. 63–64. – Siehe Abbildung bei Alain Schnapp: Die Entdeckung der Vergangenheit. Ursprünge und Abenteuer der Archäologie. Stuttgart 2009, S. 296. – Allgemein zur Rezeption des Bildmotivs „Hünengrab“ durch die Malerei der Romantik: Nina Hinrichs: Caspar David Friedrich – ein deutscher Künstler des Nordens. Analyse der Friedrich-Rezeption im 19. Jahrhundert und im Nationalsozialismus. Kiel 2011, S. 40–42.

26 Franz 1949 (Anm. 25), S. 27.

kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.“²⁷

Diese Beispiele bezeugen, in welchem Maße das hohe Ansehen der Antike bei Gelehrten und Gebildeten präsent war. Diejenigen, die das mediterrane Lebensgefühl einmal auf sich wirken und dabei die Antiken selbst besichtigen konnten, genossen ein Privileg. Diejenigen, denen der Besuch Italiens oder Griechenlands nicht vergönnt war, konnten sich dem Zauber des mediterranen Altertums aber ebenso wenig entziehen. Für beide war die Antike ein Wertmaßstab, den sie bei der Beurteilung des einheimischen Altertums nicht zu ignorieren vermochten.

Patriotische Impulse zur Erkundung der Heimat

Die Beschäftigung mit den einheimischen Altertümern hat in den deutschen bzw. deutschsprachigen Territorien bereits eine ältere Tradition, wobei hier der Blick auf die Antike immer präsent war. Reiseerfahrungen in der antiken Welt gaben nicht selten einen Anstoß, entsprechende Unternehmungen auch in den Ländern nördlich der Alpen durchzuführen, wie ja die aufgeführten prominenten Beispiele zeigen. Hinzu kam ein patriotischer Impuls, der aus dem Bedürfnis resultierte, sich mit der enger oder weiter gefassten Heimat zu identifizieren. Das „Vaterland“, ob in seiner regionalen oder nationalen Bedeutung, bekam für die entstehende Bildungsgesellschaft schon seit dem 18. Jahrhundert und verstärkt mit Beginn des 19. Jahrhunderts einen hohen Stellenwert. Eine wichtige Voraussetzung dieser Identifikation war eine nähere Kenntnis der naturräumlichen Gegebenheiten, der Geografie, der Kultur und des Altertums der Landschaft. Dieses Interessen- und Tätigkeitsspektrum steht auf der Agenda der vielen Geschichts- und Altertumsvereine wie auch naturhistorischer Gesellschaften, die vor allen in den deutsch(sprachigen) Ländern während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter einem vaterländischen Vorzeichen in großer Zahl gegründet wurden.²⁸

Der intensiv mit der Limes-Erforschung befasste Pappenheimer Prediger und Konsistorialrat Johann Michael Redenbacher spiegelt diese Intention bereits im Jahr 1800 sehr eindrücklich:

„Der Wunsch, mein Vaterland auch soviel möglich wie es einst war, zu kennen, und der so allgemein beklagte Mangel an Licht in den Schuttgewölben des Alterthums, haben mich seit mehrern Jahren zu örtlichen Nachforschungen veranlaßt, und diese mich auf die Spur einiger Entdeckungen gebracht, deren Bekanntmachung dem Geschichtsforscher nicht unwillkommen seyn wird, da ich sie mit unverwerflichen Kriterien der Aechtheit begleiten kann.“²⁹

Für den sich in der Landschaft Bewegenden war nach Redenbacher nicht allein die Örtlichkeit an sich interessant, sondern sie erhielt durch die Vergegenwärtigung ihrer Geschichtlichkeit, durch die Besinnung auf den *genius loci* eine besondere Anziehungskraft, da sie eine Identifikation ermöglichte, ja herausforderte:

„Mit edlem Nationalstolze weilt hier an der öden Römerstrasse der brave Teutsche, und denkt sich in die ruhmvollen Tage seiner Ahnen zurück [...] Mit wehmuthsvollem Blicke liest hier der Wanderer im großen offenen Buche der Natur und Zeit die Frakturzüge der Zerstörung, und ahndet in künftigen Jahrhunderten stolzer Zeitgenossen und ach! auch seines Volkes [...]“³⁰

Diese Identifikation bedeutete aber auch Abgrenzung und Vergleich, insbesondere wenn es darum ging, zu bewerten, welche Rolle etwa das antike Erbe im „Vaterland“ einnehmen sollte, das jenseits von Rhein und Donau in reicher Fülle angetroffen wurde. Waren die römischen Überreste

27 Johann Wolfgang von Goethe: Campagne in Frankreich 1792. In: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, Bd. 30. Stuttgart, Tübingen 1829, S. 152. Dazu Lothar Schwinden: Goethe und die Igeler Säule. In: Kurtrierisches Jahrbuch 22, 1982, S. 37*-41*. – Karl-Heinz Weichert: Goethe und die Igeler Säule. In: Goethe in Trier und Luxemburg. 200 Jahre Campagne in Frankreich 1792. Bearb. von Gunther Franz, Ulrich Lehnart. Ausst.Kat Stadtbibliothek Trier. Trier 1992, S. 102-123.

28 Siehe Karte „Geschichts- und Altertumsvereine in Mitteleuropa 1770-1852“, S. 312 in diesem Band.

29 Johann Michael Redenbacher: Nachricht antiquarische Entdeckungen betreffend. In: Journal für Bayern und die angränzenden Länder 1, 1800, H. 2, S. 208-227, hier S. 208.

30 Redenbacher 1800 (Anm. 29), S. 227.

Zeugnisse und Folgen einstiger Niederlagen oder willkommene Ausstrahlungen einer bewunderungswürdigen Zivilisation? Zwei Beispiele illustrieren diese bereits bei Redenbacher angedeutete Konfliktsituation sehr eindrücklich:

Franz Anton Mayer hatte sich während seiner Jahre in Rom mit Begeisterung mit antiken Münzfunden beschäftigt. Wieder in seine bayerische Heimat zurückgekehrt, widmete sich Mayer weiterhin seinem numismatischen Steckenpferd, denn auch im einheimischen Boden stieß er immer wieder auf römische Münzen. Ihre Auffindung ließ ihm „mit wehmüthiger Sehnsucht auf die schönen Gefilde Italiens zurückblick[en]“. Er wertete die Funde als „ein zweytes Rom auf teutscher Erde“.³¹ Seine positive Vereinnahmung für das antike Erbe begleitete auch seine Limesforschung, sprach er doch von „meine[n] antiquarischen Wallfahrten auf der Teufelsmauer“.³²

Einem in der umgekehrten Richtung verlaufenden Reflex auf die Antikenbegeisterung begegnete man bei dem Arzt Friedrich August Wagner aus dem sächsischen Schlieben. Wagner gestand ein, „von früher Jugend an [...] einen besondern Drang“ verspürt zu haben, „die Denkmahle des hohen Alterthums in Aegypten, Griechenland und Italien aufzusuchen und in Augenschein zu nehmen“. Diesen Traum vermochte Wagner sich jedoch nicht zu erfüllen, denn seine finanziellen Verhältnisse „waren stets so gestellt, dass mir diess [sic!] auszuführen unmöglich blieb“. Anstelle dieser unerfüllbaren antiquarischen Fernreise nutzte Wagner aber jede Gelegenheit, während seiner „vielfältigen Geschäftsreisen“ in seiner einheimischen Umgebung Orte aufzusuchen, „die ein hohes Alterthum verriethen“. Er ging mit seinen Interpretationen sogar so weit, die während seiner Exkursionen aufgefundenen Grabhügel Sachsens als „Tempel und Pyramiden“ zu titulieren, um sie mit den „stolzen Pyramiden“ Ägyptens, wie auch mit den Tempeln Griechenlands und Roms gleichstellen zu können.³³

Antiquarische Reisepraxis in Deutschland, Österreich und der Schweiz

Die heimatliche Landschaft als Identifikationsraum war bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts noch bei Weitem nicht erschlossen, sondern ein weites offenes Feld für die Entdeckung der Geschichte wie für historisierende Konstruktionen. Für die Entdeckung des vaterländischen Altertums waren antiquarische Reisen und Exkursionen im Gelände eine grundlegende Bestandsaufnahme, denn eine flächendeckende Kenntnis einer Topografie der denkwürdigen Stätten des Altertums existierte noch nicht.

In der genauen Registrierung und Beschreibung von archäologischen Befundsituationen sah der hessische Jurist und Politiker Johann Friedrich Knapp daher ein probates Mittel, um die Kenntnis über das vaterländische Altertum sukzessive zu erweitern. In seiner Beschreibung der römischen Denkmäler des Odenwaldes von 1813 umriss er diese Form der Altertumforschung als ein notwendiges Gemeinschaftswerk, das sich aus der Summe vieler einzelner Beobachtungen zusammensetzt:

„Landbeamte, Pfarrer, Forstmänner, Geometer, Oeconomen, und wen sonst sein Beruf zu Local-Kenntnissen führt, haben so viele Gelegenheiten, ihre Umgebungen näher kennen zu lernen; möchten sie dabey ihre Aufmerksamkeit auch auf das Fach der Alterthümer richten, und mir ihre Beobachtungen oder Entdeckungen zu gemeinschaftlicher Untersuchung mittheilen! Mit dem innigsten Danke würde ich mich ihnen dafür verpflichtet fühlen! Denn nur durch einen solchen Verein kann und wird etwas Ganzes geliefert, der Wissenschaft wirklich ein Dienst geleistet werden;“³⁴

31 Franz Anton Mayer: Abhandlung über einige Fundorte alter römischer Münzen im Königreiche Baiern. Eichstätt, Leipzig 1824, S. 6–7.

32 Franz Anton Mayer: Genaue Beschreibung der unter dem Namen der Teufelsmauer bekannten Römischen Landmarkung. In: Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Philologische und Historische Klasse 1, 1835, S. I–VI, 7–42, hier S. 20.

33 Friedrich August Wagner: Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer, unweit dem Ausfluss der schwarzen Elster. Leipzig 1828, S. [III.]. – Vgl. Friedrich August Wagner: Aegypten in Deutschland oder die germanisch-slavischen wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster. Leipzig 1833.

34 Johann Friedrich Knapp: Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg. Zugleich ein Wegweiser für Freunde der Alterthumskunde auf Reisen in jene Gegenden. Heidelberg 1813, S. V.

Eine diffuse Vorkenntnis von der Existenz archäologischer Fundstätten existierte für einzelne Regionen zwar bereits, doch wünschte Knapp hier eine Konkretisierung. Die geforderte hinreichend genaue Lokalisierung und Beschreibung der Funde und Fundorte sollte wissenschaftlichen Ansprüchen genügen.

In diesem Zusammenhang hoben verschiedene Autoren auf den Wert der eigenen Anschauung ab, kursierten doch allzu häufig nur sehr ungenaue Kenntnisse zu archäologischen Funden und Denkmälern im Gelände. Franz Anton Mayer bemerkt in Bezug auf seine Erkundungen des Limes:

„Diese guten Männer begnügten sich zum Theil anstatt an Ort und Stelle mit eigenen Augen zu sehen, mit den Erzählungen geschwätziger Landleute; die Spätern schrieben mit gutmüthiger Leichtgläubigkeit den Frühern nach; sie besichtigten einige Stellen, und beurtheilten nach dem, was sie an einzelnen Stellen gefunden hatten, ohne weitere Untersuchung das Ganze; sie prüften, aber sie prüften nicht genau; sie besuchten dieses Denkmal mit dem Vorurtheile, dass sie hier grosse, und so ganz des römischen Charakters würdige Dinge finden müssten, und behaupteten, dass ehemals in der That hier solche Dinge zu finden waren, obwohl dergleichen hier nie gewesen sind.“³⁵

Mayer betonte zur Unterstreichung der Zuverlässigkeit seiner Zeugenschaft:

„Ich habe an der Landmarkung 16 Jahre gewohnt; ich habe auf ihr nicht blos Spaziergänge gemacht, sondern sie unzählmahl bereist; ich habe sie nicht blos Stückweise, sondern ununterbrochen Schritt für Schritt untersucht; ich habe sie mehr als an hundert Stellen durchgraben, und Strecken von vielen Klaftern ausbrechen lassen; ich war Augenzeuge, wenn die Landleute entweder um ihre Aecker zu vergrössern, oder um Steine für den Kalkofen zu gewinnen noch größere Strecken ausgruben, als ich hatte ausreissen lassen; ich habe alles gethan, und nichts unterlassen, was die genaueste und vollständigste Untersuchung erfordern kann.“³⁶

Auch der Münchener Privatgelehrte Franz Maria Ferchl unterstrich 1838 in einer Rede vor dem Historischen Verein für Oberbayern den Wert der eigenen Beobachtung:

„Das eigene Äug muß den fernen Gegenstand seiner Forschung sehen; die eigne Hand ihn befühlen, will man mit Einemmale ein zuverlässiges Urtheil darüber fällen; die Bewohner der zerstreuten Einöden muß unser eigenes Ohr reden hören, wenn wir aus ihren Dialecten die sehr entfernten Verwandtschaften unserer Urväter kennen lernen wollen; auch muß der eigene Fuß einen auf dem Pergament genannten, aber in wildem Gestrüpp und Morast verborgenen römischen Straßenzug aufsuchen und verfolgen, wenn endlich einmal den abentheuerlichsten Versetzungen einiger Mansionen und Mutationen ein unumstößliches Ziel gesetzt werden soll.“³⁷

Vor dem Hintergrund dieses Anspruchs auf Genauigkeit und Korrektheit der örtlichen Beobachtung galt es häufig, ältere unklare oder ungenaue Nachrichten zu überprüfen und zu korrigieren. Nicht selten führte dies aber zu keinem Erfolg. Nach seiner Geländebegehung in der Nähe von Gießen stellte der Friedberger Schuldirektor und Regionalhistoriker Johann Philipp Dieffenbach in seinem Reisebericht von 1845 in Bezug auf literaturbekannte aber nach ihrem Fundort nicht verifizierte Münzen resigniert fest: „Es konnte mir aber Niemand auch nur die geringste Auskunft geben: kein Mensch wollte davon wissen, daß je alte, besonders römische Münzen gefunden worden seyen.“³⁸ Auch Richard Knabl vermerkt im Bericht zu seiner „antiquarischen Reise“ im steiermärkischen Murtal 1849 den Wert der „Selbstanschauung“. Viele schon länger bekannte Abschriften römischer Inschriftensteine erwiesen sich nach Prüfung als „unzuverlässig“, bisher Übersehenes konnte ergänzt werden.³⁹

35 Franz Anton Mayer: Genaue Beschreibung der unter dem Namen der Teufelsmauer bekannten Römischen Landmarkung. Erste Abtheilung von der Donau bis Kipfenberg. In: Denkschriften der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für die Jahre 1821 und 1822, Classe der Geschichte 8, 1824, S. 1-72, hier S. 8. Vgl. S. 18.

36 Mayer 1824 (Anm. 35), S. 17. Vgl. S. 45, 47, 52.

37 Franz Maria Ferchl: Historisch-antiquarische Fuß-Reisen durch Oberbayern. Ohne Ausschließung der übrigen bayer'schen Länder. Originalien aus persönlichen Forschungen und Wanderungen auch in den abgelegensten Orten und Plätzen. München 1843, S. [2].

38 Johann Philipp Dieffenbach: Auszug aus dem Tagebuche einer im Herbst 1843, sowie im Frühjahr und Herbst 1844 im Auftrag des historischen Vereins unternommenen Reise. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde 4, 1845, H. 2/3, S. 1-49, hier S. 5.

39 Richard Knabl: Antiquarische Reise in das obere Murthal, unternommen in den Monaten Julius, August und September 1849. In: Mittheilungen des Historischen Vereines für Steiermark 1850, H. 1, S. 24-70.

Mehrere Exkursionsbeschreibungen suchen der beklagten Ungenauigkeit älterer Beobachtungen durch eine möglichst genaue Dokumentation des Gesehenen zu begegnen. Johann Philipp Dieffenbach führte während seiner Exkursionen hierzu ein „Tagebuch“.⁴⁰ Der Theologe und Historiker Andreas Buchner vermerkt in der Schilderung seiner *Reise auf der Teufelsmauer* von 1818: „Ich setzte mich, und zeichnete auf, was ich seit 3 Stunden gesehen.“⁴¹

Franz Anton Mayers „genaue“ Beschreibung der Teufelsmauer ist geradezu detailverliebt und sucht seinen Weg längs der „berühmte[n] Landmarkung“ buchstäblich „Schritt für Schritt“ nachvollziehbar werden zu lassen⁴²:

„Nachdem der Pfahlranken das Gezelt verlassen hat, erreicht er nach 133 Schritten auch linkerseits einen Waldplatz, der aber erst nach mehreren Schritten mit Bäumen besetzt ist. Nach 231 Schritten senkt er sich in eine Vertiefung, oder in ein kleines einseitiges Thal. Nach 67 Schritten durchschneidet er einen Holzweg, und nach weitem 72 Schritten steigt er sanft aus der Vertiefung in die Höhe. [...]“⁴³

Wie er diese sich durch alle drei Limes-Bände ziehenden Schrittzahlen dokumentierte oder ob er bereits über ein Pedometer verfügte, ist nicht überliefert. Allerdings verfügte Mayer, was die Gelände Vermessung anlangte, über professionelle Erfahrungen, denn als Jugendlicher war er von dem Eichstätter Mathematiker und Altertumsforscher Ignaz Pickel zum Geometer ausgebildet worden. Schon als 15-Jähriger hatte Mayer seinen Lehrer durch die noch wenig beforsteten Wälder begleitet und an der Öffnung von Grabhügeln teilgenommen.⁴⁴

Mit diesen Ansprüchen an die Genauigkeit der Beobachtung und Beschreibung stellte die antiquarische Reise gewissermaßen eine Vor- oder Frühform der archäologischen Landesaufnahme dar, die sowohl wissenschaftlichen Anforderungen wie auch vaterländischen Motiven verpflichtet war. Ihre Urheber, die von Knapp genannten Gelehrten – „Landbeamte, Pfarrer, Forstmänner, Geometer, Oeconomen“ – repräsentierten genau jenes beruflich-soziale Spektrum, das sich in den Geschichts- und Altertumsvereinen zusammenfand.

Die Ergebnisse der Reisen und Exkursionen wurden in den Vereinsperiodika zur Diskussion gestellt oder auch in anderen Zeitschriften historisch-vaterländischen Kolorits gedruckt. Doch längst nicht alle Publikationen, die aufgrund ihrer Titulierung her auf eine „antiquarische Reise“, eine „Wanderung“ durchs Gelände zur Aufsuchung von Altertümern hindeuten, gehen auf eine tatsächliche Reise zurück. Die meisten bieten eher eine sachorientierte Darstellung der archäologischen Funde und Befunde.⁴⁵ In manchen Fällen ist sogar zu vermuten, dass der Darstellung selbst keine tatsächliche Reise zugrunde lag, sondern die „Reise“ sich auf die Perspektive des Lesers bezieht, der dazu angehalten war, den Stationen „wie auf einer Reise“ geistig zu folgen.

Wie hat man sich so eine antiquarische Reise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts praktisch vorzustellen? Nur wenige Texte enthalten zu den Reiseumständen genauere Angaben. Häufig handelt es sich lediglich um anekdotenhafte Einschübe in die sachorientierte Darstellung, manches erschließt sich nur durch ein Lesen zwischen den Zeilen.

Die „Fußreise“ oder „Wanderung“ war bei den antiquarischen Reisen der Regelfall, so auf der Erkundung alpenländischer Römerstraßen durch den bayerischen Offizier Carl Weishaupt oder auf den Wegen Johann Philipp Dieffenbachs in Oberhessen.⁴⁶ In einzelnen Fällen, so bei dem

40 Dieffenbach 1845 (Anm. 38), S. 2.

41 Andreas Buchner: *Reise auf der Teufels-Mauer. Eine Untersuchung über Die Überbleibsel der Römischen Schutz-Anstalten im inenseits der Donau gelegenen Rhaetien*. Regensburg 1818, S. 37.

42 Mayer 1824 (Anm. 35), S. 10.

43 Mayer 1824 (Anm. 35), S. 16.

44 Gäck/Grabe 1973 (Anm. 19), S. 12.

45 Siehe beispielhaft Johann Carl Kretzschmer: *Antiquarische Erinnerungen von meinen Dienst-Reisen*. In: *Neue Pommersche Provinzialblaetter* 2, 1827, S. 296–305. – Laurenz Lersch: *Antiquarische Wanderung von der Schweiz bis zum Meere*. In: *Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande* 9, 1846, S. 53–88. – Ferdinand Deycks: *Antiquarische Alpenwanderung*. In: *Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande* 11, 1847, S. 1–32.

46 Carl Weishaupt: *Wahrnehmungen auf einer Fußreise in das bayerische Hochgebirg, und auf der Römerstrasse von Augusta nach Juvavo*, München 1833. – Dieffenbach 1845 (Anm. 37), S. 2.

Nassauischen Hofkammerrat Christian Friedrich Habel, wird als Fortbewegungsmittel durch Wald und Flur das Pferd genannt.⁴⁷

Nicht alle Exkursionen begannen aber vom heimatlichen Wohn- oder Arbeitsort, sondern erforderten zunächst eine Anreise. Für seinen ersten Reiseabschnitt von Graz nach Bruck an der Mur konnte Richard Knabl bereits auf die moderne und schnelle Eisenbahn zurückgreifen. Er übernachtete und fuhr tags darauf morgens um 6 Uhr mit dem „Eilpostwagen“, also einem Kutschenfahrzeug, weiter nach Neumarkt in der Steiermark.⁴⁸ Dort nahm er ein Quartier, von dem aus er Tagestouren zu seinen Zielorten unternahm. Für morgendliche oder abendliche Teilstrecken nahm er wiederum die Postkutsche in Anspruch. Für alle anderen Wegstrecken musste auch er sich auf seine Wanderschuhe verlassen.⁴⁹

Die genaue Lage von archäologischen Geländedenkmälern war vor Reisebeginn häufig nicht genau bekannt oder bestenfalls ungefähr vermutet. Ältere Nachrichten über archäologische Funde fanden sich mitunter in der gedruckten Literatur oder in Archivalien angedeutet, schlugen sich in Flurbezeichnungen nieder oder kursierten gar in der mündlichen Überlieferung vor Ort und in Sagen.⁵⁰ Um die Zeit des Suchens zu verkürzen, kontaktierten viele Reisende nach Möglichkeit zunächst Ortskundige. So sprach Richard Knabl den geplanten Exkursionsweg zunächst mit dem örtlichen Pfarrer durch. Dieser war von dem Vorhaben derartig angerührt, dass er beschloss, den Hilfesuchenden zu begleiten und die Wege zu weisen. Knabl nahm das Angebot gerne an, hätte er doch, „als die Wege bei diesen Wanderungen mitunter beschwerlich waren [...] sonst bei Weitem mehr Zeit [...] verwenden müssen“.⁵¹ Auch Christian Friedrich Habel holte vor Beginn seiner Wanderung am Limes in der Nähe des hessischen Braubach beim ortsnahen Amtspersonal Erkundigungen ein.⁵²

Mitunter blieb die Suche im Gelände aber ohne Erfolg: Entweder hatte die Erfragung keine brauchbaren Wegbeschreibungen erbracht⁵³ oder die Suche endete in stundenlangem Herumirren in Wald und Flur.

Sollte während der Wanderungen auch eine nutzbringende Dokumentation des Gesehenen erfolgen, war gutes Wetter Voraussetzung. Diefenbach erwähnt vermutlich deshalb die „üble Witterung“, wegen der er Zielorte nicht erreichen konnte.⁵⁴ Knabl fügte sich dem einsetzenden Regenwetter zunächst, musste seine Exkursion dann aber wegen der schlechten Witterungsverhältnisse abbrechen. Erst zwei Wochen später nahm er einen erneuten Anlauf und führte vier weitere Exkursionstage durch.⁵⁵

Stundenlange Fußmärsche, die nicht immer erfolgreiche Wege- und Zielsuche und mitunter schlechtes Wetter lassen erahnen, dass jene Reisen durch das Gelände mit erheblichen Anstrengungen verbunden waren. Johann Michael Redenbachers diesbezügliche Feststellung aus dem Jahr 1800 dürfte daher nicht untertrieben sein: „Aeusserst mühevoll und dornig ist der Pfad antiquarischer Wanderungen.“⁵⁶

Franz Anton Mayer bestätigt dies:

„Es kostet viele Mühe und Vorsicht, wenn man seinen Lauf auf dieser Strecke verfolgen will. Wer nicht mit festen Füßen, und einem auserlesenen Stocke versehen ist, und wer in seinen Händen nicht Kraft genug hat, um sich von Zeit zu Zeit an einem Baumaste zu halten, der stürzt gewiss etliche dutzentmal auf den Boden, und ist der Gefahr ausgesetzt, halbtod in die Tiefe hinabzurollen.“⁵⁷

47 Christian Friedrich Habel: Reise wegen Berichtigung des römischen Limes oder Pfahlgrabens auf der rechten Lahn-Seite über Nassau bis Badems. In: Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1813, H. 121, Sp. 1153–1155, hier Sp. 1154.

48 Knabl 1850 (Anm. 39), S. 26.

49 Knabl 1850 (Anm. 39), passim.

50 Klaus Graf: Archäologisches in populären Erzählungen der Frühen Neuzeit. In: Dietrich Hakelberg, Ingo Wiwjorra (Hrsg.): Vorwelten und Vorzeiten. Archäologie als Spiegel historischen Bewußtseins in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 124). Wiesbaden 2010, S. 447–459.

51 Knabl 1850 (Anm. 39), S. 26–27.

52 Habel 1813 (Anm. 47), Sp. 1153.

53 „Nach Murau zurückgekehrt, erkundigte ich mich nach römischen Alterthümern, konnte aber nichts erfragen.“ Zitat bei Knabl 1850 (Anm. 39), S. 45.

54 Dieffenbach 1845 (Anm. 38), S. 2.

55 Knabl 1850 (Anm. 39), S. 45, 58.

56 Johann Michael Redenbacher: Subscriptions-Ankündigung. In: Journal für Bayern und die angränzenden Länder 1, 1800, H. 2, S. 228–232, hier S. 232.

57 Mayer 1824 (Anm. 35), S. 27.

Allerdings ist in Mayers Schilderung durchaus der Stolz des Abenteuerlustigen zu erkennen, der die Strapazen gerne auf sich nahm: „Keine Mühe und keine Gefahr, die oft an Todesgefahr grenzte, hielt mich auf. Ich setzte meine Untersuchungen so lange fort, und wiederholte sie so oft, bis mir kein Zweifel übrig blieb.“⁵⁸

Auch in Andreas Buchners *Reisen auf der Teufels-Mauer* kann der Leser sowohl an den Strapazen wie auch an den Erholungspausen und der Entdeckungsfreude Anteil nehmen:

„Hier ist gutes Bier, sagte mein [Begleiter]; mich hungerte auch; ein Dutzend Eier und drei Krüge machten uns beide lustig. Wir gingen durch grünende Auen immer am Flusse fort. Nach einer Viertel Stunde stand ich auf einem erhabenen Feldrain. Das ist die Teufelsmauer, schrie er, sie fängt unten hart am Wasser an. Es war zwei Uhr Nachmittag. Ich untersuchte den Grund, und traf bald auf Steine. Wenn wir auf ihrem Rücken fortwandern, kommen wir wohl vor Sonnen-Untergang noch in ein gutes Quartier?“⁵⁹

Eigentlich wollte Buchner seine 1818 bis 1821 durchgeführten Exkursionen zur Erkundung des Limes weiter fortsetzen. Als er 1830 den dritten Band seiner *Reisen auf der Teufels-Mauer* in den Druck geben konnte, vermerkte der inzwischen 54-Jährige, dass er nun „wegen vorgerückten Alters die [...] beschwerlichen Fussreisen nicht mehr machen kann“.⁶⁰ Demgegenüber war der 66-jährige „Hofkammerath Habel [...] noch in seinen letzten Lebensjahren im Besitze körperlicher und geistiger Rüstigkeit [...], da er noch im Jahr 1813 eine antiquarische Bereisung des römischen Limes von der Grafschaft Erbach im Odenwalde bis Oehringen“ verwirklichen konnte.⁶¹

Persönliches Engagement, Idealismus, Entdeckerfreude und wissenschaftlicher Ehrgeiz spielten bei der Durchführung antiquarischer Reisen ohne Frage eine wichtige Rolle. Schon allein die Bereitschaft, Strapazen und Widrigkeiten auf sich zu nehmen, die mit den Reisen bisweilen verbunden waren, zeugt von der außerordentlichen Begeisterung für die Sache.

Dessen ungeachtet waren solche Unternehmungen mit finanziellen Aufwendungen verbunden, die nicht jeder der Akteure bereit und in der Lage war, allein zu tragen. Andreas Buchner kommt auf die Kostspieligkeit seiner Limeserkundungen nur beiläufig zu sprechen und erwähnt, für die Durchführung seiner zweiten Reise 1820 von dem in Nürnberg niedergelassenen Buchhändler Friedrich Campe „eine ansehnliche Geldsumme“ erhalten zu haben, durch die er sich nun zusätzlich verpflichtet fühlte.⁶² Eine weitere Unterstützung blieb entgegen seiner Hoffnungen jedoch aus, weshalb er weitere Exkursionen nicht in Angriff nahm.⁶³ In welchem Umfang den antiquarischen Reisen eine regelrechte Beauftragung und mithin eine finanzielle Unterstützung zugrunde lag, ist kaum genau zu ermitteln, da solche Einzelheiten nur randständig dokumentiert sind. Dies dürfte vor allem dort der Fall gewesen sein, wo die Reisenden im Verbund einzelner Altertumsvereine agierten, wie etwa Johann Philipp Dieffenbach, der seine „historisch-antiquarische Reise“ im Herbst 1843 und Herbst 1844 durch Oberhessen im Auftrag des Historischen Vereins durchführte.⁶⁴ Auch Richard Knabl unternahm 1849 seine „wissenschaftliche Untersuchungsreise“ im Auftrag des Historischen Vereins in Steiermark, um „vorläufig die oberen Gegenden des Murthaales bis in die sich berührenden Grenzen Kärntens und Salzburgs antiquarisch [zu] untersuchen“.⁶⁵ In offiziellem Auftrag handelte schließlich der Lehrer und Geschichtspräsident Friedrich Kruse, als er 1839 die Ostseegouvernements Livland, Esthland und Curland einschließlich der Insel Ösel auf „Allerhöchsten Befehl“ des Kaisers von Russland in der Zeit von 120 Tagen bereiste. Diese Reise folgte damit vordergründig vor allem administrativen wie wissenschaftlichen Interessen.⁶⁶

58 Mayer 1824 (Anm. 35), S. IV.

59 Buchner 1818 (Anm. 41), S. 36.

60 Andreas Buchner: *Reisen auf der Teufels-Mauer*. Drittes Heft. München 1831, Vorbericht.

61 Schwartz 1871 (Anm. 21), S. 105.

62 Andreas Buchner: *Reisen auf der Teufels-Mauer*. Zweites Heft. Regensburg 1821, S. III-IV.

63 Buchner 1831 (Anm. 60), Vorbericht.

64 Dieffenbach 1845 (Anm. 38).

65 Knabl 1850 (Anm. 39), S. 25-26.

66 Friedrich Kruse: *Necrolivonica oder Alterthümer Liv-, Esth- und Curlands bis zur Einführung der Christlichen Religion in den Kaiserlich Russischen Ostsee-Gouvernements*. Dorpat, Leipzig 1842, Titelblatt.

Touristische Reisen

Abschließend sei nochmals auf jene Reiseführer eingegangen, die eingangs als ein Hilfsmittel für Gebildete, Wohlhabende und dann immer breiter aufgestellte bürgerliche Schichten charakterisiert wurden, um sich in den deutschen oder europäischen Natur- und Kulturlandschaften zurechtzufinden. In ihnen werden nicht nur kulturhistorische Museen und Ausstellungen als Reiseziele genannt, sondern regelmäßig auch auf Altertümersammlungen, archäologische Denkmäler oder Funde, wie auf weiterführende Literatur hingewiesen. Dies geschieht etwa in *Reichard's Passagier* seit der ersten Auflage von 1801 und in den weiteren Auflagen mit steigender Intensität.⁶⁷ Gleiches gilt beispielhaft für Carl Christian F. Pistorius' *Taschenbuch auf Reisen durch Württemberg* (1827), in dem der „Kenner der bildenden Künste“ bzw. „der Gelehrte“ Verweise auf „merkwürdige Versteinerungen“ ebenso findet, wie Angaben zu den römischen Anfängen einzelner Städte, dem Limes oder römischen Funden.⁶⁸ Ebenso enthält das *Vollständige Reise-Taschenbuch oder Wegweiser durch das Königreich Bayern* (1834) von Leopold von Zedlitz-Neukirch Hinweise auf Urnenfunde, römische Inschriftensteine, Grabhügel, Münzfunde u.ä.⁶⁹ Diese Reihung ließe sich beliebig fortsetzen. Sie zeigt, in welcher Weise und in welchem Maße die archäologischen Forschungen und mithin die Ergebnisse der antiquarischen Reisen rezipiert und so für breites Publikum zugänglich gemacht wurden.

Dies gilt nicht nur in Bezug auf die sachlich-neutrale Information zur Lage archäologischer Denkmäler, sondern betrifft gleichermaßen das Moment der Begeisterung für das Geheimnisvolle wie für vaterländische Emotionen. Für diese Anteilnahme gibt kurioserweise der englische Sprachlehrer und Schriftsteller James Edward Marston mit dem Reiseführer *Der Holsteinische Tourist oder Wegweiser für Fußreisende in der Umgegend von Hamburg* ein beredtes Beispiel. Das unter seinem Pseudonym „Peregrinus pedestris“ (d. h. „Pilger zu Fuß“) publizierte Buch enthält eine Vielzahl von Hinweisen zu Hünengräbern, Erdwällen, Opferaltären und Urnenfunden, die in einen stimmungsvollen Rahmen gestellt sind:

„Nachdem wir über eine Stunde bei diesen Ueberresten vaterländischer Alterthümer verweilt waren, theils auszuruhen, theils die reizende Lage der Hünen-Gräber recht zu betrachten, verließen wir sie dennoch ungerne, und setzten unsere Fußreise fort.“⁷⁰

Der Adressatenkreis für Reiseführer ist heute in der Tat „Jedermann“. Die Befriedigung der Neugier nach vermeintlichen Seltenheiten hat darin einen hohen Stellenwert. Erst recht genießen Attraktionen des Altertums große Aufmerksamkeit. Daher existieren sogar Führer, die ausschließlich der Auffindung archäologischer Stätten dienen, wobei diese beispielsweise *Archäologie erleben, Wanderungen in die Vorzeit* oder sogar *Kultplatz-Buch* heißen.⁷¹

Schon die Reisedarstellungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermittelten Stimmungen der Entdeckerfreude und der Erbauung. Solche Erlebnisse suchen einige Führer, die im Kontext einer Kommerzialisierung der Esoterik seit Mitte der 1980er Jahre stehen, gezielt zu inszenieren, verorten sie archäologische Fundorte und angebliche Kultstätten doch als „starke Plätze“,

67 Reichard 1801 (Anm. 4), S. 336, 433. Friedrich August Herbig: *Reichard's Passagier auf der Reise in Deutschland und der Schweiz, nach Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, London, Mailand, Paris, St. Petersburg, Pesth, Stockholm, Venedig und Warschau*. Mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Badeörter und Gebirgsreisen, der Donau- und Rheinfahrt. Ein Reisehandbuch für Jedermann. 12. Aufl. Berlin 1843, darin Verweise auf Museen, Ausstellungen, Sammlungen (S. 236, 263, 284, 313, 343, 356, 378, 481), auf weiterführende archäologische Schriften (S. 120), auf Altertümer vor Ort (S. 173, 552).

68 Carl Christian F. Pistorius: *Taschenbuch auf Reisen durch Württemberg*. Stuttgart, Tübingen 1827. Darin zu römischen Anfängen von Orten (S. 32, 44, 161, 170), zum Limes (S. 59), zu römischen Funden (S. 49, 62–63, 79, 140, 170).

69 Leopold von Zedlitz-Neukirch: *Vollständiges Reise-Taschenbuch oder Wegweiser durch das Königreich Bayern*. Bayreuth 1834.

70 Peregrinus pedestris [= James Edward Marston]: *Der Holsteinische Tourist oder Wegweiser für Fußreisende in der Umgegend von Hamburg*, Hamburg 1833, S. 26.

71 Gisela Graichen: *Das Kultplatzbuch*. Ein Führer zu den alten Opferplätzen, Heiligtümern und Kultstätten in Deutschland. Hamburg 1988. – Karl Lukan: *Wanderungen in die Vorzeit*. Kultstätten, Felsbilder und Opfersteine in Österreich. Wien 1989. – Anita Pomper, Rainer Redies, André Wais (Hrsg.): *Archäologie erleben*. Ausflüge zu Eiszeitjägern, Römerlagern und Slawenburgen. Stuttgart 2004.

die naturreligiöse Zugänge eröffnen sollen.⁷² Mussten sich die Fußreisenden des 19. Jahrhunderts noch durch unwegsames Gelände vorarbeiten, sind die Wege für den Touristen heute weitgehend gebahnt und viele Fundstätten haben, da sie bisweilen eher eine archäologische Installation darstellen, viel von ihrer Authentizität eingebüßt.

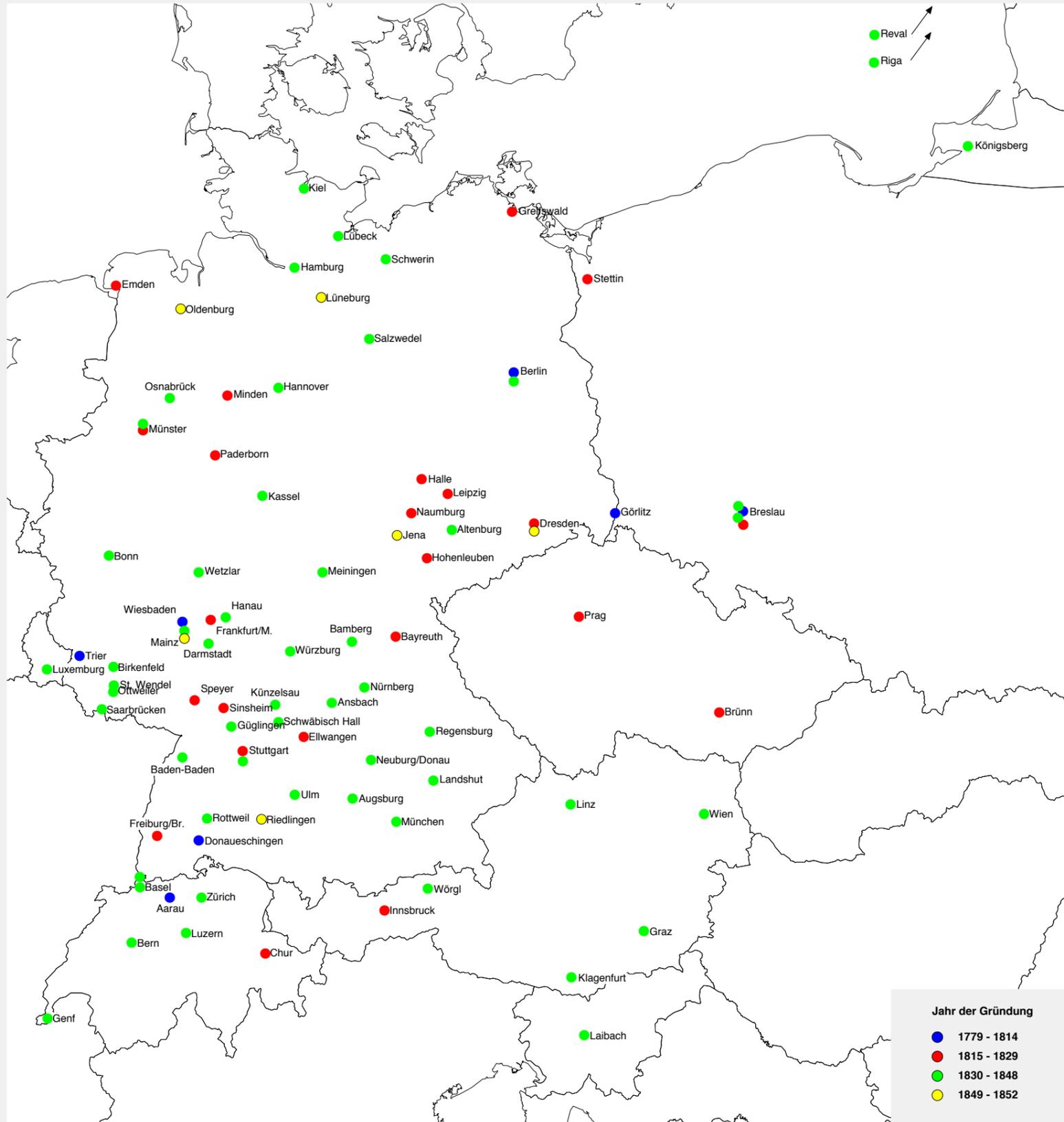
Die Anrufung des Nationalen oder eine Identifikation mit vermeintlichen Vorfahren erscheint heute Vielen als ein aus der Zeit gefallenes Phänomen. Allerdings werden in politischen Bekenntniszirkeln die „Stätten der Ahnen“ als ein Ort identitärer Einkehr gepriesen,⁷³ ein Thema, das einer gesonderten Darstellung bedürfte.

72 Werner Pieper: *Starke Plätze. Orte die zum Herzen sprechen*. Löhrbach 1986. In diesem Sinne sei ferner auf die Reihen „Schwarze Führer“ (Eulen-Verlag, 1983–2000) „Esoterischer Reiseführer“ (Windpferd, 1997–1998) und „Magisch Reisen“ (Goldmann, 1991–1995) hingewiesen.

73 Dennis Krüger: *Der Ahnenreiseführer. Wegweiser zu Kult- und Wirkungsstätten unserer Ahnen*. Bottrop-Kirchellen 2004. Erweiterte Auflagen 2008, 2018. – Harry Radegeis: *Kultstätten in Deutschland*. Sibesse 2006.

GESCHICHTS- UND ALTERTUMSVEREINE IN MITTELEUROPA 1779 - 1852

- Aarau: Gesellschaft für Vaterländische Kultur im Kanton Aargau (1810)
- Altenburg: Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes (1838)
- Ansbach: Historischer Verein des Rezat-Kreises (1830)
- Augsburg: Historischer Verein im Oberdonau-Kreise (1834)
- Baden-Baden: Alterthums-Verein für das Großherzogthum Baden (1844)
- Bamberg: Historischer Verein des Ober-Main-Kreises (1830)
- Basel: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel (1836)
- Basel: Gesellschaft für Vaterländische Alterthümer (1842)
- Bayreuth: Historischer Verein für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde (1827)
- Berlin: Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde (1814)
- Berlin: Verein für Geschichte der Mark Brandenburg (1837)
- Bern: Historischer Verein des Kantons Bern (1846)
- Bonn: Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande (1841)
- Breslau: Schlesische Gesellschaft für Vaterländische Kultur (1803)
- Breslau: Verein für Kunst, Alterthümer und Geschichte in Schlesien (1818)
- Breslau: Akademischer Verein für Lausitzische Geschichte und Sprache (1838)
- Brünn: Mährisch-Schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde (1821)
- Chur: Geschichtforschende Gesellschaft Graubündens (1826)
- Darmstadt: Historischer Verein für Hessen (1832)
- Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (1805)
- Dresden: Verein der Sächsischen Alterthumsfreunde (1834)
- Dresden: Königlich Sächsischer Verein für Erforschung und Erhaltung Vaterländischer Alterthümer (1824)
- Dresden: Gesamtverein der Geschichts- und Altertumsvereine (1852)
- Ellwangen: Verein für Altertumskunde (1819)
- Emden: Gesellschaft für Bildende Kunst und vaterländische Altertümer (1823)
- Frankfurt/M.: Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (1819)
- Freiburg/Br.: Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg i. Br. (1826)
- Genf: Société d'Histoire et d'Archéologie (1838)
- Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften (1779)
- Graz: Historischer Verein für Innerösterreich (1843)
- Güglingen: Alterthums-Verein im Zabergau (1841)
- Halle/S. (1823): Verlegung von Naumburg (1819)
- Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte (1839)
- Hanau: Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde (1844)
- Hannover: Historischer Verein für Niedersachsen (1835)
- Hohenleuben: Vogtländischer Altertumsforschender Verein (1825)
- Innsbruck: Verein Museum Ferdinandeum zu Innsbruck (1823)
- Jena: Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde (1852)
- Kassel: Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde (1834)
- Kiel: Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte (1833)
- Klagenfurt: Geschichtsverein für Kärnten (1844)
- Königsberg: Alterthums-Gesellschaft Prussia (1844)
- Künzelsau: Historischer Verein für Württembergisch Franken (1847)



- Laibach: Historischer Verein für Krain (1846)
- Landshut: Historischer Verein für Niederbayern (1845)
- Leipzig: Sächsischer Verein für Erforschung und Bewahrung Vaterländischer Alterthümer (1824)
- Linz: Verein des Vaterländischen Museums für Österreich ob der Enns, mit Inbegriff des Herzogthums Salzburg (1833)
- Lübeck: Verein für Lübeckische Geschichte (1844)
- Luxemburg: Société pour la Recherche et la Conservation des Monuments Historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg (1845)
- Luzern: Historischer Verein der Fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald und Zug (1841)
- Mainz: Verein zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Altertümer (1841)
- Mainz (1852): Parallelgründung zu Dresden (1852)
- Meiningen: Hennebergischer Altertumsforschender Verein (1832)
- Minden: Westphälische Gesellschaft für Vaterländische Cultur (1825)
- München: Historischer Verein von Oberbayern (1837)
- Münster (1825): Filialverein zu Paderborn (1824)
- Naumburg: Thüringisch-Sächsischer Verein für Erforschung des Vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale (1819)
- Neuburg a. d. Donau: Historischer Filial-Verein zu Neuburg (1833)
- Nürnberg: Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer deutscher Geschichte, Literatur und Kunst (1832)
- Oldenburg: Verein zur Erforschung und Erhaltung von Alterthumsdenkmälern (1850)
- Osnabrück: Historischer Verein (1847)
- Ottweiler: Verein für Geschichte und Alterthum (1847)
- Paderborn: Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens (1824)
- Prag: Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen (1818)
- Regensburg: Historischer Verein für den Regenkreis (1830)
- Riedlingen: Altertumsverein Riedlingen (1851)
- Riga: Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostsee-Provinzen Russlands (1834)
- Rottweil: Verein zur Aufsuchung von Alterthümern in der Gegend von Rottweil (1831)
- Saarbrücken: Historisch-Antiquarischer Verein für die Städte Saarbrücken und Sankt Johann und Deren Umgegend (1839)
- Salzwedel: Altmärkischer Verein für Vaterländische Geschichte und Industrie (1836)
- Schwerin: Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde (1835)
- Sinsheim: Sinsheimer Verein zur Erforschung der Alterthümer (1828)
- Speyer: Historischer Verein der Pfalz (1827)
- Stettin: Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde (1824)
- Stuttgart: Verein für Vaterlandskunde (1822)
- Stuttgart: Württembergischer Altertumsverein (1843)
- Trier: Gesellschaft für Nützliche Forschungen (1801)
- Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben (1841)
- Wetzlar: Verein für Geschichte und Alterthumskunde (1834)
- Wien: Verein für vaterländische Geschichte, Statistik und Topographie (1832)
- Wiesbaden: Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung (1812)
- Wörl: Verein zu Ausgrabungen nach Römischen Alterthümern zu Wörl (1843)
- Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg (1830)
- Zürich: Antiquarische Gesellschaft (1832)

Zusammenfassungen in deutscher und englischer Sprache

Wolfgang Burgdorf

1806 – Geschichtsverlust und Flucht in die Geschichte

In der ersten Augustwoche 1806 verloren die Deutschen mit ihrem Reich auch ihre Geschichte. Als sich nach den Wirren der Napoleonischen Kriege und dem Wiener Kongress die Zeiten wieder beruhigten, begaben sich deutsche Intellektuelle auf die Suche nach der Geschichte der Deutschen. Es war die Suche nach der verlorenen Ordnung der Nation. Da aber alle noch regierenden Dynastien sich an der Auflösung des Reiches und der untergegangenen Territorien bereichert hatten, war die Zeitgeschichte tabuisiert. Das frühneuzeitliche Reich wurde nun systematisch diskreditiert, um seine Auflösung zu rechtfertigen. Damit war es für die Protagonisten der nationalen Bewegung unmöglich, sich auf das 1806 untergegangene Reich zu beziehen. Es kam zu einer kollektiven Flucht der Deutschen ins Mittelalter und noch weiter in die heidnische Vorzeit. Dieser Kontext bot ideale Voraussetzungen für die Entstehung des historischen Vereinswesens, der Germanistik, der Historischen Rechtsschule, der Kunst der Romantik, der mittelalterlichen Kunstsammlungen und der nationalen Altertumskunde.

Dietrich Hakelberg

Vaterländische Altertumskunde. Sammeln und Bewahren in einer Umbruchzeit

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert erlebte das Interesse an „vaterländischen Altertümern“ in Deutschland eine nie da gewesene Blütezeit. Hochmotivierte Gelehrte sammelten und dokumentierten, um Sprach- und Sachaltertümer aus heidnischer Vorzeit und christlichem Mittelalter vor dem Vergessen und der Zerstörung zu bewahren. Feinverzweigte Systematiken wurden erstellt, um die Vielfalt der Überreste zu ordnen. Um vaterländische Geschichte möglichst umfassend darzu-

Wolfgang Burgdorf

1806 – Lost History and Historical Escapism

In the first week of August 1806, the German people lost their confederation, the Holy Roman Empire, and with it their shared history. When events settled down again after the upheavals of the Napoleonic Wars and the Congress of Vienna, German intellectuals embarked on a search for German history. It was a search for the lost structure of nationhood. However, since all the dynasties still ruling had enriched themselves from the dissolution of the Empire at the expense of the territories which had disappeared, any reference to contemporary history was tabu. The early modern Holy Roman Empire was now systematically discredited in order to justify its dissolution. Protagonists of the nationalist movement could not, therefore, seek precedence and inspiration in the Empire which had foundered in 1806. Instead, Germans took collective refuge in the Middle Ages or the even earlier era of pagan prehistory. This context offered ideal conditions for the emergence of historical societies, Germanic philology, the German Historical School, the art of Romanticism, collections of medieval art, and the study of ‘Germanic antiquity’.

Dietrich Hakelberg

National Antiquarianism: Collecting and Saving in a Time of Change

In the first half of the 19th century, interest in domestic antiquities (*vaterländische Altertümer*) flourished in the German lands as never before. Highly motivated scholars collected and documented the surviving traces, both linguistic and material, of pagan prehistory and the Christian Middle Ages, in an effort to save them from oblivion and destruction. Elaborate classifications were developed for ordering the many types of remains. To present as comprehensive a picture of Germanic history as possible,

stellen, bündelten Gelehrte ihre Einzelanstrengungen in den neugegründeten Altertumsvereinen. Ausgehend von einem frühen Programm des Schwäbisch Haller Sprachforschers Friedrich David Gräter wird gezeigt, wie verflochten die philologischen, historischen und archäologischen Forschungsinteressen der Gelehrten waren. Die Geschichte der Archäologie braucht diesen zeitgenössischen Kontext. Was wurde unter einem „Altertum“ und unter dem „Vaterland“ verstanden? Wer wollte der Geschichte des Vaterlandes so zielgerichtet auf den Grund gehen und warum? Ein unter französischer Fremdherrschaft und in den Befreiungskriegen neu erwachtes Nationalbewusstsein als Ursache für den Aufschwung der vaterländischen Altertumskunde ist ein legitimierender nationalistischer Topos. Bei näherer Betrachtung bieten die mit dem Reichsuntergang 1806 einhergehenden Traditions- und Kulturgutverluste eine umfassendere Erklärung als der Mythos der Befreiungskriege und der antifranzösische Affekt.

Jens Schulze-Forster

Karl Benjamin Preusker als Akteur und Biograf der „vaterländischen“ Altertumskunde zwischen 1810 und 1844

Karl Benjamin Preusker hat die Entwicklung der vaterländischen Altertumskunde nach den Befreiungskriegen bis Anfang der 1840er Jahre nicht nur intensiv mitgestaltet, sondern in seinen Schriften sowie seiner Selbstbiografie ausführlich reflektiert. Zusammen mit seinem Schriftverkehr geben sie minutiös Aufschluss über die beteiligten Akteure, die gesellschaftlichen Kontexte und die Rolle der Altertumsvereine. Er schlug mit seinen Methoden neue Wege ein und sorgte für die Verbreitung seines Wissens. Seine Wirkung reicht deshalb bis in die heutige Zeit.

Wolfgang Adler

Gustav Friedrich Klemms *Handbuch der germanischen Alterthumskunde* und das Dreiperiodensystem

Gustav Friedrich Klemms *Handbuch der germanischen Alterthumskunde* (1836) enthält zwei unterschiedliche, wenn auch ähnliche Modelle der relativen Chronologie: sein eigenes sowie ein frühes Konzept von Friedrich Lisch. Beide definieren Gräbertypen und ordnen ihnen die charakteristischen Funde zu, worin sich die Hypothese einer Abfolge Stein – Bronze – Eisen spiegelt. Trotz dieser Gemeinsamkeit geht Klemms Chronologie nicht auf Lisch zurück. Klemm baut wahrscheinlich direkt auf

scholars pooled their individual efforts in newly founded antiquarian societies or clubs. Taking an early program by Friedrich David Gräter, a philologist from Schwäbisch Hall, as an example, the paper shows how interwoven the philological, historical, and archaeological research interests of these antiquarians were. The history of archaeology needs this contemporary context. How were the terms *Alterthum* (antiquity) and the *Vaterland* (fatherland) understood by those involved at the time? Who were these scholars, and why were they so rigorously intent on understanding the history of the ‘Vaterland’? The idea that burgeoning interest into the fatherland’s antiquities was the result of a new national consciousness, born of the experience of foreign French rule and the Wars of Liberation, is a legitimizing nationalistic topos. On closer inspection, the loss of tradition and cultural properties that accompanied the collapse of the Holy Roman Empire in 1806 offers a fuller explanation for this phenomenon than the myth of the Wars of Liberation and anti-French sentiment.

Jens Schulze-Forster

Karl Benjamin Preusker as Agent and Biographer of National Antiquarianism between 1810 and 1844

Karl Benjamin Preusker not only made a huge contribution to shaping the archaeological study of the early Germanic peoples in the period from the War of Liberation into the early 1840s, but he also reflected extensively on the subject in his writings, including his autobiography. These sources, together with his correspondence, provide detailed information about the protagonists, the social context, and the role of archaeological societies. Preusker pioneered new archaeological methods and ensured that his knowledge was disseminated. For these reasons, his legacy is still relevant today.

Wolfgang Adler

Gustav Friedrich Klemm’s *Handbook of Germanic Antiquity* and the Three-Age System

Gustav Friedrich Klemm’s *Handbuch der germanischen Alterthumskunde* (Handbook of German Antiquity, 1836) contains two different albeit similar models of relative chronology: his own and an earlier concept developed by Friedrich Lisch. Both models defined different types of burial and assigned characteristic finds to each, reflecting the hypothesis of a progression in material culture from stone, to bronze, to iron. Despite this similarity, Klemm’s chronology did not derive from Lisch’s. Instead, Klemm

Jaspersen (1828) auf, dessen in Angeln gewonnenen Ergebnisse er mit Beobachtungen der süddeutschen Archäologie verquickt. Klemms Chronologie ist – anders als die von Lisch – nicht auf einer breiten Basis von Einzelbefunden entwickelt, sondern eklektisch. Er wendet sie schon im *Handbuch* kaum an und entwickelt sie auch später nicht weiter – im Gegensatz zu Lisch, der sich in der Folgezeit intensiv mit dem Thema befasst. Klemms *Handbuch* sorgte zunächst für eine weiträumige Verbreitung der Grundgedanken Klemms und Lischs. Der Siegeszug von Thomsens gleichfalls 1836 veröffentlichtem Dreiperiodensystem wurde einerseits dadurch gefördert, führte andererseits aber dazu, dass das *Handbuch* schnell in Vergessenheit geriet, also seine Wirkung nur kurze Zeit entfalten konnte.

Gabriele B. Clemens

Grabungsfieber und Sammeleifer. Die archäologischen Aktivitäten der deutschen Altertumsvereine

Die seit dem frühen 19. Jahrhundert in jeder größeren Stadt gegründeten Altertumsvereine sind Teil eines sich in allen europäischen Ländern entwickelnden Gesellschaftswesens. In einer Zeit, in der sich der Staat in der Bodendenkmalpflege noch nicht engagierte, übernahmen die Vereinsmitglieder wesentliche Aufgaben zur Etablierung der Archäologie. Sie bargen, sammelten, inventarisierten und bestimmten je nach Region prähistorische, römische und frühmittelalterliche Objekte. Sie bauten archäologische Sammlungen und Fachbibliotheken auf. Hervorragendes haben die Vereine im Aufbau von Kommunikationsnetzwerken geleistet. Wichtig war ihnen der Austausch von Zeitschriften und Informationen, der Vergleich von Funden, um so mehr Sicherheit bei Bestimmungen und Zuweisungen zu erlangen. Erfolg oder Misserfolg der Vereine hing entscheidend von einzelnen, besonders aktiven Protagonisten ab. Zukünftigen Forschungen bleibt es vorbehalten, diese Vereinsaktivisten und überhaupt die Arbeiten der Altertumsvereine systematischer zu analysieren. Denn die einseitige Konzentration auf die universitäre Forschung wird den erbrachten Leistungen für die Archäologie im langen 19. Jahrhundert nur unzureichend gerecht.

probably built directly on the work of Jaspersen (1828), combining the latter's experience, gleaned in Anglia, with the observations of south-German archaeologists. While Lisch developed a systematic chronology based on a broad range of individual features, Klemm's approach was eclectic. Even in the *Handbook* he barely applied his system and never developed it further – in contrast to Lisch, who continued to work intensively on his model in later years. The immediate objective of Klemm's *Handbook* was the widespread dissemination of basic ideas shared by himself and Lisch. While the *Handbook* contributed to the success of Thomsen's Three-Age System, likewise published in 1836, it was also overshadowed by it and quickly forgotten, never achieving the wider audience and more lasting legacy it might otherwise have had.

Gabriele B. Clemens

Excavation Fever, Collecting Fervour: The Archaeological Activities of German Historical Associations

The archaeological societies that were founded in every major German town from the early 19th century onwards were part of a Europe-wide social phenomenon. In a period when the state had yet to become involved in archaeological monument conservation, the essential groundwork for the establishment of archaeology fell to members of these societies. Depending on the region, they excavated, collected, catalogued, and identified prehistoric, Roman, and early medieval objects. They established archaeological collections and specialist libraries. They developed splendid networks of communication, setting great store by exchanging journals and information, and comparing finds so that they could identify and assign them more reliably. The success or failure of the societies depended crucially on individual members who were particularly active. A more systematic analysis of these activists, and of the work of the archaeological societies in general, remains a task for future research. A one-sided concentration on university scholarship fails to do justice to a great deal of what was achieved for the cause of archaeology in 'the long 19th century'.

Frühe archäologische Denkmalpflege in der Habsburgermonarchie

Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden in ganz Europa Gelehrtenvereinigungen, die als Akademien bezeichnet wurden. Diese Zusammenschlüsse institutionalisierten nicht nur die Forschung, sondern verstanden die Entwicklung und Verbreitung der Wissenschaft als allgemeine Aufgabe für die gebildete Öffentlichkeit, wobei Geschichte besondere Berücksichtigung fand. Gottfried Friedrich Klopstock regte, nachdem schon Wilhelm Leibniz mit seinem Vorschlag gescheitert war, 1765 neuerlich die Gründung einer Akademie in Wien an, um die literarische und wissenschaftliche Produktion zu fördern. Der Beweggrund für seine Abfuhr war die allgemein geringe Wissenschaftsfreundlichkeit des Kaiserhauses, die sich in vielerlei Hinsicht belegen lässt. Der Mythos einer glanzvollen Vergangenheit und gemeinsamen Abstammung, von den neuen archäologischen Forschungsergebnissen scheinbar auch wissenschaftlich untermauert, bekräftigten die nationalen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts und machten archäologische Denkmale zu sichtbaren Zeichen historischer Tatsachen und gemeinsamer Herkunft. In vielen Staaten Europas wurde die gemeinsame Geschichte samt ihren archäologischen Zeugnissen daher integrierender Bestandteil der nationalen Identität. Während sich auch in der Habsburgermonarchie ein zunehmendes Verständnis für das römische Erbe erkennen lässt, betrachteten die unterschiedlichen Nationen im Vielvölkerstaat die Erforschung der ur- und frühgeschichtlichen Denkmale als Teil ihrer eigenen Geschichte, sodass sich daraus keine einigende, vielmehr eine trennende Wirkung ergab. Diese einander widerstrebenden Tendenzen machten die gesamtstaatliche Behandlung des Denkmalbestandes unmöglich. Dazu kam, dass die Habsburger im Unterschied zu anderen Herrscherhäusern die Altertumswissenschaft nicht aktiv förderten. Einige wenige Habsburger, wie Leopold II., zur Zeit seiner Regentschaft als Großherzog der Toskana, oder Erzherzogin Maria Anna, bildeten eine Ausnahme. Dieser allgemeinen Tendenz steht die Entwicklung in Kronländern und Teilreichen entgegen, in denen sowohl engagierte Gelehrte grundlegende Erkenntnisse zum Bestand und zur Bewahrung des archäologischen Erbes lieferten als auch die ersten Altertumsvereine lange vor der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden, während jener der Haupt- und Residenzstadt Wien erst 1853 gegründet wurde. In dieselbe Zeit nach der Revolution von 1848 fallen die Gründung des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung und der für die Denkmalpflege zuständigen Zentralkommission.

Early Conservation of Archaeological Monuments under the Habsburg Monarchy

From the mid-18th century onwards, scholarly societies known as academies sprang up all over Europe. These societies not only institutionalized research but held the generation and dissemination of knowledge to be the shared task of educated society, with a special emphasis on history. In 1765, following a previous, unsuccessful proposal by Wilhelm Leibniz, Gottfried Friedrich Klopstock renewed the call for the foundation of an academy to promote literary and scientific activity in Vienna. The reason for its rebuff was the general lack of enthusiasm for scholarship among the Imperial household, a disinterest which manifested itself in a number of ways. The mythos of an illustrious past and a shared ancestry, which seemed to be scientifically corroborated by the results of new archaeological excavations, strengthened the nationalist ideas of the 19th century, and turned archaeological monuments into visible symbols of historical facts and common origins. In many European states, this shared history, and the archaeological evidence that proved it, thus became an integrating component of national identity. Even in the Habsburg monarchy there is evidence of an increasing appreciation of the Roman heritage, but since the different nations of the multinational confederation of states saw the newly excavated prehistoric and early historical monuments as part of their own histories, the effect of archaeology on the Habsburg Empire was divisive, rather than unifying. These trends, pulling in different directions, made the management of historic monuments at state level impossible. Moreover, unlike other ruling houses, the Habsburgs did not actively promote archaeology; Leopold II, during his period as ruler of Tuscany, and Archduchess Maria Anna being among the few exceptions. In the various regions of the Austrian Empire the first archaeological societies developed long before the mid-19th century, with enthusiastic scholars contributing to the portfolio of archaeological monuments with groundbreaking discoveries and efforts at conservation. In Vienna – the capital and royal seat – by contrast, the general attitude of the monarchy was obstructive, so that the first archaeological association in Vienna was only founded in 1853. The same period, following the revolution of 1848, saw the foundation of the Institute of Austrian Historical Research and the Central Commission for Monument Conservation.

Brigitta Mader

Hofreise mit Folgen. Die denkmalschützerischen Bestrebungen des österreichischen Kaisers Franz I. am Beispiel der antiken Reste von Pola/Pula (1816)

Der Beitrag behandelt die Voraussetzungen und Anfänge der institutionalisierten Denkmalpflege in Österreich. Am Beispiel von Pola (Istrien, 1816) werden die ersten durch Kaiser Franz II./I. veranlassten Schritte auf staatlicher Ebene an Hand von Archivalien dargestellt. Die Beweggründe dazu und das in persönlichen Aufzeichnungen vielfach zum Ausdruck gebrachte Interesse des Kaisers für Archäologie werden als Ergebnis dessen aufklärerischer Erziehung angesehen und nicht mit dem Bestreben zur Herstellung eines Bezuges zwischen antiken und eigenem Kaisertum in Verbindung gesetzt. Ein Überblick über die im frühen 19. Jahrhundert bereits vorhandenen gesetzlichen Grundlagen zur Abgabe von sogenannten „Alterthümern“ und deren Verwahrung im k. k. Münz- und Antikenkabinett sowie zum Begriff „Fund“, der von anfangs vornehmlich antiken Münzen in der Folge auch auf archäologische Objekte erweitert wurde, illustriert die Situation der österreichischen Denkmalpflege bis zum Jahre 1850, als in Wien auf Anregung des Historiografen Eduard Melly und Betreiben des Handelsministers Ludwig von Bruck die k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Bau Denkmale als staatliche Einrichtung gegründet wurde.

Stephan Karl

Der Fund der Negauer Helme aus der Perspektive „Central – Provincial“. Die Vorgeschichte zum k. k. Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 zur Einlieferung aller Altertümer anhand der zeitgenössischen Schriftquellen

Die Entdeckung eines Depotfonds hallstattzeitlicher Bronzehelme im November 1811 bei Ženjak (Slowenien) fällt in eine Umbruchszeit staatlicher Regelungen zum Schutz archäologischer Funde in der Habsburgermonarchie. Die sogenannten Negauer Helme wurden noch vor dem 4. März 1812 vom Landesmuseum Joanneum in Graz erworben, mussten jedoch schon im folgenden Monat an das Münz- und Antikenkabinett in Wien abgetreten werden. Es kann gezeigt werden, dass die Negauer Helme damals nicht unter den Schatzbegriff gemäß § 398 des *Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches* fielen und diese bislang nicht beachtete Fundkategorie den Anstoß für das Hofkanzleidekret vom 5. März 1812 gab, das die älteren ausschließlich Münzfunde betreffenden Dekrete auf sämtliche Altertümer mit Meldepflicht und Vorkaufsrechts durch das Münz- und Anti-

Brigitta Mader

A Court Journey with Consequences: An Example of the Efforts of the Austrian Emperor Francis I to Conserve Ancient Monuments: the Ancient Remains of Pola/Pula (1816)

This article discusses the dawn of institutionalized monument conservation in Austria and the context in which it took place. Taking Pola (Istria, 1816) as an example, it uses archive material to illustrate the first steps taken by the state authorities, at the instigation of Emperor Francis II./I. The emperor's desire to act in this case and his interest in archaeology in general, expressed on many occasions in personal notes, are attributed to his enlightened education and not to any desire to establish a link between the Roman Empire and his own Imperial status. An overview of the basic legislation which already existed in the early 19th century, requiring that all so-called 'antiquities' be surrendered to the keeping of the Imperial and Royal Coin Cabinet and Collection of Antiquities and defining the concept of a 'find' (a term originally used for ancient coins but later broadened to include archaeological objects) illustrates the situation of Austrian monument conservation up to the year 1850, when, at the instigation of the historiographer Eduard Melly and supported by the efforts of the Minister of Trade, Ludwig von Bruck, the Imperial and Royal Central Commission for the Research and Preservation of Ancient Monuments was founded as a state institution.

Stephan Karl

The Find of the Negau Helmets Seen from a 'Central vs. Provincial' Perspective: The Events Leading up to the Decree for the Surrender of All Antiquities, Issued by the Imperial and Royal Court Chancellery on 5 May 1812, Based on Contemporary Written Sources

The discovery in November 1811 of a hoard of bronze helmets from the Hallstatt period near Ženjak (Slovenia) coincided with a period of transition in the state legislation governing the protection of archaeological finds in the Habsburg monarchy. By 4 March 1812, the so-called 'Negau helmets' had already been acquired by the Landesmuseum Joanneum in Graz, but just one month later they had to be surrendered to the Coin Cabinet and Collection of Antiquities in Vienna. As the article shows, the Negau helmets did not fall under the category of 'treasure' as defined at the time by Article 398 of the *General Civil Code*. It was this find, of a type not hitherto envisaged, that provided the impetus for the Court Chancellery Decree of 5 March 1812. Earlier decrees had applied exclusively to coins; now this was extended to include antiquities of all types, both

kenkabinett in Wien erweiterte. Die Abgabe der Helme erfolgte aufgrund eines Hofkanzlei-Präsidialschreibens vom 13. Februar 1812, das heißt im Zuge einer Enteignung infolge einer Allerhöchsten EntschlieÙung. In diesem Vorgehen lässt sich deutlich die zentrale Position der kaiserlichen Sammlung in Wien gegenüber provinziellen altertumskundlichen Bestrebungen in den Ländern der Monarchie aufzeigen.

Vladimír Salač

Tschechische Nationalbewegung, Revolution 1848 und die Wissenschaft. Jan Erazim Wocel und die erste mitteleuropäische Professur für prähistorische Archäologie in Prag

Schon im 18. Jahrhundert haben Gelehrte aus dem tschechischen Intellektuellenmilieu in Böhmen archäologische Forschungen betrieben. Die Nationale Wiedergeburt als Bewegung des tschechischen Bürgertums, das sich neben dem deutsch-österreichischen Bürgertum etablieren wollte, konnte sich im 19. Jahrhundert langsam durchsetzen und nationalisierte die böhmische Archäologie. In diesem Kontext wurde im Jahr 1818 das tschechische Nationalmuseum und im Jahr 1827 auch seine Zeitschrift gegründet. Seitdem engagierten sich die Altertumsforscher verstärkt in der Nationalbewegung. Einer dieser Aktivisten war Jan Erazim Wocel – Archäologe, Literat und Politiker. Er spielte im Revolutionsjahr 1848 eine wichtige Rolle in der tschechischen Nationalbewegung. Später jedoch verhielt er sich konform zum neuen Establishment, was ihm bei seiner unbestrittenen wissenschaftlichen Qualität eine außerordentliche Professur für böhmische (prähistorische) Archäologie an der Prager Universität eintrug. Er erhielt die Professur 1850 nicht zuletzt aus politischen Gründen, sollte er doch „die studierende Jugend dem Einflusse eines gehaltlosen Nationalitätsschwindels minder zugänglich zu machen“, so der damalige österreichische Kultus- und Schulminister Leo von Thun-Hohenstein.

Jasper von Richthofen

Von der Aufklärung zur vaterländischen Altertumskunde. Das Wirken der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz und der Beginn der archäologischen Forschung in der Oberlausitz

1779 wurde in Görlitz die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften gegründet. Eines der Betätigungsfelder der spätaufklärerischen Vereinigung war die Altertumskunde mit den Fachrichtungen Archäologie, Ur-

in the reporting requirements and in the pre-emption rights granted to the Coin Cabinet and Collection of Antiquities in Vienna. The helmets themselves were surrendered as the result of a letter from the president of the Court Chancellery dated 13 February 1812: in other words, they were expropriated by Imperial resolution. This course of events reveals the dominant position of the Imperial collection in Vienna vis-à-vis the archaeological ambitions of provincial institutions.

Vladimír Salač

The Czech National Movement, the Revolution of 1848, and Scholarship: Jan Erazim Wocel and the First Central-European Professorship of Prehistoric Archaeology in Prague

Academics from Czech intellectual circles in Bohemia began conducting archaeological excavations as early as the 18th century. In the 19th century, the gradual emergence of the Czech National Revival movement, initiated by middle-class Czech citizens who wanted equality with their German-Austrian counterparts, introduced a nationalist aspect to Bohemian archaeology. It was in this context that the Czech National Museum was founded in 1818, with the first edition of its journal appearing in 1827, prompting an even greater engagement by archaeologists in the national movement. One such activist was Jan Erazim Wocel – an archaeologist, man of letters, and politician. He played a leading role in the Czech national movement during the revolutionary year of 1848. Later, however, he accommodated himself to the new establishment, earning himself, in recognition of his undisputed academic achievements, a tenured position as professor in (prehistoric) Bohemian archaeology at the University of Prague. His appointment was made, not least, for political reasons. In the words of the then Austrian Minister for Culture and Education, Leo von Thun-Hohenstein, he was expected to ‘make young students less susceptible to giddy nationalistic nonsense’.

Jasper von Richthofen

From Enlightenment to National Antiquarianism: The Activities of the Scientific Society of Upper Lusatia in Görlitz and the Beginning of Archaeological Research in Upper Lusatia

The Scientific Society of Upper Lusatia was founded in Görlitz in 1779. One of the research fields pursued by this late-Enlightenment association was the study of antiquities, with special emphasis on archaeology, historical

kundenlehre, Siegel- und Münzkunde. Bereits seit 1780 gelangten erste archäologische Funde in die Gesellschaftssammlung. Aus dem gleichen Jahr stammt eine Publikation mit archäologischer Betrachtung des Totensteins bei Görlitz. Um 1800 ging das Interesse an der einheimischen Archäologie allerdings zunächst zurück und erwachte erst 1830 wieder mit Begründung der „Alterthums-Section“ der seit 1811 in Görlitz bestehenden Naturforschenden Gesellschaft. Die ältere Forschung besaß allerdings noch vor allem deskriptiven Charakter, ethnische Deutungen blieben von nachgeordnetem Interesse. Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften setzte ihre Tätigkeit auch vor dem Hintergrund einer infolge des Wiener Kongresses 1815 zwischen Preußen und Sachsen geteilten Oberlausitz für die gesamte Oberlausitz fort. Erst mit Gründung der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz im Jahr 1888 verfolgte die regionale archäologische Forschung unter vaterländisch-nationalen Vorzeichen wissenschaftliche Fragen. Die durch Ausgrabungen schnell angewachsene Sammlung wurde Grundstock der ur- und frühgeschichtlichen Sammlung des Kulturhistorischen Museums Görlitz.

Stephan Lehmann

Zu den Anfängen der Klassischen und „vaterländischen“ Altertumskunde

Der Beitrag zeigt die Entwicklung der jungen Klassischen Archäologie Deutschlands als Trennung des „schönen“ vom „vaterländischen“ Altertum auf. Drei Fragestellungen sind geeignet, in die Problematik des Befundes einzuführen:

1. Vom „schönen Alterthum“ zur Wissenschaft: Die deutsche Klassische Archäologie im frühen 19. Jahrhundert (Die Institutionalisierung und Professionalisierung der deutschen Klassischen Archäologie in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts? (Griechenland, Vaterland, J. J. Winckelmann, W. v. Humboldt, Chr. G. Heyne, L. Ross).
2. Nationaldiskurs und (oder vs.?) Griechenlandbegeisterung: Der Einfluss von Germanen-Römerdiskurs und Griechenlandbegeisterung auf die Interpretation archäologischer Funde im politisch zersplitterten Deutschland (wissenschaftliche Ebene).
3. Klassizismus (Aufklärung und Wissenschaft) vs. „vaterländisches“ Altertum (Nationalismus und Dilettantismus, institutionelle Ebene).

documents, seals, and coins. By 1780, the society's collection had acquired its first archaeological finds and in the same year, an archaeological survey was published of the Totenstein, a hill near Görlitz. Around 1800, however, interest in local archaeology declined. It did not revive until 1830, when Görlitz's Natural Science Society (founded in 1811) founded an 'Antiquities Chapter'. Early research, however, was still principally descriptive in nature, with only a passing interest in ethnic interpretation. Despite the fact that the 1815 Congress of Vienna had divided Upper Lusatia between Prussia and Saxony, the Scientific Society of Upper Lusatia continued to operate across the whole region. It was only with the foundation of the Upper Lusatian Society of Anthropology and Prehistory in 1888 that a decidedly patriotic-nationalist agenda began to colour regional archaeological research. The Upper Lusatian Society's collection grew rapidly, thanks to the excavations it conducted, and became the basis of the prehistoric and early historical collection of the Kulturhistorisches Museum Görlitz.

Stephan Lehmann

On the Origins of Classical Archaeology and National Antiquarianism

The article examines the emergence of the fledging field of classical archaeology in Germany, tracing it to a distinction between 'beautiful' and domestic antiquities. It traces the roots of this separation to three areas of debate:

1. From 'beautiful antiquity' to a science: German classical archaeology in the early 19th century (The institutionalization and professionalization of German classical archaeology in the second and third decades of the 19th century? (Greece, the 'Fatherland', J. J. Winckelmann, W. v. Humboldt, Chr. G. Heyne, L. Ross).
2. Nationalist discourse and (or vs.?) enthusiasm for Greece: the influence of Germano-Roman discourse and enthusiasm for Greece on the interpretation of archaeological finds in a politically divided Germany (the academic perspective).
3. Classicism and Neoclassicism (Enlightenment and science) vs. 'Germanic' antiquities (nationalism and dilettantism – the institutional perspective).

Dietrich Hakelberg

Römische Kultur, helvetische Tugenden. Vaterländische Altertumskunde in der Schweiz vor der Entdeckung der Pfahlbauten

Die „vaterländische Altertumskunde“ in der Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ihr historischer Kontext sind bisher wenig untersucht. Archäologische Aktivitäten in der Zeit zwischen Helvetischer Republik und Nationalstaatsgründung 1848 standen im Schatten der Pfahlbautenentdeckung vom Winter 1854/55. Welchen Inhalt und welches Ziel hatte die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Bodenfunden im Verlauf der Nationalstaatsbildung, woher kamen die Anregungen, was wurde geforscht und unter welchen Bedingungen? Anhand von Franz Ludwig Hallers Publikationen zum römischen Helvetien, Ferdinand Kellers Englandsaufenthalt und der Gründung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1832, der Gräberarchäologie der 1840er Jahre sowie der Ausgrabungen Joseph August Isaaks im Kanton Luzern wird diesen Fragen exemplarisch nachgegangen.

Hubert Fehr

Die Germanisierung der Frühgeschichte. Frühmittelalterliche Grabfunde in den Arbeiten von Wilhelm und Ludwig Lindenschmit

Die Brüder Wilhelm und Ludwig Lindenschmit gelten bis in die Gegenwart als Pioniere der Frühmittelalterarchäologie. Insbesondere ihre Monografie zum Gräberfeld von Selzen in Rheinhessen aus dem Jahr 1848 gilt als Meilenstein dieses archäologischen Forschungszweigs. In chronologischer Hinsicht sowie als Musterbeispiel einer Gräberfeldpublikation setzte dieses Werk in der Tat Maßstäbe. Problematisch ist jedoch die historische bzw. ethnische Interpretation des Fundstoffs, die ebenfalls bis in jüngere Zeit als vorbildhaft angesehen wurde. Bei näherer Betrachtung beruht diese Deutung vor allem auf drei Argumenten: einerseits der rassekundlichen Deutung der Skelettfunde, andererseits der These, dass nationale Kunststile existieren, sowie zum Dritten einer germanozentrischen Interpretation der Schriftquellen.

Dietrich Hakelberg

Roman Culture, Helvetian Virtues: Archaeology in Switzerland before the Discovery of the Pile Dwellings

To date, there has been little research into the history of archaeology in Switzerland and its historical context in the first half of the 19th century. Archaeological activities in the period from the Helvetic Republic to the foundation of the Swiss Federal State in 1848 were overshadowed by the discovery of the pile dwellings in the winter of 1854. What were the subject and goals of archaeology during the period of nation-building? What were the motivations of archaeologists? What was excavated, and under what conditions? These questions are addressed by studying specific examples: Franz Ludwig Haller's publications on Roman Switzerland, Ferdinand Keller's trip to England and the foundation of the Antiquarian Society in Zürich in 1832, the archaeology of burials in the 1840s, and the excavations conducted by Joseph August Isaak in the canton of Lucerne.

Hubert Fehr

The Germanicization of Protohistory: Finds from Early Medieval Graves in the Works of Wilhelm and Ludwig Lindenschmit

To this day, the brothers Wilhelm and Ludwig Lindenschmit are considered pioneers of early medieval archaeology. In particular, their monograph on the cemetery at Selzen in Rheinhessen, published in 1848, is seen as a milestone in this area of archaeological research. It did, indeed, set standards in terms of chronology and as a model publication of a cemetery. However, the historical and ethnic interpretation of the finds, long considered exemplary too, is problematic. Closer examination reveals that it was based on three principal arguments: a racial-anthropological interpretation of the skeletal finds; the thesis that distinctly national styles exist in art; and a Germano-centric interpretation of written sources.

Sebastian Brather

„Sind die Urnen-Begräbnisse [...] slavischen oder deutschen Ursprungs?“ Vaterländische Altertumskunde im Bereich der „Germania Slavica“

Im frühen 19. Jahrhundert bildete die Frage, ob in den zwischen Elbe und Oder gefundenen Urnengräbern Germanen oder Slawen bestattet worden waren, den Dreh- und Angelpunkt aller Debatten. Der Streit besaß mehrere zentrale Aspekte: Wer hatte seine Toten verbrannt und wer nicht? Handelte es sich also um Heiden oder Christen? Wie alt waren die Grabfunde überhaupt? Welche historische und politische Relevanz konnten Untersuchungen dieser Fragen beanspruchen und sie rechtfertigen? Der Beitrag verfolgt die Blickwinkel der Beteiligten anhand ihrer Publikationen, bei denen es sich meist um Beiträge in den Zeitschriften der damals zahlreich gegründeten Altertums- und historischen Vereine handelt. In wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive werden wesentliche Argumente, Diskussionsstränge und Debattenkontexte rekonstruiert; sie wurden von den Zeitgenossen national begründet, waren jedoch tatsächlich regional orientiert. Für die aktuelle archäologische Forschung ist aufschlussreich, wie klar die Altertumskundler die komplex verflochtenen und deshalb nur zugleich zu lösenden Probleme sahen – und wie nüchtern, sachlich und gelegentlich ironisch sie miteinander stritten.

Timo Saalmann

Der Historische Verein zu Bamberg und die ethnische Deutung der oberfränkischen Grabhügel

Die ethnische Deutung der oberfränkischen Grabhügel durchlief im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts innerhalb eines Zeitraums von kaum 15 Jahren eine schnelle Entwicklung. Zur Mitte der 1820er Jahre legten sich der Privatgelehrte Joseph Heller und der Pfarrer Nikolaus Haas auf die seit dem 8. Jahrhundert ansässige slawische Bevölkerung der „Wenden oder Winden“ als Erbauer der Hügelgräber fest. Dabei stützten sie sich auf schriftliche Quellen des Mittelalters. Die aus ihren Grabungen gewonnenen Inventare deuteten sie ausgehend von diesem Vorwissen als materielles Kulturgut der Slawen. Dabei wurden die Slawen teils romantisch verklärt; in Haas' Schriften finden sie – neben den christlichen Deutschen – gar Anerkennung als Vorfahren der rezenten oberfränkischen Bevölkerung. Diese Sichtweise blieb jedoch in den 1830er Jahren nicht unbestritten. Gerade fundreichere oder mit qualitätvolleren Keramik- oder Metallgegenständen ausgestattete Gräber, die heute in die

Sebastian Brather

‘Are the Urn Burials [...] of Slavic or Germanic Origin?’ National Antiquarianism in the ‘Germania Slavica’-Region

In the early 19th century, every archaeological debate involving sites between the Elbe and the Oder revolved around the question of whether Germans or Slavs were interred in the urn burials found there. Several key questions predominated: who had or had not cremated their dead? Were the deceased therefore heathen or Christian? How old actually were the burials? What claim to historical and political relevance did these questions have, justifying their investigation? The article traces the perspectives of those involved, based on their own publications. These were mainly contributions to journals, published by the many historical and antiquarian societies founded at the time. The essential arguments, lines of discussion, and contexts of the debates are reconstructed from a history-of-science perspective. Although contemporaries saw them in a national context, they were actually regionally orientated. For archaeologists today, the clarity with which their predecessors understood the intricately interwoven and thus not easily solvable problems is instructive – as is the modest, factual, and occasionally ironical way in which they conducted their arguments.

Timo Saalmann

The Bamberg Historical Association and the Ethnic Interpretation of Upper Franconian Burial Mounds

Over the course of barely fifteen years during the second third of the 19th century, the ethnic interpretation of Upper Franconian burial mounds underwent a rapid evolution. In the mid-1820s, the independent scholar Joseph Heller and the clergyman Nikolaus Haas declared their opinion that the ‘Wends or Winds’, a Slavic population that had occupied the territory from the 8th century onwards, were the builders of the burial mounds. They based their theory on written sources from the Middle Ages. In line with this assumption, they interpreted the grave goods uncovered in their excavations as Slavic material culture. They also portrayed the Slavs in a somewhat romanticized light. In his writings, Haas went so far as to identify them – along with the Christian Germans – as the forbears of the extant Upper Franconian population. In the 1830s, however, this interpretation began to be disputed. Those burials, in particular, which had larger inventories or better-quality pottery or metal ar-

Bronze- beziehungsweise in die Hallstatt- oder Latènezeit datiert werden, galten als Hinterlassenschaften von „Germanen“ oder „Deutschen“. Durch die zahlreichen Ausgrabungen und sich anschließenden Publikationen des Pfarrers Lukas Hermann zu Beginn der 1840er Jahre verfestigte sich diese Sicht. Die vaterländische Archäologie in Oberfranken öffnete sich in diesen Jahren einer Begeisterung für die deutsche Nation. Die Anfänge der historischen und archäologischen Forschung im Historischen Verein Bamberg hatten dagegen unter anderen Vorzeichen gestanden. Der Geschichtsverein, 1830 gegründet, war zunächst von der Geschichtspolitik des bayerischen Königs Ludwig I. beeinflusst, die auf die gesellschaftliche Integration der nach der Säkularisation an Bayern gegangenen Gebiete und die Etablierung eines neuen gesamt-bayerischen Geschichtsverständnisses zielte. Dieses Identifikationsangebot wurde im ehemaligen Fürstbistum Bamberg in spezifischer Weise aufgefasst. Die Arbeit des Vereins bot nämlich – im Subtext – die Gelegenheit, ideell an der durch die Säkularisierung verlorengegangenen Eigenstaatlichkeit Bambergs festzuhalten. Vermittelt wurde diese Sichtweise in der Darstellung der Gründungsgeschichte des 1007 zur Slawenmission gegründeten Bistums in Veröffentlichungen zur Geschichte und Archäologie Oberfrankens, die der Historische Verein zu Bamberg vorlegte.

Andreas Hüther

Keltische Forschungen im 19. Jahrhundert zum Zweck regionaler Identitätskonstruktionen.
Eine Forschungsskizze

Unter dem Vorwurf der Keltomanie wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts in Deutschland bestimmte Autoren persönlich angegriffen und wissenschaftlich diskreditiert, die für Kelten und Keltisches einen Platz in der Nationalgeschichte sahen. Auch wenn nach damaliger und heutiger Auffassung diese Arbeiten nicht primär aufgrund wissenschaftlicher Motivationen entstanden sind, können die Werke der sogenannten Keltomanen Aufschluss geben über die Schaffung regionaler Identitäten in einer Zeit wachsender überregionaler nationaler Identität. Das Sammeln von regionalen Ortsnamen und anderen keltischen Denkmälern und deren Interpretation schuf eine „raumbezogene Identität“, da die „Wahrnehmung der zeitlichen Konstanz und Beständigkeit der physischen Umwelt“ ein Sicherheitsgefühl für Individuen gerade in unruhigen Zeiten schaffte. Von Franz Joseph Mone, Wilhelm Obermüller und Adolf Bacmeister wurden Teile des Identitäts-Mosaiks geschaffen, die es den Menschen in den nicht-preußischen Staaten ermöglichte, sich zuerst als Badener, Hessen und Württemberger zu sehen und dann als Deut-

tefacts – nowadays attributed to the Bronze Age or to the Hallstatt or La Tène Cultures – were claimed as the cultural remains of ‘Germanic’ or ‘German’ people. In the early 1840s, thanks to numerous excavations by the clergyman Lukas Hermann and their subsequent publication, this became the established view. During this period, local archaeology in Upper Franconia increasingly felt the pull of German nationalist fervour. The early historical and archaeological research of the Bamberg Historical Association, however, was shaped by different underlying motivations. Founded in 1830, the association was initially influenced by the historical politics of the Bavarian king, Ludwig I. In his efforts to integrate the former self-ruling entities that had been annexed by Bavaria in the wake of secularization, Ludwig wanted to establish a pan-Bavarian revisionist view of history. In the former archbishopric of Bamberg, however, the Bamberg Historical Association responded in its own way to this proposed new identity. Its activities, in fact, offered an opportunity of perpetuating the idea of Bamberg’s independent sovereignty, lost as a result of secularization, through the subtext of historical and archaeological articles published in its journal about the foundation story of the bishopric, established as a mission to the Slavs in 1007.

Andreas Hüther

19th Century Celtic Research and the Construction of Regional Identities: A Research Outline

During the 19th century, ‘Celtic mania’ was a term of abuse, used for the purpose of personally attacking and academically discrediting particular authors who saw a place for Celts and Celtic culture in German national history. Although contemporary and present-day academics agree that their motivations were not primarily scholarly, the works of these ‘Celtomaniacs’ can shed light on the creation of regional identities during a period of growing supraregional nationalism. The collection of Celtic place-names and the documentation and interpretation of Celtic monuments created a sense of identity that was closely related to the regional landscape. The ‘perception of the permanence and durability of the physical environment’ gave people a feeling of security, particularly in unsettled times. Franz Joseph Mone, Wilhelm Obermüller and Adolf Bacmeister created the pieces from which people in non-Prussian states could create a ‘mosaic identity’ and define themselves, firstly, as citizens of Baden, Hesse, or Württemberg and, secondly, as Germans. This recognition supports the theories of Celia

sche. Diese Erkenntnis unterstützt die Thesen von Celia Applegate, Alon Confino, Dieter Langewiesche und anderen, dass föderale Konzepte integraler Bestandteil der Nationswerdung Deutschlands im 19. Jahrhundert waren.

Urs B. Leu

Eiszeit, Eolithen, Pfahlbauten und Darwin. Die Beiträge des Zürcher Paläobotanikers Oswald Heer zur Ur- und Frühgeschichte

Der Zürcher Paläobotaniker Oswald Heer gehört zusammen mit dem Österreicher Franz Unger und dem in Nordamerika tätigen Schweizer Leo Lesquereux zu den Pionieren der Erforschung der Tertiärpflanzen. Aufgrund seines Renommées wurde Heer als maßgebliche Autorität zuhanden des Internationalen Kongresses für prähistorische Archäologie in Lissabon 1880 angefragt, Stellung zu nehmen zu menschlichen Steinwerkzeugen, die zusammen mit fossilen Pflanzenresten aus dem Miozän gefunden worden waren (Eolithen). Heer beschrieb nicht nur hunderte von neuen fossilen Arten, sondern zog auch Rückschlüsse auf Geschichte und Verbreitung verschiedener Floren sowie auf das Paläoklima, weshalb er sich für die Ursachen der Eiszeit(en) interessierte und infolgedessen den Begriff des „Interglazials“ prägte. Darüber hinaus widmete er sich der Beschreibung der unlängst entdeckten Pfahlbaupflanzen und stellte fest, dass verschiedene Arten heute noch unverändert vorkommen. Er zog daraus den Schluss, dass sich Darwins Evolutionsmechanismen und die von ihm postulierten steten Veränderungen der Lebewesen nicht mit den beobachtbaren Fakten decken würden.

Fred Mahler

Georg Otto Carl von Estorff - die „heidnischen Alterthümer“ und die Frühgeschichte der Bodendenkmalpflege in der Region Uelzen

Innerhalb der mehr als zweihundertjährigen archäologischen Forschungsgeschichte des heutigen Landkreises Uelzen nimmt Georg Otto Carl von Estorff die wohl bedeutendste Rolle ein. Dies liegt vor allem an seiner Arbeit zur Erfassung der „heidnischen Alterthümer“ im Raum Uelzen aus dem Jahre 1846, die als Ausgangspunkt einer modernen archäologischen Landesaufnahme gelten kann. Für von Estorffs archäologische Aktivitäten ist es insgesamt bedeutsam, dass sie mit einer besonderen Wahrnehmung der Landschaft „Lüneburger Heide“ vor deren Aufforstung einhergeht. Bis heute ist ihre klišeehafte und triviale Darstellung mit dem Motiv des

Applegate, Alon Confino, Dieter Langewiesche, and others, that federal concepts were an integral component of German nation-building in the 19th century.

Urs B. Leu

Ice Age, Eoliths, Pile Dwellings, and Darwin: The Contributions of the Zürich Palaeobotanist Oswald Heer to Prehistoric and Early Historical Research

The Zürich palaeobotanist Oswald Heer was a pioneer of the study of Tertiary plants, along with Leo Lesquereux, a fellow Swiss working in North America, and the Austrian Franz Unger. As a renowned authority, Heer was asked by the 1880 International Congress for Prehistoric Archaeology in Lisbon to give his views on the the ‘eoliths’ found with fossil plant remains from the Miocene and state whether they were manmade tools. Heer not only described hundreds of new fossil species but drew conclusions about the history and distribution of various floras and the palaeoclimates in which they grew. This led, in turn, to an interest in the causes of the Ice Age(s) and the coining of the term ‘interglacial’. Heer also undertook the identification of plant remains excavated in the context of the recently discovered pile dwellings and found that various species still existed, unchanged. This led him to conclude that Darwin’s mechanisms of evolution and his idea that living creatures are perpetually changing did not accord with the observable facts.

Fred Mahler

Georg Otto Carl von Estorff – ‘Pagan Antiquities’ and the Early History of Archaeological Monument Conservation in the Region of Uelzen

Georg Otto Carl von Estorff is probably the most important figure in the over 200-year-old history of archaeological research in the present-day district of Uelzen. His greatest contribution was to record and map the area’s ‘pagan antiquities’. Published in 1846, his work can be seen as the prototype for modern archaeological surveys. Estorff’s archaeological activities are also significant because they provide a unique record of the landscape of the Lüneburger Heide (Lüneburg Heath) before its afforestation. The term ‘heathen’, a synonym for ‘pagan’, reflects the Heath’s close association with its pre-Christian tombs in the popular imagination. In

„heidnischen Grabes“ eng verbunden. Georg Otto Carl von Estorff begriff die in der damals noch offenen Landschaft allenthalben sichtbaren Denkmäler als eine Art nationaler Ressource, für deren Erhalt er sich massiv engagierte und damit in der Region erste Ansätze einer Bodendenkmalpflege schuf. Als den Rahmen für eine Präsentation archäologischer Funde aus ganz Deutschland sah er vor allem die Idee eines „Germanischen Nationalmuseums“, für dessen Verwirklichung er sich einsetzte.

Achim Leube

Die Insel Rügen und die Erforschung ihrer vorgeschichtlichen Denkmäler, 1800 bis 1860

Rügen stand bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts großenteils abseits einer bereits intensiver entwickelten Vorgeschichtsforschung in Schweden (wozu die Insel bis 1815 gehörte) und Preußen. Archäologische Funde waren als „Kuriiositäten“ in eine Reihe von Privatsammlungen eingeflossen. Mit dem Historiker Ernst Moritz Arndt wie mit dem Maler Caspar David Friedrich wurden die heimatischen Denkmäler zur Staffage einer nationalen Glorifizierung. Insbesondere die auf Rügen in großer Zahl erhaltenen, jedoch in ihrem Bestand zunehmend dezimierten Großsteingräber gerieten zur Chiffre dieser norddeutschen Kulturlandschaft. Das Multitalent Friedrich Freiherr von Hagenow dokumentierte und kartografierte die Megalithgräber und Hügelgräber in Vorwegnahme einer archäologischen Landesaufnahme minutiös, was der Direktor des Königlichen Museums in Berlin Konrad Levezow als ein „vaterländisches Werk“ hochschätzte. In einer ausführlichen Landesdarstellung widmete sich der rügensche Heimatforscher Johann Jacob Grübke den „alterthümlichen Denkmalen und Antiquitäten Rügens“. Es folgte eine Vielzahl von Reisebeschreibungen Rügens, in denen bereits zwischen 1800 und 1860 der Volkskunde und Vorgeschichte breiter Raum gegeben wurde. Die Gründung der „Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde“ im Jahre 1824, wie auch mit der 1858 erfolgten Gründung des Stralsunder „Provinzial-Museums“ unter dem Privatgelehrten Rudolf Baier leitete in eine neue Epoche der pommerschen (und damit auch rügenschen) Vorgeschichtsforschung über.

Georg Otto Carl von Estorff's time, the heathen monuments were still visible all over the open landscape. He saw them as a sort of national resource and did everything he could to preserve them, thereby initiating the first attempts at archaeological monument conservation in the region. He also pressed for the establishment of a 'Germanisches Nationalmuseum' where archaeological finds from all over the German-speaking world could be presented to the public.

Achim Leube

The Island of Rügen and the Excavation of its Prehistoric Monuments, 1800 to 1860

Until the mid-19th century, Rügen remained largely untouched by prehistoric research, which was already gathering pace in Prussia and Sweden (to which the island belonged until 1815). Archaeological finds had found their way as 'curiosities' into a number of private collections. The historian Ernst Moritz Arndt and the painter Caspar David Friedrich were instrumental in turning local ancient monuments into stage props for a narrative of nationalist glorification. In particular, the megalithic tombs preserved in large but increasingly depleted numbers on the island of Rügen became symbols of the northern Germanic cultural landscape. The multitalented Friedrich Freiherr von Hagenow meticulously mapped and documented the megalithic tombs and burial mounds, an achievement which anticipated the modern archaeological survey and which was praised by the director of the Königliches Museum in Berlin, Konrad Levezow, as a 'patriotic endeavour'. Johann Jacob Grübke, a local researcher from the island, produced a detailed topographical description of the 'ancient monuments and antiquities of Rügen'. Numerous travelogues of the island followed, with increasing emphasis, even in the first half of the 1800s, on aspects of ethnology and prehistory. The founding of the Society for Pomeranian History and Archaeology in 1824, and the opening in 1858 of the Stralsund Provincial Museum, founded and directed by the independent scholar Rudolf Baier, ushered in a new epoch of prehistoric research in Pomerania, including Rügen.

Ingo Wiwjorra

Archäologische Reisen und Spaziergänge in der Heimat. Zwischen vaterländischer Erbauung, touristischem Freizeitvergnügen und wissenschaftlichem Interesse

Die Darstellung nähert sich dem Thema „Archäologische Reisen“ schrittweise. Zunächst gilt es zu klären, was Reisen im 18. und 19. Jahrhundert ganz allgemein bedeutete. Wer reiste? Wozu wurde gereist? Welche Veränderungen und Neuerungen werden in diesem Zeitraum ersichtlich? Die antiquarische Reise wird dann als eine spezielle Form der Bildungsreise vorgestellt, die zunächst bevorzugt in die mediterrane Welt der Antike, dann auch verstärkt in die heimatliche Umgebung zielte. Hierbei gilt es, den Einfluss „vaterländischen“ Engagements des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts auf die antiquarische Erkundungspraxis zu kennzeichnen. Anhand einer Vielzahl von Beispielen werden diese Wanderungen näher beschrieben. Abschließend wird der Blick auf touristische Reisen gelenkt, die ihrerseits von den Erträgen der antiquarischen Reisen und Forschungen beeinflusst sind und archäologische Ziele für jedermann zugänglich werden ließen.

Ingo Wiwjorra

Patriotic Edification, Recreational Pleasure, and Scientific Interest as Motives for Archaeological Trips in the Homeland

The article approaches the theme of ‘archaeological travel’ in several stages. Firstly and very generally, what did ‘travel’ actually mean in the 18th and 19th centuries? Who travelled and why? What changes and innovations arose over this period? The article shows how antiquarian travel emerged as a specialist version of the ‘grand tour’. Initially the antiquities of the Mediterranean world were the prime destinations, but later interest grew in prehistoric monuments in the local environment. The article next shows how the national fervour of the late 18th and early 19th centuries provided a major impetus for the practical documentation of prehistoric remains. The surveying expeditions undertaken are described in detail, with numerous examples. In conclusion, the author turns his attention to the commercial tourism which was sparked by the success of antiquarian expeditions and excavations, making archaeological destinations accessible to all.

Autorinnen und Autoren

Wolfgang Adler – Bodendenkmalpfleger am Landesdenkmalamt des Saarlandes, Vertreter des Saarlandes im Verband der Landesarchäologen. Apl. Professor der Universität des Saarlandes in Saarbrücken

Sebastian Brather – Professor für frühgeschichtliche Archäologie und Archäologie des Mittelalters an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Wolfgang Burgdorf – Apl. Professor für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München

Gabriele B. Clemens – Professorin für Neuere Geschichte und Landesgeschichte an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken

Hubert Fehr – Referatsleiter am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in Thierhaupten

Dietrich Hakelberg – Leiter der Abteilung Bestandsentwicklung und Erschließung, Forschungsbibliothek Gotha

Andreas Hüther – Lehrer an der Johanna-Wittum-Schule in Pforzheim. Forschungen zur Regionalkultur und -geschichte

Stephan Karl – Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Antike der Karl-Franzens-Universität Graz

Stephan Lehmann – Klassischer Archäologe. Bis zu seiner Pensionierung 2018 Hochschullehrer und Leiter des Archäologischen Museums der Universität Halle-Wittenberg

Urs B. Leu – Leiter der Abteilung Alte Drucke und Rara an der Zentralbibliothek Zürich

Achim Leube – Prähistoriker. Bis zu seiner Pensionierung 2001 Professor am Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin

Brigitta Mader – freiberufliche Prähistorikerin in Wien mit den Arbeitsschwerpunkten Wissenschaftsgeschichte der Ur- und Frühgeschichte und Geschichte des Denkmalschutzes

Fred Mahler – Stadt- und Kreisarchäologe in der Hansestadt Uelzen

Marianne Pollak – Prähistorikerin. Bis zur Pensionierung 2017 stellvertretende Leiterin der Abteilung für Archäologie des österreichischen Bundesdenkmalamtes in Wien

Jasper von Richthofen – Leiter des Kulturhistorischen Museums in Görlitz

Timo Saalman – Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

Vladimír Salač – Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Archäologischen Institut der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik in Prag

Jens Schulze-Forster – Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Museum Alte Lateinschule Großenhain

Ingo Wiwjorra – Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg

Personenregister

A

Agassiz, Louis (1807–1873) 264, 265, 270
Agricola, Georg (1494–1555) 160
Alberti, Friedrich (1796–1861) 67
Amery, Carl (1922–2005) 253
Anton, Karl Gottlob von (1751–1818) 119, 123, 129, 134, 159, 161, 168, 169, 170
Arminius, der Cherusker (um 16 v. Chr.–um 21 n. Chr.) 258
Arndt, Ernst Moritz (1769–1860) 205, 285, 286, 287, 289, 293, 294, 298
Anrim, Bettina von (1785–1859) 296
Auerbach, Berthold (1812–1882) 256
Aufseß, Hans Philipp Werner von und zu (1801–1872) 19, 24, 25, 239, 244, 278, 279
August der Starke, Kurfürst von Sachsen (1670–1733) 169

B

Bach, Alexander von (1813–1893) 114, 143
Bacmeister, Adolf Lukas (1827–1873) 255, 260
Bagevitz, Gustav Friedrich von (1778–1838) 295
Baier, Johann Christoph (gest. 1791) 291
Baier, Rudolf (1818–1907) 283, 284, 287, 288, 291, 292, 296, 297, 298
Bath, Friedrich Carl (unbek.) 275, 276, 277, 278
Batissier, Louis (1813–1882) 149
Becker, Karl von (1821–1883) 257
Bellermann, Ferdinand Konrad (1814–1889) 290, 296
Bendixen, Siegfried Detlev (1786–1864) 303
Benedetti, Thomas (1797–1863) 111
Bergmann, Joseph von (1796–1872) 193
Berlin, Nils Johan (1812–1891) 156
Bertoli, Giandomenico (1676–1763) 103
Bertrand, Graf Henri-G(r)atien (1773–1844) 104
Bienenberg, Karl Joseph von (1731–1798) 144
Biondo, Flavio (1392–1463) 186
Bissingen-Nippenburg, Graf Ferdinand (1749–1831) 126, 133, 135
Blechen, Carl (1798–1840) 290

Blüher, Friedrich Gustav (1794–1863) 70
Blumenbach, Johann Friedrich (1752–1840) 207, 209
Boccaccio, Giovanni (1313–1375) 186
Bodmer, Johann Jakob (1698–1782) 190, 198
Boeckh, August (1785–1867) 183, 187
Bogislaw XIV., Herzog von Pommern (1580–1637) 294
Bohlen, Carl Ludwig Adolph von (1780–1850) 295
Bonifatius, Erzbischof von Mainz (673/675–754/55) 19, 225
Bönisch, Johann Gottfried (1777–1831) 33, 38
Born, Ignaz von (1742–1791) 81, 88, 89, 100, 105, 144
Böttiger, Karl August (1760–1835) 33, 38, 39, 67
Boucher de Perthes, Jacques (1788–1868) 265, 266
Brentano, Clemens (1778–1842) 20
Breyner, Francisco Manuel de Melo (1837–1903) 268
Brosi, Johann Baptist (1791–1852) 197
Bruck, Karl Ludwig von (1789–1860) 113, 114
Brukenthal, Samuel von (1721–1803) 100, 101
Bruyn, Franz (1792–1859) 108, 109
Buchner, Andreas (1776–1854) 26, 307, 309
Büsching, Johann Gustav Gottlieb (1783–1829) 30, 31, 218, 219, 222, 231, 234, 236, 245

C

Cagnola, Luigi (1762–1833) 111
Campe, Friedrich (1777–1846) 309
Canova, Antonio (1757–1822) 104, 108, 111
Carrara, Giovanni (1806–1850) 108
Carus, Carl Gustav (1789–1869) 290
Cäsar, Gaius Julius (100–44 v. Chr.) 189, 190, 200
Chamisso, Adalbert von (1781–1838) 291
Charpentier, Jean de (1786–1855) 263
Chlodwig I., fränkischer König (466–511) 212
Choffat, Paul (1849–1919) 267, 268

Cohausen, Karl August von (1812–1894) 76
Conze, Alexander (1831–1914) 112
Cook, James (1728–1779) 110
Cornelius, Peter von (1783–1867) 211, 212, 214
Cranach d. Ä., Lucas (1472–1553) 243
Croll, James (1821–1890) 264
Cunningham, William (1754–1810) 193
Curtius, Ernst (1814–1896) 183
Cyriacus von Ancona (1391–1452) 186

D

Dallwitz, Graf Johann Carl Friedrich von (1742–1796) 165
Danneil, Johann Friedrich (1783–1868) 32, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 62, 227, 233, 281
Darwin, Charles (1809–1882) 262, 268, 271, 272, 277
Denzel, Johann, Schmied (unbek.) 123, 124, 125, 127, 133, 134, 136, 137, 138, 139
Dieffenbach, Johann Philipp (1786–1860) 306, 307, 308, 309
Diokletian, römischer Kaiser (um 240–um 312) 110
Dobrovský, Josef (1753–1829) 98, 144, 146, 223, 224, 225
Dorow, Wilhelm (1790–1846) 21, 90
Droysen, Carl Friedrich (geb. 1790) 296
Dürer, Albrecht (1471–1528) 243
Dycke, Moritz von (1737–1822) 295

E

Ebel, Hermann (1820–1875) 254
Ebers, Georg (1837–1898) 271
Ebert, Friedrich Adolf (1791–1834) 38, 39, 40
Eckhel, Johann Joseph Hilarius (1737–1798) 102, 105, 112, 303
Edwards, William Frédéric (1777–1842) 207
Eichhorn, Ambros (1758–1820) 83
Eickstedt, Egon von (1892–1965) 210
Einhard (um 770–840) 19
Einsiedel, Graf Detlev von (1773–1861) 67
Eitelberger, Rudolf von (1817–1885) 84
Ellis, Henry (1777–1869) 194
Eltz, Johann Philipp Jakob Nepomuk (1779–1844) 28

Engler, Adolf (1844–1930) 263
Ephraim, Martin (1860–1944) 163
Erbach, Graf Franz zu (1754–1823) 15, 26, 28
Erdmannsdorf, Friedrich Wilhelm von (1736–1800) 178
Ernst II. Ludwig von Sachsen-Gotha-Altenburg (1745–1804) 169
Estorff, Albrecht von (1766–1840) 277
Estorff, Georg Otto Carl von (1811–1877) 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282
Estorff, Luise Henriette von (1831–1889) 278
Exchaquet, Abram-Henri (1742–1814) 190

F

Fabris, Pietro (1740–1792) 163
Fea, Carlo (1753–1836) 110
Fellows, Charles (1799–1860) 302
Fendi, Peter (1796–1842) 111
Ferchl, Franz Maria (1792–1862) 306
Ferdinand I., Kaiser des Hl. Röm. Reiches (1503–1564) 129, 152
Ferdinand von Österreich-Este, Erzherzog (1821–1849) 113
Feyerabend, Ludwig (1855–1927) 160, 163, 165, 167, 171, 172
Fichte, Johann Gottlieb (1762–1814) 205
Fraas, Oskar (1824–1897) 269
Franck, Bernhard Olivier (1758–1833) 287, 291, 292, 295
Franz I., Kaiser von Österreich; bis 1806 auch Franz II., Kaiser des Hl. Röm. Reiches (1768–1835) 10, 14, 82, 89, 90, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 115, 121, 130, 170
Franz I. Stephan, Kaiser des Hl. Röm. Reiches (1708–1765) 88, 109, 112
Franz Ferdinand von Österreich-Este, Erzherzog von Österreich (1863–1914) 115
Franz Josef I., Kaiser von Österreich (1830–1892) 114, 152
Frederik VII., König von Dänemark (1808–1863) 156
Frick, Joseph (1806–1875) 26
Frick 26
Friedrich 283, 284, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298
Friedrich August I., König von Sachsen (1750–1827) 39
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen (1688–1740) 283
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen (1770–1840) 290, 296
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (1795–1861) 164, 181, 184, 292, 296, 298
Fritsch, Paul (unbek.) 169
Fürst Franz *siehe* Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau 177

G

Gaisberger, Joseph (1792–1871) 92
Gandert, Otto-Friedrich (1898–1983) 172
Gaudin, Charles Théophile (1822–1866) 265, 266, 268, 270
Gautarel, Pierre Antoine (um 1747–1811) 74
Gehler, Johann Wilhelm (1649–1713) 161
Geismeyer, Willi (1934–2007) 284, 286, 288, 289, 290
Georg V., König von Hannover (1819–1878) 278
Gerhard, Eduard (1795–1867) 183, 187
Gerning, Johann Isaak von (1767–1837) 303
Giesebrecht, Heinrich Ludwig Theodor (1792–1873) 227, 230, 234, 284, 295
Glück, Christian Wilhelm (1810–1866) 257
Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832) 174, 181, 212, 299, 302, 303
Gräber, Friedrich David (1768–1830) 16, 17, 18, 20, 23, 24, 30, 31, 38
Grey, Jane (1536/37–1554) 191
Grimm, Jacob (1785–1863) 19, 20, 21, 22, 206, 254, 257, 258
Grimm, Wilhelm (1786–1859) 11, 14, 19, 20, 37, 181, 213
Gruber, Johannes von (1807–1875) 297
Grümbke, Christian Stanislaus (1740–1773) 286, 287, 291, 293, 295, 296, 297
Grüneisen, Carl (1802–1878) 67
Guillimat, François (um 1568–1612) 189

H

Haas, Nikolaus (1779–1855) 221, 222, 239, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252
Habel, Christian Friedrich (1747–1814) 308, 309
Habel, Friedrich Gustav (1792–1867) 76
Hach, Friedrich (1769–1851) 11
Hagen, Christian Heinrich (gest. 1847) 276, 280
Hagenbuch, Johann Caspar (1700–1763) 189
Hagenow, Friedrich von (1797–1865) 287, 288, 291, 297
Haken, Johann Christian Ludwig (1767–1835) 295
Haller von Königsfelden, Franz Ludwig (1755–1838) 189, 190
Hamilton, William (1730–1803) 163
Hardenberg, Karl August von (1750–1822) 294
Hartmann, Ferdinand (1774–1842) 39
Haupt, Joachim Leopold (1797–1883) 168
Haxthausen, August von (1792–1866) 20
Haxthausen, Werner von (1780–1842) 20, 21, 22, 23, 24
Heer, Oswald (1809–1883) 262, 263,

264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272
Heine, Heinrich (1797/99–1856) 208, 214
Heinrich II., Kaiser (973–1024) 238, 240, 241
Heinrich LXXII., Fürst von Reuß-Lobenstein und Ebersdorf (1797–1853) 67
Heinrich, Theodor (1824–1897) 169
Heinzelmann, Christoph Wilhelm (1798–1830) 228
Helfert, Joseph Alexander von (1820–1910) 84
Heller, Joseph (1798–1849) 239, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 251, 252
Hellich, Josef (1807–1880) 146
Heraeus, Carl Gustav (1671–1725 oder 1730) 111
Herder, Johann Gottfried (1744–1803) 82, 254
Hermann, Lukas (1807–1863) 160, 161, 169, 221, 250, 251, 252
Herodot (um 490/80–um 430/20 v. Chr.) 186
Herzog, Martin (1815–1870) 199
Heyne, Christian Gottlob (1729–1812) 183, 185, 187
Hilarius Eckhel 129, 130
Hirt, Aloys (1759–1837) 183, 187, 303
Hoare, Richard Colt, 2nd Baronet (1758–1838) 191, 192, 193
Hoechle, Johann Baptist (1754–1832) 111
Hofer, Andreas (1767–1810) 79, 85, 98
Hoffmann von Fallersleben, Heinrich (1798–1874) 213
Holle, Johann Wilhelm (1802–1862) 251
Hooker, Joseph Dalton (1817–1911) 263, 264
Hormayr, Joseph von 83
Hornthal, Franz Ludwig von (1760–1833) 239
Humboldt, Alexander von (1769–1859) 34, 110, 301
Humboldt, Wilhelm von (1767–1835) 181, 182, 291, 297
Hummel, Carl (1821–1907) 290

I

Isaak, Joseph August (1805–1856) 198, 199, 200

J

Jaeck, Heinrich Joachim (1777–1847) 239
Jahn, Friedrich Ludwig (1778–1852) 205, 289
Jameray-Duval, Valentin (1695–1775) 88
Jaspersen (auch Jaspersen), Claus († 1847) 57, 58, 59, 60, 62
Kalina von Jäthenstein, Mathias (1772–1848) 146
Jeht, Richard (1858–1945) 166, 168, 170
Johann, Erzherzog von Österreich (1782–1859) 86, 97, 118, 119, 121, 122, 123, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 141

Johann, König von Sachsen (1801–1873) 38, 39, 67
Johann Georg, Kurfürst von Brandenburg (1525–1598) 160
Johanna, Erzherzogin von Österreich (1547–1578) 118
Joseph II., Kaiser des Hl. Röm. Reiches (1741–1790) 81, 89, 110, 112
Joseph Anton Johann Baptist, Erzherzog von Österreich (1776–1847) 101, 119
Jubainville, Henri d'Arbois de (1827–1910) 258
Jungmann, Josef (1773–1847) 150
Jüstel, Josef Alois (1765–1858) 119

K

Kanngießer, Peter Friedrich (1774–1833) 284, 293, 294
Kanoldt, Edmund (1845–1904) 290
Karl VI., Kaiser des Hl. Röm. Reiches (1685–1740) 88, 101, 111
Karl der Große, fränkischer Kaiser (747/48–814) 19, 242
Karl Egon II, Fürst zu Fürstenberg (1796–1854) 26, 27, 28
Karl Leopold I. Friedrich, Großherzog von Baden (1790–1852) 28
Keller, Ferdinand (1800–1881) 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 201, 268, 269
Kemble, John Mitchell (1807–1857) 274, 275, 281
Kenner, Friedrich von (1834–1922) 91, 105
Kindermann, Josef Karl (1744–1801) 97, 117, 118
Kinsky, Graf Franz Joseph von (1739–1805) 88
Kleist, Heinrich von (1777–1811) 289
Klemm, Gustav Friedrich (1802–1867) 33, 39, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 51, 52, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 166, 220, 226, 227, 228, 229, 230
Klopstock, Gottfried Friedrich (1724–1803) 87
Knabl, Richard (1789–1874) 306, 308, 309
Knapp, Johann Friedrich (1776–1848) 15, 26, 28, 305, 306, 307
Knothe, Hermann (1821–1903) 169
Knöbel, Johann Friedrich (1724–1792) 165 Seite prüfen
Knöbel, Julius Friedrich (1753–1818) 165
Köhler, Gustav (1806–1865) 168
Kollár, Jan (1793–1852) 153
Körner, Gerhard (1913–1984) 277, 278, 279
Körner, Theodor (1791–1813) 289
Kosegarten, Ludwig Gotthard (1758–1818) 284, 285, 288, 293, 295, 296
Kossinna, Gustaf (1858–1931) 160, 171
Koubek Koubek, Jan Pravoslav (1805–1854) 150
Krause, Wilhelm (1803–1864) 290
Kruse, Friedrich Karl Hermann (1790–1866) 217, 220, 221, 227, 229, 231, 232, 233, 309

Kumpf, Johann Gottfried (1781–1862) 95
Kunigunde von Luxemburg, deutsche Kaiserin (um 980–1033) 240

L

Lamberg, Graf Maximilian von (1775–1837) 67
Lang, Karl Heinrich von (1764–1835) 24
Lange, August Gottlob (1778–1831) 29
Lappe, Karl (1773–1843) 291
Largiadèr, Anton (1893–1974) 192
Laßberg, Joseph von (1770–1855) 20, 21, 22, 26
Laube, Heinrich (1806–1884) 291, 292, 298
Ledebour, Carl Friedrich von (1786–1851) 293
Ledebur, Leopold Karl Wilhelm August von (1799–1877) 281, 296
Lehne, Friedrich (1771–1836) 303
Leibniz, Gottfried Wilhelm (1646–1716) 86
Leopold II., Kaiser des Hl. Röm. Reiches (1747–1792) 81, 89, 102, 106, 109
Leopold III. Friedrich Franz, Herzog von Anhalt-Dessau (1740–1817) 177, 178, 179
Lepsius, Carl Peter (1775–1853) 177, 180, 245
Lesquereux, Leo (1806–1889) 262
Levezow, Jakob Andreas Konrad (1770–1835) 218, 227, 228, 231, 287
Liebig, Justus von (1803–1873) 277
Liechtenstein, Friedrich von und zu (1807–1885) 95
Ligorio, Pirro (1512–1583) 186
Lindenau, Bernhard August von (1779–1854) 39, 40, 42
Lindenschmit, Ludwig 76, 196, 202, 203, 204, 206, 207, 211, 212, 222, 230, 232, 234, 257, 281
Lindenschmit, Wilhelm 76, 196, 202, 203, 204, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 257
Linth, Arnold Escher von der (1807–1872) 269
Lisch, Georg Christian Friedrich (1801–1883) 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 59, 60, 61, 62, 76, 217, 218, 219, 226, 227, 229, 230, 281
Lubbock Lubbock, John (1834–1917) 269
Luca, Ignaz de (1746–1799) 83
Ludwig I., König von Bayern (1786–1868) 22, 66, 238, 239, 240, 241
Ludwig der Fromme, fränkischer Kaiser (778–840) 242
Luise Henriette Wilhelmine, Herzogin von Anhalt-Dessau (1750–1811) 179
Lyell, Charles (1797–1875) 264, 266, 267, 269, 271

M

Macpherson, James (1736–1796) 253
Maffei, Raffaello (1451–1522) 98
Manlius, Christoph (1546–1575) 160

Mannert, Konrad (1756–1834) 248
Marc Aurel, römischer Kaiser (121–180) 110
Marianna, Erzherzogin von Österreich (1738–1789) 89, 95
Maria Anna, Erzherzogin von Österreich (1718–1744) 118
Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich (1717–1780) 81, 88, 89, 97, 101, 102, 109, 112, 129, 130
Marston, James Edward (1771–1855) 310
Maßmann, Hans Ferdinand (1797–1874) 213, 214
Matthias, Kaiser des Hl. Röm. Reiches (1557–1619) 160
Mayer, Franz Anton (1773–1854) 118, 303, 305, 306, 307, 308, 309
Mecsey von Tsoor, Karl (1804–1885) 153
Mehlis, Christian (1850–1933) 256
Meinecke, Friedrich (1862–1954) 256
Melly, Eduard (1814–1854) 113, 114
Mende, Ludwig (1779–1832) 293
Menzel, Wolfgang (1798–1873) 75
Merhart, Gero von (1886–1959) 172
Merseburg, Thietmar von (975/76–1018) 225
Messikommer, Jakob (1828–1917) 269, 270, 271
Metternich, Klemens Wenzel von (1773–1859) 113, 142
Meyer, Friedrich Johann Lorenz (1760–1844) 303
Meyerbeer, Giacomo (1791–1864) 208
Millich, Johann Gottlob (1678–1726) 170
Minutoli, Johann Heinrich Carl von (1772–1846) 302
Mommson, Theodor (1817–1903) 73
Mone, Franz Joseph (1796–1871) 31, 255, 257, 259
Montelius, Gustav Oscar Augustin (1843–1921) 230
Moos, David von (1729–1786) 192, 193
Moritz, Karl Philipp (1756–1793) 303
Mortillet, Gabriel de (1821–1898) 271
Moschettini, Hieronymus (1755–1832) 103, 104, 110
Moser, Johann Jacob (1701–1785) 9
Muchar, Albert von (1786–1849) 97
Muhrbeck, Johann Christoph (1733–1805) 293
Müller, Johannes (1733–1816) 66, 192
Müller, Johannes von (1752–1809) 83
Müller, Johannes Heinrich (1828–1886) 278
Müller, Karl Otfried (1797–1840) 183
Müller, Nikolaus (1770–1851) 28
Müller, Thomas Sanderad (1748–1819) 74

N

Nagel, Anton (1717–1794) 88
Nägeli, Carl Wilhelm (1817–1891) 264
Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen (1769–1821) 10, 13, 29, 82, 83, 95, 106, 111, 116, 118, 142, 174, 258, 285, 288, 302

- Napoleon III., Kaiser der Franzosen (1808–1873) 206
- Nathorst, Alfred Gabriel (1850–1921) 263
- Nernst, Karl (1775–1815) 291
- Nettelbladt, Christian (1696–1775) 293
- Neumann, Franz de Paula (1744–1816) 89, 112, 128, 131, 133, 136, 140
- Neurath, Johann Friedrich Albrecht Constantin von (1739–1816) 11
- Nobile, Pietro (1774–1854) 90, 103, 104, 105, 108, 109, 111
- Nordenskiöld, Adolf Erik (1832–1901) 263
- Nostitz und Jänckendorf, Gottlob Adolf Ernst von (1765–1836) 39, 165
- Notz, Johannes (1802–1862) 191
- O**
- Obermüller, Wilhelm (1809–1888) 255, 259
- Oechsle, Ferdinand Friedrich (1797–1845) 67
- Oesterreicher, Paul (1767–1839) 238
- Opitz, Martin (1597–1639) 100
- Orelli, Johann Caspar von (1787–1849) 191
- Otto I. von Bamberg, Bischof (um 1060–1139) 295
- P**
- Palacký, František (1798–1876) 145, 147, 148, 150, 152, 154, 155
- Pallas, Peter Simon 301
- Pannach, Ehregott Friedrich (1761–1826) 161, 222
- Panzer, Friedrich (1794–1854) 246, 247
- Parow, Johann Ernst (1771–1836) 293
- Paur, Theodor (1815–1892) 169, 170
- Pelcl, František Martin (1734–1801) 99
- Petrarca, Francesco (1304–1374) 186
- Pfister, Albert von (1839–1907) 75
- Philipp II., König von Makedonien (um 382–336 v. Chr.) 170
- Pič, Josef Ladislav (1847–1911) 157
- Piccolomini, Enea Silvio; ab 1458 Papst Pius II. 186
- Pickel, Ignaz (1736–1818) 307
- Pietro Leopoldo *siehe* Leopold II.
- Pillersdorf, Franz von (1786–1862) 152
- Pillwein, Benedikt (1779–1847) 83, 92
- Pistorius, Carl Christian (1781–1852) 310
- Pius VII., Papst (1742–1823) 110
- Plancus, Lucius Munatius (87–15 v. Chr.) 189
- Plantin, Jean-Baptiste (1624–1700) 189
- Preller, Friedrich d. Ä. (1804–1871) 290
- Preller, Friedrich d. J. (1838–1901) 290
- Preusker, Karl Benjamin (1786–1871) 32, 33, 34, 35, 36, 37, 39, 40, 41, 42, 76, 166, 167, 219, 222, 230, 234, 235
- Primisser, Alois (1796–1827) 83
- Prokesch von Osten, Anton (1795–1876) 114
- Ptolemaius, Claudius (um 100 – nach 160) 46
- Pütter, Johann Stephan (1725–1807) 9, 11
- Pyl, Theodor (1825–1904) 294
- Q**
- Quandt, Johann Gottlieb von (1787–1859) 67
- Quistorp, Johann Gottfried (1755–1835) 293
- R**
- Rafn, Carl Christian (1795–1864) 156
- Ramsauer, Johann Georg (1795–1874) 93
- Redenbacher, Johann Michael (1764–1816) 304, 305, 308
- Rehmann, Wilhelm August (1792–1840) 26
- Reichard, Heinrich August Ottokar (1751–1828) 300, 310
- Rellstab, Heinrich Friedrich Ludwig (1799–1860) 291
- Retzius, Anders Adolf (1796–1860) 207, 210
- Reuß-Schleiz, Graf Heinrich LXII. von (1785–1854) 67
- Reuß-Greiz, Graf Heinrich XIX. von (1790–1836) 67
- Reuter, Fritz (1810–1874) 291
- Rhenanus, Beatus (1485–1547) 189
- Ribeiro, Carlos (1813–1882) 267, 268
- Rochleder, Friedrich (1819–1874) 156
- Roschmann, Anton (1694–1760) 97, 98, 105
- Ross, Ludwig (1806–1859) 184, 187
- Rotteck, Karl von (1775–1840) 259
- Rudolf II., Kaiser des Hl. Röm. Reiches (1552–1612) 160
- Rudolphi, Karl Asmund (1771–1832) 293
- Rühs, Friedrich (1871–1820) 293
- Runge, Philipp Otto (1777–1810) 289, 293
- Rupprecht, Friedrich Karl (1779–1831) 239, 244, 250
- S**
- Sacher-Masoch, Leopold (1797–1874) 154
- Sack, Johann August von (1764–1831) 67, 294, 295
- Šafařík, Pavel Josef (1795–1861) 145, 148, 150, 152, 224
- Sallet, Alfred von (1842–1897) 169, 170
- Saporta, Gaston de (1823–1895) 262
- Saurau, Graf Franz Josef von (1760–1832) 119
- Savigny, Friedrich Carl von (1779–1861) 11
- Schachmann, Carl Adolph Gottlob von (1725–1789) 159, 161, 162, 163
- Scharnagel, Sebastian (1791–1837) 239, 249
- Schauelfbühl, Udalrich Josef (1789–1856) 198
- Schaum, Jacob Carl (1768–1841) 26, 27
- Scheiger, Josef von (1801–1886) 90
- Schellenberger, Andreas Augustin (1746–1832) 238
- Scheltz, Theodor (1795–1851) 224, 226
- Schepler, Carl, Gastwirt (unbek.) 292, 297
- Scherschnik, Leopold Johann (1747–1814) 99
- Schildener, Carl (1777–1843) 289, 293
- Schilling, Wilhelm (1790–1874) 293, 294
- Schinkel, Karl Friedrich (1781–1841) 181, 290, 291
- Schlagintweit, Hermann (1826–1882) 278
- Schleiermacher, Friedrich (1768–1834) 292
- Schliemann, Heinrich (1822–1890) 163
- Schmidt, Christian Wilhelm (1806–1883) 74
- Schmidt, Julius (1796–1872) 67
- Schneemann, Gerhard (1796–1864) 76
- Schneider, Johann Traugott (1788–1835) 166, 167
- Schnyder, Franz Ludwig (1800–1852) 198
- Schoch, Johann Leopold Ludwig d. Ä. 178
- Schoenvisner, István (1738–1815) 101
- Schönhholz, Friedrich Anton von (1801–1845) 292, 298
- Schönwiesner, Stephan *siehe* Schoenvisner, István
- Schreiber, Heinrich (1793–1872) 26, 196, 205, 207, 223, 245, 255, 257, 259
- Schröter, Hans Rudolf (1798–1842) 49, 51, 53, 54, 57, 59
- Schubert, Gotthilf Heinrich von (1780–1860) 291
- Schuchardt, Conrad Gideon Theodor (1829–1892) 163
- Schultes, Joseph August (1773–1831) 92
- Schwab, Gustav (1792–1850) 67
- Schwantes, Gustav (1881–1960) 277
- Schwarz, Theodor (1777–1850) 285, 295
- Schwarzenberg, Felix zu (1800–1852) 147, 152, 153
- Seethaler, Johann Andreas (1762–1844) 92, 94
- Segesser, Josef Plazid (1803–1870) 199
- Seidl, Johann Gabriel (1804–1875) 122, 126, 130, 140, 141
- Sentscher, Alois, Pächter (unbek.) 123, 125, 127, 133, 134, 136
- Seymour, Henry (1776–1849) 191, 193, 194
- Seymour, Henry Danby (1820–1877) 191, 194
- Sickingen, Franz Xaver Schweickhardt von (1794–1858) 90, 91
- Siebert, August Friedrich (1805–1855) 245

Slatschegg, Georg, Bauer (unbek.)
123, 124, 125, 126, 127, 136, 138,
139

Solms-Laubach, Graf Friedrich Ludwig
Christian zu (1769–1822) 20

Sonnenfeld, Johann Dominikus Prunner
von (1654–1719) 94

Sonnenfels, Josef von (1732/33–1817)
81, 82, 84

Sprengel, Kurt (1766–1833) 225

Starke, Georg (1852–1919) 169

Stein, Christian (1771–1830) 288, 291,
292

Stein, Karl vom und zum (1757–1831)
9, 181

Steinbüchel von Rheinwall, Anton
(1790–1883) 89, 111, 113, 123, 129

Steiner, Johann Wilhelm Christian
(1785–1870) 67

Sternberg, Graf Kaspar Maria von
(1761–1838) 145

Struve, Gustav von (1805–1870) 258

Suess, Eduard (1831–1914) 269

Süss, Vinzenz Maria (1802–1868) 94

Széchenyi, Graf Ferenc (1754–1820)
101

Széchenyi, Graf István (1791–1860) 101

T

Tacitus, Cornelius (55–120) 47, 52, 53,
59, 185, 225, 229

Thiersch, Friedrich Wilhelm von
(1784–1860) 278

Thomsen, Christian Jürgensen (1788–
1865) 43, 51, 57, 60, 61, 196,
216, 222, 229, 281

Thon, Sixtus Armin (1817–1901) 290

Thukydides (vor 454–um 399/96 v. Chr.)
179, 186

Thun und Hohenstein, Graf Franz Anton
von (1809–1870) 145

Thun und Hohenstein, Graf Leo von
(1811–1888) 150, 152, 153, 154

Thunmann, Johann (1746–1778) 222

Thurneysser, Leonhard (1531–1596) 160

Tiefenau, Ignaz Göldlin von (1790–1860)
199

Tischbein, Johann Heinrich Wilhelm
(1751–1829) 303

Torre Valsassina, Michele della (1757–
1844) 104

Trajan, römischer Kaiser (53–117) 110

Troyon, Frédéric (1815–1861) 196, 197

Tschudi, Aegidius (1505–1572) 188

Turner, Joseph Mallord William (1775–
1851) 191

U

Ugarte, Graf Aloys (1784–1845) 130,
135, 136, 138

Uhland, Ludwig (1787–1862) 277

Unger, Franz (1800–1870) 262, 268, 271

Urbicus, Lucius Aelius (Ende 2. Jh.) 189

V

Vahlkampf, Joseph Anton von (1761–
1826) 9

Valadier, Giuseppe (1762–1839) 104,
108

Venez, Ignaz (1788–1859) 263

Vercingetorix (82–46 v. Chr.) 258

Vico, Giambattista (1668–1744) 102

Virchow, Rudolf (1821–1902) 156, 167

Vitruv (eigentlich Marcus Vitruvius
Pollio; 1. Jh. v. Chr.) 108

Vögelin, Salomon (1774–1849) 188, 190

Voigt, Mikuláš Adaukt (1733–1787) 99

Volaterranus *siehe* Maffei, Raffaello 189

Voltaire (eigentlich François-Marie
Arouet; 1694–1778) 10

Vulliemin, Louis (1797–1879) 196

W

Wagner, Friedrich August (1775–1856)
277, 305

Waldeck, Johann Friedrich von (1766–
1875) 301

Waltershausen, Wolfgang Sartorius von
(1809–1876) 264

Wartislaw IX., Herzog von Pommern
(1400–1457) 293

Weber, Lukas (1811–1858) 193, 194

Weerth, Ernst aus'm (1829–1909) 74

Weigel, Christian Ehrenfried von
(1776–1848) 293

Weishaupt, Carl (1787–1853) 307

Welcker, Karl Theodor (1790–1869) 259

Wiedemann, Ernst (1883–1958) 293

Wieland, Christoph Martin (1733–1813)
16

Wilhelm I., König der Niederlande
(1772–1843) 277

Wilhelm Christian Carl, Fürst zu Solms-
Braunfels (1759–1837) 26, 27

Wilhelm Malte, Fürst zu Putbus
(1783–1854) 286, 288, 290, 291,
295, 298

Wilhelmi, Johann David Karl (1786–1857)
28, 32, 37, 38, 59, 196, 223, 259

Wilmowsky, Johann Nikolaus von
(1801–1880) 74

Winckelmann, Johann Joachim (1717–
1768) 89, 160, 176, 182, 183, 186,
302

Wocel, Johann Erasmus (1802–1871)
142, 147, 148, 149, 150, 151, 152,
153, 154, 155, 156, 157, 158, 215,
226

Wolf, Friedrich August (1759–1824) 174,
182, 183, 185, 186, 187

Wolfradt, Graf Gustav Anton von (1762
–1833) 295

Worbs, Johann Gottlob (1760–1833)
215, 224, 225, 226, 227, 228, 233,
235

Worsaæ, Jens Jacob Asmussen
(1821–1885) 156, 216, 223, 231,
232, 300, 301

Wrbna und Freudenthal, Graf Rudolph
von (1761–1823) 128, 131, 135,
136, 137

Württemberg, Graf Wilhelm von
(1810–1869) 28, 67, 76, 269

Z

Zedlitz-Neukirch, Leopold von (1792–
1864) 310

Zelter, Karl Friedrich (1758–1832) 291

Zeuß, Johann Kaspar (1806–1856) 255,
257

Zinzendorf, Graf Nikolaus Ludwig von
(1700–1760) 164

Zobel, Johann Gottlob (1748–1816) 168

Zuccolo, Leopoldo (um 1760–1833) 103

Zweig, Stefan (1881–1942) 10